Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift

für

Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

1859.

Januar — Juni.

Frankfurt am Main.

Expedition des Frankfurter Museums.

C. Naumann's Druckerei in Frankfurt a. M.

Inhalts-Verzeichniß

des

fünften Jahrganges des Frankfurter Museums.

Januar — Juni 1859.

Literaturkunde.

Kritik.

Theater und Musik.

Bildende Künste.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Politik.

Unterhaltungen

und Besprechungen neuer Erscheinungen, durch alle Nummern gehend. Di· ausführlicheren selbstständigen Artikel sind unter den betreffenden Rubriken bezeichnet.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Nº 1. **Frankfurt a/M., den 1. Januar.** **1859.**

Die Dame mit dem Hute.

Eine Novelle.

I.

Am Landungsplatze der Dampfboote, die zwischen Hamburg und Harburg fahren, herrschte an der hannöver'schen Seite an einem schönen Septembernachmittage ein lebhaftes Gewühl. Auswanderer, die noch vor dem Winter in Amerika landen wollten, mit vielem Gepäcke und Kindern, bedeckten den schattenlosen Uferrand; dazwischen sah man elegante Reisende umherwandeln, die aus südlichen Ländern in die nördliche Heimath zurückkehrten; eine geputzte und fröhliche Gesellschaft Harburger, die am Abend im Hamburger Theater eine berühmte Sängerin in der Norma hören wollten, und Andere.

Alle sahen ungeduldig der Ankunft des Primus entgegen, der auch schon flink und wohlgemuth durch den Reiherstieg, einen Arm der Elbe, herannahete, und zu seinem Glücke nicht ahnte, welche Last ihm, dem Kleinsten aber beliebigsten unter seinen Brüdern, für die Rückfahrt aufgebürdet werde.

Die größte Ungeduld empfand gewiß ein junger, schlank gewachsener Mann mit lebhaften braunen Augen und einem Bärtchen auf der stolz geschwungenen Lippe, obgleich er sich äußerlich am ruhigsten verhielt. Mit unter-

geschlagenen Armen, als wollte er damit das klopfende Herz im Zaume halten, und eine Cigarre rauchend hielt er die flammenden Blicke fest und unverwandt auf die Hamburger Thürme gerichtet, und war dem Uferrande so nahe getreten, daß das plätschernde Wasser zuweilen seine lackirten Stiefel benetzte. Er aber schien von Allem was um ihn her vorging nichts wahrzunehmen.

Der junge Mann hieß Oswald, war Literat und stand im Begriff, den letzten Schritt einer Uebersiedelung von Dresden nach Hamburg zu thun. Für die letztere Stadt empfand er seit einigen Tagen eine wahre Leidenschaft, denn erst seit so lange hielt er sie für seine Vaterstadt, die er bisher nicht gekannt, und seine sehr lebhafte Phantasie suchte und fand dort in diesem Augenblicke schon Alles, was ihm bisher zu seinem Glücke gefehlt hatte. Freilich war dies nicht wenig. Zunächst hoffte er dort seine Eltern oder Verwandte zu finden, bisher hatte er zu seinem tiefsten Schmerze ganz einsam im Leben gestanden; er hoffte auch dort vielleicht eine Geliebte wieder zu sehen, die er vor Jahren nur drei Stunden, drei kurze Stunden lang gekannt, und die ihm dann spurlos verschwunden war. Beschäftigung als Literat mußte er freilich zunächst suchen, denn davon mußte er im schlimmsten Falle künftig sein Leben fristen.

Wie gesagt, es war nicht wenig, was Oswald sich Alles von der ihm bis heute gänzlich unbekannten großen Handelsstadt versprach, die da nun schon so nahe vor ihm lag; allein was hofft nicht ein Jüngling von 23 Jahren? Auch hatte, wie er freudig meinte, die Vorsehung sich bisher seiner so gütig angenommen, daß er bei den Aussichten, die ihm seit Kurzem eröffnet, auch auf Außerordentliches rechnen durfte.

Für den Augenblick aber sehnte er sich freilich am meisten nach einem bequemen Sitze. Die letzten in Dresden verlebten Tage waren sehr ermüdend für ihn gewesen, seine Uebersiedelungspläne so schnell entstanden und ausgeführt, daß es all seiner Kraft und Geschicklichkeit bedurft hatte, die dortigen Verhältnisse abzuwickeln und zu lösen. Bisher half er die Spalten der Abend-Zeitung füllen, einer viel gelesenen in Dresden erscheinenden Zeitschrift, und eiligst hatte er die letzte Arbeit noch vollendet, denn von nun an wollte er seine Feder nur noch im Dienste der Stadt beschäftigen, die ihm jetzt Alles galt. Auch die Abschieds-Besuche hatten ihm viel Zeit und Wege gekostet, denn er war in vielen Familien ein stets gern gesehener Gast gewesen, und das Fest, das Wilibald, sein Busenfreund, ihm noch am Bahnhofe gegeben, hatte vom Abend bis zu der frühen Morgenstunde gewährt, wo er das Coupé bestieg, das er nur in Braunschweig auf einige Stunden verlassen, um einen kurzen, Herz und Gemüth aufregenden Besuch abzustatten. Sehr erwünscht daher für ihn, wie für alle des Primus Harrenden, stieß dieser jetzt ans Land; die Brücke fiel und Oswald war einer der Ersten, der rücksichtslos gegen schwächere Bestrebungen auf das Verdeck eilte, seinen Reisekoffer in Sicherheit brachte und dann sich in den Eckplatz der Bank ausstreckte, die

der Brücke am nächsten, auch die Aussicht auf die Hamburger Thürme gestattete, welche die Conturen zu dem Gemälde abgaben, das Hoffnung und Phantasie ihm vorgaukelten.

Zwischen ihm und den Bänken gegenüber ward jetzt das Gepäck der Cajüten-Passagiere aufgestapelt, doch nicht so hoch, daß er nicht darüber hinweg sein vis-à-vis auf dem Schiffe hätte wahrnehmen können. Vier junge hübsche Mädchen zwängten sich mit ihren bauschichten Mousselinkleidern in die Bank ihm gegenüber, glücklicherweise mit so modernen Hütchen, daß sie nicht nur die ihm so theure Aussicht nicht verdeckten, sondern einen sehr anmuthigen Vordergrund dafür abgaben.

Es währte geraume Zeit, bevor Alles, was zuvor den Landungsplatz bedeckt hatte, am Bord des kleinen Primus placirt war, und wer nicht sehr hurtig gewesen, mußte nun mit dem Platz vorlieb nehmen, den der Zufall ihm übrig ließ. So kam es, daß ein kleiner alter Mann von bescheidenem Aeußern, dessen ganzes Gepäck aus einem Regenschirme und einem kleinen Zeugbündel bestand, immer war zurückgeschoben und zuletzt genöthigt worden, dicht neben der Landungsbrücke und Oswalds Ellenbogen stehen zu bleiben, der auf der Banklehne ruhte, während die schmale Hand, mit zierlichem Glacé-Handschuh bekleidet, die ausgegangene Cigarre noch gedankenlos in die Höhe hielt, als sollte sie im nächsten Augenblicke weiter geraucht werden.

Der alte Mann stand nicht sehr fest auf seinen ermüdeten Beinen; dazu kam das unbequeme Gefühl, daß er eigentlich nicht hierher, sondern auf das Hinterdeck gehörte. Um so ängstlicher und höflicher entschuldigte er sich jedesmal bei dem ihm so vornehm scheinenden jungen Herrn, wenn er durch die Bewegung des Schiffes, aus Schwäche, oder gar von seinem robusten Nachbar zur Rechten ins Schwanken gebracht, mit Oswalds Arm in unsanfte Berührung gerieth. Allein wie gesagt, der junge Mann wandelte schon im Geiste in Hamburg umher, er sah, er hörte, fühlte nichts von dem was neben seinem leiblichen Menschen vorging, und deshalb bemerkte er auch nicht die muthwilligen Mienen und Geberden, mit denen die jungen Mädchen, ihm gegenüber, sich unter einander auf das ungleiche Paar aufmerksam machten, das der Zufall so eng mit einander verband, und die träumerische Zerstreutheit des jüngeren Mannes mochte ihnen noch komischer erscheinen, als die unglücklichen Versuche des Alten, das Gleichgewicht zu behalten, und wenn sie mißlangen, unermüdlich tauben Ohren Entschuldigungen über Entschuldigungen zu machen.

Das Aeußere des alten Mannes war sonst durchaus nicht zu Neckereien auffordernd. Er trug einen zwar fadenscheinigen, aber sauber gebürsteten langen schwarzen Rock, über dessen Kragen ein schneeweißer Hemdkragen fiel, der, mit dem eben so weißen Haupthaar, das faltenreiche, aber gutmüthig freundliche Gesicht recht ehrwürdig einrahmte.

Seine Hände, die sich auf den Regenschirm stützten, waren mit baumwollenen Handschuhen bekleidet, die zwar vollständig ausgebessert, doch mit dem Hemdkragen an schneeiger Weiße wetteiferten, und man hätte ihn für einen Dorfschulmeister halten können.

Jetzt verließ der Primus den Reiherstieg, und durch neues Kohlenaufschütten neue Kraft gewinnend, schwenkte er rasch und geschickt in das große Fahrwasser ein, auf welchem es wie auf einer großen Meermesse herging.

Hunderte von kleinen und größeren Kähnen und Evern, die am Morgen die große Stadt mit Lebensmitteln aller Art versorgt hatten, kehrten mit ihrer heiter schwatzenden oder singenden Bemannung heim nach den nahen Inseln und Küstendörfern. Seeschiffe, die mit schwellenden Segeln die eben eingetretene Ebbe benutzten, um noch vor Einbruch der Nacht die Nordsee zu erreichen; Geschäftsleute in kleinen, nur von einem Ruderer gelenkten Booten; Lustfahrende in geschmückten Gondeln, Alles voll fröhlicher oder geschäftiger Bewegung, belebten weithin die Elbe, während in den nahen Häfen von Hamburg und Altona der kaufmännische Verkehr und das damit verbundene Geräusch noch größer, jedenfalls lauter war.

Jetzt hätte Oswalds Zerstreuung sich eher erklären lassen, aber grade hier verließ sie ihn. Er gewahrte endlich das Kichern und die muthwilligen, zwischen ihm und seinem Nachbar zur Rechten hin und her schweifenden Blicke der Mädchen, und da bei der raschen Schwenkung des Primus der Alte beinahe auf ihn gefallen wäre, sah er sich schnell nach ihm um, in der Meinung, daß vielleicht ein Betrunkener — — doch nein! das schien vielmehr ein Kranker zu sein, und die Situation, in der sich der kümmerliche Alte seit der Abfahrt mußte befunden haben, alsbald mit wohlwollendem und mitleidigem Herzen auffassend, sprang Oswald augenblicklich auf, und bot mit freundlichen Worten und Geberden dem Greise seinen Platz an. Zugleich warf er einen halb und halb entschuldigenden Blick auf seinen Nachbar zur Linken, allein dieser kümmerte sich nicht um ihn und seine Bewegungen. Es war ein großer hagerer Herr, von oben bis unten in einem langen Oberrock vom feinsten Tuche eingeknöpft. Den Kopf tief auf die Brust gesenkt, den Hut über die Stirne gezogen, das Taschentuch vor dem Munde haltend, schien es ein sehr vornehmer, mindestens reicher, doch brustleidender Mann zu sein.

Als der alte Mann den Herrn erblickte, machte er höfliche Einwendungen gegen Oswald's Anerbieten; allein dieser faßte den Regenschirm, zog und schob mit leichter Mühe den ermüdeten Greis auf den von ihm verlassenen Sitz, und eilte dann leichten Fußes und Sinnes, sich durch das schmale Gäßchen windend, das zwischen den Cajüten-Passagieren und ihrem Gepäck war freigelassen, nach dem Schnabel des Schiffes, wo er sich nun gänzlich dem Eindrucke überließ, den das großartige Gemälde auf Jeden, wie viel mehr auf

ihn machen mußte, für den es nicht nur vom Scheine der milden Septembersonne, sondern noch außerdem vom Zauberscheine der Hoffnung verklärt war.

Dennoch, je näher der Primus seinem Ziele kam, das er mit der schweren Last auf seinem Rücken und der Ebbe entgegen nur langsam erreichen konnte, je beklommener klopfte das Herz des jungen Reisenden. Die gewaltigen Häusermassen, die das hüglichte Ufer bekleideten, der himmelanstrebende Mastenwald in den Häfen schienen auf ihn förmlich einzudrängen, ihn ersticken zu wollen. Die begeisterten Empfindungen, die Hoffnung, Phantasie, und ein sanguinisches Vertrauen auf sein Geschick ihm eingeflößt, und noch so eben erst auf das Höchste gesteigert hatten, schwanden dahin wie ein Schemen. Eine Angst, eine Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner, wie er sie nie zuvor empfunden, und die er sich auch mit nichts zu erklären wußte. Mit jugendlichem Trotze suchte er sich ihrer zu erwehren, allein gänzlich ließen sie sich nicht bemeistern, vielmehr gestand er sich jetzt zum ersten Male selbst, daß es ein tolles Wagestück gewesen, Alles hinter sich zu lassen, ja gewissermaßen seine Schiffe zu verbrennen, und das Alles nur wegen fünf Worten, die ein ihm persönlich unbekannter Mann ihm vielleicht nur geschrieben, um ihn los zu werden. —

Ich bin ein Thor, ein verrückter Träumer, schalt er sich und mit hundert Variationen hatte sein Freund Wilibald ihn so gescholten. Alles hatte dieser redliche und kluge Freund aufgeboten, um ihn von dieser Thorheit zurückzuhalten, aber vergebens! andere Bekannte, die einst wie er jetzt, mit reichen Hoffnungen auf Glück und Ehre hierher gekommen waren, schilderten ihm das Elend, das sie statt dessen gefunden. Sie entwarfen ihm die abschreckendsten Gemälde von der Kälte, dem Hochmuthe, der inneren Rohheit der Krämerseelen, deren Götter der Mammon und der Bauch seien, und die geistigen Güter verschmäheten und verachteten. Alles vergebens! er hatte auf keine Warnung gehört, und es geschah ihm nun ganz recht, wenn es ihm schlecht erging.

Da der Primus noch eine Viertelstunde zu fahren hat, wollen wir diese Zeit dazu anwenden, des jungen Mannes bisherige Schicksale kurz anzudeuten, vielleicht findet er dann des Lesers Entschuldigung mehr, als gegenwärtig seine eigne. —

In einem Försterhause, tief im Harzgebirge verborgen, war Oswald zuerst zum Bewußtsein des Lebens erwacht. Doch nur zu bald machte er die Entdeckung, daß die Kinder, die er Brüder und Schwestern nannte, dies nicht waren, und Vater und Mutter ihm eine nur kalte Freundlichkeit bewiesen, die er späterhin auf Rechnung des Kostgeldes schrieb, welches, wie man ihm sagte, unbekannte Wohlthäter für ihn, den Verwaisten, zahlten. Später ward er in Braunschweig in einer Kostschule untergebracht, in der sein für die Liebe und den Frohsinn geschaffenes Herz eben so wenig Befriedigung fand. Als der Verstand des verwaisten Knaben sich mehr und mehr schärfte

und er zu Betrachtungen und Vergleichungen über sein Schicksal und das seiner Genossen fähig ward, empfand er neben den Schmerzen über sein einsames Loos am bittersten die Entbehrung eines väterlichen Namens; denn Oswald konnte doch nur sein Taufname sein, dachte er. Seine Pflegeltern vermochten ihm hierüber keine Auskunft zu geben, sie suchten ihn damit zu beruhigen, daß er vielleicht Oswald oder Oswold heiße. Ihnen war er freilich nur mit dem einen Namen übergeben. Auch in der Schule war dies so angenommen, und als er einst den Lehrer, der ihm am meisten wohl wollte, seine Scrupel hierüber anvertraute, und ihn auf das Rührendste bat, ihm zu sagen, was er von seinen Verhältnissen wisse, theilte dieser ihm mit: Ein Banquier Selheim in Wien zahle die Gelder für ihn. Durch denselben sei er dem hiesigen Kaufmannshause Malz und Comp. empfohlen, das sich specieller um seine Angelegenheiten bekümmere. Wie er durch Herrn Malz erfahren, sei aber auch Herr Selheim nur ein Vermittler in dieser Angelegenheit. Unbekannte Wohlthäter wollten vielleicht nur deßhalb nicht genannt sein, um späterhin, wenn der Waisenknabe erst selbst für sich sorgen könne, weder seinen Dank noch sonstige Behelligung von ihm zu haben. Seine Pflicht aber sei, ihnen durch Fleiß und Betragen zu danken, denn obwohl er sie nicht kennen sollte, würden sie doch nie ihn aus den Augen verlieren.

Dasselbe wiederholte Herr Malz, als Oswald sich einst das Herz faßte zu ihm zu gehen, und ihn selbst zu fragen. Als der gutmüthige Mann, durch des hübschen und freundlichen Knaben Bitten gerührt, sogar bei Herrn Selheim Erkundigungen einzog, antwortete dieser in kurzen und strengen Worten: Er handle im Auftrage eines ihm persönlich gänzlich Unbekannten, und verbot dem Knaben alles Grübeln über seine Verhältnisse.

Als Oswald confirmirt war, ward er zu Herrn Malz beschieden und von ihm befragt, ob er ein Handwerk, eine Kunst erlernen, oder Kaufmann werden wolle? Für einen dieser Berufszweige müsse er sich entscheiden. Es sollte dann noch vier Jahre lang für ihn gesorgt werden. Wie sehr aber erstaunte der Braunschweiger Kaufherr, als der Knabe mit bescheidener Festigkeit erklärte, studiren zu wollen. Noch dazu schöne Wissenschaften, nicht einmal auf eine Brodstelle los! er, der ein so armer Junge war, und nur von fremden Wohlthaten lebte, studiren!! Nun da höre Alles auf! Die Sanftmuth und der unverhohlene Schmerz, mit denen der Knabe diese Vorwürfe hinnahm, und so sehr zu verdienen zugab, dennoch aber an seinem Entschlusse festhielt, und Herrn Malz auf das Beweglichste bittend, ihm nur bei seinen Wohlthätern auszuwirken, daß er die Unterstützung fort bekomme, die sie ihm bisher hätten zufließen lassen, das Uebrige wolle er sich schon durch Stundengeben zu verdienen suchen, gewannen ihm das Herz des Kaufherrn. Dieser fühlte sich dadurch bewogen, Herrn Selheim die Sache mitzutheilen, und indem er die Scene mit dem Knaben fast dramatisch schilderte, leistete er

diesem einen nie vergessenen Dienst. Einige Wochen später wurde Oswald abermals zu Malz und Comp. beschieden, und ihm durch seinen Gönner angekündigt, von jetzt an, bis zu seiner Mündigkeit, sollten jährlich vierhundert Thaler für ihn bei Herrn Selheim bereit liegen. Auch dies wollten seine großmüthigen Wohlthäter noch für ihn thun, dann aber auch nie mehr etwas von ihm hören, noch ihm geben, oder ihn sehen.

Und warum nicht? Was habe ich verbrochen, daß selbst mein Dank sie beleidigt? rief der Knabe, indem ihm die Augen voll Wasser traten. Herr Malz tröstete ihn: Großmüthige Sonderlinge! vielleicht unangenehme Familienverhältnisse! tröste du dich mit den vierhundert Thalern, mich dünkt, das ist sehr viel für einen Jungen wie du.

Ja, ja das ist es! rief Oswald, und durch die Thränen lachte der Sonnenschein des Glückes. Vierhundert Thaler jährlich bis zu seiner Mündigkeit, die ihm in diesem Augenblicke noch so fern wie der Welt Ende zu sein schien! vierhundert Thaler! einem Knaben in Aussicht gestellt, der bisher nur über ein monatliches Taschengeld von zwölf Groschen zu verfügen gehabt, und davon noch Pflegeeltern, Geschwister und Freunde beschenken konnte! Der Verstand drohete den glücklichen Oswald zu verlassen, seine Freude, seine Dankbarkeit kannten keine Grenzen, und doch brach immer der Schmerz sich wieder Bahn, den der Gedanke ihm verursachte, niemals Diejenigen sehen zu sollen, die ihm dies unaussprechliche Glück bereiteten. Auch Herr Selheim schien ihn niemals sehen zu wollen, denn er ließ ihn bei dieser Gelegenheit noch einmal ermahnen, seinen Wohlthätern auf die Weise zu danken, daß er sich nun auch durchaus nicht weiter um seine Herkunft kümmere und keinerlei Forschungen darüber anstelle. Auch er verbitte sich alle Fragen, da er in der That Nichts hierüber wisse und unnütze Correspondenz hasse.

Allein trotz dieses Verbotes steigerte sich Oswalds Verlangen immer mehr, und als er in Göttingen ein fleißiger und vielbelobter Student war, wagte er doch wieder einmal an Selheim zu schreiben, allein er erhielt keine Antwort. Von Zeit zu Zeit wiederholte er diese Versuche, doch stets mit demselben Erfolge, und endlich fand er sich, wiewohl mit bitterem Schmerze, darein, einsam durch das Leben zu wandeln.

Mit Wilibald, dem Sohn eines Geheimraths aus Dresden, schloß er innige Freundschaft. Mit ihm machte er die Ferien-Reisen, und auf einer derselben hatte er ein Mädchen kennen gelernt, an das er sein Herz verloren, das er bis heute nicht wieder gefunden hatte.

Es war im Plauischen Grunde, wohin die Freunde, die die Ferien bei Wilibalds Eltern verlebten, von Dresden aus eine Fußtour gemacht, als sie mit einer Gesellschaft zusammentrafen, in der sich mehrere junge Leute beiderlei Geschlechts befanden. Die schönen und gebildeten Männer, die in der Gegend so bekannt schienen, wurden in Rath genommen, welche schöne Punkte in dieser

man noch schnell genießen könne, da das Wetter sich trüben zu wollen schien. So war Oswald der Führer einer jungen Dame geworden, die leichtfüßig und lebhaft mit ihm die steilste Anhöhe hinan kletterte. Als beide hier standen und mit entzückten Blicken bald die reizende Gegend, bald sich einander anschaueten, holte Wilibald in Begleitung einer der fremden jungen Männer sie ein. Dieser, der ein naher Verwandter, wenn nicht gar Verlobter des liebreizenden Mädchens schien, machte ihr sehr mürrische Vorwürfe über ihr „unsinniges Laufen" und forderte sie eben so unhöflich zur augenblicklichen Rückkehr auf. Beschämt und erröthend, aber freundlich, und mit einer heiteren Wendung, war sie augenblicklich bereit ihm zu folgen, als der Wind ihren Schleier entführte. Oswald stürzte demselben nach. Ein neckender Zufall ließ das leichte Gewebe immer wieder weiter flattern, wenn er eben es zu erhaschen hoffte. Endlich hielt er es in seiner Hand und beeilte sich, die holde Besitzerin aufzusuchen. Allein weder sie, noch ihre Gesellschaft, oder Wilibald waren ringsum zu erblicken, und es blieb Oswald nichts übrig, als nach dem Gasthofe zu gehen, in welchem die Freunde das Abendessen hatten einnehmen wollen.

Hier fand er Wilibald, der sich über seine Schleierjagd höchlichst belustigte und ihm erzählte, die Gesellschaft habe auf Veranlassung eines brustkranken Herrn, den das am Horizont drohende Gewitter für seine Gesundheit besorgt machte, ihre Wagen wieder bestiegen, und er hatte nicht einmal gefragt, weder von wannen sie gekommen noch wohin sie gefahren.

Wer waren sie nur? und was fange ich mit dem Schleier an? rief der schmerzlich enttäuschte Oswald.

Du behälst ihn als Trophäe eines sehr leichten, doch wie es scheint, dir nicht gleichgültigen Sieges, entgegnete Wilibald lachend. Die kleine schwarzäugige Schöne machte viele Einwendungen gegen die schnelle Abreise, und ob zwar sie den Schleier als luftigen Grund angab, war es doch weder mir noch dem höflichen Junker zweifelhaft, daß sie dabei an dich dachte. Oswalds Augen leuchteten bei dieser Neckerei seines Freundes, doch verrieth er nicht durch Worte, wie glücklich sie ihn machten, vielmehr warf er gleichgültig hin: Wer sie nur waren? Mich dünkt, es wären alle deutsche Dialecte in dieser Gesellschaft vertreten gewesen.

Da hast du recht! das Schwarzauge, um die es dir doch nur zu thun ist, war eine Wienerin, darauf möchte ich wetten. Der Herr mit der schlechten Lunge ein Hamburger. Der — — eine Wienerin unterbrach ihn Oswald? Gott bewahre! war sie nicht eine Residenz-Hannoveranerin, so doch jedenfalls aus jenem Lande. Sie sprach ja das reinste Deutsch.

Nun dem Himmel sei Dank, daß du sie nur irgend einem Volke auf Erden zutheilest, und nicht gar für eine überirdische Erscheinung gehalten hast, wie etwa „das Mädchen aus der Fremde." Wir werden sie schon wieder finden, „

Einen irdischen, ja recht prosaischen Namen hatte sie überdem, „Hanna"! rief sie der alte Brummbär.

Dies war nun Alles was Oswald von jenem Mädchen wußte, denn so große Mühe er sich auch späterhin gab, den Schleier wieder an die holde Besitzerin zurückzuliefern, er behielt ihn als Unterpfand für sein verlornes Herz, und besaß ihn noch als ein Wehmuth einflößendes Andenken an die schönsten Augenblicke seines Lebens.

Drei Jahre waren seitdem verflossen. Wilibald kehrte als Doctor Juris nach Dresden zurück, und als Oswald seine Studien beendet hatte, ließ er sich gern bereden, sich ebenfalls dort niederzulassen. Er sah sich bald in mehrere der gebildetsten Cirkel eingeführt. Sein hübsches und heiteres Aeußere, seine Gutmüthigkeit, seine natürlich schöne Stimme, die jetzt erst Anerkennung fand und die er fast gegen seinen Willen ausbilden mußte; seine ungekünstelte, aber geistvolle Unterhaltungsgabe, erwarben ihm überall Freunde. Seine literarischen Arbeiten fanden Beifall und vermehrten sein Einkommen, so daß er seinen Geschmack an eleganter Kleidung und einer gewissen vornehmen Generosität gegen arme und untergeordnete Personen leicht befriedigen konnte. Mit einem Worte, er hätte alle Ursache gehabt, mit seiner Lage vollkommen zufrieden zu sein, wenn nicht der Gedanke an seine dunkle Herkunft, der stets im Hintergrunde seiner Seele lebte, ihm all diese Freuden verbittert hätte.

Auch begann der Gedanke an seine Zukunft ihn mehr noch als bisher zu beschäftigen und zu beunruhigen. Nur noch zwei Jahre fehlten bis zu seiner Mündigkeit, dann verlor er die Rente, und was dann? so fragte er sich oft. Zu einer größeren Arbeit traute er sich weder Talent noch Ausdauer zu, und er dachte schon mitunter flüchtig daran, sich um eine Stelle als Vorleser, Gesellschafter oder Lehrer bei einem großen Herrn zu bemühen, oder Privatdozent u. s. w. zu werden; so tröstete er sich, aber nicht stichhaltig, denn wenn die Bemühungen fehlschlugen, was dann? (Fortsetzung folgt.)

Händels Stellung zur Entwickelung der deutschen Oper.

Die historische Forschung unserer Tage dringt immer tiefer in die Schachten des Volks- und Culturlebens ein. Kaum hat man, vor etwa 20 Jahren durch **Gervinus** und **Schlosser** angeregt, die Literaturgeschichte vom Standpunkte der Cultur- und Weltgeschichte zu beleuchten angefangen, so tritt auch seit wenigen Jahren eine verschwisterte Wissenschaft hinzu, versuchend, die Geschichte der Musik vom Standpunkte der Literaturbewegung aus zu beleuchten. **Otto Jahn** hat in seiner Biographie **Mozarts** einen großen Schritt über die dilettantischen Bestrebungen eines **Oulibischeff** hinaus gethan. Jetzt folgt nun eine zweite in diese Richtung einschlagende Arbeit,

die uns in eine andere große Epoche unserer Musik- und Literaturbewegung einführt. Friedrich Chrysander veröffentlicht ein Werk, geeignet, die höchste Aufmerksamkeit aller Musikfreunde auf sich zu ziehen.

Dasselbe heißt:

G. F. Händel von Friedrich Chrysander. Bd. 1. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1858.

Es ist hiermit der erste Versuch geschehen, eine Partie deutsch-musikalischer Entwickelung ins Licht zu setzen, von deren Wichtigkeit man vorher nur schwache Ahnung hatte. Man will hier genauer jene Zeit kennen lernen, die so einflußreich für die ganze spätere Entfaltung des Bühnenlebens wie der Literatur werden sollte. — Man kann dem strebenden Manne, der sich der Mühe unterzog, solche fern abliegende Partieen näher zu beleuchten, nicht genug Dank im Namen der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung abstatten, und wir glauben, die hier gewonnenen Resultate werden auch bald in anderen Wissenschaften reiche Früchte zu Tage fördern.

Händels Stellung für Kunstentwickelung ist darum so wichtig, weil auch er die großen Erfahrungen macht, die später Gluck zu seinen umfassenden Reformen anregten, weil er in seinem Wirken in seiner Jugendzeit die Vortheile und die Mängel des damaligen künstlerischen Standpunktes besonders in der Oper auf das Glänzendste hervortreten sieht, weil sein Uebergang von Oper zu Oratorium endlich ein Uebergang war, der für die ganze Zeit charakteristisch war, dem eine Menge Parallel-Bewegungen in anderen Kreisen verwandt waren. Uns liegt nun freilich nur ein erster Band aus Händels Leben vor, der nur bis zum Jahre 1720, also bis zu Händels 35stem Jahre reicht. Dennoch tritt uns auch hier schon eine Fülle des Stoffes und ein solcher Reichthum neuer Thatsachen entgegen, daß wir staunend vor der Fülle des entweder neugewonnenen oder mindestens neugesichteten Materiales kaum wissen, welche Thatsachen wir als die zunächst interessantesten aus der Fülle dieses Stoffes herausgreifen sollen.

Versuchen wir dem Faden des Werkes folgend einige der weniger bekannten Gesichtspunkte aus dem Ganzen herauszuheben.

In der Vorrede beginnt Chrysander damit, sich über sein Verhältniß zur ganzen Aufgabe auszusprechen: er will vorzugsweise das Biographische über Händel zu Tage fördern, weniger eine Monographie seiner Leistungen liefern. Für letztere Aufgabe hält er die Vorarbeiten noch nicht für geschlossen, indem die geschichtlichen Forschungen über die Entwickelung der Musik hier mit Paläſtrina anzufangen und Monteverde vorzüglich zu berücksichtigen hätten. So bescheiden auch der Verfasser diese größere Aufgabe von sich zurückweist, so müssen wir doch anerkennen, daß der größte Theil der Arbeiten für eine solche Monographie in vorliegender Biographie schon enthalten ist. In Betreff der Quellen legt Chrysander auf John Mainwairing großen

Werth, ist dagegen in der Beurtheilung von Mattheson weit strenger als seine Vorgänger.

Dieser Band zerfällt in zwei Bücher, wovon das erste die Jugend- und Lehrzeit (von 1685—1705), das zweite die große Wanderung (bis 1720) behandelt. — Nach Erörterungen über Name und Familie, wobei interessante Thatsachen zur Sprache kommen, wird seine Kindheit geschildert. Aus dem ganzen weitläufigen Anekdoten-Material, das sich in viele biographische Werke eingeschlichen hat, hebt Chrysander nur Weniges als historisch haltbar heraus. Händels Vater wird aus der Sphäre eines gewöhnlichen Barbiers zu einem geschickten Chirurgen und für seine Zeit geistreichen und umsichtigen Mann erhoben. Es schwindet damit die landläufige Erzählungsweise, wonach Händel viel durch vollständige Unkenntniß seines Vaters zu leiden gehabt hätte. Die abweichenden Ansichten des Vaters und Sohns über die Wahl des Lebensberufes finden ihre Erklärung, wie wir später sehen werden, in ganz anderen Ursachen.

Auch von seiner Mutter, einer Pfarrerstochter, Katharina Taust, weiß Chrysander viel Rühmliches zu erzählen. Er bringt ein Aktenstück aus der Händelschen Familienchronik herbei, aus dem wir erkennen, daß Händel eine vortreffliche, seiner würdige Mutter besaß. Wir sehen, daß unser Händel von ihr erbte: „Den hellen Geist, die tiefe Frömmigkeit und Bibelkenntniß, die starke Liebe zu den Eltern, ... die Tüchtigkeit in dem gesammten Tagewerk, den Ernst und die Sittsamkeit.“ (S. 8.)

Von den Jugendanekdoten wird sein Leben und Weben in Musik als historisch anerkannt. Er componirte schon, als noch „Tuthorn, Blechtrompete, Pommer, Holzflöte, Kindertrommel und Maultrommel sein Orchester“ war. Natürlich fiel sein Lärmen den Hausbewohnern lästig, man verbot ihm das Musiciren, aber gute Freunde, die sein Talent fördern wollten, schenkten ihm heimlich ein Clavichord, auf dem er sich geräuschlos im Musiciren übte. — Die Reise nach Weißenfels, wohin er vom Vater mitgenommen wurde, nachdem er ihm eine große Strecke zu Fuße nachgelaufen war, bildet auch bei Chrysander den Wendepunkt seiner Jugend; das Interesse der dortigen Kapelle für des Knaben Talent, die Aufmerksamkeit, die ihm der dortige Fürst zuwendet, bestimmen seinen Vater, dem Unterrichte in der Musik weiter keine Hindernisse mehr in Weg zu legen. Doch soll er diese nur als Liebhaberei betreiben, seine Lebensaufgabe soll die Rechtswissenschaft werden, von der der Vater für seinen Sohn eine solidere Zukunft hofft, als von dem damals schon in Verruf kommenden „Musikantenleben.“ Chrysander weist mit Recht darauf hin, daß dieses nicht Ansichten eines auf niedriger gesellschaftlicher Stellung stehenden Mannes sind, der sich ja gewiß gefreut, wenn der Fürst seinen Sohn als Musiker ausgebildet hätte, sondern daß wir hier ein selbstständiges bürgerliches Bewußtsein vor uns sehen, das eine selbst-

ständige, wenn gleich beschränkte Ansicht von der Welt festhält und durchführen will. Es folgen dann auf S. 18—21 sehr interessante Schilderungen über damalige Musiker, die uns des Vaters Ansicht und die damals bestehenden Vorurtheile recht begreiflich erscheinen lassen.

Und doch war es gerade damals die Musik, die nach den ermattenden Zuständen des 30jährigen Krieges Alles, was noch Tüchtiges im deutschen Leben war, um sich sammelte. Schon war Heinrich Schütz aufgetreten, der Vater der zukünftigen deutschen Musik, ein Mann, der mit seltener Kraft und Begabung der rohen Klimperei ein Ende machte und große Ziele bei seinen Schöpfungen festhielt. Eine der trefflichsten Stellen des erwähnten Werkes ist das, was über Schütz gesagt wird; mit kurzen Zügen weiß hier Chrysander schon die Eigenthümlichkeiten der deutschen Bestrebungen zu charakterisiren und sie von den gleichzeitigen fremden genau abzuscheiden.

Diese Arbeit wird nun weiter fortgeführt, indem von S. 21—41 die Arbeiten von Friedrich Wilhelm Zachau, Händels Lehrer, besprochen werden. Mit großer Genauigkeit und Sachkenntniß wird hier nachgewiesen, daß Zachau, wenn auch kein origineller Componist, doch ein Kenner alles Vorhandenen war, und daß sein Einfluß auf Händel wesentlich darin bestand, ihn mit den vorhandenen Mustern bekannt gemacht zu haben. Wenn Händel später von einem großen Einflusse Zachau's auf seinen Studiengang sprach und seine Geschicklichkeit im Contrapunkt wesentlich dessen Belehrung zuschrieb, so muß man es in diesem Sinne verstehen und bedenken, daß Händel als treuer Schüler stets mit Vorliebe von seinen Lehrern redete.

Die Zeit, wo Händel in Halle, seinem Geburtsorte, als 16jähriger junger Mensch Rechtswissenschaft studirte, wird mit einem Fragmente aus der Lebensbeschreibung des leichtlebigen Telemann (S. 44—50) eingeleitet, der mit Händel sich damals viel im Orgelspielen und Componiren übte. Es folgt jetzt die Reise nach Berlin, der Tod seines Vaters, seine Immatriculation und seine Anstellung als provisorischer Orgelspieler an der Hallischen reformirten Kirche. Alle diese Abschnitte mag Derjenige, der sich dafür interessirt, selbst im Werke nachlesen, er wird viel Neues und das Alte sehr oft verändert oder sicher gestellt dort finden. Auch eine scharf eingehende Kritik der Händelschen Jugendarbeiten. Uns interessirt dieses weniger; wir wenden uns vielmehr zu dem Hauptpunkte dieser Abhandlung, zu der Hamburger Zeit (1703—6), wo er zuerst mit dem Opernwesen in Berührung kommt. Dieser Abschnitt des Werkes (S. 72—146) eröffnet uns so tiefe Blicke in das damalige Culturleben, daß uns die Resultate desselben für die bedeutungsvollsten des Werkes scheinen.

Eröffnet wird diese Abtheilung mit einer Schilderung damaliger Hamburger Musikzustände, woraus wir ersehen, daß Händels Eintreffen dort mit großen Wendungen zusammenhängt, die in der Geschichte der Musik vor sich

gehen. An die Stelle der „kleinen Cantoreien" und des dadurch bedingten „Solomusicirens" tritt jetzt das Verstärken der Einzelstimmen und damit die Anfänge zu wirklichen Orchestern. Die Saat, welche Monteverde in Italien um **1600** gesäet, und die Heinrich Schütz nach Deutschland verpflanzt hatte, fing jetzt an Früchte zu tragen, die Bühne auf dem „Hamburgischen Gänsemarkte" cultivirte die italienische Oper und das deutsche Singspiel. Bressand und Postel schrieben Texte, wie sie für jene Zeit paßten, und Bernhard Keiser fand in jenen, auch im Auslande bekannten „deutschen Liederchen" zuerst Formen, wie sie für unsere Musikentwickelung von Wichtigkeit werden sollten. So traf alles hier zusammen, um ein neues zeitgemäßes Streben zu seiner Entfaltung zu verhelfen, und wenn auch hie und da die Mittel nicht ausreichten, wenn auch die olympischen Götter von „stimmbegabten Schuster- und Schneidergesellen, von verlaufenen Studenten, von Fruchthändlerinnen, Blumen- und Freudenmädchen" gesungen werden mußten, deren Gesang und Agiren oft wenig zu den Persönlichkeiten paßten, die sie darstellen sollten, so half man sich doch, wie es eben ging, und ließ sich durch die Mängel der Ausführung nicht am Weiterstreben behindern.

Hier war es, wo Händel zum Erstenmale mit dem Sänger und Componisten Mattheson zusammentraf, der später durch kleinliches Kritisiren den Ruhm des großen Mannes herunterziehen wollte. Sehr interessant wird nachgewiesen, wie Mattheson sich gar zu gerne zum Protector Händels aufgeworfen hätte, wie es aber doch Anmaßung von ihm ist zu behaupten, „Händel habe bei ihm erst das leichtere Behandeln einer Melodie gelernt." Wir ersehen daraus, daß Händel sehr bescheiden in Hamburg auftrat, anfänglich in der Oper zweite Geige spielte, von den dort geltenden Musikautoritäten sehr über die Achsel angesehen wurde, und nur erst nach und nach, als seine Macht über die Orgel und seine Compositionskunst bekannt wurden, Aufsehen erregte, — lauter Dinge, die einem Händel bei seiner Bescheidenheit auch jetzt noch passiren würden, wenn er aufträte, ohne vorher schon im Conversations-Lexikon zu stehen. — Sehr interessant wird auch seine Bewerbung um die Organistenstelle in Lübeck erzählt, die er jedoch nicht erhielt, weil er eine „Jungfer Buxtehude" nicht heirathen wollte, die Tochter des vorigen Organisten, die wahrscheinlich mit der Stelle zusammengewachsen war. Wäre auch jetzt noch möglich. — Es folgt jetzt die Beschreibung der Passion und Matthesons daraus entstehenden Hasses, wie seiner späteren Kritik. Chrysander weist nach, daß die Ausstellungen Matthesons meist Philisterei sind, und daß wir hier schon ein Werk, das von großem Talente zeigt, vor uns haben.

Mit dem folgenden Werke, der Oper „Almira", treten wir in ein neues Stadium Händelscher Entwickelungen. Er, der bis dahin nur durchaus den Organistenschulen angehört hat, dessen Versuche sich nur auf Kirchenmusik und Aehnliches erstreckten, beginnt mit dieser Oper einen Schritt über das

Bisherige hinaus, und fördert so die musikalische Bestrebung in sich zu Tage, die die ganze damalige Zeit beherrschte. Es ist nichts Unbedeutendes, oder etwa als gering anzusehen, daß Händel gerade durch die Oper seine Berührührung mit der damaligen Zeitmusik in der Jugend vorzüglich gemein hatte. Indem er diese Kunstform cultivirt, gelingt es ihm, sich die Geschmeidigkeit der Melodienbildung, die Gewandtheit der Charakteristik, die Lebendigkeit der Färbung anzueignen, die ihm später bei seinen Oratorien zu Gute kam.

Es folgen nun in dem Werke die Erzählung des Duells mit Mattheson und des literarischen Kampfes zwischen Feustking, dem Verfasser des Textes für Händel, und Barthold Feind, welcher für Keiser auftritt. Die erstere Begebenheit ist in neueren Zeiten in Journalen viel besprochen und darum bekannter, nur erfahren wir jetzt, daß der Keim von Matthesons Haß aus Zurückweisung von Anmaßungen entstand, die er sich gegen Händel beim Stundengeben und Dirigiren erlaubte. Es bildet dieses auch einen trefflichen psychologischen Schlüssel zu Matthesons späterem Hasse. Der literarische Kampf gegen Feustking führt uns in den Mittelpunkt damaligen Literaturtreibens, dessen Erbärmlichkeit eine weise Abschreckung sein dürfte, ähnliche Wege einzuschlagen, wie sie damals beliebt waren und wie es scheint auch jetzt Mode werden sollen.

Eine Prüfung der Oper „Almire" folgt nun von S. 111—124 und ebenso eine des „Nero" S. 126, aus der wir erkennen, daß es Händel sehr bald gelang, die Kunstmittel sich zu erwerben, durch die Keiser so anregend auf das Hamburger Publikum wirkte. — Dieser selbst und sein literarisches wie geselliges Treiben wird dann geschildert; wir erfahren, wie Keiser durch einen Liebeshandel gefesselt, die Bühne im Stiche läßt, die nun Händels Kräfte in Anspruch nehmen muß, wie aber Keisers Rivalität erwacht, er von Neuem zu componiren anfängt und sich Händel deßhalb aufs Stundengeben zurückzieht, welcher Beschäftigung er obliegt, bis ihn der „Prinz von Toskanien" auffordert nach Italien zu kommen. Händel schlägt aus, auf dessen Kosten zu reisen, verwendet aber doch die ersparten 200 Dukaten, um mit eignen Mitteln dieses Projekt auszuführen. Es folgt dann noch eine Doppeloper Florindo und Daphne, die Händel wahrscheinlich aus Rom nach Hamburg schickte.

So weit wollen wir dem Gange des Chrysanderschen Werkes folgen, indem wir das reiche Material, was im zweiten Buche über die italienische Reise, den ersten und zweiten Aufenthalt in London (vor seiner Anstellung), der Stellung in Hannover und Kannons und seinen deutschen Reisen enthalten ist, für spätere Betrachtungen aufsparen und uns für diesesmal beschränken, eine Reihe allgemeiner Betrachtungen aus dem Gegebenen abzuleiten.

Das Gesammtbild, das uns Chrysander von Händel gibt, läßt uns einen

strebsamen, ernsten, fast nur der Musik und deren Execution lebenden Jüngling erkennen, dem es Ernst ist um seine Kunst, und dessen ganzer Fleiß darauf gerichtet ist, diese zu einer Höhe zu erheben, von der die vorangegangene Zeit noch keine Ahnung hatte. Das scheint uns ein wahres und richtigeres Bild eines so großen Künstlers, als das landläufige zu sein, das seine angeborne Ernsthaftigkeit gern zu einer solchen pedantischen Größe ausdehnen möchte, daß diese Karrikatur wird. — Es widerlegt dieses Werk die übertriebenen Anekdoten von den Mühseligkeiten, mit denen Händel zu kämpfen gehabt hätte, von den musikalischen Wunderthaten, die er sofort in Hamburg und später in Italien offenbart habe, und alle ähnlichen, aus der natürlichen Entwickelungsreihe herausfallenden Nachrichten. Was dagegen stehen bleibt, ist um desto mehr erwiesen, sicher und reich genug, um uns Händel auf das Innigste liebgewinnen zu lassen. Sein Talent, sein Fleiß, seine Besonnenheit im Leben, umgeben vom wilden Treiben, seine Sparsamkeit mit Mitteln aller Art (künstlerischen wie denen des Lebens) treten ins vollste Licht und lassen uns klar erkennen, daß er von den Jugendjahren bis zum Greisenalter Ein großes Ziel festhielt, — das Ziel, die Musik so zu vervollkommnen, daß sie allgemeines Volksgut werden konnte.

Daß eine solche Tendenz in Händels Wesen lag, tritt freilich nirgends lebendiger und ergreifender hervor, als bei seinem spätern Aufenthalte in London, wo er, veranlaßt durch die aristokratische Richtung, die die Oper nahm, die Composition solcher aufgab und Oratorien nach biblischen Erzählungen formte. Es ist weltbekannt, daß diese seine Oratorien nichts Anderes sind, als eben Volksopern, deren Inhalt diesen Kreisen ebenso geläufig war als der vornehmen Welt die damaligen mythologischen Spiele; daß dennoch Episches hierin eintritt, liegt in Gründen, die ja auch ebenfalls bekannter sind. Aber daß Händel auch schon in seinen Jugendopern nach allgemeiner Verständlichkeit rang, daß seine Anforderungen an Charakteristik und Tonwahrheit wie auch an dramatischem Ausdruck diejenigen weit überragen, die seine Umgebung an solche stellte, — das Verdienst dieses bewiesen zu haben, gebührt vorzüglich Chrysander.

Ueberhaupt tritt dieses Werk darum so Epoche machend in unsere Zeit mit hinein, weil es abermals den Satz mit beweisen hilft, daß die Oper stets diejenige Kunstform war, die allein Ausdruck, Farbe und Charakter in Tönen wiederzugeben lehrte. Seit Wagners classischen Untersuchungen wissen wir, daß wie die Elemente aller Poesie auf volksthümliche Anfänge in Epos und Volksliede zurückweisen, so auch die Anfänge jeder Melodie im Tanzliede und den ältesten Volks- und Kirchengesängen zu suchen sei, daß ferner die Kunstbildung nur Harmonisches und Contrapunktisches hinzubringe, gerade so wie bei der Poesie die Kunstbildung nur formelle, nicht materielle Erweiterungen gibt, im Uebrigen nur variirt

und combinirt. — Die Forschung unserer Tage wird es auch zur Anerkenntniß bringen, daß das **musikalische Drama, die Oper,** dieselbe Rolle für die Musik überhaupt spielt, wie das **recitirende** Drama für alle andern Kunstformen. — Der Umstand, daß gerade bei Händel es bewiesen wird, daß seine lebendigsten Forschungen und Talententfaltungen in die Zeit fallen, wo er sich mit der Oper beschäftigte, ist ein Beweis, der von der höchsten Wichtigkeit werden wird, da gerade Händel bis jetzt immer als Gegenbeweis für die Unwichtigkeit der Oper angeführt wurde.

Auf Grund dieser Resultate können wir fast unbestreitbar behaupten, daß jeder große Fortschritt auch in der reinen nicht angewandten Musik von denjenigen Fortschritten abhängig ist, die in der auf Text angewandten gemacht werden. Oder, um es mit einem charakteristischen Bilde zu bezeichnen, daß Beethovens Symphonien ohne Glucks und Mozarts Opern undenkbar seien. — Seitdem Hauslick bewiesen hat, daß die Empfindungsreihe im hörenden Individuum nicht durch die Tonreihen selbst, sondern durch analoge Reminiscenzen hervorgerufen werden, hätte es allgemeine Anerkennung finden müssen, daß der große Fortschritt in der Musik sich an Texteserweiterungen nothwendig mit anlehnen müsse, und daß Programmmusik darum kein solches Unding sei als das, wofür sie Nichtkenner und Zopfmenschen gern ausschreien möchten. Leider hat sich Hauslick selbst blind gemacht gegen das Resultat, das offenbar in seinen sonst richtigen Voraussetzungen liegt. Doch werden Arbeiten wie das besprochene Werk gewiß dazu dienen, den Gedanken weiter zu führen, als er selbst glaubte. Vielleicht finden wir ein andermal Gelegenheit, auf diesen für die ganze Musik der Gegenwart und Zukunft so wichtigen Gedanken genauer eingehend zurückzukommen. Für diesesmal wollen wir uns nur mit der Bemerkung begnügen, daß es Chrysander gelungen ist, den Beweis zu liefern, daß in Händels Uebergang aus der Organistenschule in die freie Opernthätigkeit ein Uebergang zur schärfern Charakteristik, zu größerer Lebenswahrheit begründet sei, und nicht bloß ein Auffinden neuer melodiöser Elemente, wie man bis dahin behauptete. Die Oper bleibt immer der Schlüssel jeder großen musikalischen That; ihr neue Textwendungen erschließen, heißt — ihren Geist erweitern.

Rudolf Benfey.

Alkoran der Liebe.

Neu-persische Dichtungen von Hussein Ali Mirza, Statthalter von Schiras.

Nach der russischen Paraphrase des Boris Michailowitsch Gridin, in deutschen Versmaßen wiedergegeben von Julius Altmann, Dr. phil., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Preußen und Rußland

---

Lieb' ist mein schönster Tempel,
Spricht Allah's Gnadenmund
Und gleich durch Prachtexempel
Thut er mir Liebe kund.

Wohin ich die Blicke wende,
Ich schaue der Minne Lust:
Es leget Händ' in Hände
Himmel und Erde just.

Es steigen der Thäler Düfte
Zu den Bergen jauchzend empor.
Es tanzen der Wolken Lüfte
Mit ihnen den Hochzeitschor.

Die Küste im Kuß zu empfangen
Ist des Oceans Lippe bereit;
Der Mond mit bleichen Wangen
Trägt um die Sonne Leid.

Der Frühling umklammert die Erde,
Macht fruchtbar ihren Schooß,
Daß eine Blumenheerde
Umhüpft sie, klein und groß.

Den Dichter hör' ich sagen:
Es flötet sanft Bülbül!
Sehnsüchtig in Rosenhagen
Denkt er der schönen Gül!

Wann Allah mich selbst belehret,
Wann Hafis mich spornt zur That,
Mein folgsam Herz gewähret
Huldigung jedem Rath:

Wohlan, o liebliche Fatme,
Du siehest mein Haupt geneigt,
So lang' ich hienieden athme,
Meine Seele dir Huld bezeigt.

So lang' ich leb' und athme,
Dein ist allein mein Herz.
Wer dich liebt, süße Fatme,
Sucht Heil er anderwärts?
Nicht lockt mich Gul und Kadme,
Hinweg für Gold das Erz!

Es sprach ein Derwisch: sträube dich!
Die Liebe nie betäube dich!
Bewahre dich vor Trug und Spott,
Und mache rein dein Herz vor Gott!

Ich sprach: o Thor, beeile dich!
Im Bad der Liebe heile dich!
Sankst du einmal an Liebchens Brust,
Fühlst du erst wahre Himmelslust!

Ich sprach: mein Kind, wärst du ein Stein,
Du überträfst des Demants Schein.
Ich sprach: mein Herz, wärst du ein Baum,
Der Rosenbusch, dir glich' er kaum.
Ich sprach: mein Schatz, trügst Federn du,
Dir horchte schweigend Bülbül zu.

Du bist der Strahlen-Ocean,
Du bist das spiegelhelle Meer!
Wär' ich der leichte Wimpelkahn,
Der schaukelnd schwebte drüber her!

Daß Pfeil um Pfeil dein Antlitz schickt,
Den Grund davon hab' ich erkannt;
Da, ach! indem mein Herz erschrickt,
An deiner Stirn mein Aug' erblickt
Zwei Bogen siegreich ausgespannt.

O reiche mir, so flehte ich,
Ein Angedenken, Hold', an dich!
Da (war es Liebe? war es Scherz?)
Auf einer Rose Blatt ein Herz
Malt' sie hinein und lachte,
Indem sie mir es brachte.

Ich sah dich an des Baches Rand
Mit einer Angel in der Hand;
Kein Fisch biß in den Hamen ein,
Du fingst, o weh! mein Herz allein.

Ei, warum ward mir solche Qual?
Schwarzaugige, was sah ich dich?
Du bist die Glut, das Naphta ich.
O wehe, deiner Blicke Strahl
Entflammt, schmilzt und verzehret mich.
Wie auch mein Herz verwahret sich,
Und meine Seel' empöret sich,
Die Flamm' aus dir verheeret mich,
Schon völlig bin versehret ich!
Mir bleibt zur Rettung keine Wahl —
Schwarzaugige, was sah ich dich?

O walle dich mir hold ergeben,
Nimm von der weichen Brust das Erz!
Sanft magst du deine Blick' erheben
Auf mich und nicht voll Grall und Schmerz!
Ob du mich fliehest auch, mein Leben,
Ei, dennoch fühl' ich Wonn' und Scherz;
Was frommt bei Tag dein Widerstreben,
Führt Nachts der Traum dich an mein Herz?

Ich bat: die Hand magst du mir drücken!
Sie sprach erzürnt: wie bist du kühn!
Ich bat: dein Kuß soll mich beglücken!
Sie lacht: umsonst ist dein Bemühn!
Ich bat: umfang' mich, mein Entzücken!
Sie höhnt: eh' soll die Sonn' entsprühn!
Da warf ich fort der Langmuth Krücken,
Da baut' ich selbst mir gold'ne Brücken,
Da küßt' ich sie aus freien Stücken,
Da wagt' ich fest sie zu umstricken,
Da mocht' ich heiß sie an mich drücken
Umklammernd Brust ihr, Hals und Rücken:
Und zeigte nach sie Grall und Tücken?
Nein, Wunder! alles ward verzieh'n.

Fatme sprach: am Abend
Harr' ich dein im Haine.
Thor ich! schon am Mittag
Eilt' ich zu dem Haine.
Harrend in dem Haine
Weilt' ich viele Stunden —
Ach, zu Ewigkeiten
Wurden mir die Stunden!

Du hieltest in der Hand die Dattel,
Du warfest lächelnd nach mir hin,
Du trafest den Kameelessattel
Und wolltest treffen doch mein Kinn.

Auffing ich schnell die Frucht am Sattel
Und zielt' und traf — nun wohinwärts?
Die Stelle traf ich mit der Dattel,
Wo pocht dein liebes, süßes Herz!

Ein Rabe auf dem Pisang saß,
Im Rufen war er fleißig.
Doch rief er nichts als: Haß! Haß! Haß!
Ich sprach: dein Prophezeien laß,
Daß Fatme liebt, das weiß ich.

Der weiße Elephant dem Zug
Wie schritt er stolz voran mit Fug!
Ich mein', es war ihm wohl bekannt,
Daß er die schönste Peri trug.

Als Fatme an des Brunnens Rand,
Das Wasserrad bewegend stand,
Als hätt' ich Durst, trat ich herzu,
Und rief: o tränk' mich, Holde, du!

Sie sprach: nimm hin den Wasserkrug
Und thue einen vollen Zug.
Ich mischte meine Lieb' hinein —
Ei, halte nicht mit Trinken ein!

Sie schlief, ich bog mich nieder zu ihrer Huldgestalt,
Von Ambralocken waren die Glieder schön umwallt.

Ein dattelschwarz Geringel lag auf der Lilienbrust;
Es tanzten mir die Finger vor wonnetrunkner Lust.

Sie wollten sanft sich strecken um ihren schlanken Leib —
Doch, nein! nicht wollt' ich wecken Fatmen, das süße Weib.

Umbog ich mich behende, das Haupt hab' ich versteckt,
Doch blieben nach ihr die Hände sehnsüchtig ausgestreckt.

Die zarten Händchen hielt ich
Fatmes in meiner Hand;
An ihrem Gurte spielt' ich,
Ihn zu zerreißen zielt' ich,
Da er mir widerstand.

Sie aber rief voll Feuer:
Du Schalk! du Bösewicht!
Wär' ich nur recht dir theuer,

Wärst du mir nur getreuer,
Er widerstände nicht!

Erst hab' ich gekämpft viel und habe gestritten,
Nicht gabest du nach meinen flehenden Bitten.
Doch, Heil mir, wie änderten sich deine Sitten!

Mein glühend Umfangen selbst wird nun gelitten.
Jetzt seh' ich dich wandeln mit lieblichen Schritten
Im Eden der Lieb' unter Rosen inmitten;
Du seufzest, indem du still folgst meinen Tritten;
Der Pfad ist mir unter den Füßen entglitten!

Die Messe in Nishnij Nowgorod.

Der große Markt an der Wolga, sowohl was Personenfrequenz als Umschwung des Handels betrifft, der erste Meßort der Erde, hat noch kein so langes Bestehen, wie man verleitet sein dürfte aus seinen riesigen Verkehrsziffern zu schließen. Denn trotzdem, daß er gegenwärtig alljährlich von einer halben Million Käufern und Verkäufern besucht ist, und obgleich der Werth der Waarenanfuhr auf mehr als 100 Millionen Rubel Silber taxirt wird (welche Summe gleich ist den Jahresrevenüen des gesammten preußischen Staates!), so sind es doch erst vier Decennien her, seit die zwischen der Wolga und Oka in einem scharfen Winkel auslaufende Landzunge zur Abhaltung jenes Weltmarktes und zur Aufführung eines stehenden Kaufhofes benutzt ward, welcher letztere dem Staate nicht weniger als zwölf Millionen Silberrubel kostete. Durch diesen nur für die Dauer und Zwecke der Messe erbauten, für etwa 3000 Buden und 6000 Gewölbe berechneten, und mit aller nur denkbaren Pracht und Solidität ausgeführten Kaufhof, der von den schönsten Quadern erbaut ist, und dessen vorspringende Dächer von gußeisernen Säulen getragen werden, der zudem durch künstliche Gräben, Seen und Wasserreservoirs vor der Gefahr einer Feuersbrunst, wie solche den Markt zu Makarjew verwüstete, hinlänglich geschützt ist, unterscheidet sich diese Messe vor allen übrigen, im Umfange des russischen Reiches abgehaltenen, und auch vor allen übrigen in Europa und den andern Welttheilen wesentlich und vortheilhaft. Denn Jeder, der die Messen hier oder in Braunschweig, Frankfurt a. O. oder Leipzig besucht, weiß, wie beengt die Räumlichkeiten für die eigentliche Cirkulation des Verkehrs sind, und wie sich die Hauptnachfrage in Höfen, Speichern, und Magazinen concentrirt, deren Hauptschätze den Blicken des Beschauers, der nur gelegentlich an jenen Stapelplätzen des Handels weilt, völlig entzogen werden. Es kann ohne Zweifel Reisende geben, welche dergleichen Städte selbst zur Zeit der Messen passiren, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein gelangt, einen Meßort betreten zu haben. Auf den Reisenden aber, nicht nur wenn er in Nischnij Nowgorod weilt, sondern schon Tage zuvor, wenn er sich dieser Meßstadt nähert, von welcher Seite immerhin er kommen mag, ob von Moskau, Kasan, Jaroslaw oder Pensa, stürmen die Eindrücke so unabweisbar ein, daß er sich ihrer, selbst wenn er wollte, nicht zu erwehren vermöchte. Da jagen um ihn her Hunderte von Telegen und Kibitken (russische Wagen), beladen mit Fellen, Korb- und Holzwaaren, Eisengeräth; es rasselt und dröhnt um ihn her, ein Geschwirr von Stimmen umtost ihn, schwer findet er selbst auf der breiten Landstraße eine Fährte für sich, und kommt er an den Abhang der Berge und sieht hinab auf die Stromlinien der Wolga, Unsha, Wetluga, Kljasma oder Oka, Wimpel an Wimpel flattert dahin, und wohin das Auge dringt, sieht es Barken, Flöße, Fähren und Dampfboote. Kommt der Wanderer dann an Orte, wie Bor, Worsma, Pawlowo u. s. w., er glaubt dann dem Führer nicht, der ihm sagt, das seien Dörfer. Denn er findet Orte von 10,000 Seelen und drüber, wo 9 Kirchen sind, Apotheken, Gasthöfe, Bazare. Und wie hämmert und dröhnt es da! Tausend Schmiede arbeiten, wetzen, schleifen, fabriziren

Hämmer, Messer, Scheeren, Schlösser — und das alles für — und lediglich für — den Jahrmarkt von Nowgarod! Ist er zuletzt angelangt in der Vorstadt, etwa Kunawino, wenn er von Moskau kommt, da findet er jedes Stübchen bewohnt, besetzt; er flüchtet weiter, der Verkehr, das Gewühl wird immer größer, er wähnt auf dem Markte zu sein — und ist jetzt erst im Begriff, die eigentliche Stadt zu betreten, einen Ort, der außer der Zeit der Messe gar keine Bedeutung hat. Was wollen wenigstens 30,000 Menschen sagen gegen 300,000 und mehr, die jetzt hier weilen? Doch am ungeheuersten ist das Drängen, Treiben, Lärmen und Stoßen auf der Brücke über die breite Oka, über welche eine riesige Schiffbrücke führt, und auf der Erdzunge selber, um den Kaufhof und auf demselben. Da traut er den Augen nicht und glaubt sich versetzt in ein Wunderreich, soviel fremde Nationen und Gestalten, alle in die Costüme ihres Landes gehüllt, sausen an ihm vorüber. Hier der corpulente Buchar, da der hagere Tatar, hier der stämmige untersetzte Russe, dort der plumpe Baschkir mit breiten Backenknochen und geschlitzten Augen, hier der Pole, Litthauer, Lette, Este, Finne, dort der Kirgise, Kalmück, Tscherkesse, Nogaier, da die Völker, die in den Urwäldern der Wolga hausen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Wogulen, Korjäken, Syrjänen. Sie Alle siehet er hier im bunten Gemisch durch einander jagen, Einheit nur bringend in das chaotische Gewirr durch das gleiche Bedürfniß, die Erzeugnisse des Fleißes zu verwerthen und den Wünschen der Heimath Genüge zu tragen, sa durch Verkäufe wie durch Einkäufe. Das Thor Asiens scheint offen zu sein; denn die Massen, die durch dasselbe drangen, wiegen vor. Der Westen ist minder vertreten. Am meisten dominirt der Tatar in hundert Spezialitäten seiner Race. Er hat das Schlanke mit dem Polen, das Schmeidige mit dem Juden gemein. Er ist Unterhändler, Dollmetscher, eine wichtige und unentbehrliche Person auf dem Jahrmarkt. Der Russe spricht viele Sprachen, der Tatar alle. Ja es begegnet dem Deutschen, daß er in heimathlichen Klängen vom Tataren angeredet wird, denn der Tatar hat zugleich die Witterung, jede Nationalität an der Physiagnomie zu erkennen. Erst allmälig, wenn der Fremde acht, vierzehn Tage hier geweilt hat, gewinnt er Ruhe, Sammlung und Ueberblick. Dann erst hat der Markt seine wahre Bedeutung für ihn. Er würdigt die Anlage desselben, die Ordnung und Reinlichkeit, die auf demselben herrscht, trotz des unermeßlichen Gewühls, und findet, daß Rußland desselben bedarf, um seine Naturschätze, deren es mehr besitzt als irgend ein Land der Erde, nach den fernsten Weltecken zu versenden, und um sich selbst zu versehen mit den Kunstgegenständen, deren andere Kulturstaaten in größerer Fülle besitzen, als sein noch dürftiger Industrialismus und Mechanismus dieselben zu erzeugen vermag. Obgleich Rußland Rubel und Kopeken hat, und Imperialen dazu, wiegt doch der Tauschhandel vor, und Gold und Silber dienen nur als Bezifferung des Werthes der Waaren. Der Buchar bringt Seide, der Chinese Thee, der Perser Edelsteine; dagegen gibt der Russe Flachs, Hanf und Tuch, Talg, Eisen und andere Dinge, die Jenen fehlen. Es ist ein Feilschen, mit Gekreisch und Handgreiflichkeiten gepaart, die für den Beschauer ergötzlich sind, da sie stets ohne Gefahr ablaufen und in Frieden enden; denn der Russe glaubt, er sei übervortheilt, wenn er seine Käufe nicht halb durch Prügel zum Abschluß brigt. Und das Gleiche glaubt der Tatar, der Buchar, der Chiwenser. — Und nun, welche zweckmäßige Anordnung herrscht auf dem Markt selbst und welche Uebersichtlichkeit! Da gibt es eine Reihe Buden, die heißt die Silberreihe, denn in ihr werden nur Silberwaaren verkauft; eine andere, die Eisenreihe, hat nur Eisenwaaren; eine dritte, die Linnenreihe — da gibt es nur Flachs, Garn, Leinwand! Man weiß sogleich, wo man zu kaufen hat und bedarf nicht des ermüdenden Umhergehens. Wer in Leipzig Einkäufe hielt, wird die Uebelstände erfahren haben, welche es mit sich bringt, wenn ein eigentlicher Kaufhof fehlt. In Nishnij Nowgarod, trotz der enormen Waarenbestände, ist doch jedes Lager, weil es vor den Blicken ausgebreitet liegt, leicht auffindbar. Dazu werden Pläne in jeglicher Größe und Gestalt allenthalben ausgeboten, welche die Linien des Kaufhofs und der daran grenzenden, von Balanganen (Holzbuden) angefüllten Räume, klar und über-

sichtlich verzeichnen. Interessant ist es auch, hier auf dem Markte Zeuge sein zu können von der gottesdienstlichen Feier, welche allfreitaglich die Bekenner des Islam, als die Tataren, Bucharen, Perser u. s. w. in ihrem eigens dazu errichteten Medschet veranstalten. Auch eine armenische Kirche ist hier, desgleichen eine prächtige russische Kathedrale. Von ihr aus ist ein Blick auf den Markt — die im chinesischen Geschmack ausgeführten Theebuden in der Fronte — und auf die ferne Stadt, die sich terrassenförmig auf den Hügeln der Wolga und Oka erhebt, ebenso genußvoll, als es überraschend ist, von den Zinnen des Kremls der Stadt herniederzuschauen auf die belebte Okabrücke, die Tausende von Schiffen auf dem Doppelstrom, und das bunte, großartige und immer neue Reize entfaltende Gewühl und Gewoge auf dem Jahrmarkt selber. Leipzig oder Frankfurt sind Märkte des Volks, Nishnij Nowgorod aber ist ein Völkermarkt; jene unterhalten einen Länderverkehr, Nishnij Nowgorod aber dient dem Weltverkehr; dort ist der Occident allein vertreten, hier fluthen die Interessen des Occidents und Orients mit breiter Strömung in einander. Dr. J. A.

Theater.

Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz.

In gedrängt vollem Hause wurde dieses Testament eröffnet. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte man auf jedes Wort, denn dem Stücke ging ein guter Ruf voraus. Aber der erste und selbst der zweite Act befriedigten nicht, und erst im dritten Acte kam Leben und Bewegung in das Stück und in die Künstler. Der große Kurfürst stirbt, hinterläßt eine Wittwe zweiter Ehe mit vier Söhnen, der einzige Sproß aus erster Ehe Friedrich III. sitzt auf dem Throne seines Vaters. Das in den Händen des Kaisers hinterlassene Testament, aus Unwillen über die Schlaffheit seines Nachfolgers oder in Krankheit und im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit abgefaßt, spricht den jüngern Söhnen des Erblassers und der Dorothea von Holstein jedem ein Theil von dem vereinigten Lande des Kurfürsten zu. Die Wittwe sucht nun durch alle möglichen Mittel diese Anrechte geltend zu machen, wirbt Kräfte für ihre Partei im In- und Auslande und zwingt ihre Söhne, die Regimenter, an deren Spitze sie stehen, zu Aufruhr und Felonie zu verleiten. Der Anschlag mißlingt, denn der alte Feldmarschall Derffling hintertreibt ihn, und nun stürmen und brausen die vernichtenden Wogen von allen Seiten gegen sie heran. Da tritt aber der Kurfürst dazwischen, rettet seine Stiefmutter vor Unbill. Vermöge seiner souveränen Machtvollkommenheit und endlich erwachten Willenskraft leitet er nun Alles selbst, er, der bisher nur von Andern geschoben und getrieben wurde. Alle Welt freut sich über diese glückliche Wendung, zunächst seine eigene Gemahlin mit dem alten Derffling, dann seine Stiefbrüder und endlich die Stiefmutter selbst so sehr, daß sie das Testament mit eigener Hand zerreißt. Zum Schluß kommen die fremden Gesandten und wollen auch drin reden. Der Kurfürst weist sie in ihre Schranken zurück, der polnische Botschafter droht: wir confisciren die in Polen gelegenen brandenburgischen Krongüter. Friedrich III. aber erwiederte: „mit meinem Schwerte nehme ich sie wieder." Diese und andere patriotische Worte fanden indeß hier nicht den Anklang wie auf andern deutschen Theatern.

Die Rolle des alten braven Derffling, der in der Schule des großen Kurfürsten selber groß und alt geworden, griff recht erquicklich und erheiternd in alle Fugen des Schauspiels ein und ein Paar Donnerwetter, welche dazwischen poltern, läßt man sich gern gefallen. Der innere Kampf im Kurfürsten, der sich aus Demuth und Zerknirschung endlich aufrafft mit dem Entschluß, dem Beispiele des Vaters zu folgen, ist sehr klar herausgestellt, und die

starre Consequenz der Kurfürstin Wittwe, welche vor keinem Hinderniß zurückschreckt, ist mit sicherer Hand gezeichnet und von den Trägern dieser Rollen mit Glück durchgeführt. Auffallend erschien, daß die Wittwe des Markgrafen Ludwig, die nicht nur Herz und Hand auf's Neue, sondern auch manches andere Gut zu vergeben hat, ein Aetenstück ungelesen unterzeichnete, und es ihrer Feindin zur Verfügung in die Hände lieferte. Ein Paar Rollen hätten vom Autor reicher ausgestattet und mit mehr Liebe gepflegt werden müssen. Man hört es aber dem Stücke an, daß es von einem Dichter geschrieben ist. Die Darsteller dieses Schauspiels waren in dieser Zeit der allgemeinen Heiserkeit recht gut bei Stimme, leider aber auch der Souffleur, denn man hörte ihn bis in die entferntesten Räume des Theaters. Zum Schluß wurden die Darsteller der Hauptrollen herausgerufen.

Unterhaltungen.

Früheste Bühnenverhältnisse in Frankreich. In einem älteren Werke gibt der Colonel Grobert (De l'exécution dramatique par le Colonel Grobert. Paris. 1809) die folgenden noch wenig bekannten Details. Schon im 12. Jahrhundert wurden Schauspiele, Erzählungen und Schmähgedichte (Tenzones oder Sirventes) von den Troubadours gedichtet und von den Spielleuten (jongleurs) beim Klange von Instrumenten abgesungen. So schrieb Faydit eine dialogisirte Satyre gegen die Albigenser (hérétiques Albigées), Parasol de Sisteron fünf Gedichte, Schauspiele genannt gegen die Gräfin von Provence; Armand-Daniel, der zu Ende des 12. Jahrhunderts lebte, schrieb Lust- und Trauerspiele, von denen noch Spuren vorhanden sind. Im 14. Jahrhundert geschahen die Aufführungen öffentlich, die Darsteller nannten sich joueurs; doch führten sie nur Pantomimen und Taschenspielereien auf, und zogen sich durch ihre lächerlichen Uebertreibungen die Landesverweisung zu. Die Aufführung von Mysterien geschah zuerst durch Pilger, welche aus dem heiligen Lande zurückkamen und die Leidensgeschichte Jesu an öffentlichen Orten darstellten. Einer Gesellschaft, die diesen Zweck verfolgte, der Brüderschaft der Leidensgeschichte (Confrères de la Passion) wurde im Jahre 1402 durch Karl den Sechsten Freibriefe ertheilt und durch sie wurde das erste eigentliche Theater begründet, wozu ihnen die Prämonstratenser Mönche einen Saal in ihrem Hospitale in Paris einräumten, um ihre Mysterien darzustellen. Später errichtete die Brüderschaft eine Bühne im Hotel von Flandern, und als die Regierung ihr dieses Gebäude entzog, kaufte sie eine Räumlichkeit des Hotels von Burgund und schlug dort ihr Theater auf. Da ihre Aufführungen Anklang gefunden hatten, gründete man in der Hauptstadt und den Provinzen ähnliche Unternehmungen, die indessen bald auch Darstellungen weltlichen Inhalts und niedrer komischer Art wachriefen. Man spielte nun Possen soties oder sotises genannt, und eine Gesellschaft entstand, die sich les Enfans sans souci nannte; der Direktor einer andern Gesellschaft hieß le Prince des Sots. Im Jahre 1548 verbot das Parlament Soties unter die religiösen Aufführungen zu bringen, und wies die Brüderschaft an, in Zukunft nur weltliche Stücke darzustellen; die Brüderschaft verpachtete nun aber ihr Theater und ihr Recht an eine Gesellschaft Possenreißer (farceurs.) Diese erbauten in der Straße Maueonseil eine Bühne und führten dort ihre barbarischen Machwerke unter großem Zulauf auf. Zu gleicher Zeit entstand die Sylvie, eine Art von Melodrama oder Pastorale und bald darauf geschahen die Aufführungen bei Decorationen und besserer, der italienischen Weise nachgeahmter Ausstattung. Das Repertoir aber bestand und blieb in niedrigen, auf der untersten Stufe stehenden Machwerken und sinnlosen Possen, bis endlich bessere Dichter und vor Allem der große Molière mit seinem

geistreichen Lustspiele der Bühne und dem Geschmack der Nation eine höhere moralischere Richtung gaben und mit ächt-dichterischen Gebilden den ganzen alten Trödel über den Haufen warfen. — e —

— **Eine neue Homerübersetzung.** Kürzlich ist in Leipzig ein von Alexander v. Humboldt ausgegangener Aufruf zur Subscription auf eine metrische Homerverdeutschung aertheilt worden, die Dr. Johannes Minckwitz, Docent an der Universität, vorbereitet. Der genannte Gelehrte will nämlich seiner in Prosa verfaßten Uebersetzung des Homer, die bereits in Vieler Händen ist, auf den Wunsch vieler Gelehrten, namentlich Humboldt's und des berühmten Philologen August Böckh, auch eine in Versen nachfolgen lassen. Das von Humboldt zu diesem Zwecke an Minckwitz gerichtete, für das allgemeine Publikum bestimmte Sendschreiben lautet folgendermaßen:

Mit wie inniger Freude empfange ich heute die Kunde, daß auch meine Aufforderung dazu beigetragen hat, auf Ihren Entschluß zu einer metrischen Uebersetzung des Homer einzuwirken. Sie wissen, daß die Gründe, die Sie so scharfsinnig zur Bevorwortung einer prosaischen Uebertragung entwickelt, mich und meinen hochverehrten Freund Böckh nicht befriedigt hatten. Wäre mein Bruder Wilhelm noch unter den Lebenden, er, dessen Agamemnon des Aeschylus Sie, nach Ihrem letzten Briefe, in diesem Gebiete der Literatur eine Autorität nennen, wie würde Er es tadeln, daß Sie dem deutschen Vaterlande entziehen, was Sie in vollem Maße gewähren können als Nachfolger des Grafen Platen, nicht blos in metrischer Feinheit, sondern in der geschmackvollen künstlerischen Darstellung überhaupt, welche den höhern Reiz eines Sprachkunstwerkes umfaßt. Soll ich Sie an den großen Namen von Friedrich August Wolf erinnern und an seine gelungenen Versuche, Meisterwerke alter Dichtkunst metrisch zu verdeutschen, statt sie blos kritisch, schulphilologisch zu behandeln? Die höchste Macht der Begeistigung eines Stoffes gehört doch allein der Poesie an, und wie sollte der Uebertragung des Homer'schen Epos die magische Wirkung einer solchen Macht entzogen bleiben? Um diesen Anregungen, die von dem Gefühle ausgehen, von dem Gefühle eines uralten Reisenden, welchen andere Lebenszwecke häufig von den classischen Studien entfernt haben, eine höhere Kraft, ich möchte sagen, die Weihe zu geben, flechte ich in den Schluß dieser Zeilen das Urtheil unsers tiefen, vielumfassenden, authentischen Alterthumskenners, August Böckh, ein.

„Dr. Johannes Minckwitz", sagt er, „über den Sie mir mit so vieler Wärme schreiben, zeichnet sich ebensowohl durch echt dichterische Auffassung des Sinnes als durch Gewandtheit im Ausdruck und in der metrischen Kunst aus und hat, worauf bei dem Uebersetzen eines Dichterwerkes besonders viel ankommt, seinen feinen Sinn für die rhythmische Malerei, namentlich in Bezug auf unsere Muttersprache bewährt. Nur durch die Vereinigung dieser Eigenschaften läßt sich eine gute Uebersetzung erwarten." Diese Erwartungen, theurer Minckwitz, werden Sie, nach Johann Heinrich Voß, der vorzüglichste Uebersetzer der Alten, in hohem Grade erfüllen. Potsdam, im October 1856. Alex. v. Humboldt.

(Dresd. Journ.)

— **Die Götter des Olympos in Paris.** Die „Bouffes Parisiennes" führen allabendlich zum Ergötzen der französischen Hauptstadt die „Höllenfahrt" des Orpheus auf. Der Inhalt des Stückes ist folgender: Der Musikdirektor Orpheus zu Theben benutzt seine freie Zeit zu Violin-Unterricht. Seine schöne Gemahlin Eurydice empfängt unterdeß allerlei Besuch. Der Herr und Gebieter der Unterwelt, Pluto selbst, klettert aus seinem Souterrain empor, um die reizende Frau Musikdirektorin kennen zu lernen. Er sieht sie, schläfert sie mit Aether und Teufelskünsten ein, und dann flugs hinab zur Hölle mit ihr. Orpheus kommt nach Hause, findet das Nest leer und macht seinem Jammer in unmusikalischen Tönen Luft. Ein anderes Bild! Wir sehen die Götter des Olympos vor uns, nur zwei fehlen, Venus und Cupido, die auf Abenteuer ausgegangen sind, vielleicht auf den Ball Mabille

Wieder ein anderes Bild! Pluto hat sich mit seiner Schönen häuslich eingerichtet. Caron und Cerberus machten Schwierigkeiten, die Eurydice einzulassen, sie hat aber ein so böses Mundstück, daß selbst die Höllenwächter vor ihr verstummen. Noch ein anderes Bild! Im letzten Acte tafeln die Himmlischen und Eurydice mit ihnen. Sie coquettirt mit Papa Jupiter und singt ihm lustige pariser Lieder vor, die sie vom Orpheus erlernt und die den alten Herrn von Blitz und Donner sehr ergötzen. Alsdann sangen die Götter und Göttinnen, die zu viel Nektarmost genossen, lustig an zu tanzen -- ob Mazurka oder Lancier — das weiß ich nicht. Orpheus dringt ungestüm in die Himmelsburg ein — sieht seine Exgattin am Arme Jupiters, tritt keck an den Vater der Götter heran und überhäuft beide mit Vorwürfen. Jupiter aber, der keinen schlechten Spaß versteht, schlägt dem verwegenen Musiklehrer den Donnerkeil in's Angesicht, und Flammen verzehren den Erdenwurm bis auf Stumpf und Stiel. So kommen die Götter selbst allabendlich vom Olympos, in Wort und Haltung natürlich sehr modernisirt, zu den Parisern hernieder, um dieselben zu ergötzen.

— **Die Astor-Bibliothek in New-York.** Dieselbe liegt am Lafayetteplatz und ist im Florentiuischen Style gebaut. Der ganze obere Stock bildet eine große helle und luftige Halle mit Bücherbehältern versehen. Von der Straße führt eine breite Steintreppe zu ihr hinan. Rechts und links dieser Treppe, im untern Stock befinden sich die Lesezimmer, die indessen für den Gebrauch zu klein sind. Am hinteren Theile des Gebäudes befindet sich ein quer laufender Saal für Vorlesungen, zu welchem zwei schmale Gänge führen. Die Bibliothek, welche bald die größte der Vereinigten Staaten werden wird, ist von dem nach Amerika ausgewanderten Deutschen Johann Jacob Astor durch testamentarische Verordnung gegründet. Vor Eröffnung der Bibliothek wurde ein Kapital von 120,000 Dollars für Bücher verwendet und jährlich werden zu demselben Zweck die Zinsen von 180,000 Dollars, (etwa 12,000 Dollars oder 30,000 Gulden) ausgegeben. Für das Gebäude selbst wurde die bedeutende Summe von 70,000 Dollars angewiesen. Astor selbst kam bekanntlich ohne einen Pfennig in der Tasche in seinem achtzehnten Jahre nach Amerika; sein Fleiß, seine Thätigkeit und seine Umsicht verschafften ihm nicht allein ein colossales Vermögen, sondern machten es ihm auch möglich, obige wie andere segensreiche Anstalten begründen zu können. — e —

— **Die Louvre-Gallerie** hat einen Zuwachs von fünf Gemälden aus der spanischen Schule erhalten. Die drei Künstler, von denen die Bilder herrühren, haben sich sämmtlich nach der sogenannten Schule von Sevilla gebildet und sind Francisco de Herrera el viejo (1576 — 1656), Francisco Zurbaran (1598 — 1662) und Bartolome Esteban Murillo (1618 — 1682). Das Bild von dem Ersteren stellt den heiligen Basilius von Cäsarea dar, wie er den Mönchen seine Ordensgesetze dictirt. Die Bilder des Zweiten, einentheils das Leichenbegängniß eines im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Bischofs, anderntheils den heiligen Raymund und den heiligen Peter von Nola in einem Ordenscapitel von Barcelona. Von Murillo ist die Geburt der Jungfrau Maria und das Wunder des heiligen Diego, dem, als es ihm an Lebensmitteln mangelte, auf sein Gebet die Engel die Speise herrichteten.

— e —

— **Shakespeare in Frankreich.** Wie Moritz Hartmann in der Kölner Zeitung berichtet, wird von François Hugo, dem Sohne Victor Hugo's, mit Nächstem eine neue Uebersetzung sämmtlicher Werke des britischen Dichters erscheinen. Zu gleicher Zeit hält Philoxene Boyer im Cercle des sociétés savants in Paris Vorlesungen über Shakespeares Hamlet, welche allgemeines Interesse bei dem Publicum erregen.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8⁰ und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N⁰ 2. **Frankfurt a/M.,** den 8. Januar. **1859.**

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Endlich fiel ihm ein, doch noch einen Versuch zu wagen, Selheims steinernes Herz zu rühren, denn nie hatte er bezweifelt, daß, wenn der Banquier nicht selbst sein Wohlthäter oder gar sein Vater sei, er diesen doch jedenfalls kennen müsse, und man kann nun denken mit welchen Gefühlen er endlich ein Schreiben empfing, das mit dem Postzeichen „Wien“ gestempelt war.

Der Brief kam auch wirklich und in der That von dem stolzen Banquier, war eigenhändig von ihm geschrieben „Johannes Selheim“ unterzeichnet und lautete also:

„Wohlgeborner Herr!

Es freut mich ungemein aus dem werthen Schreiben vom 10. d. M. zu ersehen, daß Sie sich getrauen fortan auf eignen Füßen, das heißt für selbst verdientes Geld zu leben. Freilich knüpfen Sie diese Versicherung an manche Wenn und Aber, die mir weniger gefallen wollen. Wenn ich Ihnen nur sagen wollte, ob Ihre Mutter eine ehrenhafte Frau gewesen und Oswald Ihr Taufname, oder der Ihres Vaters oder Beides sei, dann wollten Sie sich sogar eidlich verpflichten, nicht weiter zu forschen und schon jetzt auf die Rente Verzicht leisten. Aber abgesehen davon, daß Ihre große Neugierde,

junger Mann, Sie, wie ich sehr fürchten muß, doch noch zum Meineide verleiten könnte, bedaure ich auf alle Fälle dies Geschäft nicht mit Ihnen abschließen zu können. Ihre Wechsel laufen quartaliter pünktlich ein, und quittire ich darüber einem befreundeten Handlungshause, das sicherlich so wenig wie ich mit Ihren Verhältnissen bekannt ist.

Einen kleinen Fingerzeig aber will ich Ihnen geben, doch müssen Sie geloben, mich niemals zu verrathen. Die Person in deren Schutz Sie stehen, lebt in Hamburg, von wo aus ein bedeutendes Handlungshaus die Sendungen für Sie vermittelt. Die Briefe mit denen jene Person von Zeit zu Zeit meine Nachrichten über Sie beantwortet, sind wahrscheinlich, um sich nicht durch die Handschrift zu verrathen, mit lateinischen Buchstaben geschrieben und so unterzeichnet: Die Dame mit dem Hute. Hierbei hatte der plötzlich so gefällige Banquier sich die Mühe gegeben, die Orginal-Handschrift nachzuahmen, die von einer wirklich oder verstellt zitternden Damenhand herzurühren schien. Dann folgten wiederholte Versicherungen, weiter nichts zu wissen, und die dringende Forderung, wenn Oswald wie er ihm nicht rathe aber auch nicht verargen könne, auf diese Nachricht hin, vielleicht nach Hamburg übersiedeln, und dort von Glück und Zufall begünstigt, vielleicht mit seiner Herkunft bekannt werden sollte, er niemals verrathe, daß Selheim hierzu Veranlassung gegeben, der sich als Oswalds väterlicher Freund unterzeichnete. Beim Empfange dieser Nachrichten sah Oswald sich schon auf der Leiter zum höchsten Erdenglücke, und wie gern hätte er den gütigen Banquier an sein Herz gedrückt, das so begeistert für ihn schlug. Wie bat er ihm im Stillen alle die Vorwürfe über Härte und Grausamkeit und das Mißtrauen ab, mit dem er ihn so tausendmal in Gedanken beleidigt. Seine Antwort strömte über von Versicherungen ewiger Dankbarkeit und der kindlichsten Verehrung, und wie freudig gelobte er Alles, was sein väterlicher Freund und Gönner von ihm verlangte. Schließlich theilte er ihm dann auch seinen Entschluß mit, sofort nach Hamburg überzusiedeln, da es für ihn keine heiligere Angelegenheit gäbe, als die Spur zu verfolgen, die Selheim ihm angedeutet. Sobald er sich dort einigermaßen fixirt habe, werde er Herrn Selheim sofort schreiben und seine Addresse einsenden.

Seinem Freunde Wilibald vertraute Oswald allein das wahre Motiv zu seinem Entschlusse an und wir haben schon erfahren, wie viele vergebliche Mühe derselbe angewendet hatte, ihn davon zurückzuhalten. Als auch seine andern Freunde sahen, daß er durchaus durch Schaden klug werden wollte, boten ihm diejenigen, die in Hamburg bekannt waren, doch noch Empfehlungsschreiben dahin an und als er diese sammelte, lauteten sie sämmtlich an dieselbe Adresse: Doctor Wallburg, Redacteur des Bienenkorbs.

Das eben Erzählte war nun das Fundament zu dem luftigen Gebäude, das Oswalds Phantasie errichtet und die Hoffnung sogar schon bevölkert hatte,

das aber in Trümmern zu versinken drohte, als der Primus nun dem Lande ganz nahe, sich zwischen zwei großen Dampfschiffen Bahn brach, von denen das eine sich eben langsam in Bewegung gesetzt hatte, um in See zu gehen, das andere noch festliegend die letzten Güter und Passagiere an Bord nahm.

Auf diesem letzteren Schiffe stand eine alte, sehr lange und hagere Dame mit einem fast schneeweißen geisterhaften und starren Antlitz, das von einem eigenthümlich geformten Hute von schwarzem Tast beschattet, dadurch noch auffallender wurde. Sie winkte mit ihrem Taschentuche Jemand auf dem absegelnden Schiffe Abschied nehmend zu, ohne nur eine Miene zu verziehen, und Oswald, der mit dem Gesichte dem Lande zugekehrt stand, und dem daher diese außergewöhnliche Erscheinung nicht entgehen konnte, ward von ihrem Anblicke so erschüttert, daß er halblaut ausrief: Ha! die Dame mit dem Hute!

Indem stieß der Primus ans Land. Die Brücke ward niedergeworfen, und sogleich stürzten Drotschkenkutscher, Karrenschieber und andere dienstbare Geister herbei, sich der Reisenden, oder doch ihres Gepäckes zu bemächtigen, und Oswald sah sich, wenn er nicht wollte über Bord gedrängt werden, genöthigt, in die prosaische Wirklichkeit zurückzukehren. Er trat auch sofort in Unterhandlung mit einem Droschkenmanne, als sich abermals etwas ereignete das ihn noch mehr erschütterte, als der Anblick jener Dame mit dem schwarzen Hute. Er hörte nämlich hinter sich eine klare, energisch klingende Frauenstimme sagen: Allerdings! es war Hanna Selheim! und da steht ja auch Mama, die sie wahrscheinlich höchstselbst herbegleitet hat, auf dem Transit.

Wie elektrisirt fuhr Oswald herum, dem Droschkenkutscher willig seinen Koffer überlassend, allein dicht hinter ihm standen die vier muthwilligen Mädchen, über deren Köpfen hinweg er den brustkranken Herrn gewahrte, der sich auf eine noch schöne und stattliche Dame stützte, die wahrscheinlich seine Gemahlin und die Sprecherin jener für Oswald so bezaubernden Worte war.

Doch wenn es seinem Leben gegolten hätte, in diesem Augenblicke konnte er sich keine Aufklärung verschaffen, wo und wer Hanna Selheim sei. Das Gedränge war zu groß und überdem wand sich soeben ein reich gallonirter Lakay mit Mühe, aber großer Sicherheit durch dasselbe und unter Oswald's Arm hinweg, kühn die jungen Mädchen trennend, um zu dem ungleichen Paare zu gelangen, das er mit freundlicher Demuth begrüßte, ihnen die Kleinigkeiten abnehmend, die sie in den Händen trugen und ihnen Bahn brechend bis zu ihrer Equipage, die am Ufer ihrer schon zu warten schien.

Natürlich verlor Oswald diese ihm so wichtig gewordenen Personen nicht aus dem Gesichte und er sah sie neben einem rings von Spiegelscheiben blinkenden, aber bis auf den geöffneten und herabgelassenen Schlag fest verschlossenen mit zwei prächtigen Rappen bespannten Wagen stehen bleiben, indem sie noch Jemand zu erwarten schienen. Er folgte der Richtung ihrer Blicke und gewahrte die alte Dame mit dem weißen Antlitz und dem schwarzen Hute,

die sich auf ein nicht mehr ganz junges, auch nicht hübsches aber freundliches Mädchen stützend, das Dampfboot verließ, von welchem aus sie die Abfahrt befreundeter Reisender mit angesehen hatte.

Sie versuchte etwas schneller zu gehen, als sie den kranken Herrn gewahrte, der seinerseits auch ihr einige Schritte entgegen trat. Er begrüßte sie mit einem ehrerbietigen Handkusse, während die stattliche Dame sie umarmte, dann bestiegen Alle denselben Wagen, der Lakay warf die Thür ins Schloß, schwang sich hinten auf und dahin rollte die Karosse in flüchtiger Eile.

Auch Oswald suchte jetzt seine Droschke auf. Im Einsteigen fragte er den Kutscher, ob er jene Herrschaft kenne?

Das wollte ich meinen, sagte dieser, die kennt hier ein Jeder. Das war der reiche Lovel und seine Frau. Die Alte das war seine Mutter.

Die Dame mit dem Hute? fragte Oswald, während er seinen Koffer auf den Rücksitz fester stellen zu müssen, sich den Anschein gab.

Mit dem Hute? rief der Kutscher lachend, indem er sich auf den Bock schwang. Hüte hatten sie ja alle Drei auf. Der Herr meint wohl die junge Person? Die dient als Gesellschafterin bei der alten Madame Lovel. Ja, die hatte sonst alle Vierteljahr 'ne Andre. Diese muß einen guten Magen haben, sie hält sich schon Jahre lang.

Oswald erröthete über seine Thorheit, in dem ersten Frauenzimmer, das einen etwas auffallenden Hut trug, sogleich seine Wohlthäterin erkennen zu wollen, und rasch wollte er die wieder aufgeflogene Wagenthür zuziehen, als er den alten Schwarzrock vom Primus gewahrte, der Regenschirm und Bündel schwingend, sich abmühete ihn zu erreichen, um ihm noch einmal für die Freundlichkeit zu danken, die ihm so wohl gethan.

Wohin soll ich den Herrn fahren? fragte der Kutscher, sich nach Oswald umwendend. Dieser aber lud den Alten ein, falls er auch in die Stadt wolle, mit ihm zu fahren, und als derselbe nach einigen bescheidenen Weigerungen das Anerbieten doch gern annahm, rief Oswald dem Kutscher zu, nur erst mitten in die Stadt, etwa nach dem Jungfernstieg zu fahren.

Dann erkundigte er sich aber bei dem Alten ob er in Hamburg wohne und ihm vielleicht einen guten und nicht zu theueren Gasthof empfehlen könne. Der gesprächige Greis schilderte ihm verschiedene als die besten, andere als die wohlfeilsten und erlaubte sich zuletzt die schüchterne Frage, ob der Herr vielleicht längere Zeit in Hamburg verweilen und dann nicht vielleicht lieber eine Privatwohnung nehmen wolle? Oswalds Antwort schien ihn sehr zu freuen und da er daraus abnahm, daß der junge Elegant nicht so reich und vornehm war, als er geglaubt, so wagte er keck ihm eine Stube und Kammer in seinem eignen Hause anzubieten, deren voriger Miether kürzlich gestorben war und die just so sonnig und hell gelegen seien, als der Herr es wünsche. Nur wohne er in der Vorstadt St. Georg und das genire den Herrn vielleicht

wegen der Thorsperre? warf er forschend hin. Indessen Oswald meinte, er sei kein Nachtschwärmer, fragte nur welche Nummer das Haus habe, und befahl dann gleich dem Kutscher in die Vorstadt St. Georg Nr. 11 zu fahren.

Der Droschkenmann hatte in halber Wendung sitzend jedes Wort der Unterredung mit angehört und seine anfängliche Meinung von dem Reichthume und der Vornehmheit des jungen Reisenden, die schon sehr herabgestimmt worden, als derselbe den Schwarzrock zu sich in den Wagen einlud, sank jetzt unter Null.

Mit einem beinahe verächtlich klingenden Ach! so — o! setzte er sich wieder gerade, gab seinem Pferde einen Peitschenhieb und dieses, das kahle Schwänzchen fröhlich in die Luft schwingend, stürmte durch die Straßen der reichen Stadt, in der Oswalds Phantasie lauter Zauber-Palläste erblickte, während er sich vergebens nach der Karosse mit den Rappen umsah.

Die fast ländliche Gasse, in welche jetzt die Droschke hineinrasselte, war breit und lustig, das Häuschen, vor dem sie still hielt, klein und schmal, aber blank geputzt und gewaschen, von unten bis oben, und die Frau die mit aufgekrempelten Aermeln und weißer Latzschürze, ein Plätteisen in der Hand, jetzt eben die Hausthüre öffnete, um zu erfahren, welch seltner Zufall einen Wagen gezwungen, hier halten zu bleiben, war ein Bild der Sauberkeit. Der alte Mann stieg zuerst heraus, um seinem neuen Miethsmanne behülflich zu sein und die Anrede, mit der er die staunende Frau begrüßte, schien böse Geister beschwören zu sollen.

Der Herr hat mich vom Dampfschiff mitgenommen, Mutter! er will auch bei uns miethen!

Ach so — o! rief die Frau, nicht weniger überrascht, wie vorhin der Droschkenmann, doch setzte sie sogleich das Plätteisen aus der Hand, um hülfreich den Koffer zu nehmen, was freilich unnöthig war.

Alle stiegen nun eine enge aber helle Treppe hinan, und als Oswald das freundliche Stübchen betrat, war es ihm, als ob die Geister des Friedens und der stillen Häuslichkeit ihn darin willkommen hießen. Schnell lohnte er den Kutscher ab und als dieser sich entfernt und er noch einen flüchtigen Blick in die Kammer geworfen hatte, erklärte er sich mit Allem vollkommen zufrieden.

Nun so segne denn Gott der Herr Ihren Eingang in diesem Hause! sagte der alte Mann. Wie heißen sie? damit man doch weiß, womit man sich einander anredet. Ich heiße Martin und bin der Todtengräber von St. Georg. Meine Frau ist eine Wäscherin und wir haben nur eine lahme Tochter, die Meta heißt und derentwegen ich im Hannöverschen bei einem Wunderdoctor gewesen bin.

Und ich heiße Oswald, bin noch Nichts, will aber noch recht Viel werden, rief Oswald heiter, indem er die Hand des Todtengräbers schüttelte und dadurch zeigte, daß dessen trister Beruf, das Verhältniß zwischen ihnen nicht verändert habe. Jetzt schien auch die Frau sich wahrhaft erleichtert zu fühle

Der Contract ward mit wenigen Worten abgeschlossen, zu denen sie das Meiste beitrug und bald sah Oswald sich allein gelassen, um sich umkleiden zu können. Er wollte noch heute Doctor Wallburg aufsuchen, den er, wie man ihm gesagt, am sichersten Abends im Alster-Pavillon treffen sollte.

II.

Die Familie Lovel bewohnte während der schönen Jahreszeit eines der prächtigsten Landhäuser außerhalb des Dammthores, dessen parkähnlicher Garten sich längs der Alster ausdehnte. Allein Herr Lovel hatte Befehl gegeben bei seiner Stadtwohnung vorzufahren, in der schon vor Hunderten von Jahren das Geschäft dieses berühmten Handlungshauses geblüht hatte und die, obgleich groß und stattlich eingerichtet, doch düster und alterthümlich, auch in der Altstadt und in einer engen Straße lag.

Seine Mutter schien über diesen Befehl verwundert, doch hütete sie sich durch einen Einwand den kranken, leicht gereizten Sohn aufzuregen. Indessen sagte sie doch: der arme kleine Otto wartet draußen mit so großer Sehnsucht auf deine Ankunft.

Warum, ist er wieder krank und kann seinen Eltern nicht entgegen kommen? wie ich es befohlen, entgegnete der Sohn mit eben so viel Bitterkeit gegen das Kind, wie gegen das Schicksal, und die Röthe seines Gesichtes verrieth, in welche Gährung ihn der Gedanke versetzte, daß sein einziger Sohn noch schwächer war, als er selbst. Immer wo es gilt uns eine Freude zu machen, muß er das Bett hüten, schloß er mit einem Seufzer.

Ja es ist wirklich entsetzlich, das an dem einzigen Kinde erleben zu müssen! fiel seine Gattin ein, aber der Ton mit dem sie diese Worte sprach, klang nicht weich und schmerzlich, sondern scharf und schneidend, und wie der Stoß des Nordwindes im December durchfuhr er das Herz der Gesellschafterin, die des Knaben zärtlichste Freundin war. Sie fühlte sich fast dem Weinen nahe, ob lediglich aus Mitleid mit dem kranken Erben des Hauses oder mit sich selbst, die das Schicksal und eine halb und halb unglückliche Neigung zwang in dieser kaltherzigen Familie ihre Tage zu verleben, das würde schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls traf es sich gut für sie, daß in diesem Augenblicke der Wagen stillhielt, denn Thränen waren im Lovelschen Hause ein verpönter Gegenstand. Sie durften nur innerlich geweint werden. Der Lakay half Herrn Lovel vorsichtig auf das Pflaster und die wehmüthigen Gefühle der Gesellschafterin konnten nun eine andere Richtung nehmen, indem auch sie, von ihrem Rücksitze aus, dem schwachen Sohne ihrer Gebieterin, das Aussteigen so viel als möglich erleichterte. Die Stufen der Treppen hinan, die zur breiten, Thorweg ähnlichen Hausthüre führten, eilte der Lakay voraus und öffnete diese dem Herrn, der langsam folgte und ihm noch hier den Befehl ertheilte, in einer Stunde den Wagen wieder zu senden. Als die Thür sich hinter ihm

schloß und der Diener auch den Wagen schließen wollte, winkte Madame Lovel ihm, zu warten, und ein Paquet, das zwischen ihr und der Gesellschafterin gelegen, dieser hinreichend, sagte sie zu ihrer Schwiegermutter gewendet: Mama! Sie erlauben wohl, daß Betti dieses kleine Geschenk von mir der Frau Hähnlein hinauf bringt und dann zu Fuße nachkommt.

Die alte Dame, sonst nicht sehr bereitwillig, ihre Sachen oder Untergebenen von ihrer Schwiegertochter benutzen zu lassen, wünschte jetzt selbst ein Tête à Tête mit dieser herbei; dennoch hatte sie keine Frage nach dem Befinden ihres Sohnes gewagt, der ihr kränker als vor der Badereise zu sein schien, und nur unter vier Augen mit seiner Gattin, glaubte sie sich darüber Aufklärung verschaffen zu können. So gab sie denn stolz und gemessen ihre Erlaubniß und sehr erleichterten Herzens nahm Betti das Paquet in Empfang, grüßte nach beiden Seiten hin demüthig und eilte dieselben Stufen hinan, die Herr Lovel vor wenig Augenblicken so mühsam erstiegen hatte.

Auf den Wink seiner Gebieterin schloß der Diener nun den Wagen und dieser rollte dem Dammthore zu.

Während der Fahrt durch die Stadt war ein vertrauliches Gespräch nicht möglich, da die alte Dame ohnehin etwas schwer hörte, doch hätte ein unsichtbarer Beobachter beiden Frauen ansehen können wie sehr sie sich darnach sehnten. Denn obgleich die Züge der Mutter unverändert blieben, sprach sich doch in ihren dunkeln Augen der tiefste Seelenschmerz aus, während die ihrer Schwiegertochter, von einem vergebens zurückgedrängten Triumpfgefühl leuchteten. Beide setzten sich so in die Ecken des Wagens, daß sie einander anschauen konnten und wenn die Mutter nicht zu genau den boshaften Charakter der jüngeren Frau gekannt hätte, würde sie Hoffnung daraus haben schöpfen können. So aber fürchtete sie das Schlimmste, und ihre Augen von den Basiliskenblicken derselben abwendend, suchte sie sich noch zu einer Frage zu sammeln, als der Wagen auf den glatten Kiesweg einlenkte und Madame Lovel ihr zuvorkam. Indem sie mit verstellter Angst ihre Hand ergriff und sich dicht zu ihr neigte, fragte sie im dringendsten Tone: Was meinen Sie wohl Mama, kann die Cläre einen Sohn hinterlassen haben? Bei dieser Frage durchbebte ein wahrer Todesschreck die knöcherne Gestalt der Mutter. Hierauf war sie nicht vorbereitet. Das Schlimmste hatte sie gefürchtet, aber dies war das Furchtbarste das sie treffen konnte. Mit ohnmächtiger Schwäche versuchte sie ihre Hand der Tochter zu entziehen, um sich nicht durch das Zittern derselben zu verrathen, und Madame Lovel ließ sie willig frei, denn sie hatte sich schon hinreichend überzeugt, daß der Pfeil, den ihre boshafte Zunge abgeschossen, getroffen hatte. Die Mutter, die ewig Fassung und Geistesstärke predigte, hatte wie sie längst geahnt also auch eine Stelle an der sie zu verwunden war, und daß diese Wunde nicht wieder heilen sollte, dafür brauchte sie nun nicht mehr zu sorgen.

Die Cläre? — Einen Sohn? — war die heiser hervorgehustete Frage der alten Dame.

Ja, denken Sie nur Mama, welch' einen Todesschrecken ich heute für Sie ausgestanden habe. Auf dem Dampfboote saß Seite an Seite mit Arnold ein junger, bildhübscher Mensch, den man, wenn er nicht meines Mannes Größe und Haare gehabt hätte, für die Cläre in Mannskleidern hätte halten können. Und nun hören Sie weiter. Plötzlich steht er auf, zerret einen kleinen, alten Kerl in lumpigster Kleidung auf seinen Platz, und wer war dies? der Todtengräber Martin von St. Georg, der, wie Sie wissen die Meta geheirathet, die zur Zeit der Cläre Hausmädchen bei ihr war, und mit dem Arnold, beim Begräbnisse des seeligen Vaters, auf dem Kirchhofe die Unannehmlichkeit hatte. Glücklicherweise hielt mein Mann des Windes wegen den Kopf gesenkt und das Tuch vor dem Mund, so daß er das Ebenbild seiner geliebten Cläre nicht gesehen haben wird. Aber der schäbige Rock, des neuen Nachbars war ihm aufgefallen. Er sieht in die Höhe, erkennt den Todtengräber und alterirt sich so darüber, daß ich dachte es würde ein Blutsturz kommen. Hätte er auch noch den hübschen jungen Menschen gesehen, ich glaube ich hätte Ihnen eine Leiche mitgebracht.

Ihre Bosheit schien für den Augenblick befriedigt. Sie sah wie die sonst ungebeugte Gestalt der Mutter zusammenknickte, das Haupt sich auf die Brust senkte, die Hände sich krampfhaft ballten; weiter wollte und konnte sie für den Augenblick nicht gehen. Denn den eigentlichen Zusammenhang ahnte und glaubte sie nicht, und nur eine, von ihr sehr übertriebene Aehnlichkeit, hatte ihr den Gedanken hierzu eingegeben. Sie lenkte daher mit der Frage auf ein anderes Thema ein. Aber liebe Mama! vor allem sagen Sie mir doch warum hat Hanna Selheim nicht unsere Ankunft abgewartet? Warum reiset sie gerade heute in derselben Stunde ab in der wir landeten?

Jetzt hatte die Mutter ihre Besinnung schon wieder gefunden und in ihrem gewöhnlichen kalten und abgemessenen Tone entgegnete sie: Selheim hatte Prestons den Besuch seiner Tochter auf den 18. angemeldet und Mistreß Lund, die sie mit nach Hull nimmt, konnte ihre Abreise auch nicht länger verschieben. (Fortsetzung folgt.)

Das Pferd. *)

Der Verfasser sagt im Vorwort unter Anderem: „Wie sich die Zeiten und Menschen geändert haben, so auch in vielen Stücken unsere Hausthiere: die meisten sind unter dem Einflusse eines andern Klimas, bei veränderter

*) Landwirthschaftliche Charakterbilder für Schule und Haus. Die Wirthschaftsthiere. Von Dr. Wilhelm Sommerlad. Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft 1859.

Ernährung, durch künstliche Zucht, bei der Angewöhnung zu Dienstleistungen und unter der pflegenden Hand des Menschen nicht nur in physischer Beziehung, sondern auch ihrem Naturell nach im wahren Sinne des Worts edlerer Natur geworden. Den Blick nun auf die Vergangenheit dieser nützlichen Mitgeschöpfe zu richten — auf ihr ursprüngliches Vaterland, ihre Abstammung und Verbreitung, auf die mannigfachen Beziehungen, in welchen einzelne dieser Thiere im Laufe der Zeit zu dem nationalen, gewerblichen Leben und selbst dem Cultus mancher Völker gestanden haben — ihr gegenwärtiges Naturell, ihr Gedeihen, ihre Zucht und die ganze Tragweite ihrer Nützlichkeit vorzuführen: das war die Absicht, die den Verfasser bei der Ausarbeitung seines Werkes beseelte." Wir geben nachstehend eine Probe der Darstellung und Behandlung „der Wirthschaftsthiere" und wählen das edelste derselben: das Pferd; müssen jedoch in Rücksicht des uns gestatteten Raumes alle diejenigen Partien, die vorzugsweise für den Thierzüchter berechnet sind, mit Hinweisung auf das Werk selbst auslassen.

An keinem Thier scheint die Natur den ganzen Reichthum der Gaben, welche sie ihren Geschöpfen vorbehielt, mehr erschöpft zu haben, als an dem Pferd. Schönheit, Kraft, Dauer, Schnelle, natürliche Gutmüthigkeit — jeder Vorzug ist ihm verliehen, und kaum hat deßhalb je der Mensch eine größere Eroberung gethan, als da er den Nacken desselben beschritt, es zu seinem Diener und bald zu seinem Freunde zu machen.

In dem Pferde treten Eigenschaften hervor, die man auch beim Menschen zu den edlen zählt, indem sich in seiner Haltung und Bewegung Stolz, Kühnheit und Kraft ausdrücken, welche sich auch auf seinen Reiter überzutragen scheinen; denn der Geist des Mannes erhebt sich auf dem Rücken des Rosses und steigert das Bewußtsein seiner Kraft mit dem Muthe und der Stärke seines Trägers. Diese Gefühle sind tief in die Brust des Mannes verpflanzt und regen sich schon frühe in des Knaben Herz, der sich zum Manne gereift wähnt, wenn ihm vergönnt wird, ein Roß zu besteigen. Das Roß ist stets ein Attribut der Männlichkeit und fehlt daher in den festlichen Tagen des Mannes nicht: zu Roß erscheint der Herrscher vor seinem Volke, zu Roß mustert der Feldherr seine Heerschaaren, zu Roß feiert der Sieger seinen festlichen Einzug nach heiß erkämpfter Schlacht, und selbst dem Leichenzuge des im Kampfe gefallenen Helden wird das Roß noch nachgeführt; ja auch der alterschwache Greis blickt noch mit Wonne dem stolzen Tritte des Rosses nach, eingedenk der schönen verschwundenen Tage der Kraft, wo auch er zu Roß erschien. Die Kühnheit und Standhaftigkeit des Pferdes bei drohenden und wirklichen Gefahren, die so sehr den Muth des Reiters stählen, den bestürzten Feind mit Furcht und Schrecken erfüllen und den Kämpfer zum Siege führen, stempeln es zum Kampfgefährten des Kriegers und verleihen ihm in Zeiten des Kampfes und der Gefahr die Bestimmung als Schlachtroß.

Aber nicht nur im wilden Getümmel der Schlacht, sondern auch da, wo unter dem milden Segen des Friedens der Pflug die fruchtbare Furche durch das Land zieht und von der gelockerten Scholle des Bodens Lebensbedürfnisse des Menschen gewonnen werden, erweist es seine Brauchbarkeit und wird mit demselben Eifer der getreue Gehülfe des Landmanns. Auch da, wo sich durch den Austausch der Landesproducte zwischen den Völkerstämmen ein gegenseitiger Verkehr bildet und Handel gestaltet, entfaltet es Vorzüge, die von keinem andern Hausthiere in gleichem Grade zu ersetzen sind, denn mit rastlosem Eifer und unwiderstehlicher Kraft bringt es den mit den Landeserzeugnissen schwer belasteten Frachtwagen in ferne Gegenden, um diesen vortheilhafte Verwerthung zu verschaffen; mit eilender Hast führt es die flüchtige Post durch die Länder und trägt den schriftlichen Gedanken zur fernen Mittheilung, kurz es erwirbt seiner Dienstleistung eine Vielseitigkeit, die seiner Brauchbarkeit Anerkenntniß im Marstalle des Großen, im Feldlager des Kriegers, auf der Heerstraße und in der friedlichen Hütte des Landmanns in gleich ausgezeichnetem Grade sichert.

Dieser Vorzüge wegen erscheint das Pferd schon in vorgeschichtlicher Zeit, wo aus ferner Dämmerung die ersten Gestalten auftauchen, neben dem Menschen. Keine Ueberlieferung hat den kühnen Namen aufbewahrt, der es zuerst gebändigt, aber bedeutsam erzählen die Sagen, daß der Mensch es als ein unmittelbares Geschenk von den Himmlischen empfing. Als einst Poseidon (Gott des Meeres) mit der weisen und verständigen Pallas (Göttin der Weisheit) um den Besitz von Attika stritt, entschied der Rath der Götter, daß dieses Land derjenigen der beiden streitenden Parteien gehören sollte, welche demselben das nützlichste Geschenk machen würde. Da stieß Poseidon seinen Dreizack, womit er Erdbeben und Fluthen erregte, in die Erde, und aus derselben entsprang freudig wiehernd das Roß. Noch später erwähnt die griechische Mythologie Pferde von höherer Abkunft und göttlichem Wesen, als die des Boreas, des Achilleus, des Ares, des Apollon und der Dioskuren. Auch der dichtende Sinn der Perser schrieb dem Pferde höheres Wesen zu; so galten ihnen besonders weiße Pferde für heilig, sie waren der Sonne geweiht, zogen ihren Wagen und wurden derselben geopfert.

Dem Volk Israel war das Pferd ebenfalls sehr frühe bekannt, denn es wird seiner schon im 1. Buch Mose Cap. 49 erwähnt. Ursprünglich durften zwar die Israeliten die Pferde weder züchten, noch derselben sich bedienen; sie hatten ihrer aber auch weniger nothwendig, denn in dem gebirgigen Palästina leistete der Esel seines sicheren Trittes wegen bessere Dienste. Erst durch das Zusammentreffen mit denjenigen feindlichen Völkern, die das Pferd schon ihrem Dienste unterworfen hatten, wie Aegypter, Assyrer u. A., wurden auch die Juden genöthigt, sich ebenfalls der Pferde zu bedienen. Darum legten David und Salomo Stutereien an, worin zwar die Pferde zunächst für den Bedarf

des Heeres gezüchtet, aus welchen sie jedoch auch von den Israeliten unter ihre Hausthiere aufgenommen wurden. Salomo scheint besonders die Pferdezucht sehr unterstützt und einen großen Pferdehandel nach und aus Aegypten betrieben zu haben, und merkwürdiger Weise werden noch heutzutage die Geschlechtsregister der besten arabischen Pferde bis auf die Stutereien David's und Salomo's zurückgeführt.

Nach allen geschichtlichen Angaben, die uns über das Pferd geblieben sind, scheint es mehr als wahrscheinlich zu sein, daß Hochasien sein ursprüngliches Vaterland ist. Vermuthlich wurde hier der Zaum, der eigentliche Sattel, der Steigbügel und wahrscheinlich auch das Hufeisen erfunden, und bei vielen Völkern jenes Erdtheils waren ein Pferd, eine Stute oder ein Füllen von jeher gangbare feste Werthe in Tausch und Verkehr. Von dort aus soll sich die Kunde von der Nutzbarmachung des Pferdes nach China, Indien und Aegypten verbreitet haben, in welchem letzteren Lande man zuerst eine systematische Pferdezucht betrieb. In Europa begann eine wirkliche Pflege und Zucht des Pferdes erst, als die Araber auch den Süden dieses Erdtheils ihrer Herrschaft unterwarfen, und wie der Maure das Ideal orientalischer Ritterlichkeit darstellte, so trat ihm nacheifernd bald der deutsche und wälsche Kreuzfahrer zur Seite. Es war das andalusische Pferd, aus arabischem Blute entsprossen, recht eigentlich das Thier dieser und der nachfolgenden Jahrhunderte. Eine neue Epoche begann erst wieder, als mit dem Ausgang des Mittelalters England, das einst schon dem Cäsar kriegsgeübte Reiter entgegenführte, das wahre Gestüt- und Zuchtland des europäischen Pferdes wurde. Jakob I. verpflanzte das Roß des Orients auf britischen Boden und erzog so jenes Geschlecht von Rennern, die an Schnelligkeit Unglaubliches leisten. In Deutschland erwarb sich um die gleiche Zeit Günther von Oldenburg den Ruf, die trefflichsten Pferde zu besitzen. Christine von Schweden nannte ihn den Erzstallmeister des römischen Reiches, denn er hegte nicht bloß zu eigener Lust 1500 Rosse von ausgesuchter Schönheit, sondern versah auch aus seinen Marställen die meisten Höfe Europas.

Auch unsere heidnischen Vorfahren ehrten das Pferd in beinah übermenschlicher Weise. Sie hielten ganz schneeweiße Pferde, welche niemals durch menschliche Weise entweiht sein durften und die in heiligen Hainen von den Priestern auf öffentliche Kosten gepflegt wurden. Zogen sie bei feierlichen Anlässen den Wagen der Priester und Fürsten, so beobachtete man ihr Wiehern und Schnaufen, welches die Stelle von Orakeln vertrat. Bei den verwandten Esthen durfte kein Mensch oder Thier geschlachtet werden, bevor man das heilige Thier gefragt hatte. Zu diesem Zwecke legte man ihm einen Speer vor, und überschritt es diesen mit dem linken Fuß, so ward das Opfer verschont, während es durch Vorsetzen des rechten Fußes das Todesurtheil aussprach. Die Wenden weiheten dem Swantewit ein milchweißes Roß, welchem

sie auf Arcona einen täglichen Gottesdienst hielten und welches der Oberpriester nur allein füttern und reiten durfte. Nach dem Glauben des Volkes zog Swantewit allnächtlich in den Streit gegen die Feinde seines Glaubens, weßhalb man jeden Morgen im Stalle das heilige Pferd mit Schweiß und Staub bedeckt fand. Bei außerordentlichen Ereignissen, z. B. beim Ausbruch von Kriegen, wurde dieses Pferd als Orakel befragt; Aehnliches geschah mit dem kohlenschwarzen heiligen Hengst, der in Stettin gehalten wurde, mit den heiligen Rossen zu Rethra u. s. w. Bei mehreren halb germanischen, halb slavischen Völkern begrub man die im Kampf gebliebenen Pferde mit denselben Ehren, wie die gefallenen Krieger, eine Auszeichnung, die keinem andern Thier je widerfahren ist.

Im späteren Mittelalter wurde das Pferd zwar nicht mehr religiös verehrt, aber es nahm im Volksglauben doch immer noch eine hochgeachtete Stelle ein. Je nach seiner Farbe schrieb man ihm gewisse Kräfte zu, oder wählte es hiernach zu besonderen Diensten. So galt der Rappe für ein tückisch verstocktes Thier und war nach der Sage das Pferd für dämonische gespenstige Reiter; die Feen und Gespenster guter Art wählten nach fast allen Sagen Schwabens und des deutschen Südens immer weiße Pferde, die auch meist nur von hohen edlen Frauen und von Priestern geritten wurden. Aber es fehlte keiner Farbe an Bewunderern, vielmehr wurde jeder derselben gleichsam eine bestimmte Tugend zugeschrieben. Nur der Schecke war nicht beliebt, von dem schon der Araber sagt: „Fliehe ihn wie die Pest, er ist der Bruder der Kuh!" Bei den Parthern und Medern dagegen war er seiner Zeit sehr beliebt, ja gerade das doppelfarbige Streitroß erscheint in der Geschichte in besonderen Ehren, von dem Bucephalus Alexanders und dem Rosse des Attila bis auf jene Schecken herab, welche die blutigen Helden des Bauern- und des deutschen Krieges trugen.

Auch die Urbewohner der neuen Welt sahen in dem Pferd ein Geschöpf von höherer Natur und außergewöhnlichen Kräften. Als Cortez auf seiner Expedition die Peter-Inseln besuchte, fand er bei den Eingeborenen Götzendienst, Tempel und Altäre, die man rohen Naturgewalten geweiht hatte. Die spanischen Franziskanermönche, welche Cortez begleiteten, suchten alsbald diese Wilden zum Glauben an den ewigen Schöpfer aller Dinge zu bekehren, und sie waren nicht wenig erstaunt, als man nach ihrer Predigt ungesäumt in die Zerstörung der Götzenbilder und Tempel einwilligte. Cortez hinterließ bei seinem Abzuge diesem sanften befreundeten Volke eins seiner Pferde, das durch eine Verletzung am Fuße dienstunfähig geworden war. Die Indianer empfanden eine gewisse Ehrfurcht für das Thier, das nach ihrer Meinung auf irgend welche Weise mit der geheimnißvollen Macht und Gewalt der weißen Männer in Verbindung zu stehen schien. Als daher ihre Gäste abgezogen waren, opferten sie dem Pferde Blumen und setzten ihm mancherlei sorglich

zubereitete Gerichte von Geflügel vor, wie sie solche ihren eigenen Kranken zu reichen pflegten; allein das Pferd siechte natürlich bei dieser ungewohnten Kost immer mehr hin und starb. Die Indianer bildeten es nun in Stein nach, setzten das Bild auf einen ihrer Tempel und erwiesen ihm göttliche Verehrung. Dem spanischen Geschichtsschreiber Herrera zufolge waren die Pferde für alle Völkerschaften Neuspaniens zur Zeit der Eroberung Gegenstände des größten Erstaunens. Sie glaubten anfangs, Roß und Reiter zusammen seien nur Ein ungeheures Geschöpf, wie die Centauren der alten Mythe, und nährten sich vom Menschenfleische, weßhalb sie ihnen Brod und Fleisch als Futter vorsetzten. Ja sogar, nachdem sie ihren Irrthum hierin eingesehen, glaubten sie noch, die Pferde verschlängen im Kampfe die Menschen, und hielten ihr Wiehern für den gierigen Ruf nach Beute und Blut.

(Schluß folgt.)

Literatur.

— **Erzählungen von Otto Roquette.** Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1859. Das Buch umfaßt sechs Novellen: „Der Freiwerber", „Bei Tische", „Johann", „Die Kunstgenossen", „Der Maigraf" und „Macugnaga und der Monte Rosa", die viel vortreffliches enthalten, wiewohl sie nicht alle von gleicher künstlerischer Vollendung sind. Eine, die erste nämlich, möchten wir als etwas matt bezeichnen. Dagegen besitzt die zweite Erzählung einen köstlichen Humor, der trefflich von Anfang bis zu Ende durchgeführt und geeignet ist, eine Gesellschaft in die heiterste Laune zu versetzen. Wir sehen, daß selbst die Kochkunst einer poetischen Auffassung zugänglich ist. In den drei nachfolgenden Erzählungen werden zum Theil in humoristischer, zum Theil in ernster Weise adlige, künstlerische und kriegerische Verhältnisse praktischen Beziehungen gegenübergestellt; die stets zu Gunsten der letzteren ausfallen. Es werden sehr reine und sittliche Tendenzen mit dem leicht sich abrollenden Faden der Erzählung verflochten, und diese moralische Grundlage ist es, die dem Roquette'schen Werke einen eigenen Reiz verleiht. Die Umwandlungen in dem Seelenleben mancher Persönlichkeiten, welche extremen Richtungen angehörten, oder doch eine schiefe Stellung im Leben einnahmen, ist recht geschickt durchgeführt und wird von dem Verfasser oft mit einem sehr glücklichen Anflug von Humor behandelt. Die Schlußerzählung, die uns auf den Monte Moro in die Zauberwelt der Gletscher führt, erinnert an ähnliche treffliche Schilderungen, wie wir sie in den bekannten Genfer Novellen von Töpfer antreffen. Jedenfalls verdient das Roquette'sche Werk die Anerkennung der Lesewelt, die ihm auch nicht entgehen wird und es versöhnt uns wieder mit dem Verfasser wegen seines lang ausgesponnenen und mißlungenen dreibändigen Romans „Heinrich Falk."

— **Die Ironischen.** Erzählung von Carl Altmüller. Göttingen. Georg H. Wigand. 1859. Wir haben hier eine kleine Novelle vor uns, deren Hauptverdienst es ist, daß sie in leichter und gefälliger Form geschrieben ist. Ja öfters weiß der Verfasser sogar einen recht poetischen Anlauf zu nehmen, und einzelne kleine Naturscenen sind in rechter Wärme und Treue durchgeführt. Aber das Ganze macht doch den Eindruck einer zu großen Einfachheit und Armuth. Die handelnden Personen treten fast gar nicht hervor, und der Hintergrund, um den sich alles gruppirt, jene Verbindung „der Ironischen", besonders das mit großer Breite ausgemalte Triumvirat von drei jenem materiellen Verein zugehörigen Studenten, hat doch eine Färbung, die eben bei dem Mangel aller Handlung den meisten Lesern wenig Interesse

darbieten dürfte. Der Verfasser hat ohne Frage Begabung, aber seine Kräfte sind — bei diesem Thema wenigstens — nicht zur Entfaltung gekommen. Wir fürchten, daß die Anlage und Durchführung der eigentlichen Intrigue eines Stücks unserm Schriftsteller stets manche Schwierigkeiten bereiten dürfte, dagegen kann er vielleicht in der Schilderung von Naturschönheiten einst Bedeutendes leisten. — Das Vorwort ist sehr launig geschrieben. Ob aber durch das in Rede stehende Werk der Grund gelegt sei, den Verleger zum Millionair zu machen, dies glauben wir bezweifeln zu müssen.

— **Am See, oder die Speculanten.** Ein Lebensbild aus der Gegenwart von August Schrader. 2 Bändchen. Leipzig. Hermann Luppe 1859. Vorliegende Novelle ist zwar einem Pastor gewidmet, hat aber keineswegs, wie mancher vielleicht irrig daraus schließt, eine frömmelnde oder auch nur in kirchlicher Beziehung stehende Tendenz. Es wird uns in leichter und anmuthiger Sprache eine Erzählung vorgeführt, welche zwar das alte Thema einer Liebe vorträgt, die erst von dem Vater der Heldin beanstandet wird, schließlich aber zum Siege gelangt; indeß fehlt es den eingewebten Intermezzos keineswegs an Mannigfaltigkeit und überraschenden Situationen, ja es werden gelegentlich recht glückliche Charakter- und Landschaftszeichnungen in die Scenerie der Erzählung hineingestellt. Alles drängt dahin, die Ueberzeugung in dem Leser zu erwecken, daß er es hier mit einem Schriftsteller zu thun hatte, der seine Spannung zu erhalten wußte und so wird er das Buch befriedigt aus der Hand legen, zumal es ihm mancherlei Einblicke in die speculative Richtung der Heutzeit verstattete.

Theater.

Das Volk wie es weint und lacht. — Volksstück mit Gesang in 3 Akten (10 Bildern) von O. F. Berg und D. Kalisch.

Nach einer durchschwärmten Neujahrsnacht einen polnischen Salat — gemischt aus Freud und Leid, aus einer Spielhölle, aus Marktprodukten des Lebens, aus Gefängniß und Verlobung, aus Unschuld und Verbrechen und einem Sprung in's Wasser. Das Stück begann bei festlich erleuchtetem Hause und schloß mit einem italienischen Nachtfest. Die Hauptwürze bildeten die Couplets mit lokalen Anspielungen auf die Verbindungsbahn und Wasserleitung 2c. Auch in auswärtiger Politik wurde gemacht und die Verslein auf Frankreich waren recht beißend und gelungen. Weniger behagte es uns, und verdient gerechten Tadel, daß ein Künstler seinen abgegangenen Collegen, die überdies noch nicht ersetzt sind, Spott und Hohn nachsang. Nach dem Erfolg der ersten Aufführung zu urtheilen, wird diese Posse ein Zugstück werden. Unser alte Hassel war bei bester Laune, Stotz secundirte gut, und Frau Lauber-Versing und Fräulein Liebich, die ebenso vortrefflich weint als lacht, die Herren Moritz, Werkenthin, Degen und Fräulein Labitzky alle wirkten vorzüglich zusammen. Die Rolle des Dorfschulzen, wie sie Herr Werkenthin auffaßt, ist ein kleines Meisterstück. Ueberhaupt verdient dieser Künstler eine viel größere Anerkennung. Er spielt den Geck und Aventurier, den Gree und Gauner, den alten Onkel und Veteranen; er weint, lacht und singt, er hüpft und springt und was er unternimmt das führt er vorzüglich durch. Ein vielseitiges Talent!

Sollen wir von dem Stücke selber reden? Es ist eine Posse wie viele andere, es berührt viele Seiten, es macht kühne Sprünge hier und dorthin, schürzt Scherz und Ernst bunt durcheinander, überrascht durch Schlagwörter und glückliche Einfälle — kurz es unterhält, beschäftigt Auge und Ohr, und das suchen ja die meisten Menschen nur im Theater. Darum erfreuen sich die Possen auf manchen Bühnen eines viel größern Beifalls als gute Dramen, Tragödien und höhere Lustspiele. Zum Schluß müssen wir noch erwähnen, was wir zu Anfang hätten thun sollen, nämlich der Jubel-Ouverture und des Prolog's von Wagner, den Fräulein Janauschek meisterhaft vorgetragen.

Unterhaltungen.

— **Correspondenz des Grafen J. de Maistre.** Die Correspondenz des Grafen Joseph v. Maistre, welche jetzt, 37 Jahre nach seinem Tode, von einem Herrn Blanc unter Bewilligung der piemontesischen Regierung herausgegeben wird, liefert einen schlagenden Beweis von der Wandelbarkeit der menschlichen Ansichten. Dieser bekannte Schriftsteller und Staatsmann war nacheinander Senator, Gesandter und Minister. Savoyen wurde von den Franzosen besetzt. Joseph de Maistre wanderte aus nach der Schweiz, er wurde mit der Confiscation seiner Güter bedroht, wenn er nicht zurückkehrte. Er blieb aber im Auslande und seine Güter wurden confiscirt. In seinen „Betrachtungen über Frankreich" stellt er die große Revolution als eine Strafe des Himmels, als ein Gottesgericht hin. In dem berühmten Werke „vom Papste" legt er die ganze Christenheit zu den Füßen des heiligen Vaters, weil er der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. In einer andern Schrift zergliedert er die Philosophie Baco's und brandmarkt die Lehre dieses großen Denkers als gefährlich und verwerflich. Seine Ansichten, die er in diesen und andern Büchern niedergelegt, klingen oft sonderbar und unglaublich. „Der Krieg, z. B. meint er, ist an sich göttlich, denn er ist ein Gesetz der Welt, das große Gesetz der Buße. Die ganze Erde, beständig von Blut getränkt, ist ein großer Altar, worauf Alles was lebt und webt unaufhörlich geopfert werden muß, so lange bis das Uebel gesühnt ist und der Tod selber sein Ende erreicht." Ferner: „Alle Größe, Macht und Subordination beruht auf dem Henker; er ist der Abscheu und das Band der menschlichen Gesellschaft. Nehmt diesen unbegreiflichen Agenten und Machthaber aus der Welt, und sofort weicht die Ordnung dem Chaos, die Throne stürzen und die Gesellschaft selber zerfällt und löst sich auf." Ein andermal rühmt Se. Excellenz die Inquisition als eine heilvolle Institution. Wir wollen nun die Ansichten, welche in seinen Werken einen weitverbreiteten Ausdruck gefunden, vergleichen mit den Ausbrüchen, die er sich in seiner Correspondenz besonders gegen Oesterreich und den Papst erlaubt: „So lange ich athme" — schreibt er aus St. Petersburg — „wiederhole ich, daß Oesterreich der natürliche und ewige Feind des Königs von Sardinien ist — Frankreich aber nicht." — Sonderbar! dieselbe Macht, welche jenem Könige Land und Leute genommen, welche die Güter des Herrn de Maistre confiscirt hat — wird kurz darauf wieder als freundlich gesinnt gepriesen! Andere heftigere Ausfälle gegen Oesterreich wagen wir gar nicht hier wieder zu geben. Aber klar geht aus den Briefen des piemontesischen Staatsmannes hervor, daß man schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in Sardinien dasselbe Streben hatte wie jetzt, kühne Griffe in Oberitalien zu machen.

Seine ganze Galle gießt dieser sonst so strenge Katholik, der wegen seines intimen Verkehrs mit den Jesuiten sogar den Gesandschaftsposten in Petersburg verlor — seine ganze Galle, sage ich, gießt er über Pius VII. aus: „Da der Papst Rosenkränze vertheilt und in Frankreich Alles Mode ist, sind jetzt die Rosenkränze Mode geworden. Chaque fille" . . . . . . doch wir müssen Pius VII. in Schutz nehmen, wenn der Verfasser weiter schreibt: „On se moque à Paris assez joliment du bonhomme . . . Un bonhomme dans une place et à une époque, qui exigerait un grand homme." Und ehe der Papst der Krönung Napoleons beiwohnte, wünscht er ihm lieber den Tod, als eine solche Entehrung. „Es wäre besser — so schreibt J. de Maistre — er ginge nach St. Domingo, um Dessalines zu krönen, als: se dégrader jusqu'à n'être plus qu'un polichinelle sans conséquence" — wir wagen nicht, diese Worte zu verdeutschen. Das steht Schwarz auf Weiß im unlängst erschienenen I. Bande der Correspondenz desselben Mannes, welcher in seinem Buche „über den Papst" diesem die höchste Macht und Gewalt auf Erden wieder zutheilen möchte. Widersprüche über Widersprüche! Welche Macht stand denn übrigens Pius VII. zu Gebote, um dem brutalen Gewaltstreiche Napoleons entgegenzutreten. Sollte er etwa die Paar auseinandergesprengten Schlüsselsoldaten gegen die siegreiche französische Heeresmacht marschiren lassen?

— **Der Kanal von Nicaragua.** Felix Belly hat dem „Cercle de la Presse scientifique" eine demnächst erscheinende Schrift, die Durchstechung des Isthmus von Panama durch den Nicaragua-Kanal vorgelegt. Belly ist seit 3 Monaten von seiner Untersuchungsreise aus Central-Amerika zurückgekehrt. Der neue Kanalisations-Vertrag, welcher seinen Namen trägt, und von ihm mit den Regierungen der Republiken Nicaragua und Costa-Rica abgeschlossen worden ist, war schon vor seiner Ankunft bekannt und wird endlich, den von den Seemächten seit dreihundert Jahren ins Auge gefaßten Plan, die Verbindung der beiden Oceane realisiren.

Der neue Plan des Thomé de Gamond, den Felix Belly mit der Exploration betraute, stützt sich auf den See von Nicaragua. Die Wasser dieses Sees ergießen sich in die beiden Oceane durch zwei Straßen. Die eine ist der kanalisirte Fluß San Juan, der bei San-Juan-del-Norte in den atlantischen Ocean geht; der andere ist ein künstlicher Durchschnitt des Isthmus von Salinas, welcher in der Bucht von Salinas in den stillen Ocean mündet. Der Theilungspunkt ist der See von Nicaragua, ein Landsee, welcher 40 Meilen lang und 15 Meilen breit ist, und der einen Flächenraum von 6 Milliarden Meter einnimmt. Dieses günstige Reservoir liegt 36 Meter über dem altlantischen und 38 Meter über dem stillen Ocean. Seine mittlere Tiefe beträgt 10 Meter, während die größte gemessene Tiefe 81 Meter ergab. Vierzig Flüsse, von denen mehrere schiffbar sind, führen ihm Wasser zu. Den östlichen Theil des Nicaragua-Kanals bildet, wie bereits gesagt, der San Juan, dessen Länge von seinem Ursprung in dem See bis zu seiner Mündung in den altlantischen Ocean in der Bucht von San-Juan-del-Norte 175 Kilometer beträgt, und der in Breite und Tiefe etwa der Rhône vergleichbar ist. Der westliche Theil ist eine künstliche Wasserstraße quer durch den Isthmus von Salinas, die im Anfange dem schiffbaren Rio Sapoa bis zur Mitte des Isthmus folgt und dann, als Kanal, dessen Kulminationspunkt 40 Meter Höhe beträgt, weiter läuft und nachdem 6 Schleusen ihn zur Höhe des stillen Oceans (38 Meter) bringen, sich in die Bucht von Salinas ergießt. Die Länge dieses Kanals beträgt 22 Kilometer, die Breite 44 Meter und die Tiefe 8 Meter. Die Schleusenfälle betragen bei diesem Kanal, wie auch beim San Juan, 30 Meter Breite und 80 Meter Länge; ihre Thore sind 15 Meter offen und sind vermögend, jeden Tag 300 Fahrzeuge durchzulassen. Nach der Veranschlagung Thomé de Gamonds werden die ganzen Kosten für diese Durchbrechung 120 Millionen Francs betragen. — e —

— Dr. jur. **Martin Emden.** Wir halten es für unsere Pflicht, dem im vergangenen Jahre verstorbenen verdienstvollen Gelehrten wenige Zeilen zu widmen. Er schied im kraftvollsten Mannesalter, in seinem 35. Jahre aus dem Kreise seiner zahlreichen Verehrer und Freunde, und aus der ausgezeichneten Theilnahme, die seine Mitbürger bei seinem Tode bewiesen, erhellt hinlänglich die Achtung, welche er allgemein auch im Leben genossen. Nicht allein war er ein eifriger uneigennütziger Anwalt und Rathgeber in seinen Berufsgeschäften; er war auch geehrt und geschätzt wegen seines Strebens, seiner Bethätigung und seines feinen Sinnes bezüglich der Künste und Wissenschaften. Ein Freund Arthur Schopenhauers und fast der Einzige, mit dem der „Frankfurter Philosoph" nähern Umgang pflegte, hatte er sich die Achtung dieses, den er selbst hoch schätzte, in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß ihn Schopenhauer, so viel wir wissen, zu seinem Testamentsvollstrecker und Erben seiner reichen Bibliothek einsetzte. Die Geschichte und das Wesen der Philosophie, älterer wie neuerer, kannte Emden ebenso vollkommen, als ihm Literatur und Musik erhebende und erheiternde Studien waren. Wie Herr Rabbiner Stein und Herr Oberlehrer Dr. Stern zu seiner Ehre an seinem Grabe Worte der Erinnerung sprachen, so lebt auch unter seinen Mitbürgern und Freunden sein Gedächtniß in ungeschwächter Kraft fort. Dr. O.

Expedition des Frankfurter Museums. - Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

N°. 3. **Frankfurt a/M.,** den 15. Januar. **1859.**

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Aber so schnell wollte Madame Lovel sie nicht wieder beruhigt sehen, sondern noch lieber ein Mal zu dem vorigen Thema zurückkehren. Schade, sagte sie, ich habe das Mädchen lieb, sie bringt immer ein so frohes Leben in unser Krankenhaus. Gut nur daß sie auf der Rückreise noch einige Wochen bleiben wird. Aber nun liebe Mama müssen Sie mir sagen —

Wie es deinem armen Otto geht? unterbrach sie die Mutter, die jetzt wieder völlig gerüstet und gewappnet war den Kampf mit ihrer Quälerin aufzunehmen. Und hätte sie es mit einer weniger gewandten Gegnerin zu thun gehabt, so würde der Triumph eher der ihrige gewesen sein. Denn Otto, Madam Lovel's einziger, aber verwachsener und kränklicher Sprößling, war nicht der Gegenstand ihrer Liebe, sondern nur der ihres Verdrusses, ihrer Beschämung, der ewige Hemmschuh bei so mancher Lust der Welt, der die oberflächlich gebildete Frau leidenschaftlich ergeben war. Deshalb hörte sie sich niemals gern an ihn erinnern, wenngleich sie aus einer Art Schicklichkeitsgefühl sich dies nicht merken lassen wollte. Aber gegen die Schwiegermutter legte sie sich hierin weniger Zwang auf, denn sie wußte daß sie diese

durch ihre Kälte gegen den Knaben nur noch tiefer kränkte. Deshalb sagte sie gleichgültig hingeworfen: Nein, nein! von ihm jetzt kein Wort! Da er uns nicht entgegengekommen ist weiß ich schon Alles. Fieber, Schmerzen im Rückgrat, brennende Hände, Kopfweh! ach nein Mama, ich vergesse mein eigenes Leid über das was Ihnen bevorstehen kann. Wenn die Cläre nun wirklich einen Sohn, diesen Sohn gehabt hätte, Sie vielleicht darum wußten, und aus Rache gegen die arme Schauspielerin ihn Arnold vorenthielten! — mir ist einmal erzählt worden, daß die Cläre in der Nacht, wo Sie selbst die Geschiedene über die Grenze transportirt haben, noch auf der Treppe geschrieen hat: ich bin Mutter! lassen Sie mich nur noch ein einziges Mal den Vater meines Kindes sehen!

Ei freilich! die tragischen Rollen waren ja ihr Fach! und sie, die mir den einzigen Sohn zu verführen gewußt, daß er sie gegen meinen Willen und ohne meinen Segen heirathete und sogar in mein Haus brachte, sie würde natürlich nicht ohne noch eine Scene zu spielen dasselbe verlassen haben. Aber genug davon, ich bin gerächt. — Sie ist von mir der Untreue überführt, mein Sohn sah seine Verblendung ein, er ließ sich von ihr scheiden und als die Wunde vernarbt war fügte er sich meinem Wunsche und ist dein Mann geworden. — —

Die letzten Worte verhallten in einem Seufzer. Die alte Dame schwieg, und auch die Schwiegertochter schien ihren Undank zu fühlen. Als aber die Mutter in diesem Glauben wieder anhub: O Hedwig! Du lohnst es mir schlecht, daß ich Deinet- und Deines Vaters wegen meine Seele mit so großer Schuld belastete. Da sprang Madam Lovel fast von ihrem Sitze empor, und die Mutter mit einem flammenden Giftblicke messend, rief sie, die Hand wie abwehrend gegen sie ausstreckend: Nein! bei Gott nein! so ist es nicht! Mein Wunsch wäre es gewesen die Krankenwärterin eines Schwindsüchtigen und die Mutter eines Krüppels zu werden? O wahrlich! dies geht zu weit! — Sie und mein Vater haben das Complott geschmiedet, und Arnold, ich und die arme Cläre — ach! und noch Jemand! ja, Er vor Allen! — wir waren die Opfer.

Du lügst! schändliche Heuchlerin! fuhr die Mutter auf. Wie wußtest Du Dich bei mir einzuschmeicheln als Arnold noch gesund und frohsinnig der Stolz seiner Mutter war, der Gegenstand für die stille Sehnsucht so manches edeln Mädchens. Ich aber liebte Dich, und hätte ich Dich nicht so sehr gern zur Schwiegertochter gehabt, wer weiß ob ich ihn die Cläre nicht hätte heirathen lassen mit meinem Segen. Denn gut war sie, — zu spät habe ich es erkannt. —

Lügen? Heucheln? Nun Mama! wenn ich es könnte, hätte ich es von Ihnen gelernt. Lügen, heucheln bedarf man zur Intrigue, und hierin sind Sie Meisterin. — Eine junge, schöne von ihrem Manne vergötterte, und wie Sie selbst sagen, gutmüthige, wie manche Andere sagen, auch unschuldige

Frau aus dem Herzen Ihres Sohnes heraus zu — — eskamotiren. Wahrlich es war ein Meisterstück! — die arme Cläre! sie dauert mich unbeschreiblich und gern räumte ich ihr noch heute meinen Platz ein. Wie mag es ihr gemundet haben sich aus der Fülle des Glanzes, des Reichthumes und der Wonne, in ein — — nicht wahr, sie ist in einem Irrenhause gestorben?

Leider! Du weißt, daß sie schon vor der Scheidung oftmals an Irrsinn litt. Ich brachte sie aufs Land in eine Privat-Irrenanstalt, wo man mir die größte Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung gab. Sie hatte es dort gut, und daß es ihr an Nichts fehlte, kann Doctor S. mir bezeugen. Allein fünf Monate später starb sie, und wie die Section auswieß, an einem unheilbaren Uebel. Unterdeß überstand Arnold glücklich eine lange Krankheit. —

Glücklich! nun wenn das ein Glück genannt werden kann, alle Lust zum Leben verloren und eine kranke Brust behalten zu haben, die keinen Lufthauch, keine Gemüthsbewegung, kein Vergnügen, mit einem Worte Nichts verträgt! —

Nun ja! Du steinernes Herz! mein Sohn wird nicht lange mehr leben, mein Enkel seinem Vater vielleicht noch voran gehen, und dann, weißt du, bin ich wieder die alleinige Herrin der Firma. Dann Hedwig höre ich auf das Endziel deiner Bosheit zu sein. Der Tag, an welchem meines Sohnes Leiche aus dem Hause getragen wird, ist auch der letzte, den Du darin zubringst.

Ach liebe Mama Sie scherzen! lächelte Madame Lovel mit der natürlichsten Heiterkeit. Geben Sie es doch auf mich mit dem Knecht Ruprecht zu schrecken, das ist etwas für Kinder. Sie wissen so gut wie ich, daß wir Beide auf Lebenszeit an einander gekettet sind, wie die siamesischen Zwillinge, und wollte man uns trennen, würde ich die Operation gewiß besser überstehen, als Sie. Bin ich oder gelte ich nicht für die erwählte Tochter Ihres Herzens? Bin ich meinem Manne nicht treu? Hab ich ihm nicht einen Erben gegeben? Welche Gründe hätten Sie denn, mich aus dem Hause zu vertreiben? Und was mich betrifft, fühle ich mich als Hausfrau desselben jetzt ganz behaglich und habe es Ihnen längst verziehen, daß Sie vor Jahren mein Vertrauen gemißbraucht und meinem Vater den Roman meiner Kinderjahre verrathen. Zuweilen aber kommt mir doch der Gedanke, wo der arme Lüdhard jetzt weilen mag, der Hals über Kopf nach Amerika absegelte, und zwar auf Ihrem Schiffe als mein Vater ihn des Betrugs bezüchtigte und ihn schimpflich aus dem Hause jagte. —

Nun Gott sei Dank, wir sind zur Stelle! rief die alte gequälte Frau, die sich längst von ihrer Peinigerin abgewendet und mit einem wahren Medusenblick durch die Fensterscheiben geschaut hatte. Das war ja ein furchtbares Wiedersehens-Fest! fügte sie wie für sich hinzu, während der Wagen in das weit geöffnete Gartenthor einlenkte.

Ja, und wenn nun die Cläre einen Sohn hinterlassen hätte und auch dieser uns heute noch eines bereitete! rief Madame Lovel, allein in diesem

Augenblicke war ihr ein Wiedersehen bereitet, das sie doch etwas erschütterte. Der arme kleine Otto hatte die Sehnsucht nach den Eltern, besonders dem Vater, den er zärtlichst liebte, nicht bezähmen können. Des Fiebers unerachtet, das ihn aufrieb, war er aufgestanden und hatte sich ankleiden lassen mit seinem schönsten Putz. Leider konnte dieser ihn nicht verschönern, denn wie gesagt, der arme Kleine war verwachsen und schien, obgleich er schon zehn Jahre alt war, kaum sechs zu zählen. Und dennoch konnte, außer seiner Mutter, Niemand ihn ansehen, ohne sich zu ihm hingezogen zu fühlen. Seine großen blauen Augen, die stets im feuchten Glanze der Liebe und Herzensgüte schimmerten, waren so seelenvoll, so sanft, so klug. Eine fast zu reiche Fülle blonder Locken umwallten, die freilich zu hohen Schultern und seine gerötheten Wangen, die kirschrothen Lippen, die bläulichten perlengleichen Zähne, zeugten freilich von der traurigen Krankheit, die an seinem jungen Leben nagte, allein sie verliehen dem freundlichen Kindergesichte auch zugleich einen wahrhaft engelhaften Reiz.

So stand er in der geöffneten Glasthüre, die von dem Vorzimmer seiner Mutter in den Garten führte, zu dem man auf breiten mit hohen und seltenen Blumen besetzten Stufen hinab stieg. Selbst wie eine Blüthe, die ein giftiges Insekt zernagte, hielt er in seinen beiden schneeweißen Händen zwei Bouquets, die seine Freundin Betti ihm von Blumen aus seinem eigenen Gärtchen hatte binden müssen und die er seinen Eltern mit einem kleinen Verse überreichen wollte, den Betti ihm ebenfalls eingelehrt hatte. In der höchsten Spannung, aber lächelnd wie ein schon verklärter Engel, sah er dem langsamen Aussteigen der Großmutter, dem rascheren der Mutter zu, aber hinter Beiden hinweg suchten seine von Freude und Zärtlichkeit leuchtenden Blicke den Vater. Jetzt verdeckte die Großmutter ihm die Aussicht, denn trotz der Aufregung in der sie sich befand oder vielleicht noch mehr durch sie getrieben, schloß sie das Kind heftig bewegt in ihre Arme, drückte einen Kuß auf seine blendend weiße Stirn und schritt dann schweigend, aber rascher als seit Jahren, an den Dienerinnen des Hauses vorüber, die auf der hinteren Hausflur neugierig der Ankunft der Herrschaft entgegensahen, und stieg kraftvoller als ihr Sohn die Treppe zum ersten Stocke hinan, den sie mit ihrer Gesellschafterin und Bedienung bewohnte.

Als die Großmutter ihn verlassen blickte Otto wieder nach dem Wagen, aber Heinrich, der Lakay brachte statt wie er gehofft seinen Vater, nur Schirme und Mäntel daraus hervor und Madame Lovel, die den angstvollen Ausdruck den das Gesicht des Kindes nun plötzlich annahm richtig deutete, sagte indem sie sich mit einem Kusse zu ihm niederbog, Papa kommt in einer Stunde, er sieht nur erst die Casse und Bücher nach.

Und ich hatte mich so sehr auf ihn gefreut! rief das Kind schmerzlich enttäuscht und ließ den Kopf auf die zu hohe Brust herabsinken. Das kleine

Gedicht blieb auf den sich weinerlich verziehenden Lippen schweben, zwei Thränen fielen auf sein Atlaswestchen und der Mutter das Bouquet hinhaltend, konnte er nur sagen: Nimm liebe Mama! sie sind Alle aus meinem Garten! die letzten!

Madame Lovel wollte ihm beide Sträuße abnehmen, doch hielt er den schönsten fest. Der ist für Papa! rief er eifrig, und die Mutter gab ihm den andern nun ebenfalls zurück. Schenke sie ihm nur beide, -- sagte sie gleichgültig, du weißt, ich mache mir nicht viel aus Blumen.

Aus meinen nicht! willst du sagen, entgegnete der Knabe mit unbewußter Bitterkeit, indem er auf die Fülle von Blumen blickte, mit denen der Gärtner, wie er recht wohl wußte, seiner Dame ein gnädig aufgenommenes Willkommen bereitet hatte, denn Madame Lovel war auch wirklich schon vor dem schönen Tableaux stehen geblieben. Der sanfte Vorwurf des Knaben schien sie aber zu beschämen und indem sie sich Mühe gab ihren sonst so raschen Schritt nach seinem schwachen Zustande zu mäßigen, führte sie ihn an ihrer Hand wieder in sein Zimmer, ihm unterwegens freundlich zusprechend und schöne Geschenke verheißend, die sie ihm aus Obersalzbrunn mitgebracht habe. Er aber warf sich mit dem Kopf in den Schooß der alten Frau Müller, die, Madame zu begrüßen, ihnen schon entgegen kam, und seine Mutter verließ Beide mit den strengen Worten: Bringen sie ihn nur wieder zu Bett, Müllerin, er hat seinen weinerlichen Tag.

III.

Betti Werthheim, die Gesellschafterin, sah sich auf dem Wege zu Frau Hähnlein, der Haushälterin im Stadthause, durch mancherlei Behinderungen aufgehalten.

Die große Hausflur stand voll Auswanderer, die sich zur Reise nach Australien auf einem von Herrn Lovels Schiffen wollten einschreiben lassen und mehrere derselben hielten die Treppe besetzt, die Betti hinan mußte.

Frau Hähnlein bewohnte den dritten Stock des Hauses, von wo aus sie ein weites Reich beherrschte. Seit vierzig Jahren war sie im Dienste der Lovel'schen Familie und bei allen Mitgliedern derselben wohl angeschrieben. Sie war klug, und verschwiegen wo es vortheilhaft war; geschwätzig, wenn sie es ohne Schaden sein durfte. Ihr hatte der Herr die großen Besorgungen für Wäsche und Proviant seiner vielen Schiffe anvertraut, und schon dadurch spielte sie in ihrem Kreise eine gewichtige Rolle. Denn wessen Arbeit oder Waare sie gut hieß, dem ward sie abgenommen, wem sie nicht wohl wollte, der sah sich zurückgewiesen. Sie war deshalb stets von Leuten umringt, die ihr schmeichelten und Geschenke darbrachten, und Madame Lovel hatte für die Verwöhnte nichts Geringeres wählen dürfen als ein kostbares schwarzes Seidenkleid, das die behebige kleine Betti mit großer Neugierde und einem

kleinen Anfluge von Neid unter dem Arme hielt. Sie konnte sich schon denken daß es ein Prachtstück sein würde, denn bei der jungen Madame stand Hähnlein in noch ganz besonderer Gunst. Früher war sie das Factotum der alten Dame gewesen, allein seit länger als zwanzig Jahren kam diese nicht mehr zur Stadt, und da Frau Hähnleins Geschäft sie dort fest hielt, so war sie nach und nach die Günstlingin und Vertraute der Schwiegertochter geworden. Bei dem Herrn aber galt sie Alles und für ihn fühlte sie in der That wie eine Mutter und Geliebte zugleich. Ihn verehrte, vergötterte sie. Ihm gegenüber verstand sie mit besonderer Klugheit zu hören, zu reden und zu schweigen, und bei ihm galten ihr Urtheil, ihr Fürwort mehr wie die seiner ganzen übrigen Umgebung zusammengenommen, denn sie war die Einzige, der er unbedingt vertraute. Ihretwegen war er jetzt auch im Stadthause abgestiegen und nur des Scheines wegen erst in das Comptoir gegangen.

Unter den Auswanderern stand Herr Lambert, der älteste Commis, mit einem Taschenbuche in der einen Hand, in der andern die Bleifeder, und eine Schreibfeder hinter dem Ohre. Als er die Hausthüre klingeln hörte und das Fräulein gewahrte, schob er den vor ihm stehenden Rheinbaier bei Seite, und indem sein hageres, spitzes Gesicht sich von der Mitte ab bis zu den Schläfen in helle Freudenfalten legte, und selbst die Schöße seines Rockes freudig wedelten, tänzelte er unter vielen Verbeugungen der nicht weniger froh überraschten Betti entgegen, die erröthend bis unter dem Hutschirm, seine Selbstbeglückwünschung mit der Bitte unterbrach, ihr die Treppe hinaufzu helfen. Wer die Beiden so zusammen sich durch die Auswanderermasse hätte winden sehen, er den Kopf tief seitwärts geneigt, um einen Blick aus ihren Augen zu erhaschen, sie verschämt, aber glückselig lächelnd, zuhörend, was er flisterte, der erkannte alsbald die Geschichte dieser beiden Leutchen, denen es nur an einigen tausend Mark fehlte, um ihre zehnjährige Treue mit dem größtmöglichsten Erdenglücke belohnt zu sehen.

Oben im ersten Stock angelangt, schloß Herr Lambert seine Verlobte eiligst und heftig bewegt an sein Herz, sie duldete seinen Kuß, ja er schmeichelte sich fast daß sie ihn erwiedert habe, dann aber flog sie die zweite Treppe hinan, er, immer drei Stufen auf einmal überspringend, die erste wieder hinab, und der Rheinbaier, der noch immer mit verblüfftem Gesichte dastand, wußte nicht wie ihm geschah als der eben noch so barsche Commis ihm jetzt beinah zärtlich die Hand drückte und im weichsten Tone fragte: Nicht wahr! Ihr werther Name ist Balthasar Liebe? Nä! Siebe, Siebe! Siebe! schrie der Auswanderer in der Meinung, das Gehör des Commis müsse nicht besonders rein sein.

Der dritte Stock bestand aus vielen Räumen, die meistentheils mit Materialien für das Hauptgeschäft der Frau Hähnlein angefüllt waren, aber nach der Straßenseite hin bewohnte sie zwei hübsch eingerichtete Zimmer, in denen

zur Sommerzeit Herr Lovel nicht selten sein zweites Frühstück einnahm. Ein drittes Gemach lag ganz allein nach Norden und war das Geheim-Cabinet der Haushälterin. Die Thüre zu demselben war durch einen hölzernen Schirm verdeckt, der wie ein großer Schrank aussah. Hier hinein durften nur Eingeweihte treten, um ganz besondere Geschäfte abzuschließen, und nur wenige Personen kannten das Geheimniß, auf welche Weise die Thüre des fingirten Schrankes zu öffnen sei. Zu ihm gehörte Herr Lambert, und er hatte es Betti verrathen, daß man nur den bronzenen Knopf zu drücken brauche, der als Zierath daran angebracht war. Noch niemals hatte sie davon Gebrauch gemacht, denn stets traf sie die Hähnlein in den anderen nicht so geheimnißvoll verwahrten Räumen. Geschäfte in jenem Gemache fanden gewöhnlich nur in den frühesten Morgen- oder in späten Abendstunden statt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pferd.

(Schluß.)

Ursprünglich wilde Pferde gibt es wohl jetzt nicht mehr, doch läßt sich aus den verwilderten, die man in den polnischen Wäldern, in der Tartarei und in den Steppen Amerikas oft zu Tausenden die Weideplätze durchstreifen sieht, auf ihre natürliche Bildung schließen; sie waren meist klein, struppig, dickköpfig, häßlich und dabei ganz unbändig. Durch Behandlung, Paarung, Abrichtung und unter Mitwirkung des Klimas hat die erziehende Macht des menschlichen Geistes aus jenen störrischen, struppigen Wildlingen eine Mannichfaltigkeit von Racen hervorgebracht, die uns mit Recht als eine Neuschöpfung des Menschen erscheinen. Die hauptsächlichsten dieser Pferderacen sind: das arabische Pferd, das englische, das französische, das russische, das polnische, das dänische und die deutschen Pferde, unter welchen sich wieder das friesische, holsteinische, mecklenburgische, preußische und das pinzgauer Pferd auszeichnet. Das schönste aller Pferde aber bleibt immer das persisch-arabische. Ein elastischeres und dauerndes, genügsameres und feurigeres, sanfteres und stolzeres Geschöpf hat es nicht gegeben. Nach einem alten Ausspruche soll es vom Weibe die breite Brust, die vollen Hüften und das lange Haar haben, vom Hirsche das Haupt und die Beine, vom Fuchse Ohren, Schwanz und Trott, vom Ochsen Augen, Nasenlöcher und Sprunggelenke, vom Löwen Haltung, Muth, Verwegenheit, von der Schlange scharfen Blick und schöne Wendungen, vom Maulesel die Kraft, die Ausdauer in der Arbeit und den Fuß, und vom Wolfe endlich die Gurgel, den Hals und das Gehör. Nach diesen Merkmalen zeichnet sich das arabische Pferd aus durch eine mehr kleine als mittlere Größe, einen sehr proportionirten Körperbau, leichten, gut geformten Kopf, langen, schlanken,

hochgetragenen Hals, hohen Widerrist, kurzen, geraden Rücken, starke Lenden, gerade Kruppe, hoch angesetzten, im Gange bogenförmig getragenen Schweif, breite Brust, rundes Rippengewölbe, ausgefüllte Flanken, runden Bauch, breite, starke Schultern, breite, starke Vorderschenkel, leichte, feine Unterfüße, starke Hinterschenkel, breite, trockene Sprunggelenke und große Gewandtheit und Ausdauer, Lebhaftigkeit des Temperamentes und ganz vorzügliche Befähigung zum Reitdienste. Von dem arabischen Pferd stammen die schönsten Pferde in den meisten Ländern her, in Deutschland gehören sie aber zu den seltenen.

Das Gedeihen und der gute Fortgang der Pferdezucht hängt von der richtigen Auswahl der Zuchtpferde ab, weßhalb an diese je nach der Betriebsart besondere Forderungen gestellt werden. Für die Zucht edlerer Pferde, für den Reitdienst und die weitere Fortzucht wählt man solche, deren Abkunft von edlen Racen bekannt, und deren Güte im Dienste neben möglichst edler Gestalt, Fehlerlosigkeit, treuem Vererbungsvermögen, Fruchtbarkeit u. s. w. erwiesen ist. Bei der Züchtung gemeiner Pferde hat man zwar weniger streng zu verfahren, allein man hat doch auch hier immer darauf zu sehen, daß wenigstens der Hengst von reiner Race sei und weder er noch die Stute mit Erbfehlern behaftet ist. Selbst die Farbe darf bei der Züchtung nicht ganz übersehen werden, weil sie einen großen Theil der Sicherheit der Verwerthung übernimmt; man soll darum immer nur möglichst reine Farben wählen und besonders große und unregelmäßige Abzeichen zu vermeiden suchen.

Die Dauer des Pferdes läßt sich nicht genau bestimmen, indem solche abhängig ist von seiner Abstammung, von dem Dienste, den es zu leisten hat, und von der ihm zu Theil gewordenen Behandlung. Bei einer guten sorgfältigen Behandlung kann es 30 bis 40 Jahre alt werden, meist aber erscheint es schon nach dem 15. Jahre als alt; auch erliegt es nicht selten, trotz seiner großen Lebenszähigkeit, bei einigen Krankheiten, namentlich bei Entzündungskrankheiten, viel häufiger als andere Thiere.

Das untrüglichste Kennzeichen des Alters der Pferde ist die Betrachtung der im Laufe der Zeit sich einstellenden Veränderungen an den Schneidezähnen des Hinterkiefers. Wie schon erwähnt, hat das männliche Pferd (Hengst und Wallach) 40 Zähne in dreierlei Arten, nämlich 24 Backenzähne, 12 Schneidezähne und 4 Hackenzähne; das weibliche Pferd hat bloß 36 Zähne, als 12 Schneidezähne und 24 Backenzähne. Außer diesen Zähnen finden sich zuweilen noch kleinere zahnähnliche Stumpen vor, Ueberzähne oder Wolfszähne genannt, welche jedoch nie gezählt werden.

Das Füllen wird ohne alle Schneidezähne geboren, bringt aber schon 12 durchbrochene Backenzähne, und zwar die 3 vordersten auf jeder Seite der beiden Kiefer, mit zur Welt, so daß es nach Ausbruch der 12 Schneidezähne,

6 in jedem Kiefer, im neunten Monate 24 Zähne hat. In etwa acht bis zehn Tagen nach der Geburt bekommt das Füllen in jeder Kinnlade 2 Schneidezähne, welche Zangen oder Vorderzähne genannt werden, mit vier bis sechs Wochen reihen sich an jene 4 andere Zähne an, und mit sechs bis neun Monate kommen neben den letzteren auch die Eckzähne hervor. Diese Zähne heißen Milchzähne, sie sind nur für das Füllenalter bestimmt und fallen daher nach einigen Jahren ziemlich regelmäßig wieder aus, wo sie durch andere bleibende Zähne, die sogenannten Pferdezähne, wieder ersetzt werden. Vom neunten bis elften Monate bekommt das Junge neben 3 mit zur Welt gebrachten Milchbackenzähnen auf jeder Seite der beiden Kiefer einen vierten bleibenden Backenzahn, so daß es nach zurückgelegtem ersten Jahre 28 Zähne hat.

Mit zwei Jahren haben die Zangen- und Mittelzähne geebnete Reibflächen, und die Periode der Milchzähne naht alsdann ihrem Ende; um diese Zeit erscheint auch der fünfte Backenzahn, und das Fohlen hat dann nach zurückgelegtem zweiten Jahre 32 Zähne.

In der Hälfte des dritten Jahres wechseln die Zangen, d. h. es fallen die 4 mittleren Schneide- oder Zangenzähne, nämlich 2 oben und 2 unten aus, und werden durch andere nachfolgende Zähne von etwas abweichender Form ersetzt. In der zweiten Hälfte des vierten Jahres findet diese Wechselung der nächst daranstehenden Mittelzähne sowohl unten als oben statt.

Mit vier und ein halb Jahre wechseln nun auch die Eckzähne; es erscheint in jeder Reihe jeden Kiefers der sechste und letzte Backenzahn, auch brechen gleichzeitig die Hacken des Oberkiefers hervor, so daß das Pferd mit diesem Alter alle seine Zähne hat.

Mit Beendigung dieser Wechselungsperiode, der letzte Bruch genannt, tritt das Pferd in das reifere Alter, welches von nun an nach der Gestalt der Zähne beurtheilt wird, indem sich diese nach und nach eigenthümlich abreiben. Der Milchzahn gleicht seiner Form nach einem blattgedrückten Kegel, während der Pferdezahn mehr keilförmig ist. Die Krone des Milchzahnes ist im Allgemeinen von geringerem Umfange, von milchweißer Farbe und auf der Lippenfläche mit mehreren seichten Furchen, faltenartigen Erhöhungen und Vertiefungen (Kunden) versehen; dagegen zeigt dieselbe Fläche des Pferdezahnes nur eine, oder ausnahmsweise zwei schmutzig gelbe, deutlich sichtbare und der Länge nach herablaufende Furchen. Schon gegen das Ende des dritten Jahres haben sich die gewechselten Pferdezähne so weit vorgeschoben, daß sie sich mit ihrem äußeren Rande erreichen und gegenseitig reiben.

Mit dem vierten Jahre tritt diese Reibung auch bei den gewechselten Milchzähnen und an dem innern Rande der Zangenzähne ein; mit Ablauf des fünften Jahres reibt sich der äußere Rand der Eckzähne und der innere

der Mittelzähne, und an den Zangen bemerkt man eine starke Abnahme der Kunden. Mit sechs Jahren sind die Kunden an den Zangen verschwunden, die beiden Ränder der Mittelzähne stark gerieben, und der innere Rand der Eckzähne im Beginne in Reibung zu treten. Mit sieben Jahren ist die Reibfläche der Zangen völlig geebnet, die Kunden an den Mittelzähnen sind verschwunden und beide Ränder an den Eckzähnen stark gerieben. Im Alter von acht Jahren zeigen sowohl die Zangen- als Mittelzähne völlig geebnete Flächen und die Kunden in den Eckzähnen sind im Verschwinden. Die Kunden in den Zähnen des Vorderkiefers sind noch einmal so tief, als die des Hinterkiefers, daher erstere viel später verschwinden, jedoch nach ziemlich gleicher Ordnung, wie bei letzteren. Nach neun Jahren nimmt man das Verschwinden der Kunden an den Zangen, nach zehn Jahren an den Mittelzähnen, und nach elf Jahren an den Eckzähnen wahr, von welcher Zeit an die Schneidezähne des Vorderkiefers bei Beurtheilung nicht mehr in Betracht kommen.

Nach der kundenden Periode an den Zangen des Hinterkiefers beginnt die ovale Periode desselben, die sechs Jahre dauert und nach Ablauf des zwölften Jahres beendigt ist. Nach dem siebenden Jahre beginnt dieselbe an den Mittelzähnen und dauert bis zum Anfange des vierzehnten Jahres; nach acht Jahren treten auch die Eckzähne in die ovale Periode und beendigen dieselbe mit dem vierzehnten Jahre.

Nachdem nun das Pferd mit dreizehn Jahren an den Zangen aus der ovalen Periode getreten ist, beginnt die rundliche Periode, in welcher die Reibfläche eine mehr rundliche Form bekommt. Diese Periode dauert abermals sechs Jahre und endet daher an den Zangen zu Ende des achtzehnten, an den Mittelzähnen zu Ende des neunzehnten und an den Eckzähnen zu Ende des zwanzigsten Jahres. Durch die Abreibung in dieser Periode hat sich die Reibfläche dahin geändert, daß sie einer dreieckigen Form sehr nahe kommt. Mit dem neunzehnten Jahre beginnt die dreieckige Periode an den Zangen, mit dem zwanzigsten an den Mittelzähnen und mit dem einundzwanzigsten an den Eckzähnen. Auch diese Periode dauert sechs Jahre und endet an den Zangen zu Ende des vierundzwanzigsten, an den Mittelzähnen mit dem fünfundzwanzigsten und an den Eckzähnen zu Ende des sechsundzwanzigsten Jahres. Dieser Periode folgt die verkehrt ovale und dauert die ganze Lebenszeit hindurch. Je höher jedoch das Pferd im Alter vorrückt und je weniger man seine frühere Lebensgeschichte kennt, um so weniger zuverlässig ist der aus den Zähnen zu ziehende Schluß. Auch sind die Ernährungsweise, gewisse Gewohnheiten oder Untugenden mancher Pferde, namentlich Koppen, und andere Umstände auf eine mehr oder minder starke Abreibung der Zähne von besonderem Einfluß, weßhalb die Gestalt der Zähne in höheren Jahren nicht immer einen sicheren Maßstab für das Alter abgibt.

Die materielle Richtung der heutigen russischen Poesie und Iwan Golowin.

Durch Männer, wie Puschkin, Lermontow und deren Gesinnungsgenossen waren ohne Zweifel in der Poesie Rußlands, die so lange brach gelegen, nicht wenige befruchtende Elemente hineingetreten. Es ließ sich, da wir nicht der Meinung huldigen, als sei durch die gedachten Dichter bereits der Culminationspunkt der russischen Literatur erreicht worden, gleichwohl eine Entwickelungsphase vorausahnen, von der man hoffen konnte, daß sie zu jener Höhe führen würde. Wer vor zwanzig oder dreißig Jahren solche Prophetie offen aussprach, oder in sich trug, der wird ein schwaches Erröthen nicht zurückdrängen können, wenn er in dem dazwischenliegenden Zeitintervall die Bestrebungen der russischen Literatur verfolgt hat und zumal heute einen Blick auf den Stand derselben wirft. Theils, und das wollen wir zur Erklärung und Entschuldigung dieser Erscheinung sagen, trug die frühere strenge Ueberwachung Seitens der russischen Censur, an dem Daniederhalten des poetischen Genius Schuld, theils waren andere Bewegungen und Hindernisse vorhanden, welche besonders durch nationale und lokale Beziehungen geboten waren, durch deren Einfluß indeß die freie kulturhistorische Strömung in Rußland gehemmt und gebrochen wurde. Dahin gehört besonders der Krieg Rußlands mit der Türkei und den Westmächten. Zwar rasch, wie Alles in Rußland geschieht, wo die sanften Uebergänge und ruhigen Vermittelungen fehlen, heilten die Wunden des Krieges aus, nahm der Wohlstand wieder zu, hefteten sich die Blicke der Russen auf die großen Errungenschaften des Westens im Gebiete der Technik. Noch war aber der Spielraum für die geistigen Interessen aufs Neue, und mehr als je, verschoben und verkümmert. Hätte Rußland bereits die Hebel seiner intellektuellen Richtungen befestigt gehabt, und wären Momente gewonnen gewesen, geschickt, der Kulturentwickelung eine sichere Nebenbahn zu eröffnen: so hätte kein feindliches Element sich in die geistige Sphäre des russischen Lebens hineindrängen können, vielmehr hätten beide Richtungen friedlich nebeneinander bestehen und ähnlich parallel laufen können, wie in Deutschland, Frankreich und England, wo die praktische Seite des Lebens sogar der geistigen als Trägerin dient und sich mit ihr so zweckmäßig und siegreich in Verbindung gesetzt hat, daß der Sentimentalität und Hypperromantik dadurch eine glückliche Endschaft bereitet ward, und die Dichter der Heutzeit gezwungen werden, mitten auf dem Boden der Kunst das Lager der Realität aufzuschlagen, oder wir wollen lieber umgekehrt sagen, wo die Nothwendigkeit für sie erwächst, nicht in den Lüften und Nebeln des Himmels, sondern auf dem greifbaren Felde der Erde, auf der wir doch nun einmal leben, das Banner der Poesie zu entfalten.

Auch in Rußland sind „Industrialismus“ und „Mechanismus“ die Lo-

sungsworte des Tages geworden. Die Zeit der Aktienvereine ist für Rußland hereingebrochen. Welche neue Societät, dienstbar chemischen oder technischen Zwecken, begründet werden könne, das ist die gegenwärtige Frage.

Handelte es sich nun dabei bloß um merkantile Beziehungen, so ließe sich das hören. Aber Rußland, welches, wenn es einmal eine Idee erfaßt, diese sogleich ins Abnorme ausspinnt, blieb dabei nicht stehen. Es zog auch die Literatur in den Kreis der Spekulation und der Handelsberechnung. Eben in diesen Tagen bildet sich in der alten Metropole des russischen Reichs eine Actiensocietät, welche sich die Aufgabe stellt, Liebe zur Literatur im Volke zu begründen, gute Bücher herauszugeben, Bibliotheken zu erbauen, Lesekabinette und Institute für Volksunterricht zu stiften und Aufklärung zu predigen durch alle erdenkliche Mittel. Als ob sich Sinn für Bildung und Humanität wecken ließe durch Bemühungen von Actionären! als ob Empfänglichkeit für das Hohe und Heilige von Kanzeln und Kathedern herab begründet werden könnte! Der Geist Gottes kann zwar ausgegossen werden, aber die Jünger des Herrn müssen vorhanden sein. Es scheint uns ein verfehltes Unternehmen, wie so Vieles im russischen Reiche, in alten und neuen Tagen verfehlt ist, daß die erwachende Industrie sich auch der literarischen Organe bemächtigt, welche ihren Kultus predigen. Sicherlich ist diese Erscheinung eher als ein Rückschritt denn als ein Fortschritt der Literatur zu erachten. Naht der Fremde, der schon einmal vor Jahren in Rußland war und die feierliche Sabbatstille in der Sphäre des geistigen Verkehrs alldort kennen zu lernen Gelegenheit hatte, gegenwärtig den Thoren der Hauptstadt: er traut fast seinen Ohren kaum, wenn er das geräuschvolle Marktgewühl der überlauten Ausrufer erschallen hört, die täglich neue Flugschriften feilbieten, welche über Nacht wie Pilzen erstanden sind, um im Laufe des Tages wieder, gleich Pilzen, zu vergehen, nachdem sie nur ein nichtssagendes ephemeres Dasein geführt. Eine Zeitschrift verdrängt jetzt die andere; ein Organ der Oeffentlichkeit stürzt und vernichtet das andere. Man lese in den Zeitungen nach, welche Menge von Journalen, Wochenschriften, Tagesblättern, fast insgesammt nur speziellen merkantilen und technischen Zwecken dienend, sind neuerlich in St. Petersburg, Moskau, Riga, Kiew, Odessa, Kasan, und Tiflis begründet worden! Die periodische Presse spreizt sich gewaltig, sie fängt an einen Spielraum zu gewinnen, welcher für die edleren Richtungen des Geistes bedrohlich ist. Die Politik wie die Industrie ringen nach Freiheit, aber die Freiheit artet nirgend leichter in Frechheit aus als in Rußland. Selbst die Flügel des russischen Pegasus wollen gezügelt sein. Les extrêmes se touchent. Daher steht denn ein Mißbrauch, wie solcher leicht erklärbar ist, mit jener enorm zunehmenden ephemeren literarischen Thätigkeit in Verbindung; die erst so streng gehandhabte, dann plötzlich gelockerte russische Censur hat einen Vernichtungs- und Angriffssturm gegen alle bestehende Norm und Sitte

heraufbeschworen, indem man heutzutage in Rußland nichts Althergebrachtes mehr gelten lassen will und in allem gegenwärtig noch zu Recht Bestehenden Unheil und Mißbrauch wittert. Daher ist, dem natürlichen Gange der Verhältnisse gemäß, weil eine Ausschreitung immer die andere bedingt, ein abermaliger, naher Umschwung der Ideen zu besorgen, der den gegenwärtigen Liberalismus leicht zu absoluter Machtentfaltung auf dem Gebiete der Censur wieder anstacheln dürfte. In Rußland selbst liegt die Saat der Unzufriedenheit in jedem Kopfe, der denkt oder dichtet. Daher Bestuschew's, Rylejew's, Gribojedow's, Puschkin's, Lermontow's oppositionelle Poesie. Die Feder der russischen Dichtung ist eine launige, verdrießliche, unzufriedene. Das Mißbehagen mit allen Zuständen der Societät zieht sich wie ein rother Faden durch alle Poesien der Heutzeit wie der Vorzeit. Und welcher Dichter der sogenannten russischen Classicität wäre nicht einmal in dem Fall gewesen, sich unfreiwillig die Berge des Kaukasus oder die Ebenen Sibiriens anzusehen!

Männer, wie die so eben genannten, wenn wir auch nicht mit einstimmen in das enthusiastische Lob derer, welche sie einem Goethe, Schiller, Lessing an die Seite stellen, stehen doch wie Riesen da neben jenen Pygmäen der Heutzeit, deren Feder sich nur zur Abrundung statistischer Tabellen oder zur Bezifferung von Rubelwerthen spitzt, die durch Actienunternehmungen erschachert werden. Gegen diese Schriftsteller für Lohn und Geld mögen jene immerhin als Dichter von Gottes Gnaden gepriesen werden.

Aber es gibt auf der versandeten Ebene dieser modernen russischen Literatur denn doch einige Männer, auf deren Schultern die Zukunft des russischen Parnasses zu ruhen scheint. Einer vor Allen ist — Iwan Golowin. Wer kennt nicht den Namen des Freundes von Alexander Herzen, dem Herausgeber des „Polarsternes" und des „Kolokol", jener „Glocke", die oft mit Donnerklängen an das erschrockene Herz der russischen Censoren geläutet hat? Iwan Golowin hat dazu manchen werthvollen Beitrag geliefert, der Maß und Ziel zu bringen suchte in die Extravaganzen jenes Blattes, da seine eigene hochpoetische Begabung ihn selber zwang, zwar fest und sicher, aber nie ungeberdig einherzuschreiten auf der Bahn der zu erstrebenden Freiheit. Er ist ein würdiger Vorkämpfer für dieselbe geworden. Die Richtung, der die Humanität in Rußland gegenwärtig nachgeht, sie begegnet sich mit der seinigen. Daher wird ein Herzen, der Mann des feurigsten Extrems und der vermessensten Kampflust, der Agitator der Umsturzpartei mit dem flammenden Schwerte, immer den Russen beliebt werden können, und die Pforten des Vaterlandes werden Dem, der ihnen entstrebte, verschlossen bleiben. Nicht so bei Golowin. Ihm ward die Rückkehr in die aus eigenem Antrieb aufgegebene Heimath freigestellt und Amt und Würden, die der Jüngling bekleidete, stehen dem kräftigen und erfahrungsreichen Manne noch heute offen.

Ob Golowin zurückkehren wird? Wer weiß es? Jedenfalls wird die humane Erlaubniß als ein kaiserlicher Gnadenact von ihm angesehen und gewürdigt werden, von dem er frei Gebrauch machen kann, wann er will; aber immer wird er die Erlaubniß für einen Zwang erachten, der ihn sofort und gebieterisch zurückweist in die Heimath. Einstweilen, wissen wir, weilt er noch in Berlin. Und daß die Ausweisung aus Berlin, von der jüngst alle Zeitungen meldeten, nicht so ernstlich gemeint war, sehen wir eben aus dem angedeuteten Umstand.

Golowin ist ein fertiger Charakter, von scharfem und umfassendem Verstand, mit einsichtsvollem Weltblick, reich an Erfahrungen und Anschauungen, die er in allen Weltzonen eingesammelt, und von felsenfestem Muth, wo es gilt, sich als Mann von Wort, Gesinnung und Gesittung zu bewähren. Der Schaum der Gährung und das brausende Feuer der Jugend sind bei ihm längst verflogen, zurück aber blieb der edle Wein einer kräftigen, reinen und ruhigen Denkart, die sich durch keine fremden Einflüsse beirren läßt und fest und sicher ihre eigenen Ziele zu verfolgen sucht. Er ist von markiger, kräftiger Gestalt, edlem Antlitz, sonorer Stimme; frei und stolz erhebt er das Haupt, als sei er sich dessen bewußt, daß nur der Sklave sich beugt und daß es Grafen waren, die aus seinem Geschlecht hervorgegangen. Ob Besitz, ob äußere Ehren ihm fehlen — er weiß ja, daß er jenen freiwillig geopfert und daß er diese leicht hätte erringen können. Ihm genügt das Gefühl seiner Urkraft, seiner schöpferischen Anlagen. Er hat sie zu bewähren gewußt, und sich Lorbeeren gesammelt in allen Landen und unter allen Völkern. Frankreich, England, Amerika, haben die Stimme längst für ihn erhoben. Deutschland wird sie erheben, wenn es seine Werke erst in deutscher Uebersetzung kennt. Eine solche unter seinen Augen veranstalten zu lassen: das ist jetzt sein Ziel und seine Aufgabe. Nicht politischen Zwecken strebt er nach, wie man irrig wähnt; einzig das gewiß ehrenvoll zu heißende Bedürfniß ist es, seiner literarischen Bedeutsamkeit neue Bahnen der Anerkennung zu eröffnen, welches seine Schritte noch in Deutschland zurückhält. In Leipzig scheiterten unbegreiflicher Weise seine Versuche, ein neues großes politisches Centralblatt zu begründen, in russischer Sprache, darin er seine Gesinnungen niederlegen und seine Hoffnungen, die er in das neue russische System setzt, proclamiren wollte. Es sollte keine Brand- und Feuerschrift werden, wie Herzens, sie sollte Versöhnung hineintragen in die Gemüther seiner Landsleute und das Vertrauen vermitteln helfen zwischen Volk und Regierung.

Golowin hat sich in den verschiedensten Fächern der Literatur stets mit Erfolg und Glück bewährt. Seine bisherige literarische Wirksamkeit concentrirt sich vornehmlich in folgenden Werken. Zunächst in London und New-York erschien sein „The Refuger" mit englischem Text, eine Novelle, von den Briten wie von den Amerikanern mit Enthusiasmus aufgenommen

und in ihren wichtigsten literarischen Zeitungen und Journalen als eine der gediegensten Arbeiten anerkannt. Dies Buch soll unter dem Titel: „der Flüchtling" den Reigen der deutschen Edition der Golowin'schen Werke eröffnen, und der Verfasser hat dabei den Plan, den man nur gutheißen kann, bei der Uebersetzung die etwas lange und doch zu wenig belehrende „Vorlesung über Phrenologie" fortfallen zu lassen. Ein anderes seiner Werke: „Alexandre I." erschien in Paris, mit französischem Text. Auch dieses Buch errang sich von den ersten Tagen seines Erscheinens an den entschiedensten Beifall der Franzosen und hat, was in Frankreich viel ist, denselben bis zum heutigen Augenblick sich zu erhalten gewußt. Eine seiner bedeutsamsten Schriften soll, u. d. T.: „Wanderungen in Amerika" dem deutschen Publikum die Eindrücke seiner Reisen nach New-York und in die inneren Freistaaten Nord-Amerikas schildern, nach Ohio, Illinois, Kentucky u. s. w., worüber englisch verfaßte Skizzen längst vorhanden sind, die vor der Kritik selbst der Quaterly Review Stich hielten. Sein „Ferdinand VII.", der im russischen Text bereits vollendet vorliegt, und ebestens in Leipzig in russischer Sprache edirt werden wird, soll gleichzeitig in deutscher Version erscheinen, da dem gediegenen russischen Schriftsteller, tüchtige Kräfte bei der Uebersetzung seiner Werke zur Seite stehen, welche die stolze Aufgabe ehrenvoll lösen werden, die Schwierigkeiten der russischen Phraseologie zu überwinden, und die nicht eine wörtliche unschmackhafte Uebertragung bringen werden, sondern eine vom Hauch des Auslandes angewehte und zugleich von der Grazie des heimischen Idioms getragene.

Golowin hat seine Thätigkeit keineswegs beschränkt auf die Abfassung der oben angedeuteten Werke. Es ist noch vieles Andere von ihm theils im Druck erschienen, theils erst in Angriff genommen. Zuweilen ist es die novellistische oder leicht erzählende Form, in welcher er seine Schriften dem Publikum vorgelegt hat, zuweilen auch ist er streng belehrend, da wo seine Arbeiten der historischen und geographischen Forschung angehören. Erst eben erschien ein Prospekt, welcher eine ganze Serie von russischen Schriften anzeigt, die in das Bereich der zuletzt erwähnten literarischen Sphäre fallen. Diese Werke werden viel dazu beitragen, Golowins Namen auch in Rußland zur Geltung zu bringen, wo, nach dem Sprichwort, daß der Prophet nirgends weniger gilt als im Vaterlande, ein so begabter und vielseitiger Schriftsteller noch lange nicht diejenige Würdigung besitzt, die ihm zukommt. Am meisten aber dürften seine dramatischen Schöpfungen, welche in Leipzig soeben in russischem Texte erscheinen, in St. Petersburg und Moskau Enthusiasmus wecken, dafern es ihnen gelingt, durch die Klippen der russischen Censur zu laviren und in den Hafen der kaiserlichen Gunst einzulaufen.

Ueber Golowins Werke ist ein eigenthümlicher Zauber ausgegossen, Niemand wird in ihnen Kraft der Diction, Inbrunst und dichterisches Feuer

vermissen, worüber immer er auch schreiben mag, und in welcher Sprache es sei. Denn vier Sprachen sind seine Muttersprache. Er spricht rasch und fließend daß Französische, Englische, Russische, langsamer und bedächtiger das Deutsche, im ruhigen Zwiegespräch, dafern sich solches um gleichgültige Dinge dreht. Aber wenn die machtvollen Freiheitsideen, die in ihm nicht gähren, sondern zu ruhigem Bewußtsein gekommen sind, diesen wunderbaren Mann erfassen und ihn zur Rede spornen, dann schwillt sein Ideengang hin, auch im Deutschen, wie ein gewaltiger freigewordener Strom, und selber das fremde Idiom legt ihm keine Fessel. Dann richtet sich seine erhabene Gestalt noch titanenhafter empor, und dräuende Blitze flammen über die Stirne dieses echten und edlen Kämpen für Freiheit. Er ist nicht mehr Der, der die Welt aus den Angeln heben würde, selbst wenn er Hebel dazu hätte — aber damit ist nicht gesagt, daß die Lüge es wagen dürfe vor ihn zu treten, ohne daß er den Versuch mache, den Schleier ihr vom Haupte zu reißen.

Golowin ist ein Hort und Hüter der Intelligenz, Humanität, des Liberalismus. Er ist aber auch ein hoher Priester am Altare der russischen Poesie, der ihr Feuer mit reinem Weihrauch zu nähren sucht. Darum wahre und behüte Rußland sorgfältig die Zukunft dieses Mannes und halte ihm den Kranz der Ehre bereit, dessen sein Haupt würdig ist. Wir wiederholen noch einmal: Rußland besitzt in ihm die Garantie seiner aufkeimenden literarischen Bedeutsamkeit. G—.

Leben in der Wildniß.

Frei nach dem Englischen.

Ueber die klaren Wasser des Superior-Sees hatten sich die ersten Spuren der Dämmerung gezogen; in dem Vordergrunde traten die Madelaine- oder Apostel-Inseln aus dem See empor, während man rechts im fernen Süd-Osten und unterhalb der Chegorinegan-Bai noch die schwachen Umrisse der Berge erblicken konnte, welche den Montreal-Fluß einzwängten. An dem Ufer des Sees und nicht sehr weit von einem Indianer-Dorfe, welches den Chippewas angehörte, befand sich unser eigenes Lager. In fast unmittelbarer Nähe des Dorfes brennt ein Feuer, über dem an einigen Stäben ein Kessel hängt, in welchem Fische sieden; ein hageres häßliches Weib (Squaw), mit unedlen Gesichtszügen, bewacht auf ihren unterschlagenen Beinen sitzend den Kessel und wirft von Zeit zu Zeit Holzstücke in das Feuer, daß es hell auf-flackert und grell ihre kauernde Gestalt beleuchtet. Nach einer Weile steht sie auf und bringt den Kessel mit dem Inhalt in eine nahe Hütte, aus welcher die Stimmen von Kindern schallen. Die Frau, so schwerfällig und unbehülflich sie sich auch bewegt, ist doch fest und athletisch gebaut und bekundet, daß

Arbeit und beschwerliche Märsche ihre Glieder zwar entstellt, doch ihre Kraft gestählt haben. Haupt und Nacken, über welche dunkle Haare verworren herabhängen, sind rund, voll und breit, während sie bei Vielen, wohl den Meisten ihrer Race eckig und winklich sind.

Wir waren neugierig und folgten dem Weibe. Die indianische Etiquette macht keine großen Ansprüche und so stießen wir das Blanquet, welches die Thüre vertrat, einfach bei Seite, ohne für die Bewohner die geringste Ueberraschung hervorzurufen. Ein kurzer, magerer Mann kauerte in der Ecke. „Bon soir — entrez messieurs!" — An seinem Accente bemerkten wir sogleich, daß wir es mit einem canadischen Franzosen zu thun hatten. Er hieß Bouchette und war einer jener „Reisenden" der Pelz-Compagnie, die ihr in den verschiedenartigsten Eigenschaften, als Diener, Arbeiter, Soldat u. s. w. für hundert oder hundert und fünfundzwanzig Dollars das ganze Jahr dienen; welche die Mühseligkeiten des unaufhörlichen Herumziehens ertragen, den Witterungen aller Jahreszeiten, besonders aber dem Schnee, dem Regen und den Winden eines nördlichen Winters von frühester Jugend bis zum spätesten Alter ausgesetzt sind. Und dennoch vergißt der canadische Franzose nie seinen guten Humor gegen Freunde und die Höflichkeit gegen Jedermann. Hunger und Anstrengung, welche den Mann leicht mürrisch und trotzig machen, können nie den Gleichmuth jenes seltsamen Wesens zerstören. Er singt ebenso laut bei seiner dürftigen Nahrung, als bei dem vollen Mahle. Bei Tagesanbruch springt er von seinem Bette von Aesten auf, rollt munter, voll Kraft, Leben und beweglichem Geiste das Blanket zusammen und schleppt den ganzen langen Tag seine Centnerlast von Station zu Station. Regen und Sonnenschein, Alles ist ihm dasselbe.

Ein „Händler" des Nordwestens ist ein Agent oder Commis des niedersten Ranges, welcher von den Stationen oder Posten ausgesandt wird, Felle in den indianischen Dörfern zu sammeln. Er ist in seiner Anstellung nächst dem Reisenden der Unterste der Untersten.

Der Gouverneur der Hudson's-Bay-Gesellschaft ist ein großer Mann, welcher in London wohnt und fast gleichen Ranges mit dem General-Gouverneur von Indien ist. Er bereist die britisch-amerikanischen Besitzungen alle zwei Jahre einmal und kehrt dann ruhig nach London zurück. Nächst ihm sind die Distrikts-Faktoren, welche auf den verschiedenen Posten wohnen. Sie sind Mittheilhaber der Compagnie, Leute von strengem Charakter, Vermögen und Geschäftskenntnissen. Unter ihnen sind die Commis, die Händler, die Reisenden. Die Indianer werden in den meisten Fällen für ihre Güter in den Büchern der Compagnie creditirt und den Händlern liegt es ob, die beschwerlichen Tagereisen in der Kälte des Winters von Stamm zu Stamm, von Dorf zu Dorf, von Familie zu Familie zu machen, die Felle einzusammeln, zu trocknen und in die Posten zu schaffen.

Bouchette war Einer von diesen und die indianische Frau, welche die Fische in dem Kessel gesotten und sie in die Hütte gebracht hatte, sein — Weib. Wie er diese Squaw zur Mutter seiner Kinder gemacht, erfuhren wir, als wir uns sein Zutrauen erworben hatten. Er wurde im Winter des Jahres 183 . für einen vereinzelten Posten in der Nachbarschaft des Lac de la Pluie engagirt und zu einer Gesellschaft der „gens des Bois", einem lasterhaften, herzlosen und grausamen Zuge, aus Weißen und Indianern zusammengesetzt, beigegeben. Sie traten die Reise an und wanderten durch die rauhen schneeigen Regionen. Ihr Reis und ihre anderen Nahrungsmittel waren bald verzehrt und doch mußte ihre Reise verfolgt werden, ohne Verzögerung, ja selbst ohne die Eile zu vermindern. Hartes Leben! Wie Wenige finden einst Ersatz für die Mühen, welche sie in diesen entlegenen Gegenden zu ertragen haben. Sie leben nur für die Nahrung und in den meisten Theilen des Nordwestens, besonders ehe man die Buffalo-Regionen erreicht, muß man mehr als gewöhnlich thun, um selbst diese genügend zu erhalten. Der Weiße muß dort zum Indianer werden, er muß Fähigkeit haben, den Hunger wie dieser zu ertragen und wie er ein unbegrenztes Vertrauen zum großen Geiste besitzen, um es zu können. Und bei Allem dem, was sind seine im Vergleiche zu indianischen Muskeln, seine Gestalt zu der athletischen und elastischen Gestalt des Wilden. Bei leerem Magen unterliegt er. So auch Bouchette.

Bald konnte er nicht mehr mit jenen eisernen „gens des Bois" weiter wandern; der Hunger hatte nicht nur seinen Körper geschwächt, auch seinen Geist fast bis zum Wahnsinn getrieben. Im Anfange unterstützten und trugen ihn die Indianer weiter, endlich aber war er nicht mehr im Stande, auch auf diese Art weiter zu reisen, und seine Gefährten entschlossen sich zuletzt, ihn zu verlassen. Viele, viele Meilen ist er von dem Posten entfernt, der Schnee ist tief und der Stamm auf und davon. Aber es wacht für ihn ein rettender Engel. Ein Mädchen, häßlich von Antlitz, formlos und verwachsen in der Gestalt, ein beispiellos häßliches Weib in den Augen eines Weißen, blieb zurück und wachte an der Seite des aufgegebenen Wanderers, und versorgte ihn mit wenigen Körnern ihres geringen Reis-Vorrathes; aber dies konnte ihm die Kraft nicht zurückgeben. Ihre Kraft und ihre Ausdauer allein rettete das Leben eines menschlichen Wesens. Sie nahm seinen entkräfteten Körper auf ihren Rücken und ihre Sorgfalt nahm kein Ende. Das Fieber, das gewöhnlich den ungewohnten und äußersten Leiden der Kälte folgt, ergriff Bouchette mit Riesenkraft; keine Mutter, kein Weib würde ihrem Sohne mehr Sorgfalt erwiesen haben, als dieses ungestaltete Mädchen des wilden Nordens einem ihr geradezu fremden und ihr weder durch Blut noch Verpflichtung mehr als irgend einem Gliede der menschlichen Race verwandten Manne.

Wir können nicht alle Einzelheiten seiner Rettung, mit der uns Bouchette bekannt machte, wieder erzählen; er erholte sich und sein erster Schritt, als er endlich wieder mit dem Zuge in La Pointe zusammentraf, war nach einem Priester zu suchen und das Indianer-Mädchen zu seinem Weibe zu machen.

Und uns kam es, nachdem Bouchette seine Erzählung geendet vor, als hätten die Augen der Indianerin einen zärteren Ausdruck, ihre Stimme einen milderen Ton, ihre ganze Manier ein edleres Gepräge als die Andrer ihres Stammes und Geschlechtes.

Mit ihr lebte Bouchette nun schon lange Jahre in der Wildniß, in Nachbarschaft mit den Wölfen und Rothhäuten, in einer elenden Hütte und auf beschwerlichen Märschen. Er war glücklich in ihrem Besitze; sie hatte ihm Kinder geschenkt, die zwar nicht den Stempel halb-indianischer Abkunft verläugneten, aber weder die Häßlichkeit noch die Ungestaltheit ihrer Mutter geerbt hatten. Sie spielten um seine Kniee und bemühten sich seine französischen Liedchen nachzulallen.

Da am andern Morgen die Winde zu frisch über den Superior-See bliesen, und wir in unserm leichten Canoe uns den Wellen nicht anvertrauen konnten, so theilten wir mit Bouchette sein einfaches Mahl und ließen es uns in seiner ärmlichen Hütte wohl sein. Er erzählte uns seine ganze Vergangenheit und sein ganzes Leben in der Wildniß.

Bouchette hatte die finsteren Wälder des Nordens kennen gelernt, er hatte alle Regionen mit ihrer wilden Vegetation und ihren wilden Bewohnern durchreist. Er hatte den Bären, den Wolf und Buffalo gejagt, und war mit allen Stämmen in Berührung gekommen. Er schwebte oft in größter Lebensgefahr und war mit oft knapper Noth einem schrecklichen Schicksal entronnen.

Aus seinen Erzählungen lernten wir Neues und Unbekanntes über die nördlichen Indianer kennen. Er beschrieb uns lebhaft ihre Sitten und wir hörten von ihm Thatsachen, die uns die schrecklichsten aller menschlichen Leidenschaften — den Canibalismus in schauerlicher Zeichnung darstellte.

Wenn es noch Wesen in den nördlichen Theilen Amerika's gibt, die sich von ihrem eigenen Geschlechte nähren, mit einem Worte Menschenfresser gibt, so ist dies den Indianern ebenso schrecklich, als den Weißen; und dennoch existiren sie unter Ersteren, und es lebt die Sage oder der Aberglauben unter den Wilden, daß wer einmal menschliches Fleisch gekostet, eine solche Leidenschaft dafür bekommt, daß eine andere Nahrung ihm keinen Ersatz mehr bieten kann. Als Henry im Jahre 1770 längs den nördlichen Ufern des Obern-Sees reiste, kam ein junger Mann von der Spitze der Gourlais-Bay, gegenüber White-Fish-Point zu ihm in's Lager. Er hatte ein wildes Auge und sah mit stierem Blick auf die andern Indianer. Einige wollten ihn von den Papoosen (Kindern), wie fett sie seien, reden gehört haben. Dies und der durchdringende Geruch der derart von seinem Körper ausging, daß

Niemand mit ihm in derselben Hütte verbleiben konnte, sollte ein genügender Beweis sein, daß er das Fleisch seines Geschlechtes genossen. Aber er leugnete es. Zuletzt wurde dem Wege, den er gekommen, entlang gesucht und viele Meilen vom Ufer wurde neben andern Zeichen eine an einem Stabe halb geröstete Hand bei der Asche eines alten Lagerfeuers gefunden, und durch diese der junge Mann zum Geständniß gebracht, daß sie sein Mahl gebildet hatte. Er war in Gesellschaft zweier anderer Männer und einer Frau durch die canadischen Gebirge gewandert. Es war Winter und der Hunger überkam sie. Die beiden jüngsten Männer kamen überein, ihre beiden andern Gefährten zu tödten und zu essen. Es war geschehen und bald auch diese Nahrung erschöpft. Beide wußten nun was kommen würde. Alle Verschlagenheit des Indianers, seine Fähigkeit die Gedanken zu verbergen, seine Kriegslist und Verstellung wurden nun auf's Spiel gesetzt. Das Leben des Einen stand gegen das Leben des Andern — das waren ihre geheimen, schrecklichen Gedanken, die Frage war nur wer der vollziehende und wer der leidende Theil sein sollte. Endlich siegte die Verschlagenheit und im Dunkel der Wälder schoß der Eine seine Kugel in das Haupt seines Gefährten. Des letzteren Hand war es, die bei der Asche des Lagerfeuers gefunden wurde. Der Canibale ist wie gesagt selbst dem Indianer ein Schrecken. Die fürchterliche Lust von welcher er besessen, macht Jeden in seiner Nähe unsicher; seine Augen lauern gleich dem hungrigen Tieger auf sein Opfer, um seinem durch unnatürliche Nahrung verwöhnten Magen zu genügen und ist in der That um so gefährlicher als in vielen Fällen Wuthausbrüche ihn rasend machen.

Bouchette war auch mit solchen Charakteren bekannt geworden. Im Winter 183 . . wurde er in die Nähe des Lake of the woods beordert. Er errichtete dort eine kleine Hütte, in welcher er mehrere Monate verlebte. In einer stürmischen Nacht, als er einsam am Feuer saß, wurde die Thür langsam geöffnet und eine Gestalt wurde sichtbar. Es war ein Mann, barfüßig und barhäuptig, welcher bewegungslos und geisterhaft dastand, aber offenbar hereinzutreten wünschte. Sein Körper war mehr ein Skelett, sein rauhes Haar stand vom Haupte ab, steif von Schnee und Eis und seine Augen glühten als ob er vorhabe den Händler zu durchbohren und sein Blut zu saugen. Sein Mund hatte keine Lippen und an deren statt zeigte halb verknöchertes Fleisch eine Reihe von Zähnen. Der Unglückliche hatte in der Wuth an seinen eignen Lippen genagt. Er war nicht allein von seinem eigenen Stamme ausgestoßen, sondern auch verfolgt. Hunger, Rastlosigkeit und Kälte hatten ihn wahnsinnig durch die Wälder zur Hütte des Händlers getrieben.

Was sollte dieser thun? Er erhob seine Büchse gegen das Haupt der entsetzlichen Creatur. Mit unsäglich wildem Blicke sah der Indianer einen

Augenblick auf Bouchette, dann sprang er zurück und lief heulend in die Wälder. Am nächsten Tage wurde er von einigen Indianern entdeckt und erschossen.

Bouchette bestätigte vollkommen die Thatsachen die Henry 65 Jahre vorher gegeben und fügte noch viele Einzelheiten seiner Erlebnisse hinzu. Ein Mitglied unserer Partie sah später selbst in La Pointe am See einen großen wild und fremd blickenden Indianer mit rothen glühenden Augen, welcher mehr den Blick eines Dämons, als eines Menschen hatte und von seinen Kameraden gemieden wurde, weil er in dem schrecklichsten Verdachte des Canibalismus stand.

Fr. Rittweger.

Literatur.

— **Die Götter und Heroen des classischen Alterthums.** Populäre Mythologie der Griechen und Römer von H. W. Stoll. Erster Band. Die Götter. Mit 22 Abbildungen. Zweiter Band. Die Heroen. Mit 19 Abbildungen. Leipzig. Teubner 1858. Das unserer Betrachtung vorliegende Werk, welches die bereits sehr umfangreiche Literatur der Mythologie des classischen Alterthums um eine neue Beigabe vermehrt, ist ein in stofflicher Beziehung wohlgearbnetes zu nennen. Es giebt außer einer umfassenden Einleitung, welche sich über Mythologie und Mythe zunächst im Allgemeinen ausspricht und darauf speciell der griechischen und römischen Götter- und Heldensage sich zuwendet, einen Ueberblick der Kosmogonie und Theogonie, und führt sodann die einzelnen Göttergestalten im ersten, und die Gruppen der Heroen im zweiten Bande an uns vorüber. Die Anordnung des Werkes ist, wie wir schon erwähnten, plangemäß. Es werden zuerst die Götter des Olymps, dann die Götter der Gewässer, und zuletzt die Gottheiten der Erde und der Unterwelt besprochen. Dann folgen die besonderen Gottheiten der Römer; wie Janus, Vertumnus, Faunus, die Penaten, Laren u. s. w. Wir möchten den zweiten Band, welcher den Menschen und seine Apotheose, und die einzelnen Heroensagen, wie die Korinthischen, Argivischen, Herakles-Sagen und andre beleuchtet, als den wichtigsten Theil des ganzen Werkes bezeichnen, weil der Verfasser hier mit großer historischer Treue auf die classischen Quellschriften für die einzelnen Sagenkreise zurückgeht und uns zeigt, daß er nicht bloß Homer und Virgil, sondern auch Hesiod, Pindar, die großen Tragödien-Dichter, und andere für die Mythe wichtige Schriftsteller der Alten wohl studirt habe. Dies giebt sich auch aus seiner Orthographie kund, der wir durchaus beipflichten. Denn die Schreibart des Verfassers: Polyneikes, Parthenopaios u. s. w., welche völlig auf der Basis griechischer Schreibung beruht, scheint uns viel sinngemäßer als jene: Polynikes, Parthenopaeos, wie wir solche oft genug in Werken antreffen, welche antike Gegenstände behandeln. Auch loben wir an dem Buche den Umstand, daß dasselbe uns nicht eine Wiederholung jener Bilder bringt, wie wir sie so oft in mythologischen Werken finden, welche mehr von der Phantasie der Neuzeit erzeugt, als von der Weihe des classischen Alterthums getragen sind. Stoll führt uns mit richtigem Takt nur solche Abbildungen vor, für welche in der Vaticanischen Sammlung, in der Villa Albani, in der Villa Borghese, auf Pompejanischen Wandgemälden u. s. w. die entsprechenden Charaktertypen sich vorfinden. Aus allen diesen Andeutungen geht hervor, daß durch das Stoll'sche Werk die populäre Mythologie der Griechen und Römer keinen müßigen Zuwachs erfahren habe, sondern vielmehr eine wesentliche und werthvolle Bereicherung.

J. A.

— **Shakespeare'sche Dramen.** Uebersetzt von C. Heinichen, Rittmeister im Königl. Preuß. 7. Husaren-Regiment. Erstes Heft. Cymbeline. Zweites Heft. Coriolanus. Bonn bei Ad. Marcus. 1858. Die beiden, ohne Zweifel einen größeren Reigen von Uebersetzungen eröffnenden Dramen, Cymbeline und Coriolan, welche den Versuch einer neuen Version des unerreichbaren englischen Dichters wagen, widmen sich bescheidentlich dem Professor Dr. Nikolaus Delius „in aufrichtiger Dankbarkeit für Erklärung und Berichtigung", welche dem Uebersetzer, Rittmeister C. Heinichen, bei seiner Arbeit zu Theil geworden ist. Nach einem Tieck und Schlegel Shakespeare übersetzen zu wollen, ist immerhin ein mißliches Unternehmen; doch hat C. Heinichen diese sich selbst kühn gestellte Aufgabe in besserer Weise gelöst, als mancher Andere es gethan haben dürfte. Vieles liest sich recht gut, ja fließend, wie etwa die folgende Stelle in Cymbeline, wo Belarius spricht:

O Göttin, Du erhabene Natur,
Wie Du in diesen beiden Fürsten-Söhnen
Dich selber preisest! Wie Zephyre sanft
Sind sie, die hinweh'n über Veilchen, nicht
Ihr duftend Haupt bewegend, und so rauh doch,
Wenn sich ihr königliches Blut erhitzt,
Wie wilder Sturm, der unsrer Berge Fichten
Beim Gipfel faßt und sie in's Thal herabbeugt.
Es ist ein Wunder, daß ein unsichtbarer
Instinkt zu unerlernter Königswürde
Sie bildet, wie zu nicht gelehrter Ehre,
Und Andern nicht entlehnter Lebensart,
Zur Tapferkeit, die wild in ihnen wächst,
Und Aerndten gibt als wäre sie gesäet! u. s. w.

An andern Stellen stoßen wir dagegen auch auf manche Härte, die durch eine geschickte Nachfeile hätte ausgeglichen werden müssen, wenn wir uns für berechtigt halten sollten, die Uebersetzung als eine durchweg leserliche und correcte zu bezeichnen. Dahin gehören Stellen, wie:

— — — Ach, wenn doch nur
Im Himmel noch ein Tröpfchen Mitleid blieb',
So klein, wie eines Zaunkönigs Auge.

J. A.

— **Preußen in staatsrechtlicher, kameralistischer und staatswirthschaftlicher Beziehung.** Von Max von Oesfeld. Breslau. Verlag von Urban Kern. 1858. 2 Bde. Der Verfasser der obigen Schrift giebt uns hier ein in der Literatur bisher noch fehlendes populäres Hand- und Hülfslehrbuch der inneren Staatsverfassungs- und Verwaltungskunde überhaupt und hätte in dieser Hinsicht schon Anrecht auf unsre Dankbarkeit, wenn dieselbe ihm nicht in erhöhtem Maße gebürte, da er uns ein Werk überantwortet, welches auf reiflichem Quellenstudium und gründlicher Kritik beruht. Dem Verfasser in seiner Ansicht beipflichtend, daß ein solches Werk nothwendig sei, um das politische Bewußtsein des Volkes zu wecken, und daß ein vollständiges praktisches Hülfsbuch für das öffentliche Recht im Staate jedem Staatsbürger ohne Ausnahme auf faßlichem Wege zugänglich sein müsse, damit er im Stande sei, sich nicht allein den gegenwärtigen Standpunkt seiner publizistischen Rechte und Pflichten klar zu machen und seine öffentliche Wirksamkeit danach einzurichten, sondern auch die vorhandenen Staatseinrichtungen richtig zu beurtheilen, führen wir noch an, daß der erste Band, welcher den Separattitel trägt: „Preußen in staatsrechtlicher Beziehung", das innere Staatsrecht mit besonderer Bezugnahme auf die Preußische Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 behandelt, während im zweiten Bande, unter dem Titel: „Preußen in kameralistischer und staatswirthschaftlicher Beziehung" erschienen ist, die Finanzwissenschaft, die Polizeiwissenschaft und die Landwirthschaftslehre ihre Besprechung finden. Daß dem Heraus-

geber bei Abfassung dieses schätzbaren Leitfadens die Worte unsers trefflichen Niebuhr: „Jemehr der Mensch Bürger, je lebhafter und häufiger in Jedem das Bewußtsein des Staates ist, um so vollkommener ist das Leben des Einzelnen und des Staates, welcher die Gesammtheit der Bürger bildet“ aufforderndzur Seite standen, wie er in der Vorrede erwähnt, solches ist demselben sicherlich zum Verdienst anzurechnen. Wir unsererseits halten dafür, daß das vortreffliche Werk eine weite Verbreitung in allen Schichten des Volkes finden werde.

Unterhaltungen.

— **Michael William Balfe**, der bekannte irische Componist, ist 1808 in Dublin geboren, zu der Zeit, wo die Lieder Thomas Moore's in frischem Angedenken standen und von Mund zu Mund gingen. Er lernte schon früh in seiner Jugend die Violine spielen. Unter der Leitung seines Lehrers Alexander Lee übte er sich im Gesange und vervollkommnete seine gute Bariton-Stimme. Im Jahre 1823, als sein Vater gestorben war, ging er nach London und erhielt im Drury-Lane-Theater eine Stelle als Solo-Violinist. Von dort ging er nach Rom. Hier traf er mit Cherubini zusammen, mit welchem er auch Mailand besuchte. Für das Scala-Theater dieser Stadt schrieb er Chöre und Ouvertüren; besonders gefiel seine Musik zu einem Ballett. Seine Stimme bildete er unter der Zeit immer mehr aus und als er aus Italien nach Paris ging, trat er als Figaro im Il Barbiere di Siviglia auf und wurde für 3 Jahre mit den damals schon bedeutenden Summen von 15,000, 20,000 und 25,000 Franken engagirt. Im Jahre 1835 ging er nach England und sang dort in seiner eignen Oper: Die Belagerung von Rochelle, in der Jüdin und in dem Barbier. Bald erschienen auch seine Opern: Das Mädchen von Artois, Katharine Grey, Johanna d'Arc, das Böhmische Mädchen, die Tochter von San Marcus, der Zauberer, der Leibeigene, der Stern von Sevilla, die Ehrendame, Elfride, die Rose von Castilien und neuerdings Satanella. Balfe verheiratbete sich sehr jung mit einer italienischen berühmten Prima-Donna, mit Namen Rezer, mit welcher er eine Tochter erzeugte, die gegenwärtig bei der Königl. Italienischen Oper in London mitwirkt. Von Balfe erzählt man sich folgende Anekdote. Der Bruder des berühmten Alessandro Rolla, des Orchester-Dirigenten des Scala-Theaters in Mailand, war Dirigent des Orchesters in Pavia. Bei der ersten Wiederholung von Rossini's Moses in Aegypten besprach sich Rolla mit Balfe über Chor und Musik. Ueber eine Stelle für die Violine im ersten Akte äußerte sich Rolla: Sie sei nicht für das Instrument geschrieben und sei so schwierig, daß es fast unmöglich wäre sie zu spielen. Balfe erwiederte: Rossini war ein Violin-Spieler und wußte was er schrieb. Die Stelle ist leicht genug, ändern Sie Ihre Lage nach oben und es wird gehen. Rolla konnte sich nicht länger halten und rief: Signor Dottore, venite quà suonate per me, ed io andero cantare per voi. (Herr Doctor spielen Sie für mich und ich werde für Sie singen.) Der Tausch wurde angenommen. Balfe stieg in das Orchester, nahm eine Violine und spielte die gerügte Stelle so meisterhaft, daß sie allgemeinen Beifall fand. Signor Rolla wurde so erregt, daß er das Theater verließ, nach Hause eilte, sich zu Bette legte und wenige Monate darauf an verwundetem Stolze starb, obgleich er sich mit Balfe versöhnt hatte und von diesem, so oft er nach Pavia kam, Besuche empfing.

— e —

— **Nathaniel Percival Hawthorne.** Dieser treffliche amerikanische Schriftsteller ist ein Bruder Jonathan von ächtem Schrot und Korn; seinen Charakterzug bildet seine Nationalität. Er ist in den Neu-England-Staaten geboren und trägt den Stempel seiner Landsleute. Nat Hawthorne hat, wie viele seiner Nation, durch Armuth und Widerwärtigkeiten dazu getrieben, der verschiedenartigsten Thätigkeit obgelegen, und gerade dies lehrte ihn in

allen heimischen Verhältnissen klar schauen und das Volks- und Städteleben seiner Heimath richtig erkennen. Von seinen Werken sind die berühmtesten: Der Scharlach-Brief (Scarlet-Letter), das Haus mit den sieben Giebeln (the House of the Seven Gables) und die Blithe-dale-Romance. Kein Buch aus der Feder eines amerikanischen Authors hat sich so rasch und allgemein den Beifall des amerikanischen Volkes erworben, als der Scarlet-Letter. Hester Prinn ist einer jener Charaktere, die er am besten zu zeichnen versteht. Elegant, fest und streng, weiblich fühlend aber weder aetherisch noch sentimental. In der Blithedale-Romance erscheint sie wieder unter dem Namen Zenobia. Keine Schwestern können sich so gleichen als Hester und Zenobia. Es sind „die frischesten und rosigsten Jungfrauen unter Tausenden", wie Hawthorne selbst sagt. Zenobia ist wie Hester dasselbe verlassene Weib und ihre häusliche Lage ist dieselbe. Hester ist an einen alten mißgestalteten Arzt und Zenobia an einen jungen Mann, von nicht dem geringsten Seelenadel verheirathet. Beide sind namenlos unglücklich und Zenobia ruft in ihrem Schmerze aus: „An welches Wesen bin ich geknüpft, wenn der Schöpfer Mitleid mit meiner armen Seele hat, so möge er mich von diesem schrecklichen Bunde befreien." Sie wirft sich, von der Liebe Hollingworths hinweggeworfen, selbst hinweg.

— e —

— **John Williams.** In Wales starb dieser ausgezeichnete englische Schul-Reformator und im Inlande wie Auslande hochgeschätzte Philologe. Er war Erz-Dechant von Cardigan und wurde im Jahre 1792 geboren. Den größten Theil seines Lebens brachte er in Schottland zu, wo er mit den Besten seiner Zeit, mit Walter Scott, Mac Culloch, Lockhart, Lord Cockburn, Lord Jeffries, Professor Wilson und Oberst Mure im innigsten Verkehre stand. Die Geschichte und Archäologie von Wales war durch ihn mit werthvollen Beiträgen bereichert worden. Bekannter sind seine Arbeiten über Homer, sein Leben Julius Cäsars, sein Leben Alexander's des Großen, seine Geographie des alten Asiens und eine Masse kleinerer Aufsätze.

— **Denkmal Sir John Franklin's.** In der „Painted Hall" im Greenwich-Hospital bei London wird auf Parlamentsbeschluß eine Gedenktafel für Sir John Franklin und seine Gefährten, welche auf den beiden Schiffen Erebus und Terror bei der Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt ihrem Schicksale erlagen, errichtet. Auf die Tafel kommen nicht allein die Namen Franklin's, seiner Offiziere und des Schiffsvolks der verunglückten Expedition, es ist auch Parry's und des Capitains Roß gedacht. Das Denkmal wird 18 Fuß hoch und und 9—10 Fuß breit werden und wird von Richard Westmacott ausgeführt.

— **Zur Kunstgeschichte.** Auf Kosten der Wiener kaiserlichen Akademie der Wissenschaften sind im Laufe des vorigen Jahres die Cinque-Cento-Cameen und Arbeiten des Benvenuto Cellini und seiner Zeitgenossen im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete zu Wien erschienen. Sie bilden ein Foliowerk von 22 Tafeln und 130 Seiten Text und sind von J. Arneth herausgegeben In der Einleitung ist eine Uebersicht der Welt- und Kunstgeschichte bis zum 17. Jahrhundert gegeben.

— **Charles Sealsfield.** Nach dem Dresd. Journ. hat sich der Verfasser der Legitimen, der Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären u. A. ein Besitzthum bei Solothurn in der Schweiz erworben und arbeitet eben an der Vollendung eines neuen größeren Werkes.

Berichtigung. Dr. jur. Martin Emden ist in seinem 57. Jahre verschieden, während in Nro. 2 dieser Blätter irrthümlich das 35. angegeben wurde.

Expedition des Frankfurter Museums. – Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. G. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thle 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

N°. 4. **Frankfurt a/M.,** den 22. Januar. **1859.**

Sybels Geschichte der Revolutionszeit. *)

Von Joh. Janssen.

I.

Die französische Revolution ist unzähligemal zum Gegenstand der Darstellung genommen, aber erst Sybel hat eine wirkliche Geschichte derselben geliefert, die auf rein wissenschaftlicher Grundlage in nüchternem Pragmatismus mit weiter Perspektive und überraschender Sicherheit und technischer Reife des politischen Blickes die ganze Periode in ihrem inneren Zusammenhange erfaßt, die stete Wechselwirkung, das Verhältniß Frankreichs mit den deutschen, russischen, polnischen und englischen Angelegenheiten begründet und die Strömung der revolutionären Gedanken nicht blos in dem Treiben der französischen Revolutionsmänner, sondern auch in der Politik der Kabinette verfolgt. Sein Werk, von dem uns noch die zweite Abtheilung des letzten Bandes fehlt, umfaßt die Zeit von 1789 bis zum Jahre 1795, wo das Revolutionsprincip sich auf dem ganzen europäischen Continente unwiderruflich festgestellt hatte und zu seiner vollen Sieghaftigkeit nur noch einiger

*) Band 1 und 2 Band 3 erste Abtheilung 1858.

materiellen Anstrengungen aber keiner geistigen Kämpfe mehr bedurfte. Die inneren Motive der Begebenheiten werden überall zergliedert und je weniger der Verfasser auf dramatisirende Situationen, spannende Conflikte, originelle Einfälle und Antithesen und auf alle Reizmittel des Stils sein Absehen genommen, mit um so größerer Klarheit tritt die Analyse der sittlichen und socialen Zustände hervor, und wir begreifen die gewaltige Wirkung, welche die Revolution nicht blos auf Staats- und Verwaltungsformen und Verfassungskämpfe, sondern auf die realen Kräfte, auf die geistigen und materiellen Grundlagen des Lebens hervorgerufen. Mit hervorragendem Talent behandelt Sybel die bisher weniger beachteten ökonomischen Verhältnisse, und zeigt wie die Finanzfrage stärker als jede andere den Gang der Revolution und die auswärtige Politik Frankreichs bestimmt hat.

Dem Verfasser stand ein reiches neues Quellenmaterial zu Gebot. Abgesehen von Mirabeau's Briefwechsel, den Memoiren Wallet du Pau's und den höchst zahlreichen in Deutschland fast ganz unbekannten französischen Departementalgeschichten der letzten zwanzig Jahre, die eine durchgreifende Umgestaltung mancher Partien der Revolutionsgeschichte nothwendig machten, benutzte er in Paris die Correspondenzen der commandirenden Generale mit dem Ministerium, die geheimen Depeschen der Conventscommissare, die Proceßacten Custine's und Houchard's, und die umfangreichen Papiere des Wohlfahrtsausschusses, aus denen er sichere Ergebnisse über die Processe Hebert's und Danton's, die erste beglaubigte Darstellung von Robespierre's Katastrophe, eine beinahe vollständige Abschrift der Baseler Friedensverhandlungen u. s. w. erhielt. Auch das niederländische Archiv im Haag bot willkommene Ergänzungen, und von deutschen Quellen konnte er eine reiche Sammlung von Briefen und Depeschen ausbeuten, welche zwischen **1790** und **1795** zwischen mehreren hervorragenden Staatsmännern und Feldherrn gewechselt wurden: vertraute Briefe des Herzogs von Braunschweig, Briefe von Möllendorf, Tauenzien, Gaugwitz, Hartenberg, Lucchesini und Manstein. Aber zu welch' andern Resultaten würde die Forschung geführt haben, wenn nicht, was Sybel mit Recht als ein politisches Unglück beklagt, die besorgten Rücksichtsnahmen, aus welchen die Schließung unserer Archive entsprungen, bis auf den heutigen Tag bei den Regierungen fortdauerten. —

Aus dem sittlichen Bankerott der alten Gesellschaft und dem Boden des Feudalstaates ging die Habgier und Selbstsucht, die Gewaltthätigkeit und Rohheit hervor, welche sich in den revolutionären Stürmen offenbarte. Dies zeigt uns das in großen Umrissen entworfene Bild von dem Zustande Frankreichs vor der Revolution. Der glänzende Despotismus Ludwigs XIV. wandte sich in seiner Allmacht und Selbstvergötterung von den Wegen des Staatswohls zu einer Politik persönlicher Leidenschaft, benahm der Monarchie durch eine nicht auszuheilende Verwirrung der Finanzen die materielle

Grundlage der Kraft und vernichtete zugleich das moralische Ansehen des Thrones, als überall das offenbare Verderben des Reichs als einzige Wirkung der Gottähnlichkeit des Königs hervortrat. Zudem ging unter Ludwig XV. das Beispiel der größten sittlichen Versunkenheit vom Throne aus und die revolutionäre Richtung des Geistes, die mit einer unbekannten Naturforschung und einer neuen Philosophie auch eine neue Politik groß gezogen, fand gerade am Hofe ihre radicalsten Vertreter, da dort nur die Weltanschauung eines rohen Materialismus herrschte, nach welchem nichts als der Sinnengenuß und die Eigensucht wirklich, alles Andere aber nur ein leeres Spiel der Einbildung war. Die Mittelklasse war immer gründlicher von politischen Rechten und folglich auch von politischer Bildung zurückgedrängt und die Masse des Volks wurde immer mehr in Hunger und Elend getrieben, da die höheren Classen um so eigensüchtiger ihre Anforderungen an das gemeine Wesen stellten, je tiefer sie in ihrem sittlichen Bestande gesunken waren. Sybel führt uns die einzelnen großen Lebenskreise des französischen Volkes vor und entwickelt hierbei seine Meisterschaft in der Behandlung von Fragen der Nationalökonomie und Socialpolitik.

Wie unrichtig auch nach seinen Belegen die so oft ausgesprochene Ansicht ist, daß erst die Revolution einen Stand der kleinen Eigenthümer geschaffen, da schon vorher ein Drittel des Landes sich in den Händen von Kleinbauern befand, so fehlte es doch an einem ländlichen Mittelstand der von dem Acker ein sorgenfreies Dasein gewinnen konnte und gegenwärtig in Frankreich ein Drittel des Areales besitzt. Die ganze Landwirthschaft des Optimaten wurde ohne Fleiß, ohne Wissenschaft und vor Allem ohne Capital getrieben, so daß schon im Jahre 1750 ein Viertel des pflugfähigen Bodens unbenutzt und wüste lag und diese Verhältnisse sich bis zur Revolution noch mit jedem Jahre verschlechterten. Der Meier mußte dem Gutsherrn nicht blos die Hälfte des Rohertrages als Pachtzins entrichten, sondern war auch noch mit Frohnden aller Art belastet. Millionen ländlicher Wohnhäuser hatten keine Oeffnung als die Thür, oder doch nur ein Fenster, es gab keine Kleidung, als ein selbstgefertigtes rohes und doch nicht dichtes Wollentuch, in vielen Provinzen ging alle Welt barfuß, in andern waren nur Holzschuhe bekannt. Die Nahrung war Mehlsuppe mit etwas Schweinefett, Abends ein Stück Brod, wenn es hoch kam mit Speck, sonst Monate lang kein Fleisch.

In den Städten, wo alle Aemter für den Staatsschatz zu erblichem Besitz verkauft waren, befand sich die Verwaltung in der Hand eines geschlossenen Verbandes weniger Familien, denen sich die Capitalisten und die Mitglieder der großen Finanzcompagnien anschlossen; Handel und Gewerbe lagen in den Banden des strengsten Zunftzwangs und der Mißbrauch der Staatsgewalt trat überall zum Nutzen der bevorzugten Einzelinteressen in grellster Weise hervor. Auch in der großen Industrie setzte die Staatsgewalt ihre Kraft

mitten in der Sphäre des privaten Verkehrs ein; die Industrie überhaupt nahm eine künstliche und aristokratische Wendung, und das Verhältniß zwischen der Wichtigkeit des vornehmen Luxus und der unreinlichen Dürftigkeit des Volks läßt sich nicht besser ausdrücken, als wenn wir daran erinnern, daß die Fabrikation der Seife achtzehn, jene des Puders vierundzwanzig Millionen jährlichen Ertrages brachte. Der Verfasser bringt heraus, daß Frankreich unter dem alten Regime in Industrie und Gewerbe vierfach, in der Landwirthschaft dreifach und im Handel ungefähr doppel so arm als in der Gegenwart war und daß demnach ein Budget von **500** Millionen für die damalige ökonomische Kraft des Landes ungefähr ebensoviel bedeutete, wie heute eine Abgabemasse von **1400** Millionen, und folglich eine Jahreslücke von **100** nicht weniger als in unserer Zeit ein Deficit von **300** Millionen. Ein solches aber war beim Regierungsantritt Ludwigs XVI. vorhanden.

Der alte Staat war in seiner inneren Zwietracht und Auflösung vernichtet ehe noch ein revolutionäres Wort ausgesprochen war. Die Revolution hat den zerriebenen Schutt des Feudalwesens, der auf friedfertigem Wege sich erst in längerer Zeit hätte beseitigen lassen, plötzlich entfernt, aber sie hat auch, sagt der Verfasser, die politische Begeisterung der Völker nicht minder stark als deren politische Sittlichkeit verzehrt. Die Revolution hat die Regierungen ebenso oft von Verbesserungen wie von Gewaltthaten hinweggeschreckt; sie hat die Kirche in eine gründlich schiefe Stellung zur Politik gedrängt, das Bürgerthum mit unsittlicher Abspannung und das Proletariat mit unverständigen Forderungen erfüllt. Sie hat es in ihrem ersten Verlauf seit **1789**, und wo ihr Wesen wieder aufgetaucht ist, überall auf's Neue bewiesen, daß sie kein anderes Ende haben kann als das erste Empire, den Militärstaat, der, wenn er auch ein gleichförmiges Privatrecht und weit geöffnete Dienstbahn gewährt, doch durch seinen vielfachen geistigen Druck die Forderungen unseres Völkerlebens nicht erfüllt, sondern vernichtet.

Wir können natürlich den Verfasser nicht in seiner reichen Entwickelung der einzelnen Phasen der Revolution im Zusammenhang verfolgen, und betonen nur einige Momente, auf die er selbst ein besonderes Gewicht legt und die er deßhalb mit größerer Ausführlichkeit behandelt. Denn allgemein Bekanntes führt er nur in knapper Uebersichtlichkeit vor, übergeht aber kein Moment, welches irgend einen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten gehabt hat. Seine meisterhaften Charakterschilderungen sind gewissermaßen nur Exemplificationen für die begründeten allgemeinen Wahrheiten.

Der schlimmste Mißgriff war, daß man die Freiheit vom bisherigen Druck für gleichbedeutend mit demokratischer Verfassung hielt und nun in eine Strömung hineingerieth, in der man die Interessen, Neigungen und Fähigkeiten des französischen Volkes, welches keinen Zug eines demokratischen

Volkes, weder abwartende Kraft, noch ruhige Gesetzlichkeit, noch thätige Geduld besitzt, vollkommen aus den Augen verlor. Das Streben des französischen Stammes ist in dem steten Streben auf Centralisation beschlossen und jeder große und ruhmvolle Moment in seiner Geschichte ist durch einen Fortschritt nicht der persönlichen Entwickelung, sondern der Regierungsgewalt bezeichnet. Seine Tugenden und seine Schwächen streben überall zu einer Monarchie, welche andern Nationen beinahe eine Tyrannei erscheinen könnte, und in der That haben auch alle seine Versuche zur Volksherrschaft wieder nur eine Tyrannei der Mehrheit und nicht eine Befreiung der Gesammtheit erzielt. Wenn nun die Freiheit eines Volkes darin besteht nach den Gesetzen des eigenen Wesens zu leben, so ist in Frankreich das Streben nach demokratischer Regierung ein Widerspruch gegen die Freiheit. Dies zeigte sich 1789 wie es sich in unsern Tagen wiederholt hat. Die Erklärung der Menschenrechte, die fast wörtlich gleichlautend in Nordamerika eine blühende Republik erschuf, wurde auf dem gallischen Boden der Ausgangspunkt für eine rasende Pöbelherrschaft.

Durch Lafayette's Menschenrechte entschied sich der Gang der Revolution. Wenn der eitle und leere Lafayette, dessen Mund von Ordnung überfloß und der die Zerstörung mit prunkender Gutmüthigkeit aussäete (so wird er vom Verfasser richtig charakterisirt), bei seinem idealen Staatsrecht von dem richtigen Grundgedanken ausgeht, daß in jedem Menschen ohne Unterschied des Standes und Besitzes, die Würde des menschlichen und das Ebenbild des göttlichen Geistes sich abspiegele, so verfälscht er ihn fast in jeder seiner Anwendungen. Statt der Gleichheit der Rechtsfähigkeit und des Rechtsschutzes setzt er, alles bestehende Recht vernichtend, den Anspruch auf thatsächliche Gleichheit. Statt der Pflicht der Regierung politische Fähigkeit in immer weitern Kreisen zu verbreiten, setzt er die Befugniß des Einzelnen, gegen jedes mißliebige Gesetz sich aufzulehnen und jede bestehende Herrschaft zu beseitigen. Er erhebt damit nicht den Willen der Gesammtheit, sondern die Willkür des Einzelnen auf den Thron, nicht die Allen gemeinsame Vernunft, sondern die Masse der individuellen Leidenschaften. Er gibt diesen nicht bloß den Staat, sondern auch das Privateigenthum als den Grund der fühlbarsten Ungleichheiten, Preis. Er zerstört die Möglichkeit einer parlamentarischen Verfassung und eines demokratischen Staates, da nach seinen Sätzen es ebenso gut Sclaverei ist dem Willen erwählter Vertreter, wie den Geboten des erblichen Königs gehorchen zu müssen. Nach ihnen ist nur ein solches Gemeinwesen möglich, wo die Masse des Volks nicht bloß zur Gesetzgebung und Verwaltung, sondern auch zum Bruche jeder eigenen Verpflichtung und zur Verfügung über alles Eigenthum befugt ist. Also das Ideal der socialen Republik.

Eine besonders verhängnißvolle Wirkung auf den Gang der Dinge übte

sodann die Behandlung der Kirchenfrage aus. Sybel gesteht es vollkommen zu, daß die Einziehung der Kirchengüter eine ebenso große Rechtsverletzung wie schlechte Geldspeculation gewesen, und er erhärtet durch statistische Belege die große Verkehrtheit des Raubes, der dem Staat zu keinem Vortheil gedieh. Dazu kam ein zweiter reiner Angriffsact der Revolution, das Dekret über die Civilverfassung des Clerus, welches, sagt der Verfasser, ohne einen Schatten formellen und materiellen Rechts die Staatsallmacht über den bestehenden religiösen Glauben setzte und den Bürgerkrieg auf hundert Punkten des Königsreichs entzündete. Die Nationalversammlung erfuhr, daß hinter den aufgeklärten Rednern des Clubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war, die mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt und das Sakrament sich nicht aus ungeweihten Händen aufdringen lassen wollte. Wir erkennen diese Unbefangenheit und Reife des Standpunktes um so lieber an, als wir über den Katholicismus und seine Lebensfähigkeit ganz andere Ansichten, als der Verfasser hegen. Die katholische Kirche hat jedesmal grade in der Zeit der größten Katastrophen bewiesen mit welch' ewig junger Triebkraft sie sich aus sich selbst zu regeneriren befähigt ist; sie steigt und fällt mit dem Feudalismus eben so wenig, wie mit den Plänen irgend einer Partei, die verbrauchte Staatsformen der Gegenwart wieder aufdrängen möchte. — Wir wissen, von wie starker sittlicher und geistiger Fäulniß ein großer Theil des damaligen französischen Clerus, aus dessen Schoos ein Dubois hervorgehen konnte, ergriffen war, aber es ist unhistorisch eine ganze Körperschaft als tief gesunken hinzustellen, die gleich in den ersten Jahren der Revolution durch unzählige Beispiele eines wahrhaft sittlichen Heroismus die in ihr vorhandenen gesunden Kräfte offenbarte.

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Heute aber war die Haushälterin nirgends zu finden und Betti erdreistete sich sanft den Bronzeknopf zu drücken. Lautlos öffnete sich die Thüre und schon wollte sie die zwei Schritte durch den Schrank thun, als sie eine weinende Stimme, die nicht der Hähnlein gehörte, im flehendsten Tone bittend vernahm. Nur ein einziges Mal lassen Sie mich ihn sehen, nur ein einziges Mal! Bettelnd, wie ich gekommen, will ich dann auch wieder in meine Heimath zurückgehen, und Sie und die reiche Madame sollen niemals wieder etwas von mir hören.

Frau, Sie sind undankbar und unvernünftig, fiel jetzt die Hähnlein mit so

merkwürdig veränderter Stimme ein, daß in Betti die Ahnung aufstieg es handle sich hier um mehr als die Abweisung einer Bettlerin. Ueberdies konnte Niemand sich so lange wie Betti im Lovel'schen Hause befinden, ohne zu der Ueberzeugnng zu gelangen, daß irgend ein düsteres Geheimniß, den Frieden desselben untergrabe, und für die mit einer nicht geringen Portion Neugierde begabte Gesellschafterin hatte es von jeher keine interessantere Angelegenheit gegeben, als dahinter zu kommen. Allein die Personen, die um dies Geheimniß wußten, waren zu klug, theils auch zu vornehm verschlossen und so kannte Betti noch immer nicht mehr davon, als an dem Tage an welchem sie die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß ein Geheimniß existire. Deshalb lauschte sie jetzt mit angehaltenem Athem, als die Weinende antwortete:

Nicht undankbar, o! gewiß nicht undankbar, aber unvernünftig mag ich sein, liebe Madame! Bedenken Sie nur, es ist jetzt noch mein einziges Kind! Mit Schmerzen habe ich es geboren, mit meinen letzten Kräften es genährt und nur aus Noth, aus bitterer Noth, um meinen drei anderen Kindern, die dazumal den Hungertod gestorben wären, das Leben zu erhalten, gab ich das Würmchen von mir. Was hätte ich dazumal nicht alles gethan, um selbst nur einmal satt zu werden! Was soll, so dachte ich, aus meinem Würmchen werden? für das ich arme abgehagerte Mutter schon keinen Tropfen Nahrung mehr hatte. Dazumal war es kein Wunder und keine Schande, daß ich mich vom Teufel blenden ließ. — Ach! als Sie und die vornehme Madame mir das viele blanke Gold zeigten, daß ich Ihnen mein neugebornes Kind dafür überlassen möchte, hielt ich dies für Gottes Schickung und Gebot. Wir Alle waren ja nun geborgen und mein Würmchen sollte nicht verhungern, sondern Nahrung die Hülle und Fülle von einer gesunden Amme haben. In Sammt und Seide sollte es gekleidet, in weiche Kissen gebettet, ein vornehmer Junker sollte es werden! und Sie und die schöne Dame, die nun seine Mutter heißen wollte, waren so gut, so freundlich. Aber ach! Du lieber Herr Jesus! von da an kam es anders! es war doch der Teufel gewesen, der mich verblendet hatte. Als ich nun satt, und warm gekleidet war, als alle Tage gutes Essen, mich und meine drei übrigen Kinder wieder gesund und stark machte; als ich nun reichlich Nahrung für mein Würmchen gehabt hätte, da träumte mir alle Nacht es gehe ihm schlecht bei der bezahlten Amme. Ja einmal sah ich es aus der Wiege fallen, derweil die Kreatur mit ihrem Liebsten zum Fenster hinaus sprach. Da dachte ich denn wohl, das Herz wäre mir gesprungen so sehr grämte ich mich um das Kind. Der Herr Pfarrer, der mir dazumal selbst zugeredet hatte, tröstete und schalt mich viel. Er schrieb aber doch einmal an die Madame, nicht daß sie mir das Kind wieder geben sollte, nein! ach Gott nein! sie hatte es ja bezahlt! — nur zu fragen ob es lebe und wie es ihm gehe. Nun, ich ward denn auch getröstet und wurde sogar hochmüthig,

als er mir sagte wie gut es mein Würmchen hätte und was es einstmalen noch für ein großer Herr werden würde. Eines freute mich am meisten, das aber schien dem Herrn Pfarrer gar nicht lieb zu sein. Die Madame war keine Wittwe, wie sie ihm dazumal gesagt, die gern an einem armen Kinde Gutes thun und ihre Freude daran haben wollte, sondern mein Kind hatte auch einen Vater wieder, der wahrhaftig glaubte es wäre sein eigner Sohn und der nun vielen Reichthum auf ihn vererben sollte. Der Herr Pfarrer vermahnte mich auch viel mit Niemand davon zu reden, und ich habe auch geschwiegen bis Gott mir alle meine drei noch übrigen Kinder nahm und auch der gute Herr Pfarrer gestorben war. Das letzte Kind starb vor vier Monaten am Nervenfieber; das Judasgeld, das ich für mein armes Kind bekommen, ist weg! wie Katzengold ist es gekommen und gegangen! Ich bin wieder blutarm. — Der Herr Pfarrer hatte mir noch auf dem Sterbebette den Namen der Madame und der Stadt gesagt, in der sie wohnt. Ich kann nicht schreiben und sollte doch mit Niemand davon sprechen, da habe ich mich denn von Schlesien bis hierher durchgebettelt um — — —

In tödlicher Angst daß sie überrascht werden könnten hatte Frau Hähnlein die Erzählung der armen Frau bis hierher angehört, während sie auf einen Ausweg sann. Sie unterbrach sie jetzt mit den beschwichtigenden Worten: Nun seien Sie nur ruhig liebe Frau! wenn Sie nur Vernunft annehmen, so geht Alles gut. Denn das Kind, das heißt den jungen Herrn Lovel, sollen Sie sehen. Natürlich unter der Bedingung, daß Sie weder gegen ihn noch sonst einen Menschen auf der Welt sich merken lassen, daß er acht Tage lang Ihr Kind gewesen. Fünfhundert Thaler haben Sie damals bekommen, und Madame Lovel, die heute von einer Reise zurückkehrt, wird Sie gewiß auch jetzt wieder reichlich beschenken. Nur seien Sie klug und verschwiegen. Hier haben Sie einstweilen Geld um sich bessere Kleider zu kaufen. Kehren Sie im schwarzen Bären auf der Steinstraße ein. Wenn Sie Jemand fragen sollte, so sagen Sie nur getrost, daß Sie eine arme Weberswittwe aus Schlesien sind, wie ja wahr ist. Daß Madame Lovel Sie zur Zeit der Hungersnoth hätte kennen lernen, wie ja auch die reine Wahrheit ist. Daß sie Sie unterstützt und Ihnen gesagt hätte: wenn es Ihnen einmal wieder recht schlecht gehen sollte, möchten Sie ihr nur schreiben; da Sie nun nicht schreiben könnten, hätten Sie Sich selber auf den Weg gemacht. Auch daß Sie mich kennen, dürfen Sie getrost sagen. Auch daß Sie mich schon gesprochen, und ich Ihnen Geld und den Trost gegeben hätte, daß Madame heute wieder kommen und Ihnen schon weiter helfen würde. Aber Frau! bei Ihrem Leben und Sterben kein Wort von dem Kinderhandel; wir alle Drei wären unglücklich, wenn der Herr erführe daß sein Otto, der sein Ein und Alles ist, nicht sein Sohn sondern der eines armen schlesischen Webers sei.

Ich kann nicht unglücklicher werden! rief die Frau aufs neue in Weinen ausbrechend. So? Meinen Sie nicht? fiel die Hähnlein ihr heftig ins Wort. Bedenken Sie nicht, daß es sich hierbei um eine große Erbschaft handelt? die, wenn Ihr Sohn sie nicht bekommt, Herrn Lovels Verwandten zufällt? Wenn nun diese hörten, daß sie durch einen Betrug darum kommen sollen, meinen Sie nicht, daß wir Alle vor Gericht müßten? Sie und Madame kämen sicherlich ins Zuchthaus, und wer weiß was mir geschähe, obgleich ich ja nur meiner Herrschaft Befehl gefolgt bin, und den guten Herrn Lovel, der so unglücklich war weil er keine Kinder hatte, so gern froh und vergnügt sehen wollte. Aber nun fort Frau! die Herrschaft muß mit dem Dampfboot kommen, der Herr kann vielleicht schon im Hause sein. Begegnen Sie ihm auf der Treppe und redet er Sie an, so wissen Sie was Sie ihm antworten.

Um nun nicht noch länger die Frau hier zu behalten, riß die Hähnlein plötzlich die Thüre auf um sie hinaus zu lassen, und stand wie vom Donner gerührt, als sie die nicht minder erschrockene Betti erblickte. Diese hatte bisher mit allen ihren Sinnen gelauscht, und als sie die nahende Stimme der Hähnlein hörte, allerdings eiligst den Rückzug nehmen wollen, allein in der Angst und in der Dunkelheit nicht so schnell die Feder finden können, durch die der Schrank von innen geöffnet ward, und so stand sie nun wie eine ertappte Verbrecherin der Haushälterin gegenüber. Diese faßte sich indessen, zog die Gesellschafterin in das Zimmer, schob noch einen Riegel vor, und sagte mit vor Zorn bebender Stimme: Wie lange haben Sie hier gehorcht?

Herr Gott ich weiß von Nichts! entgegnete die unglückliche Betti, allein ihr Zittern, die Leichenblässe ihres Gesichts verriethen sie, und die Hähnlein fuhr mit wiedergewonnener Besonnenheit fort. Das heißt, Sie wissen Alles. — Für wen halten Sie diese Frau?

Für eine Webersfrau aus Schlesien, stammelte das Fräulein.

Was glauben Sie wohl, hat die Frau für Beweggründe gehabt, nach Hamburg zu kommen?

O mein Gott! — — sie will Unterstützung bei Madame suchen.

Gut! sehr richtig! Können Sie einen Eid darauf leisten, daß Sie dies glauben?

Einen Eid! rief Betti erschrocken, warum einen Eid? Wer wird mir einen Eid abfordern?

Ich, mein liebes Fräulein! beschwören Sie bei Ihrer Seele Seligkeit, daß Sie glauben was Sie gesagt, eher lasse ich Sie nicht aus dieser Thüre.

Nein! Bei Gott nein, ich schwöre nicht! Ich kann nicht schwören! rief Betti sich mit Würde aufrichtend. So sollen Sie denn wissen Frau Hähnlein, daß ich Alles mit angehört! Aber viel wollte ich darum geben, es wäre nicht so. Sie selbst haben es vorhin ausgesprochen, daß ein Verbrechen begangen ist, durch Zufall weiß ich jetzt darum, und kann, darf ich schweigen?

Die Hähnlein sah sich plötzlich einer neuen Schwierigkeit gegenüber. Kaum hatte sie einen Riesen besiegt, so stand schon ein noch mächtigerer gewappnet und gerüstet wieder da. Doch sie verlor den Muth nicht. Ich wußte es ja sagte sie lächelnd: daß Sie liebes Fräulein Alles mit angehört hatten, was ich und diese gute Frau mit einander gesprochen. Ich hoffe aber auch Sie werden klug und verschwiegen sein; denn flüsterte sie ihr zu, das Verbrechen ist nicht so groß. Wie lange kann der arme Otto noch leben? Dann geht ja doch Alles wieder den rechten Weg. Warum wollten Sie also durch ein ganz unnützes Geständniß die ganze Familie unglücklich machen? Und Ihr und Herrn Lamberts Schade soll es nicht sein, verlassen Sie sich auf mich. Muß da gerade der alte Buchhalter sterben! Nun, Lambert wäre ja sicher nicht in seine Stelle gerückt, jetzt aber soll er es! darauf mein Wort! Als Betti dennoch schwankte, fügte sie hinzu: Ach! und wie lange kann der gute Herr noch leben? und die Alte — nun sie ist immer die Alte! und wie lange wird es dauern, so ist Madame die alleinige Herrin des Geschäfts. Was meinen Sie Fräulein Werthheim, wenn Herr Lambert dann einen Theil daran bekäme, und die Firma künftig statt Seligen Lovel Wittwe und Sohn, Wittwe Lovel und Compagnie hieße?

Jetzt hatte sie gesiegt. Alles was sie sagte leuchtete Betti ein und beschwichtigte ihr Gewissen. Sie versprach nicht nur Niemand, selbst Lambert nicht das Geheimniß zu verrathen, sondern verpflichtete sich auch behülflich zu sein, der armen Frau an dem nächsten besten Tage, wo Madame zugleich mit dem Herrn vom Hause würden abwesend sein, den Anblick des Kindes zu verschaffen. Schließlich entledigte sie sich auch ihres Auftrages, aber was galt der Hähnlein in diesem Augenblicke ein Geschenk und wäre es das kostbarste gewesen. Gleichgültig warf sie das Paquet auf einen Stuhl und nöthigte die Frau, den ihrigen endlich zu verlassen, und sich auf den Weg zum schwarzen Bären zu begeben, wo sie bald zu ihr kommen und ihr gewiß gute Nachrichten überbringen werde. Dann schnell die wenigen Vortheile übersehend, welche die schlimme Situation darbot, ersuchte sie das Fräulein um die Gefälligkeit diesmal die Hintertreppe hinab zu steigen, die über den Hof in ein Nebengäßchen führte, und Frau Steinbach mit sich zu nehmen.

So war sie beide auf einmal los geworden und konnte sich nun sehr erleichterten Herzens wieder in ihr Staatsstübchen begeben, wo sie eiligst verschiedene Erquickungen für den möglichen Fall bereit stellte, daß Herr Lovel sie mit seinem Besuche beehren würde.

IV.

Doctor Wallburg hatte von den, ihn durch Oswald überreichten Empfehlungsbriefen, nur die Adressen gelesen, sie dann lächelnd eingesteckt, den Ueberbringer von Kopf bis zu Fuß betrachtet, ihm sein, mit seinen Havanna-Ci-

garren gefülltes Etui hingehalten; den Platz neben sich von den Tagesblättern befreit, die ihm der Kellner des Alster-Pavillons so eben hatte bringen müssen, und als Oswald sich gesetzt, sagte er: Erzählen Sie mir selbst etwas von sich. Was wollen Sie in Hamburg? Und was erwarten Sie von mir? So liebe ich es! lachte Oswald, gerade aus auf das Ziel! ist auch mein Wahlspruch. So erlauben sie denn, daß ich selbst mich vorstelle, empfehlen muß doch erst eine längere Bekanntschaft. Mein Name ist Oswald, ich lebte bisher in Dresden, schrieb dort in's Feuilleton der Abendzeitung und für mehrere auswärtige Blätter, die mit dem Wagezeichen versehenen Artikel, selbst Sie haben mir die Ehre erzeigt, früher einige meiner kleinen Arbeiten in Ihrem Bienenkorbe aufzunehmen. Aus Familien-Rücksichten bin ich von Dresden nach Hamburg übergesiedelt, um hier mein Glück zunächst als Literat zu versuchen.

Sie sind hoffentlich nicht allein auf die Einnahmen, die Sie als solcher haben würden angewiesen? fragte Doctor Wallburg mit einem etwas satyrischen Blicke, der Oswald nicht entging und ihn empfindlich berührte. Er hatte statt dessen bei Nennung seines Namens nach einer angenehmen Ueberraschung in den Zügen des Redacteurs des Bienenkorbes geforscht, da, als in diesem auf Veranlassung eines Bekannten einst eine Erzählung von ihm abgedruckt ward, für die er freilich kein Honorar gefordert und empfangen hatte, der Doctor ihm selber hatte eröffnen lassen, daß die Spalten seines Blattes ihm auch ferner zur Disposition stünden.

Indessen drängte er jetzt jedes äußere Zeichen verletzter Eitelkeit zurück und sagte nur mit etwas vornehmer Gleichgültigkeit: Mein Leben friste ich nicht mit dem Ertrage meiner Arbeiten, allein bisher haben sie es schmücken helfen.

Nun das ist mir sehr erfreulich zu hören. Bei mir würden Sie auch sonst Ihre Rechnung nicht gefunden haben. So aber steht mein Blatt Ihnen vor wie nach offen. Ihr Stil, Ihre Tendenzen gefallen mir, über das Honorar werden wir uns leicht einigen. Lassen Sie uns erst sehen ob und wie Sie mir nützen, dann sollen Sie schon mit mir zufrieden sein. Nicht wahr das ist ehrlich und offen gesprochen? Und nun — — was trinken Sie?

Oswald hatte eine zustimmende Verbeugung gemacht und rief einen Kellner herbei, bei dem er sich ein Beefsteak bestellte, indem er zum Doctor gewendet sagte: Ich komme heute auf der Eisenbahn von Braunschweig und habe noch nicht zu Mittag gespeist.

Charmant! rief Doctor Wallburg. Ich speise dann gleich zu Abend mit Ihnen. Kellner, noch ein Beefsteak! eine Flasche Chateaux-Margaux und Gläser!

Als Beide bei ihrem Mahle saßen, versammelten sich mehrere junge Männer um sie, die Doctor Wallburg seine Academiker nannte, einzeln aber als Bienen und Drohnen mit Oswald als einer so eben aus Dresden herangeschwärmten

Biene bekannt machte. Die Drohnen waren Söhne reicher Häuser, die, ohne selbst produktiv als Literaten zu sein, doch den Umgang mit diesen suchten und Oswald glaubte zu bemerken, daß ihnen die Pflicht obliege für Eis und Champagner zu sorgen, der bald in Strömen floß. Man fand sich gegenseitig so zu einander hingezogen, daß Oswald weit über die Stunde des Thorschlusses blieb und es ihm sehr erwünscht kam, als einige seiner neuen Freunde sich erboten, ihn bis ans Thor zu begleiten, von wo aus er seine Wohnung leicht finden konnte.

Beim Abschiede ward auf den folgenden Tag eine Tour nach Blankenese verabredet. Oswald mußte doch noch vor Beginn der schlechteren Jahreszeit alle schönen Punkte der hiesigen Gegend kennen lernen, und als er nun sein Strafgeld für das Nachtschwärmen am Thore bezahlt hatte und der stillen kleinen Straße zum Todtengräber-Hause entlang ging, sagte er sich mit angenehmer Genugthnung daß das Gefallen, welches er an den Gefährten dieses Abends gefunden, ein gegenseitiges gewesen sei. Auch gereichte es ihm zur angenehmen Befriedigung, daß nicht, wie es anfänglich geschienen, er Doctor Wallburgs Gast gewesen, sondern es ihm gelungen war, demselben in Bezahlung der gemeinschaftlichen Zeche zuvor zu kommen. Wenn nun gleich seine Kasse mehr dadurch erleichtert wurde, als seine Vernunft gut heißen wollte, so war es doch noch mehr sein Herz, und ein heiteres Liedchen trillernd, suchte und fand er sein Haus.

Aber o weh! auf kein so spätes Kommen rechnend, hatte er keinen Hausschlüssel mitgenommen. Sollte er nun schon in der ersten Nacht seine Worte Lügen strafen, daß er kein Nachtschwärmer sei? Nach einer so angreifenden Reise seinen alten Wirth im besten Schlafe stören? Gern wäre er wieder umgekehrt und hätte im ersten besten Gasthofe den Morgen erwartet, allein diese Betrachtungen kamen ihm erst, als er schon mit Lebhaftigkeit die Klinke niedergedrückt hatte, und gleich darauf ward von innen an das Fenster gepocht und eine sanfte Stimme rief: Nur einen Augenblick Geduld! ich komme gleich!

Diese Stimme konnte nur der lahmen Tochter gehören und es war Oswald fast noch peinlicher diese bemühen zu müssen. Indessen hörte er schon eine Thüre gehen. Ein Lichtstrahl fiel durch das Schloß und ward gleich darauf durch den Schlüssel wieder verdrängt. Oswald trat mit einer freundlichen Entschuldigung herein: es solle nicht wieder passiren u. s. w. Das Mädchen war augenscheinlich seinetwegen aufgeblieben, sie war noch völlig angekleidet und zwar sehr nett und sauber; selbst ihr Haar noch so glatt gescheitelt und im Nacken fest geordnet, als wenn sie eben erst Toilette gemacht. Allein man sah daß dies nur aus jungfräulicher Züchtigkeit, nicht aus Eitelkeit oder Gefallsucht so war. Sie hinkte sehr und suchte dies durchaus nicht zu verbergen, ihr Gesicht war bleich aber nicht ohne Anmuth, und sanft und freundlich wie ihre Stimme. Damit harmonirten auch ihre Worte: sie freue sich einen

Grund für längeres Ausbleiben gehabt zu haben, den ihre Mutter gutgeheißen; sie lese gern und am Tage sei dazu keine Zeit; sie mache Blumen für Geld. Dann zündete sie unbefangen Oswald's Licht an das schon bereit gestellt war, wünschte ihm wohl zu schlafen und hinkte in ihr Zimmer zurück. Er hatte ihr so aufmerksam zugehört und gesehen, daß er ihr erst Gute Nacht! nachrief als sie schon die Thüre hinter sich geschlossen hatte. Von diesem Tage an schien Oswald's Leben eine ganz andere Richtung zu nehmen. Durch Doctor Wallburg aufgefordert gerieth er mit ihm und seinen Akademikern in ein Schwärmen, in eine Jagd von Genuß, die er in Dresden nicht hatte kennen lernen, da er dort viel mehr in Familien-Kreisen lebte. Doch fand er augenblicklich großen Reiz in diesem Treiben, eben weil es ihm neu war und so unendliche Abwechselungen bot. Am Morgen arbeitete er um so fleißiger an einer Erzählung die schon im Bienenkorbe abgedruckt ward, und obgleich Doctor Wallburg sein Urtheil darüber noch zurückhielt, gewahrte Oswald daß er bei einigen Bienen Neid damit erregte, sei es auch nur weil ihre Arbeiten waren zurückgelegt worden, um den seinigen den Vortritt zu lassen. Die Drohnen aber sprachen sich sehr belobend über den Anfang der Erzählung aus.

Die Landpartien und Abend-Zusammenkünfte dauerten selbst noch im October fort und es ereignete sich noch öfter daß Oswald, ohne es so schlau wie das erste Mal anzufangen, die Zeche bezahlen konnte, ja gewissermaßen mußte. Die lahme Meta hatte durch seine Veranlassung noch oftmals das Vergnügen die halbe Nacht durch lesen zu können, denn ihre Mutter wollte die Sicherheit des Hauses nicht allein einem jungen Herrn anvertrauen, der zu Doctor Wallburgs Bienen gehörte. Daß dies der Fall war, hatte sie nicht durch Oswald sondern einen andern ihrer Waschkunden erfahren, der als Drohne großes Gefallen an ihrem jungen Miethsmanne fand und ihn öfter besuchte und abholte, als sie gut heißen konnte. Der alte Martin war deßhalb auch nicht ganz so freundlich mehr als zu Anfange ihrer Bekanntschaft, und als die Frau zum ersten Male dem jungen Miethsmanne reine Wäsche brachte, wagte sie, die eine etwas spitze Zunge besaß, sogar einige Sticheleien über die vielen Thorsperrgelder, die der Herr zu zahlen hätte.

Nur die Tochter blieb sich in ihrem Benehmen gegen ihn stets gleich an Freundlichkeit und Sanftmuth. Oswald war auch dafür nicht unempfänglich und undankbar. Er brachte ihr stets die neueste Nummer des Bienenkorbs und einmal sogar ein Myrthenbäumchen mit, das er durch die halbe Stadt selbst in der Hand getragen; die ihm befreundete Drohne aber sorgte dafür, daß Meta recht bald erfuhr, wen die hübsche Erzählung: der Verwaiste, zum Verfasser hätte.

Seit diesem Augenblicke war das Mädchen die eifrigste Vertheidigerin Oswalds, wenn die strenge Mutter und selbst der milde Vater ihn tadelten.

War es nicht als schilderte er in jener Erzählung sein eigenes Leben? Und wie rein war dann nicht seine Jugend von Verirrungen, denen er sich gewiß nur augenblicklich hingab.

Es wird ihm bald zuwider werden, ich merke es dem Verwaisten schon an; er gerieth auch in schlimme Gesellschaften, aber sie so wenig als die bitterste Armuth konnten ihn erniedrigen. So tröstete sie sich und den Vater, der aufrichtigen Antheil an dem jungen Manne nahm. Meta wünschte daher auch von ganzem Herzen daß die Erzählung einen guten Ausgang gewinne, obgleich sie noch nicht einsah wie dies auf natürliche Weise geschehen sollte.

Leonard, der Held für den sie sich so lebhaft interessirte, stand so arm und verlassen in der Welt, und dazu hatte er sich in die Tochter eines steinreichen aber eben so geizigen Großhändlers verliebt, bei dem er Commis war. Eine alte, ebenfalls sehr reiche Schwester führte dem verwittweten Kaufherrn den Haushalt und übte großen Einfluß auf ihn aus; zu ihren vielen Eigenheiten gehörte auch die, daß man sie niemals ohne Hut sah, was ihr von Einigen als Eitelkeit, von Andern als Geiz ausgelegt ward. Der Verfasser schien selbst noch nicht zu wissen, welches seine Meinung darüber sei; von ihr schien das Geschick der Liebenden abzuhängen, und doch bemühte sich Leonard so wenig um ihre Gewogenheit. Meta, eine so eifrige Romanleserin, errieth sonst gewöhnlich schon in der Mitte eines Buches die Absichten des Verfassers in Beziehung auf das Ende, aber das Benehmen des Verwaisten störte hier alle ihre Combinationen und sie nahm sich deßhalb vor, den jungen Schriftsteller einmal geradezu darum anzureden. Es hatte sich nach und nach ein recht freundliches Verhältniß zwischen den Beiden gebildet. Wenn Oswald ihr den Bienenkorb brachte, setzte er sich ihr gegenüber an ihre Blumenwerkstatt und sah mit Vergnügen zu, wie ihre weißen sauberen Finger aus so geringem Material die lieblichsten Töchter Florens so täuschend nachbildeten; leider waren es nur meistentheils Todtenkränze, die bei des Todtengräbers lahmen Töchterlein bestellt wurden; man mochte es für ein böses Omen halten, von ihr den Schmuck zu fröhlicheren Festen zu kaufen. Dabei erzählten beide junge Leute sich gegenseitig ihre kleinen Tageserlebnisse und Oswald fühlte sich nicht selten überrascht nnd beschämt durch des so einfach erzogenen Mädchens naive nnd stets schonungsvolle Bemerkungen über die seinigen. So war es ihm auch nicht unlieb, als sie mit ihm über seine Arbeit sprach, und scherzend legte er das Geschick des Helden in ihre Hand.

Das aber lehnte sie bescheiden ab und meinte Leonard müsse sich mehr anstrengen, selbst ihm eine bessere Richtung zu geben; mit der bloßen Treue und Redlichkeit sei es bei dem geizigen Vater seiner Geliebten nicht gethan, der werde Beides nützen und höchstens mit einiger Freundlichkeit oder guten Worten, sicher aber nicht mit der Hand seiner Tochter belohnen. Auch die

alte Tante müßte er für sich zu gewinnen suchen, wenn die nicht das gute Beste dazu thue, würde nie etwas aus der Heirath werden.

In einem Anfalle neckender Laune rief Oswald: das ist auch gar nicht meine Absicht! Ich lasse Thekla schwindsüchtig werden, vor Gram sterben, auf ihrem Grabe schießt sich Leonard eine Kugel durch den Kopf. — —

Gott erbarme sich! fuhr Meta erschrocken auf, und das Myrtenkränzchen an welchem sie eben arbeitete fiel zur Erde.

Nun seien sie nur ruhig! rief Oswald lachend, den Kranz aufhebend und ihr wieder darreichend. So weit soll es nicht kommen, oder vielmehr noch weiter und ganz anders. Thekla stirbt! das geht einmal nicht anders, Leonard aber geht nach Californien, wird dort in wenig Jahren ein steinreicher Mann, kehrt zurück. — —

Ja, und was hilft ihm nun all sein Reichthum? Todte kann er nicht damit aufwecken! —

Da haben Sie recht, aber ihm ist ein anderes Glück beschieden. Thekla hatte eine Freundin, ein armes aber gutes und gescheutes Mädchen, nicht hübsch und deßhalb noch unvermählt. Sie war die Vertraute der Liebenden und unvermerkt hatte sich die Liebe für Leonard dabei in ihr eignes unbewachtes Herz geschlichen. Zu ihr kommt er jetzt und bittet sie, sein Glück mit ihm zu theilen.

Und nun denken Sie sich was der geizige Kaufmann empfinden muß, als seinem Hause gegenüber ein Palast in die Höhe steigt und der reiche Leonard ihn mit seiner trefflichen Gattin bezieht.

Meta schüttelte sehr ernst den Kopf, Herr Oswald! thun Sie mir dies nicht zu Leide! sagte sie bittend. Sie haben den Leonard einmal als einen zu guten und treuen Menschen beschrieben, als daß Sie selbst glauben können, daß er auf diese Weise glücklich wird. Auch Thekla's Freundin kann es nicht. Sie wird seine Hand doch nur als ein Almosen hinnehmen. Lassen Sie Leonard sich nur Mühe geben, dann kann Alles noch gut, und er und Thekla ein Paar werden.

Aber dann wird die Freundin unglücklich, da kann ich nicht helfen, denn das Geheimniß ihrer stillen Liebe ist schon in der Druckerei.

Nun so lassen Sie die in Gottes Namen unglücklich werden, wird sie es, so verdient sie es nicht besser. Wäre sie gut, so müßte sie ja die Glücklichste von allen Dreien sein.

Diese und ähnliche Gespräche mit seiner jungen Hausgenossin blieben nicht ohne Einfluß auf Oswald, nur daß, was das Handeln in seiner Angelegenheit betraf, ihm durch Selheims Verbot die Möglichkeit dazu sehr erschwert worden war. Denn wie sollte er die Dame mit dem Hute finden, wenn er nicht einmal verrathen durfte, daß er sie suchte. Zwar war er einige Tage nach seiner Ankunft auf das Lovel'sche Comptoir gegangen und hatte dort nach dem

Chef des Hauses gefragt, allein Lambert an den er sich verwiesen sah, erkundigte sich zuvor nach den Wünschen des geehrten Herrn, da Herrn Lovel's Befinden, ihm eine Unterredung mit Fremden nur im Nothfalle gestatte. Oswald erzählte hierauf sein Zusammentreffen mit dem Ehepaar auf dem Primus, wo er freilich nur von Ferne Madame Lovel den Namen Hanna Selheim mit einer Bemerkung hätte aussprechen hören, als befinde diese Dame sich in der Nähe. Da er nun zu dem Banquir Selheim in Wien in sehr nahen Verhältnissen stehe, habe er gehofft, daß vielleicht eine Tochter desselben — —

Allerdings, unterbrach ihn der sehr höfliche aber sehr von Geschäften überhäufte Lambert, der, seit wir ihn zuerst sahen, eine viel bedeutendere Stellung im Comptoir einzunehmen schien. Allerdings werther Herr! — gereicht mir zum Vergnügen in Ihnen einen Bekannten oder vielleicht gar Verwandten? — unseres sehr geehrten Geschäftsfreundes Herrn Selheim kennen zu lernen. Ja, das Fräulein ist die Tochter desselben, war einige Wochen hier zum Besuch, befindet sich aber jetzt in Hull, und wird in einigen Wochen hierher zurückkehren. Ihr werther Name? — Oswald. Herr Oswald, hm, hm! bin leider sehr pressirt; wäre Ihnen vielleicht sonst noch etwas gefällig? Oswald dankte und empfahl sich.

Er hatte dann auch an Herrn Selheim geschrieben, ihm seine Adresse gesendet, und das Abenteuer auf dem Primus mitgetheilt. Auch die Schilderung der Dame mit dem schwarzen Hute hatte er nicht vergessen und erst am Schlusse erlaubte er sich die Anfrage, ob er vielleicht auf dem Lovel'schen Comptoir seine Rente und diesmal etwas früher beziehen könnte, da der Umzug u. s. w. seine Casse sehr geschwächt hätten.

Der Banquir hatte noch nicht geantwortet, allein Oswald war schon daran gewöhnt, daß dies niemals schnell geschah. Ob wirklich oder ob er sich nur den Anschein geben wollte, schien er bei jedem besonderen Beschlusse über Oswalds Angelegenheiten, stets erst Verhaltungsbefehle aus der Ferne einholen zu müssen.

So sah Oswald denn schon den Augenblick nahen, wo er in wirkliche Geldverlegenheit gerathen mußte, und lehnte daher unter allerlei Vorwänden für einige Tage alle Aufforderungen zu kostspieligen Vergnügungen ab, theils weil er sich nicht dazu gestimmt fühlte, theils um seine Arbeit zu vollenden und dann dafür das Honorar in Empfang nehmen zu können. Selbst den Versuchungen Muhlers, der ihm befreundeten Drohne, widerstand er muthig und consequent und erndtete dafür Meta's Lob, das sie mit derselben Natürlichkeit und Naivität aussprach wie das Urtheil über seine Arbeiten.

Aber mehr spazieren gehen sollte er, meinte sie. Ob er schon den Kirchhof von St. Georg gesehen? Ihr Vater grabe dort eben ein Grab, und würde sich gewiß freuen, wenn Herr Oswald ihn da, wo er so recht zu Hause sei, be-

suchte. Er würde dort auch viele schöne Grabmäler und sehr schöne Inschriften auf Stein und Eisen finden.

Der Vorschlag gefiel Oswald gar nicht übel. Theils war ihm wirklich daran gelegen seinen alten Freund wieder mit sich auszusöhnen, theils liebte er von Jugend auf von Zeit zu Zeit einen Spaziergang zwischen Gräbern. Ja in seiner Kindheit gehörte es zu seinen schmerzlich süßen Selbsttäuschungen, sich unter jedem in die Augen fallenden Grabhügel einen seiner Angehörigen ruhend zu denken, und sich den armen verwaisten Knaben als das einzig noch übrig gebliebene Mitglied einer einst großen Familie zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Doctor Hayes und seine Polarreisen.

Doctor Hayes ist einer der Gefährten des leider frühverstorbenen Dr. Kane's und hat dessen Erforschungsreise nach dem arktischen Meere mitgemacht. Derselbe beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit dem Gedanken einer zweiten Polarreise und hat vor wenigen Wochen der New-Yorker geographischen Gesellschaft seine Ansichten und seine Pläne vorgelegt.

Das nördliche Polarmeer, seine Grenzen, sein Charakter, die magnetischen Verhältnisse, Fluthen und Strömungen, Meteorologie und Geologie, kurz die ganzen ethnologischen und naturgeschichtlichen Verhältnisse der arktischen Region haben für die seefahrenden Nationen sowohl, als auch für die wissenschaftliche Geographie und Länderkunde ein so allgemeines Interesse, daß wir gerne in diesen Blättern von den Ansichten und dem Vorhaben Dr. Hayes Erwähnung thun.

Sein Plan, sich dem Pole zu nähern, hat die Entdeckungen des durch Dr. Kane offengelegten Kanals zur Grundlage. Auf Schröters Karte nehmen diese Entdeckungen etwa vier Breite-Grade ein. Die Winterquartiere Kane's befanden sich an der nördlichen Seite von West-Grönland unter der Breite von 78° 37'. Von hier aus wurden die verschiedenen Tagereisen, Expeditionen und Nachforschungen mit Schlitten über das Eis bewerkstelligt. Die Partie von Kane's Leuten, welche die offene See auffand, bestand aus William Morton und dem Eskimo-Jäger Hans. Sie verließen das Schiff am 4. Juni 1854 und erreichten, nachdem sie die Schwierigkeiten und Gefahren, die den Eisreisen folgen, mit größter Energie und Ausdauer bestanden hatten, am 21. die Mündung des Kennedy-Kanals, wo sie unter der Breite von 80° 26' unerwartet offenes Wasser fanden. Sie wanderten 52 Meilen auf dem Lande oder dem Küsteneise weiter, immer offenes Wasser zu ihrer Linken. Von dem äußersten Punkte, den sie erreichten, blickten sie nordwärts und sahen überall die Gewässer vom Eise frei. Ein stärkerer Wind blies in jener Rich-

tung während 24 Stunden, dunkle Wolken wurden am nordöstlichen Horizonte sichtbar und ganze Haufen von Wandervögeln tranken aus dem offenen Meere.

Diese Beobachtungen schienen Dr. Hayes so bedeutend, daß er weitere Forschungen anstellen zu müssen glaubte. Wenn an anderen Orten, durch die Russen nördlich von Neu-Sibirien, durch Parry nördlich von Spitzbergen, durch Barrentz nördlich Nowa-Zembla's und durch Penny im Wellington-Kanal ähnliche Beobachtungen gemacht wurden, so haben die Entdeckungen Mortons in Bezug auf jene offenen Gewässer doch eine weit größere Tragweite, als die aller seiner Vorgänger und führen zu dem Schluß, daß die eislose Region, welche er gesehen, ein Theil eines großen offenen Meeres sei. Die Vögel, denen er begegnet, sind Wandervögel, aber wesentlich Seevögel, die ihre Nahrung gänzlich in den Seeprodukten finden, und während des Sommers nördlich ziehen, um ihre Jungen aufzubringen und dort Brüteplätze wählen, wo der Instinkt ihnen das offene Wasser zeigt. Sie bauen nie ihre Nester an die Ufer einer eisbedeckten See. Daß der Kennedy-Kanal theilweise eine solche ist, geht eben aus dem Umstand hervor, daß sie seine Ufer als Brüteplätze wählen, und sie würden schwerlich das nächste südliche offene Wasser (Baffin's Bay) verlassen, um ihre Nahrung hier zeitweise zu suchen, da die Entfernung über 100 Meilen (engl.) ist. Am wenigsten würden die weiblichen Vögel so lange ihre Nester verlassen, und doch wurden sie sowohl als die männlichen an jenen Ufern entdeckt. Wenn oberhalb des Kennedy-Kanals, nächst dem Pole, sich offene Wasser befinden, so muß man dort natürlich ein milderes Klima, als weiter südlich finden. Daß dem so ist, zeigen die Isotherm-Linien, die zwei Centralpunkte der äußersten Kälte, wenigstens 12° vom Pole entfernt, umlaufen. Der eine Punkt ist nördlich Sibiriens, der andere nördlich Amerikas.

Dr. Hayes zweifelt nicht, daß die nördlichen Ufer von Washington- und Grinell-Land von zahlreichen wandernden Eskimo-Völkern bewohnt sind, deren Ueberlieferungen den fernen Norden als die eigentliche Heimath ihrer Race bezeichnen. Sie können aber nur an den Ufern einer ewig offenen See leben. Als der beträchtlichste Umstand seiner Annahme muß aber die beobachtete Wassertemperatur und ihr bekannter Einfluß betrachtet werden. Es ist von keinem Zweifel, daß die großen Wassermassen des arktischen Oceans eine Temperatur haben, die weit über dem Gefrierpunkt ist, wie denn auch eine beständige Wechselströmung zwischen dem atlantischen, dem stillen und dem arktischen Oceane stattfindet. Der Golfstrom trägt die lauen Wasser des atlantischen Oceans in die Polarsee. Die Behringsstraße bringt ihre Ströme in derselben Richtung. Die großen Wassergüsse von Asien und Amerika, die wenigstens 5 Millionen Quadratmeilen bedecken, zwingen ihre ungeheuren Fluthen nach dem arktischen Meere, während von beiden Ufern Grönlands starke Ströme die gewaltigen Eisfelsen südwärts treiben.

Den wärmenden Einfluß der offenen See hat man an verschiedenen Orten

während des Winters gespürt; Wrangel fand in seinem Winterquatiere zu Nishne-Kolymsk die Nordwinde häufig, selbst während der kältesten Jahreszeit warm, und dieselbe Beobachtung wurde in Koola in Lapland gemacht. Barrentz fand zu Nova-Zembla schwere Fluthen und warme Winde aus Norden getrieben. In der Renssellaer Bucht hing beinahe fortgesetzt eine Nebelwolke an dem nördlichen Horizonte und die meteorologischen Resultate, welche durch Dr. Kane gewonnen und durch einen Ingenieur der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Herrn Chas. A. Shott, aufgezeichnet wurden, sind in einem Briefe von Letzterem an seinen Chef mit folgenden Worten gegeben: „Es scheint, wie aus den Aufzeichnungen in den Log-Büchern der Advance hervorgeht, daß die nordöstlichen Winde (magnetisch genau N. N. O. halb O.) das Bestreben haben, die Temperatur der Luft selbst in den Wintermonaten zu mäßigen, welches vermuthlich daher kommt, daß sie ihren Ursprung von einem theilweisen offenen Wasser-Areal nehmen, oder darüber herstreichen. (Diese Wasser müßten überschläglich eine Temperatur von 29° Fahr. haben.) Die Richtungslinien kreuzen Washington Land und den Kennedy-Kanal."

Auf die Existenz eines offenen Polarmeers und dessen Ausdehnung in den Kennedy-Kanal also stützt Dr. Hayes seinen Erforschungsplan. Er will einen Winter-Hafen an Grinnells Land, nahe Cape Frazer aufsuchen, und er zweifelt nicht, nach den Beobachtungen, welche er im Sommer **1854** selbst machte, diese Breite zu erreichen. Von diesem Punkte bis dahin, wo Morton offenes Wasser fand, ist es nur **50** Meilen, und selbst angenommen, daß die Jahreszeit weniger günstig sei und die Eisberge sich **100** Meilen weit erstrecken, so ist es möglich, ein Boot von dem Winterhafen über das Eis bis zu den Polarwassern zu schaffen. Auf diese Möglichkeit weisen schon die Aufzeichnungen in den Tagebüchern der englischen Erforscher McClintock, Rae, Richards, Osborne und Anderer hin, wie auch die Boot- und Schlitten-Operationen Dr. Kane's. Der Punkt, wo die offene See der Wahrscheinlichkeit nach gefunden wird, ist nur ungefähr **600** Meilen von dem Pole entfernt Diese Entfernung kann leicht durch ein Boot erreicht werden und Dr. Hayes glaubt, daß in manchem Sommer das Eismeer völlig gebrochen ist, und sich dann eine Fahrstraße durch den Kennedy-Kanal und das Polar-Meer öffnet und ohne allen Zweifel eine Rückfahrt durch das grönländische Meer oder die Behringsstraße möglich ist.

Die Hauptschwierigkeiten, welche Dr. Kane zu überwinden hatte, bildeten die zerklüfteten ungeheuren Eismassen, über welche er wandern mußte. Renssellaer Hafen hat eine ungünstige Lage für die Operationen, da die Züge, welche nach Norden ausgehen, genöthigt sind, das rauhe zerklüftete Eis zu übersteigen, welches mit dem Strom kommt, an der grönländischen Küste sich ansetzt und die Mitte des Kanals versperrt. Dazu kommen noch die Eismassen, welche sich vom Humboldt-Gletscher, der das grönländische Ufer hütet, ent-

laden. Wenn man die westliche Seite des Kanals erwählt, so beugt man diesen Schwierigkeiten vor, während Grinnells Land, das sich in nordöstlicher Richtung erstreckt, Schutz gegen das Treibeis gewährt und dieselbe Ursache, welche das Eis nach der grönländischen Küste treibt, die entgegengesetzte Seite frei läßt. Auf dieser Küste hat Dr Hayes weiches Eis gefunden, welches offenes Wasser anzeigt. Die Wanderung wird leicht vollbracht, wenn frische Nahrung, welche in heutigen Tagen in jeder Art und Weise erhalten werden kann, vorhanden ist. Die Gefahren einer arktischen Reise hält Dr. Hayes größtentheils für übertrieben.

Die Haupt-Augenmerke, auf welche die künftigen Erforschungsreisen zu achten haben, sind die Kenntnisse von den physischen Verhältnissen der Erdkugel und die Ausdehnung des Wallfischfangs. Dr. Hayes constatirt, daß die Wallfische in großer Anzahl in dem Polar-Meer existiren und daß dort ihre eigentliche Heimath zu suchen sei. Ueber denselben Punkt theilt er einen interessanten Auszug eines Briefes von Professor Agassiz an Dr. Leconte in Philadelphia mit, von welchem er bereitwilligst eine Copie erhielt. Die Stelle lautet folgendermaßen:

„Ich erlaube mir ein Wort zu Gunsten der Expedition des Dr. Hayes zu reden. Ich betrachte sie als höchst bedeutend, nicht allein in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch besonders für das Interesse des Wallfischfangs. Die Organisation dieser ungeheuren Einwohner des Oceans scheint mir den schlagendsten Beweis zu liefern, daß sich ein offenes Meer in den arktischen Regionen findet. Die Wallfische sind warmblütige und luftathmende Thiere und müssen eben behuf des Athmens von Zeit zu Zeit zur Oberfläche des Wassers kommen; sie können nicht ohne dies leben. Es ist aber wohl bekannt, daß sie während des Winters nicht außen gefunden werden, d. h. südlich des Eisbeltes der arktischen Meere. Sie bleiben während der kalten Jahreszeit nordwärts und wenn die arktische See in ihrer ganzen Ausdehnung mit Eis bedeckt wäre, so müßten sie unbedingt während des langen Winters zu Grunde gehen. Ich weiß keinen triftigeren Grund für die Gegenwart von ausgedehnten offenen Wassern in den nördlichsten Regionen der Erdkugel als die Lebensweise der Wallfische und die Entdeckung einer Durchfahrt zu der offenen See, welche den Wallfischfang während des Winters möglich machen würde, wäre eines der bedeutendsten Resultate für die Erweiterung dieser Fischerei. Dieses Argument wird Jenen, der mit der Organisation der Wallfische nicht bekannt ist, nicht genügend überzeugen, dem Physiologen aber muß es unumstößlich erscheinen."

Kein Theil unserer Erde ist interessanter für die Wissenschaft und maßgebender für die Beobachtungen und Entdeckungen der magnetischen Gesetze, der Meteorologie, der Meeresströmungen, der Fluthen und jeden Zweiges physischer Geographie als die unerforschten Regionen der Polar-Zone. Die

neue Expedition wird die ernsteste Aufmerksamkeit aller Freunde der Wissenschaft auf sich ziehen und wird als eine Nothwendigkeit betrachtet werden müssen, das Problem der Auffindung eines offenen Polar-Meeres lösen zu helfen.

Dr. Hayes hofft seine Expedition im Sommer **1860** ausführen zu können. Seine Mittel sind bis jetzt noch gering, aber sie genügen, um ihm Hoffnung für das Gelingen seines Vorhabens zu bieten. Er sucht nicht nach großartigen Vorbereitungen, nur will er sich gegen die gewöhnlichen Geschicke des Zufalls gesichert sehen. Er hofft nur auf ein einziges Schiff von **100** bis **150** Tonnen, mit einem Dutzend Leuten bemannt. Dieses vergleichungsweise geringe Fahrzeug ist dennoch größer als die Schiffe, durch welche Baffin, Hudson und Andere der alten „würdigen Sucher der nordwestlichen Durchfahrt" ihre Triumphe feierten. Die Expedition soll auf **2** Jahre ausgerüstet werden. Gute Nahrung, frisches Fleisch und einige Züge guter Eskimo-Hunde werden für das Gelingen die nothwendigsten Mittel sein. F. R.

Unterhaltungen.

— **Abenteuer eines Emporkömmlings.** Ein Roman. (Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1859 2 Bde.). Diese Erzählung eines ungenannten Verfassers hat bereits in weiteren Kreisen, sowohl außerhalb, als auch in Frankfurt selbst ein nicht gewöhnliches Interesse erregt, und sie ist auch in der That vollkommen dazu geeignet; wir haben, was wir nicht von allen Werken sagen können, ein wirklich interessantes Buch vor uns, welches zwar in dem Stile der neueren Romanliteratur gehalten, aber in scharfen prägnanten Umrissen und Schilderungen Erlebnisse und Abenteuer aus allen Schichten der Gesellschaft und ihrer Lebensweise offen legt. Wenn man die Blätter durchliest, so scheint es, als begegne man in dem darin Niedergezeichneten, Begebenheiten, deren man sich dunkel erinnert, die man als irgend wo und in erst jüngst vergangenen Tagen geschehen wiedererkennt. Daß hier wirkliche Thatsachen in romanhafte Verbindung geflochten erzählt sind ist gewiß, und wir bewundern das Talent des Verfassers, sie derart verbunden zu haben, daß das Werk wie in einem Guſſe gearbeitet erscheint. In ethischer Beziehung steht der Verfasser nicht durchaus auf dem hohen Standpunkte, auf dem wir ihn gerne erblicken möchten; sein Werk erinnert häufig genug an die Mittel eines Dumas, Hugo, Sue, mit denen er seine Thatsachen ausschmückt, um ihnen eine schlagende Wirkung zu bereiten; auch George Sand und Alphons Karr erkennen wir in vielen Zügen wieder. Indessen glaube man nicht, daß wir damit ein wegwerfendes Urtheil feststellen wollten, wir kennen vollkommen die tüchtige Charakteristik, den männlichen, wenn auch manchmal zu scharfen Schriftstil des Verfassers an. Das Buch ist mit einer nicht gewöhnlichen Lebenserfahrung und Kenntniß der verschiedensten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft geschrieben und wir stimmen dem Urtheil der Preußischen Zeitung vollkommen bei, die in dem Verfasser ein hoffnungsreiches Talent sieht, wenn wir auch ihr Citat „man habe es in dem Buche mit wirklichen Geständnissen eines talentvollen Cavaliers und Staatsmanns, ja kleinstaatlichen Quasi-Ministers zu thun" noch ein wenig in Zweifel ziehen, indem wir dafür weder Glauben noch Beweise haben, und annehmen müssen, daß

wir es eben nur mit einem Schriftsteller zu thun haben — den wir übrigens zu kennen glauben — welcher durch Stellung und Befähigung derart zu zeichnen versteht, daß obige Annahme ausgesprochen werden konnte.

— **Die Nichten Mazarin's.** Studien der Sitten und Charaktere im 17. Jahrhundert von Amédée Renée. Nach der dritten, mit neuen, noch nicht veröffentlichten Documenten bereicherten Auflage, übersetzt von Fr. Szaweby. Autorisirte Ausgabe. Dresden. Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze. 1858. Wir haben hier ein sehr gediegenes, auf gründlichem Quellenstudium beruhendes historisches Werk vor uns, welches uns einen, freilich unerquicklichen, aber genauen Einblick in die Lebensgeschichte jenes eben so berühmten als berüchtigten Kardinals verstattet, welcher unter Ludwig XIV. von Frankreich der Gott und die Geißel des Tages war. Es kann fast keine größere officielle chronique scandaleuse geben, als die, welche uns der gelehrte Verfasser und sein ebenso gelehrter Uebersetzer hier vorlegen. Die Intriguen des Hofes von Frankreich, wie die Kabalen der dortigen Großen, entspinnen sich wie ein dunkler, verworrener Knäuel vor unsern Augen, und selbst jener rothe Faden, welcher überall hindurchläuft, bringt weniger Episoden der Liebe als jener sinnlichen bacchantischen Lust, die sich zu einer Zeit geltend zu machen wußte, wo der schlaue wollüstige Mazarin seine Nichten benutzte, um den cynischen König und seinen noch cynischeren Nachfolger durch deren Schönheit zu blenden So erfahren wir durch das obige Werk in einer Vollständigkeit, wie sie noch nie dagewesen, alle näheren Umstände aus dem Privatleben Mazarin's nicht nur, sondern auch aus dem Leben und Treiben seiner von ihm zu jeder Schlechtigkeit übelerzogenen Nichten, der Laura, Marie-Anna, Olympia, Marie und Hortensia Mancini und der Laura und Anna-Marie Martinozzi. Auch die späteren Ehen, jener in allen Buhlerkünsten bewanderten Damen, nachdem ihre Blüthenzeit am Königshofe vorüber, finden gründliche Beleuchtung und so werden wir auch eingeweiht in die Privatverhältnisse des Herzogs von Mazarin, Mercoeur und Bouillon, des Grafen von Soissons, des Prinzen von Conti und des Connetabel Colonna, sowie des Herzogs von Modena. Jeder, der sich für die geheimen Intriguen des 17. Jahrhunderts interessirt und überhaupt ein Sitten- und Charaktergemälde der damaligen Zeit und ihrer Verkettungen mit der Geschichte der übrigen Staaten, namentlich Spaniens, Portugals und Italiens studiren will, dem wird das vorliegende Buch eine trefflichere Gelegenheit dazu bieten, als irgend ein anderes. Besonders verweisen wir in dieser Hinsicht auf die authentischen Documente, welche im Anhange beigebracht sind, und welche aus Aufzeichnungen von Augenzeugen, aus archivalischen Berichten, Briefen, Gedichten u. s. w. bestehen, die bis heut der Oeffentlichkeit meist entzogen waren. So sind auch die Archiven des Feuergerichts (chambre ardente) und der „holländische Mercur“ von 1680, letzterer in Betreff der berüchtigten Vergiftungsgeschichte, gründlichst ausgebeutet worden. Ein sehr specielles Inhalts-Verzeichniß des Werkes, welches mehr als 50 enge Druckseiten umfaßt und alphabetisch geordnet ist, erleichtert dem Leser das Nachschlagen, und ist die Anlage dieses Verzeichnisses bei der Reichhaltigkeit des historischen Stoffes immerhin von Werth und Wichtigkeit. In den gewöhnlichen Lesekreisen dürfte das Werk wenig Anklang finden, um so mehr wird es solche Gelehrten von Fach sich erwerben, von denen es ohne Zweifel Manchem zu neuen Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert eine dankenswerthe Anregung bieten wird.

— **Herr v. Balzac und sein literarischer Nachlaß.** Es erscheinen in Paris Schriften auf Schriften über den Verfasser der „menschlichen Komödie“, über Balzac, den größten und fruchtbarsten Romandichter Frankreichs. Leo Gozlan hat ihn uns „im Schlafrock und Pantoffeln“, mit seinen naiven Ansichten und goldnen Glücksträumen geschildert. Th. Gautier hat uns mit seinem Leben und Wirken, Taine uns mit dem Denker und Philosophen Balzac bekannt gemacht. So eben hat sein Freund und Verleger Werdet ein Werk unter dem Titel:

„Balzac's genaues Portrait", oder „sein Leben, seine Launen und sein Charakter" herausgegeben. Wir theilen Folgendes aus diesem Buche mit: Seit 1827 – 1848 hat Balzac 97 Werke veröffentlicht von zehntausend achthundert enggedruckten Seiten, und in einem Format, das wenigstens dreimal mehr enthält, als die gewöhnlichen Roman-Ausgaben. Dabei bediente er sich nie eines Abschreibers. Er hinterläßt eine große Anzahl begonnener und vollendeter Werke. Unter andern die beendigten „Briefe an Luise" und eine Komödie, welche den Titel „Richard Schwammherz" führt. — Eines Tages kehren Verleger und Autor in einer Droschke von Chaillot nach Paris zurück. Balzac steigt in den Champs-Elysées aus und Herr Werdet fragt den Kutscher: „Für wen halten Sie den Herrn, der so eben ausgestiegen?" „Für einen Viehhändler aus Poissy", antwortet der Wagenlenker. Und so sah er aus — denn der abgetragene Paletot und die Beinkleider, welche nur einen Theil der Beine bedeckten, grobe schwarze wollene Strümpfe, plumpe Schuhe mit gewöhnlichem Bindfaden zugebunden, und ein Hut, der eine Antiquität war und mehreremal die Farbe gewechselt hatte — deuteten auf nicht Besseres, als einen gewöhnlichen Viehhändler. — Sein Diener steckte ihm regelmäßig jeden Tag einige Sous in die Westentasche, damit sein Herr den Brückenzoll bezahlen könnte. Er selber dachte nie daran, sich mit Geld zu versehen.

Wie war aber die häusliche Einrichtung dieses sonderbaren, ungewöhnlichen Mannes? Wohnung, Möbel, Equipage, bis auf die Bedientenlivree, Alles reich und glänzend. Die Ausstattung seiner Person dagegen war ungraciös, die Kleider waren schlecht gemacht, entweder zu klein oder zu eng, zu lang oder zu weit. Es schien, als ob die bis auf die Schulter herabfallenden Haare nie vom Kamm berührt worden wären. Sein ganzes Aeußere war aufs Höchste vernachlässigt.

Was seine Abstammung betrifft, so gesteht Balzac seinem Verleger: Der alte berühmte Balzac, der Verfasser der Briefe, hieß eigentlich Guers, und entlehnte den zweiten Namen von einem Grundbesitz, ebenso wie Herr Arouet sich den Namen Herr von Voltaire beilegte. Auch mit dem altadeligen Geschlecht der d'Entragues war der berühmte Romandichter nicht verwandt, obwohl das Wappen dieser Familie auf allen seinen Geräthen prangte. Auf manche seiner Collegen sah er auch mit aristokratischem Dünkel herab.

— **Zur Geschichte der Mantua-Gallerie des Königs Karl I.** Diese berühmte Gallerie kaufte Daniel Nys von dem jungen Herzoge von Mantua für 68,000 Scudi, und zwar — wie Nys an Lord Dorchester schrieb — „zum Erstaunen von ganz Italien und dem tiefsten Leidwesen der Stadt Mantua." Als Nys den Kauf veranstaltete, war Nicolas Laniere ebenfalls in Italien thätig, Bilder für seinen Herrn, den König Karl I. zu sammeln. Laniere erwarb auch die Sammlung von Nys, schickte die besten Bilder auf dem Landwege und den Rest durch Schiffsgelegenheit von Venedig nach England. Allein die Bezahlung blieb aus, da König Karl sehr knapp von seinem Schatzmeister gehalten wurde. Nys zog Wechsel auf des Königs Agenten, einen Kaufmann mit Namen Burlamachi, den Rothschild jener Zeit. Burlamachi hatte weder Anweisung noch Deckung und ließ die Wechsel zurückgehen. Nys konnte die zehntausend fünfhundert Pfund Sterling, die die Gallerie den König Karl kostete nicht zahlen und seine Lage, in welche er, um dem König freundlich zu sein, durch jenen Ankauf gekommen war, schildert er selbst rührend genug in einem von Venedig nach England gerichteten Brief. Endlich kam ihm der Lord Schatzmeister Weston zu Hülfe und zahlte nach der Zerstreuung der Gallerie des Königs die £ 10,500. — Die englische Nation ist nun im Besitze der kostbarsten Schätze (Jew's eye) der Mantua-Gallerie. Es sind die 9 Gemälde des Triumphzugs Julius Cäsars, von dem auch als Kupferstecher berühmten Maler Andrea Mantegna (1431 – 1506) der bedeutendsten Werke im historischen Stile, welche von der Italienischen Schule vor den großen Freskomalereien Michelangelos und Raphaels ausgingen. Die Bilder sind mit Wasserfarbe auf Leinwand gemalt und befinden sich jetzt im Schlosse Hamptoncourt in England. — e —

— **Wissenschaftliche Vorträge**, gehalten zu München im Winter 1858 von Bischoff, Bluntschli, Bodenstedt, Carriere, P. Heyse, Jolly, Knapp, Fr. von Kobell, J. von Liebig, Löher, Pettenkofer, Riehl, Seidel, Sybel, Völdernborff und Windscheid. Bodenstedt's Vorträge über Marlowe und Green sind seitdem in einem größern Werke unter dem Titel: Die Vorläufer Shakespeare's erschienen — eine Arbeit, die ihre gerechte Anerkennung bei uns und in England gefunden hat. Heyse's Abhandlung über den italienischen Dichter Monti mit vielen sehr gelungenen Uebertragungen begrüßen wir als einen der gediegensten Arbeiten über die neuere italienische Literatur. Die Uebersetzung der Ode Manzoni's auf den Tod Napoleon's ist diesem jungen Poeten besser geglückt als unserm größten Dichter.

Die „Hrosvitha und ihre Zeit" ist ein von Löher mit feinen Zügen gezeichnetes Bildniß der Nonne und Comödiendichterin von Gandersheim. — Den Jagdliebhabern empfehlen wir Fr. von Kobells Vortrag: Jagdhistorisches über Raubwild. Meister Reineke wird darin auf allen seinen Schlichen, Wegen und Raubzügen von einem alten Waidmann genau geschildert. Die übrigen Namen: wie v. Liebig, v. Sybel, Carriere u. s. w. sind Bürgen genug für die Vortrefflichkeit der in diesem Werke enthaltenen Beiträge.

— **Kunstausstellung.** Im nächsten Monate wird die im vergangenen Jahre angeregte Ausstellung von Werken hiesiger Künstler im Städel'schen Institute, dessen Administration die nöthigen Räumlichkeiten bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat, stattfinden. Fast alle hiesigen Künstler haben, wie wir aus den Unterschriften ersehen, ihre Betheiligung zugesagt. Es wird gewiß ein allgemeines Interesse erregen, in einem Raume ein gemeinsames Bild der Thätigkeit und des Strebens der Frankfurter Künstler zu erblicken und ihre Richtungen gegen einander übergestellt zu sehen. Der Ausstellung wird sich eine Verloosung anschließen, welche derart geordnet ist, daß auf je fünfzig Loose ein Treffer fällt. Der Preis eines Looses ist auf zwei Gulden festgesetzt und wird der Gesammtertrag ungekürzt zum Ankaufe der Gewinne verwendet.

— **Zeitungen in Canada.** Die canadische Presse besteht eben in 20 täglichen und 156 wöchentlichen Blättern, außerdem werden 33 Zeitungen alle drei und zwei Wochen ausgegeben. Im Ganzen 209 öffentliche Journale. Sie vertheilen sich auf 88 größere und kleinere Städte und Dörfer. Die größte Circulation eines täglichen Blattes ist 5000, die größte eines wöchentlichen 75,000. Die Zeitungen von Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Neufundland und Prinz Eduards-Inseln sind nicht mitgerechnet und sind es deren 40 – 50 meist wöchentlich erscheinende.

— **Statistik.** Nach Hunt's New-York Magazine beträgt die Zahl der lebenden Sprachen auf der ganzen Erde 4064. Die Zahl der Bewohner schätzt man auf Tausend Millionen. Davon sterben in runden Summen jedes Jahr 30 Millionen, jeden Tag 90,000, jede Stunde 7000, jede Minute 60 und Einer in jeder Secunde. Die Zahl der Geburten ist im Allgemeinen überwiegend. Von 1000 Personen erreicht eine ein Alter von 100 Jahren; von 100 sechs das Alter von 75; von 500 nur eine das Alter von 80 Jahren.

— **Wilhelm von Kaulbach** ist sicherem Vernehmen nach für die Direktorstelle der Akademie der Künste nach Berlin berufen. Da der Generaldirektor der königlichen Museen, Herr von Olfers, seine Stelle niederlegen wird und man beabsichtigt, das Direktorium der Museen mit dem der Akademie zu vereinen, so würde Wilhelm von Kaulbach beide Funktionen zu vertreten haben.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.
Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 5. Frankfurt a/M., den 29. Januar. **1859.**

Auf Bettina's Grab.

I.

Ihr deutschen Dichter! habt ihr keine Zeichen
Des Leides — wie? dünkt's euch ein eitel Wagen
In dieser Zeit: den Heimgang zu beklagen
Des Genius, der euch einzig war zu eigen?

O theures Kleinod! wo sich Alle neigen
Vor falschen Götzen, und die Besten zagen
Der Schönheit Urbild frei hinauszutragen,
Du Herz voll Leben! wo ist deines Gleichen?

Den vollen Lorbeer wird dir nicht versagen
Die Nachwelt, ganz in deiner liebereichen
Glanzaugen Tiefsinn erst hineingetragen.

Ich sehe dein Gedächtniß mählich steigen,
Sich lösen deiner Kindheit dunkle Fragen,
Und dich unsterblich in des Dichters Reichen.

II.

Ja sie war reich! so reich wie du Natur
Den Liebling hingiebst in dies karge Leben.
Doch dichter muß dein Schleier ihn umweben,
Denn dem Gemeinen birgst du jede Spur.

Sie war ein Weib und ach! ein deutsches nur.
Sie gab der Welt nur, was du ihr gegeben,
Und zwischen Erd' und Himmel frei — zu schweben,
War Alles, was ihr Genius hier erfuhr.

Vor klugen Thoren dieser Welt ein Spott,
Hat sie gesucht auf ungebahntem Pfad
In eignen Herzenstiefen ihren Gott.

Und an der Kindheit dunkler Schwelle naht'
Ihr hold des Meisters hohe Lichtgeberde
Und wies sie lächelnd wieder auf die Erde.

III.

Wie wilde Wasser von den Felsen springen,
Daß Bild an Bild in ihrem Gischt zerschellt,
So brach in deinem Geiste sich die Welt:
Nur wenig lerntest du von ihren Dingen.

Doch lenkte bald die zügellosen Schwingen
Die hohe Freundin, innig dir gesellt.
Mit ihr in's Schweigen der Natur gestellt
Erfuhrst du früh des Genius heißes Ringen.

Sie fiel — und früh vollendet fiel sie dir!
Ihr Tod erzog dich. Darum mußtest du
Das Grab mit Blumen dicht umflechten ihr.

Nun fliegt, entbunden, Geist dem Geiste zu,
Und an dem Heimathhimmel sehen wir
Verklärt die Doppelstern' in Gottes Ruh.

Wilhelm Gwinner.

Daniel's Handbuch der Geographie. *)

Wir danken dem gelehrten Verfasser dieses Handbuchs, ein Werk, in welchem er nicht nur eine Darstellung der Ergebnisse der geographischen Wissenschaft sich zur Hauptaufgabe gemacht, sondern sich auch bestrebt hat, einem deutsch-nationalen Interesse Rechnung zu tragen. Wir kennen kein Werk, welches in der Gestaltung des Stoffes, die Arbeiten der Geographen, der ältesten wie der neuen Zeit, die Reiseberichte von Humboldt, Overweg, Livingstone, von Kittlitz, von Bär, Wagner, Scherzer, Fröbel, Kane u. A. besser verwerthet hätte, als es in dem vorliegenden trefflichen Buche H. A. Daniel's geschieht.

Zur näheren Motivirung theilen wir das Hauptsächlichste aus der Einleitung mit, die neben einem kleinen geschichtlichen Umrisse der Erdkunde bis zu den neuesten Reisen und Forschungen auch einen Einblick in die verschiedenen Methoden des geographischen Unterrichts gibt.

„Die Wissenschaft, welche die Erde beschreibt, muß vor Allem die Erde kennen. Und solche Kenntniß hat in unsern Tagen im Zusammenhange mit allem Fortschritt auf den Gebieten des Wissens eine bewundernswerthe Ausdehnung gewonnen und sich zu einer Klarheit durchgerungen, welcher jeder Tag neues Licht zuführt. Mögen auch noch weite Strecken von Central-Afrika sich in Dunkel hüllen, mag der Austral-Continent sein Inneres noch hartnäckig uns verschließen und noch so manches nur in allgemeinen Umrissen bekannte Terrain im Einzelnen Unbekanntes bergen: — gegen das Ganze treten diese noch finstern Stellen zurück, und allenthalben schreitet die Forschung und die Wissenschaft immer entschiedener über die Säume dieser terra incognita. Zu gewaltig wird sie von allen Hülfsmitteln der Erfindung und von dem großartigsten, immer steigenden Weltverkehr unterstützt, der keine Entfernung mehr auf der alten Erde anerkennt, die sonst verlassensten Meere durch regelmäßige Fahrten zu seinen Poststraßen macht, mit dem Netze der Schienenwege immer dichter den Erdball umstrickt und seine elektrischen Drähte, auf Oceanen hingespannt, über die Gesetze des Raumes triumphiren läßt.

Von dieser so reiche Aussicht gewährenden Zinne der Gegenwart sich in die Anfänge geographischer Erkenntniß zu versetzen, zu einer Zeit hinaufzusteigen, in welcher in nicht allzu großer Entfernung von der Heimath das Gebiet des Mährchens und der Fabel begann, gewährt ein eigenthümliches Interesse. So sei es denn unsere erste Aufgabe, dem Wissen von der Erde von seinem beschränktesten Gesichtskreise an bis zu dem weitgespannten Horizonte des Heute geschichtlich nachzugehen. Um nicht von der Masse des Einzelnen erdrückt zu

*) Handbuch der Geographie von Dr. Hermann Adalbert Daniel. 3 Bände. Erster Theil. Allgemeine Geographie. Die außereuropäischen Erdtheile. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1859.

werden, halten wir uns an das Bedeutsamste, an die Knotenpunkte der Entwickelung. Hauptepochen in der Auffassung und Behandlung geographischer Wissenschaft kommen ungezwungen bei unserem Gange durch die Geschichte mit zur Betrachtung.

Die älteste Zeit ist einem Wissen von der Erde, was über die nächste Beschränkung, oder in der Weite und Ferne über das Mythische und Mährchenhafte hinausgeht, entschieden ungünstig. Die Völker führen ein Sonderleben für sich: gegenseitige Berührung ist gering, selten friedlich, feindlich zumeist. Nur der Handel verknüpft schon damals relativ entfernte Küsten; aber nur von wenigen, zu einer Art Weltverkehr besonders organisirten Völkern wird er betrieben, und hüllt seine Resultate aus Eigennutz gern in das Geheimniß. Eroberungszüge decken unbekannte Meere und Länder auf. *) Aber die geographische Erkenntniß bleibt im Großen so lückenhaft und unsicher, daß, wer sich über diesen Standpunkt erheben oder Anderen von Ländern und Meeren erzählen will, selbst reisen muß — in ganz anderem Sinne als jetzt von geographischen Reisen die Rede ist. Nur wer reiset, kann etwas erzählen. Die ältesten Erdbeschreibungen beruhen deshalb fast ganz auf eigenen Anschauungen und Erkundigungen, und gerade dieser Umstand verleiht ihnen besonderen Reiz und frisches Leben.

Der Ausgangspunkt geographischer Erkenntniß ist das Mittelmeer, an dessen Rande phönicische und hellenische Stämme zu einem hohen Grade der Cultur stiegen. Die Phönicier, die Engländer der alten Zeit, welche den Welthandel in der Hand hatten, mögen eine für jene Zeiten bedeutende Kunde von der Erde besessen haben. Aber es lag nicht in ihrem Interesse sie bekannt werden zu lassen oder der Mitwelt mitzutheilen. Ja sie fabelten — und das Lügen wurde ihnen gerade nicht schwer, die abenteuerlichsten Schrecknisse, und ein beobachtetes phönicisches Schiff strandete lieber freiwillig, als daß es seinen weitern Weg verrathen hätte. Ihr Gesichtskreis erstreckte sich theil- und strichweise über die drei Erdtheile der alten Welt. Von Indien — denn hier lag wohl Ophir 1 Kön. 9, 28 **) — bis zu den zinnreichen Kassiteriden (Scilly-Inseln bei England), vielleicht bis zu dem baltischen Meere, dessen Bernstein ihnen bekannt war (wahrscheinlicher indessen durch Zwischenhandel zukam), vom Aral-See bis vielleicht um Afrika herum. Denn nach des später zu nennenden Herodot Erzählung unternahmen Phönicier 600 v. Chr. auf Befehl des ägyptischen Königs Necho eine Umschiffung von Afrika, und gerade das, was der Grieche in ihrem Bericht am meisten bezweifelt, gibt ihm die größte Glaubwürdigkeit. „Als Necho den Canal vom Nil

*) Zedler: Die Geographie hat das Besondere, daß durch die Kriege, wodurch bei anderen der Untergang, bei ihr hingegen der Nutzen befördert wird.

**) Andere suchen O. an der Küste Sofala, wo die ersten portugiesischen Ansiedler bei den Goldminen uralte aus ungehauenen Steinen aufgeführte Gebäude fanden.

nach dem arabischen Busen zu führen aufgab", so erzählt Herodot, „ließ er Phönicier vom arabischen Busen aussegeln, mit dem Befehl, durch die Säulen des Hercules nach Aegypten zurückzukehren. Sie fuhren ab, aus dem rothen Meere in das südliche Meer. Als der Herbst kam, landeten sie, besäeten den Acker, wo sie gerade in Libyen waren, erwarteten die Ernte und schifften alsdann weiter. Im dritten Jahre gelangten sie auf dem vorgeschriebenen Wege nach Aegypten zurück. Sie erzählten auch, was ich nicht glaube, daß sie bei der Umschiffung Libyens die Sonne zur Rechten hatten." *) Jedenfalls blieb die kühne That für das geographische Wissen der damaligen Welt ohne weitere Folgen; denn wie ein geistvoller Historiker bemerkt, liegt es ganz in dem Wesen der Cultur und in den Gesetzen ihres Fortschrittes, daß, wenn eine Zeit über ihr Maß und ihre Entwickelungsstufe in einzelnen Fällen hinausgreift, das so Gefundene keine Wurzeln schlägt und wieder untergeht, bis es in einer spätern Culturepoche, deren Beschaffenheit und Richtung es entspricht, wieder auftaucht und dann ein für immer gewonnenes bleibt.

Die berühmteste Pflanzstadt der Phönicier, Carthago, hatte den Sinn für solche Entdeckungsfahrten geerbt. Im Jahr 550 oder 450 v. Chr. unternahm Hanno eine für jene Zeiten verwegene Seereise an der Westküste von Afrika entlang, die in einer verstümmelten und verunstalteten griechischen Uebersetzung unter dem Namen περίπλους noch vorhanden ist, und um dieselbe Zeit wurde Himilco ausgesandt, um die Küsten Europas am westlichen (atlantischen) Ocean zu untersuchen. **)

Ein schon bei Weitem genaueres Bild sind wir von dem geographischen Wissen der alten Griechen zu entwerfen im Stande, das in den ältesten Zeiten aus den oben angeführten Gründen ein sehr beschränktes war. „In früheren Zeiten", sagt der griechische Geschichtsschreiber Polybius (III. 58), „fand sich selten ein Grieche, der es unternommen hätte, die äußersten Gegenden der Erde sorgfältiger zu erforschen, weil es fast unmöglich war; denn unzählige Gefahren drohten damals auf dem Wasser wie zu Lande. Kam aber auch Jemand, aus eigener Wahl oder gezwungen, aus Ende der Erde, so war damit noch nicht Alles gethan. Denn es war schwer mit eigenen Augen zu

*) Reuschle in seinem ausführlichen „Handbuch der Geographie": — „Daß jene Seefahrer die Sonne Mittags im Norden gehabt, erfordert bekanntlich keineswegs die südliche Halbkugel, sondern nur die Tropenzone und findet schon am Südende des rothen Meeres statt, also innerhalb des ungezweifelten Gebietes der Seefahrt im Alterthum." Der berührte Umstand ist aber nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange mit allen übrigen Zügen des Berichts, namentlich mit den drei Reisejahren zu betrachten. Daneben wäre eine Fahrt bis zum Südende des rothen Meeres etwas so Gewöhnliches gewesen, daß man die Entstehung des Herodotischen Berichts nicht wohl begreifen könnte.

**) Der von Hanno erreichte äußerste Punkt war nach gewöhnlicher Annahme Cap Nun oder die Insel Arguin. Andere lassen ihn bis zu Cap Palmas oder dem Vorgebirge der drei Spitzen in Guinea gelangen.

sehen, theils weil dort Barbaren wohnten, theils weil die Länder öde und wüste waren; und von denen, die etwas gesehen hatten, war es noch schwieriger etwas zu erfahren, wegen der Verschiedenheit der Sprachen. Hatte aber auch Jemand etwas gesehen, so war es sehr schwer Maß zu halten, und Wundersagen und Erdichtungen verschmähend, die Wahrheit um ihrer selbst willen über alles zu achten, und nichts, was von ihr abwiche, zu erzählen."

Die ältesten Vorstellungen, wie sie in der s. g. Heroenzeit um 1000 v. Chr. in Umlauf gewesen sein mögen, bieten uns die Gesänge des Homer. Die Erde ist eine Scheibe mit Randgebirgen, rings vom Oceanus umflossen, der im O. als Phasis um die Erdscheibe strömt. Auf dem erhabenen Erdrande ruht das von hohen Säulen (Atlas, Kaukasus) getragene Himmelsgewölbe. In der Mitte der Scheibe ragt der Olymp in den Himmel: dort wohnen in herrlichen Palästen die seligen Götter. Helios, der Sonnengott, steigt am Morgen aus dem östlichen Ocean auf, fährt mit seinem Gespann über die obere Himmelsdecke hin, sinkt im Westen des Oceanus und fährt während der Nacht auf der Rückseite der Scheibe nach Osten. Die Erdscheibe zerfällt in zwei Hälften, welche durch das Mittelmeer geschieden sind. Die nördliche Hälfte, die Nachtseite, enthält die dem Mittelmeer und schwarzen Meere zunächst anliegenden Länder Europas, die südliche Tagseite Asien und Libyen. Mit geographischer Sicherheit erscheint nur das Land um Troja, der Peloponnes, die Inselwelt der Cykladen und Sporaden, und Ithaka. Aber schon das dem Vaterlande des Odysseus so nahe gelegene Scheria (Corfu) mit seinen Phäaken dämmert fabelhaft. Italien ist noch ein unbekanntes Land. Trinakria (Sicilien) wird von einäugigen Cyklopen bewohnt und zeigt in unmittelbarer Nähe eine Zauber- und Wunderwelt, wie die Inseln der Circe und der Sirenen, die Meerungeheuer der Scylla und Charibdis. Eine Tagereise westlich von Trinakria ist schon die Enge des Hercules (Straße von Gibraltar), das Ende der Erde, wo der Riese Atlas das Himmelsgewölbe auf den Schultern trägt. Libyen ist von fabelhaften Völkern bewohnt, Aegypten mit der Wunderstadt Theben ein ferner Nebelstreif; nur die schlauen Krämer und Piraten von Sidon treten den Hellenen in unheimliche Nähe.

Ein so fähiges und bewegliches Volk wie die Griechen machte auch in geographischen Kenntnissen rasche Fortschritte. Die griechischen Colonisationen in Kleinasien, an der Südküste des Pontus, in Sicilien, Süditalien, Gallien erweitern den griechischen Erdhorizont. Die ältesten philosophischen Schulen legen eine Theorie vom Weltall und der Erde weiteren Untersuchungen zu Grunde. Anaximander um 620 soll die erste Himmelskugel und Landkarte gezeichnet haben. Der Milesier Aristagoras, der die Spartiaten zum Kriege gegen die Perser bewegen will, zeigt diesen eine Karte oder Erdtafel (χάλκεος πίναξ). Milet ist damals überhaupt Mittelpunkt geographischer Studien. Wichtig und hervorragend bedeutsam für geographischen Fortschritt ist beson-

ders Herodot von Halicarnaß, der „Vater der Geschichte", um 450, der neun nach den Musen benannte Bücher schrieb, in denen der geschichtliche und geographische Stoff ungesondert in reicher Fülle vorhanden ist. Als Augenzeuge (denn er war selbst zum Dnepr und der Donau, durch einen großen Theil Asiens bis nach Aegypten, Libyen und Cyrene gereist) und vom Hörensagen berichtet er, was damals von der Erde bekannt war. Er kennt Aegypten und Libyen genauer als Asien und Europa. Carthago wird nicht erwähnt. Von Asien ist ihm das Terrain bis zum Indus und Araxes, wenn auch nicht in allen Theilen genau, bekannt; er nennt die Völker des Xerxes vom Jaxartes und Tanais bis zum Nil und vom Ister bis zum Indus; im Mittelmeer reicht sein Blick bis zu den Säulen des Hercules und schweift über diese hinaus bis zu den Kassiteriden. Rom wird von ihm nicht genannt; im Norden bezeichnet er die Scythen und Sarmaten und hat vielleicht Kenntniß von den Goldminen des Altai. Das schwarze Meer zieht er, wie die bewohnte Erde überhaupt, von Westen nach Osten ungebührlich in die Länge; dem Asowschen Meere gibt er eine ungeheure Ausdehnung. Eine Menge von Fabeln und Irrthümern bilden den Tribut, den auch Herodot an seine Zeit zu zollen hat. Zuweilen mischt sich eine naive Selbstzufriedenheit gerade mit einem in unseren Augen colossalen Mißgriffe. „Ich muß lachen", sagt er Buch IV. Kap. 36, „wenn ich sehe, wie Viele die Erde zeichnen ohne allen Sinn und Verstand. Da lassen sie den Oceanus-Fluß rings um die Erde strömen und runden dieselbe ab wie gedrechselt. Eben so wenig kann ich begreifen, warum man die Erde in drei Theile theilte und diese nach Weibern benennt. Die Abtheilung in Europa, Asien und Libyen ist ja schon deswegen wunderlich genug, da Europa allein an Länge von Osten nach Westen bei Weitem größer ist als die beiden andern." Trotz dem ist Herodot mit Recht auch der Vater der Geographie genannt worden: in seiner Darstellung liegt die ganze Entwickelung der Wissenschaft embryonisch beschlossen. Selbst das vergleichende Princip der neuen Schule ist, worauf Ritter aufmerksam macht, in den Worten II. 33 ausgesprochen: „Ich schließe, während ich aus Ersichtlichem das Unbekannte abnehme."

Nach Herodots Zeiten lassen sich Viele nennen, welche durch Entdeckungsfahrten und Reisebeschreibungen (für welche der Name περίπλους üblich), durch Hypothesen über das System der Welt, die Gestalt der Erde u. s. w. die griechische Erdkunde bereicherten. Der einzige Pytheas von Massilia (Marseille) möge namentliche Erwähnung finden, der um 340, nach Andern erst 280 die westeuropäischen Küsten bis Britannien befuhr, ein äußerstes nördliches Thule nennt, „wo weder Luft noch Wasser rein geschieden wären, sondern ein Gemisch bildeten, worin man nicht fahren könne", und ein großes Westland vermuthet. Eine schon großartige Weltanschauung oder Weltahnung setzt die Stelle in Platons Phädon voraus: „Wir die wir vom Phasis bis

zu den Säulen des Herkules wohnen, haben nur einen kleinen Theil der Erde inne, in dem wir uns, wie Ameisen um einen Sumpf oder Frösche um das Meer angesiedelt haben." Vornehmlich erweiterte sich der Blick der Griechen aber durch die Kriege Alexanders des Großen 334—323 bis zum Indus, der Insel Taprobane (Ceilon?) und dem östlichen Volke der Serer, vielleicht die Chinesen. Durch die Gründung von Alexandria wurde er auch für die spätere Entwickelung der Geographie im entfernteren Sinne wichtig. Wie überhaupt schulmäßiger Betrieb der Wissenschaften und ihre schulmäßige Form in Alexandria in Gang gekommen sind, so auch für die Geographie. Alle geographischen Resultate, die vorlagen, sammelte der alexandrinische Bibliothekar Eratosthenes aus Cyrene in seiner um 220 v. Chr. geschriebenen und in drei Bücher getheilten γεωγραφική. Nur Fragmente des wichtigen Werkes sind vorhanden, welches die Entfernungen der geographischen Hauptlocalitäten astronomisch durch die Stellung der Erde zur Sonne und Messungen bestimmte. Das bedeutendste geographische Werk nach Eratosthenes Zeit ist die in siebzehn (fast vollständig erhaltene) Bücher getheilte Geographie (γεωγραφικά) des Strabon aus Amasea in Capadocien, der unter Tiberius schrieb. Er hatte einen beträchtlichen Theil des Römerreichs mit eignen Augen gesehen „von Armenien bis an die tyrrhenischen Küsten, vom Euxinus bis an die Grenze Aethiopiens" und schrieb in seinem dreiundachtzigsten Jahre sein Riesenwerk, das an Mannigfaltigkeit des Stoffes, interessanter Darstellungsweise und Großartigkeit des Planes die Arbeiten der Vorgänger überragt. (Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

In den Friedhof eingetreten sah Oswald schon von Ferne den frisch aufgeworfenen Erdhügel, und Martin, auf seinen Spaten gestützt, tief sinnend daneben stehen. Wie erquickend empfand er die Stille, den wahrhaften Frieden dieses Ortes! selbst die Vögel in den Zweigen der Traueresche schienen durch Schweigen die Ruhe der Schlummernden zu ehren, die endlich nicht mehr von der Lust und dem Leide der Erde bewegt wurden. Hier wandelte er, ein Jüngling noch in der vollen Kraft der Jugend und Gesundheit, das Herz von irdischen Wünschen bewegt umher; dort der Greis schien sich schon in Sehnsucht dem Lager zu neigen, das unter Allen hienieden doch das Einzige ist, auf welchem wir wirklich Ruhe finden. Und als sollten alle Lebensalter hier vertreten werden, entstieg der Gruft so eben ein Mann, der wahrscheinlich der Adjunct des alten Martin und der Vater eines kleinen fröhlichen Knaben war, der auf dem vorgebauten Sockel einer Grabkapelle umherlief. Diese

lag seitwärts vom Hauptwege unter einer Gruppe von Trauerweiden und einige Marmorstufen führten zu der breiten Eingangs-Pforte hinan. Wenn das Kind an die Treppe kam, machte es einen kühnen Sprung um die obere Stufe zu erreichen und jenseits wieder hinabspringend, setzte es diese gymnastischen Uebungen zu Oswald's großer Belustigung fort, der, sobald er dies heitere Bild erblickte, die wehmüthigen Gedanken sogleich wieder fahren ließ, die ihn vorher beschleichen wollten. Plötzlich aber übersprang der Knabe von Oben herab die sämmtlichen Stufen und lief zu seinem Vater, dessen Geschäft beendigt war und der ihm nun seine Schaufel zu tragen gab, die der Knabe wie ein Gewehr auf die Schulter nahm, und damit stolz voran nach dem Beinhause schritt.

Martin hatte unterdessen seinen jungen Miethsmann bemerkt und reichte seinem Gefährten sein Werkzeug und den Schlüssel zu dem Gebäude, um Oswald zu begrüßen. Dieser hatte noch seine Lust an dem Knaben und sagte auf ihn deutend: Das ist die rechte Stimmung, in der man unter dieser stillen und friedlichen Gemeinde umherwandeln sollte. Für das glückliche, noch eben so unschuldvolle als phantasiebegabte Alter, hat der Tod nichts Schreckhaftes, während ich eingestehen muß, daß ich mit einem Schauer zusammenfuhr als das Eingangsthor mit einem wahren Donnergepolter hinter mir zufiel.

Es sind Gewichte daran sagte Martin lächelnd. Man muß es ganz offen machen, dann halten sie es zurück. Ja, ja, die Kinder überkommt der Tod und das Unglück sie wissen nicht wie. An den offenen Gräbern tanzen sie herum und denken nicht daran, daß auch sie vielleicht bald hinein gesenkt werden. Meine Meta tanzte auch so um mich herum, wenn ich, und oft recht traurig für liebe Freunde und Bekannte, ja fünf mal sogar für meine eignen Kinder die letzte Kammer zurichtete. Sieben Jahre war das hübsche kleine Ding alt, das Gott uns noch allein gelassen hatte. Ich und meine Frau setzten unsern Trost, unsere Hoffnung, unsern Stolz auf das Kind, das Jedermann lobte und lieb hatte. Es war so folgsam und nachdenklich, und doch stets fröhlich wie ein Lämmchen auf der Weide. In der Schule lernte es immer Allen voran, und meine Frau besonders glaubte Wunder was noch einmal aus dem Mädchen werden würde. Da hatte ich sie auf ihr inständiges Bitten mit nach dem Kirchhof genommen, als Herr Antoni, der Vater der reichen Madame Lovel, beerdigt ward. Kommen Sie Herr Oswald, ich will Ihnen das Erbbegräbniß der Familie zeigen, fuhr Martin fort, indem er den Weg zur Grabkapelle unter den Trauerweiden einschlug. Hier ward der Sarg beigesetzt, denn Antoni war auch der Stiefbruder der alten Madame Lovel. Hier auf dem Vorbau lief auch mein kleines Mädchen herum, während wir die Steindecken wieder über die Gruft legten und dann hinaus gingen, um das Geschirr wegzubringen. Die Thüren aber blieben noch offen, denn Herr Lovel blieb noch allein in der Kapelle und weil ich dachte er wolle wohl

noch am Grabe beten, ließ ich Meta da zurück, denn ich hatte noch ein Grab zu graben. Ich konnte das unbesorgt, das Kind war geschickt und vorsichtig; aber den Schrecken kann ich nicht beschreiben, als ich sie auf einmal so furchtbar schreien hörte, wie sie es noch niemals so lange sie lebte gethan. Alles von mir werfend lief ich hierher und da stand der reiche Mann und schüttelte zornig mein armes Kind, um es zu zwingen auf seine Füße zu treten. Ich riß es von ihm los und fühlte gleich, daß es das Bein dicht unter der Hüfte gebrochen hatte. Der Mann hat mich von der Treppe gestoßen, sagte das Kind, um sich bei mir zu entschuldigen. Ich fiel gegen den Stein da, und nun wollte er ich sollte gehen, ich konnte aber nicht. — Damals, Herr Oswald, hatte ich auch noch heißes Blut, und ich machte den großen Mann so klein, daß er kein Wort zu sagen wußte und wie ein nasser Pudel davon schlich.

Und that er nichts, sein Unrecht wieder gut zu machen? fragte Oswald.

Ei freilich! entgegnete Martin bitter lächelnd: er machte es gut, wie ein reicher Mann. Meine Frau diente vor Zeiten bei der alten Madame als Hausmädchen, und so kam es, daß wir mein jetziges Haus von ihr, der fast unsere ganze Straße gehört, in Miethe hatten. Dies schenkten sie meiner Meta, als es sich auswies, daß sie Zeit Lebens ein Krüppel bleiben sollte. Auch die Kosten der Krankheit hat Herr Lovel bezahlt, und die alte Madame ließ Meta das Blumenmachen lehren. Es ist ja viel, sehr viel, aber was machte es ihm aus und was ist es gegen die Schmerzen die das arme Kind so geduldig getragen und noch immer, wenn das Wetter sich ändern will, erleiden muß. Die alte Madame, der die Leute den Spottnamen: die Dame mit dem Hute gegeben, weil — —

Wie?! schrie Oswald auf, die Dame mit dem Hute? Liebster bester Martin! wer ist die Dame mit dem Hute? und weßhalb gibt man ihr diesen Namen? Kopfschüttelnd betrachtete Martin seinen jungen Miethsmann, der sich plötzlich wie wahnsinnig geberdete. Die Erzählung von Meta's Unglück hatte er so ruhig mit angehört, seine Theilnahme so sanft ausgedrückt, und jetzt bei einer Sache die doch für ihn von keiner Wichtigkeit sein konnte, geberdete er sich wie ein Schauspieler der die äußerste Spannung und Neugierde verrathen soll. Indessen zeigte Martin kopfschüttelnd auf die Thür des Erbbegräbnisses in deren Spitzbogen die Inschrift angebracht war: „Kommet her zu mir Alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken" und sagte: Ja sie ist mühselig und beladen genug, die alte Madame Lovel, aber es ist ihre eigne Schuld, und erst wenn sie hier eingeht um vielleicht erquickt zu werden vielleicht auch nicht, sollen sie ihr den Hut abnehmen, so sagen die Leute steht es in ihrem Testament.

Oswald war außer sich über diese Entdeckung, die seine Ahnung, als er die alte Dame auf dem Schiffe erblickte, zur Gewißheit erhob, und wenn er seinen Gefühlen hätte folgen dürfen, würde er augenblicklich zu ihr geeilt sein und

sie um die Lösung aller Räthsel seines Lebens beschworen haben. Allein immer stand Selheim's Verbot ihm noch im Wege, und er mußte erst dessen nächsten Brief abwarten. Unterdessen war er auch neugierig etwas Näheres über diese Frau zu erfahren, die jedenfalls in naher Beziehung zu ihm stand, und Martin entgegnete auf seine Fragen:

Man spricht nicht gern davon. Sie wissen wohl Herr Oswald, reiche Leute haben doppelte Augen und Ohren, und lange Arme. Aber es sei darum! Sie und meine Leutchen hier unten werden mich nicht verrathen. Ich weiß Vieles durch meine Frau, die noch immer dem Herrn das Brett hält, wenngleich sie Meta's Mutter ist, und die auch noch nach der Geschichte die ich Ihnen eben erzählt habe, bei der alten Madame als Scheuer- und Waschfrau gut angeschrieben stand. Die Dame mit dem Hute war von jeher was man einen Drachen heißt. Mit ihrem Stiefbruder aber soll sie sich gut vertragen haben und unter den Beiden war es von jeher ausgemacht, daß ihr einziger Sohn und seine Tochter ein Paar werden sollten. Herr Arnold aber machte sich nichts aus seiner Cousine, sie war ihm zu laut, zu putzsüchtig und oben hinaus. Das hatte viel Streit mit der Mutter gesetzt, er aber hat als er mündig geworden und ihm nun nach dem Testamente seines Vaters die Hälfte des Vermögens und der Handlung gehörte, sogar eine Comödiantin geheirathet. Die ist bildhübsch und engelsgut gewesen und hat sich vor der Mutter auf die Knie geworfen und sie um ihren Segen gebeten, daß es hätte einen Stein erbarmen sollen. Aber die Alte kannte kein Erbarmen wenn man ihr in den Weg trat, nur wer ihr nach dem Kopf lebt mit dem ist sie gut, und geizig ist sie gar nicht. Gestellt aber hat sie sich als wolle sie sich mit der Zeit darin schicken lernen, damit hat sie den Sohn nur sicher machen wollen. Der ist denn auch überglücklich und dankbar dafür gewesen, und hat seiner Mutter Alles anvertraut, sogar daß er eifersüchtig war. Die junge Frau ist gut und freigebig gegen Jedermann und arglos wie eine Taube gewesen, und als sie noch in Wien, wo Herr Arnold sie kennen gelernt, Comödie gespielt und ein grausames Geld eingenommen hat, kannte sie einen Schauspieler der späterhin hierher nach Hamburg gegangen und krank geworden ist. Der hört von ihr und wendet sich an sie in einem Briefe. Sie geht zu ihm und ändert seine ganze Lage, so daß er sie einen Engel des Himmels über den andern genannt hat. Sie besucht ihn und beschenkt ihn, auch noch als sie schon die reiche Madame Lovel geworden ist, und hat nicht nachgegeben, als ihr Mann von ihr verlangte, den Kranken wenigstens nicht mehr zu besuchen. Darauf hin hat nun die Schwiegermutter so viel zwischen die beiden gebracht, daß Herr Arnold endlich seine junge Frau, die er doch lieber wie sein eignes Leben gehabt, nicht mehr hat sehen wollen und einem Advocaten, den die Alte schon lange bei der Hand gehabt, die Scheidungsklage übergibt. Er verfällt nun in eine hitzige Krankheit und die Alte hat um so freieres Spiel mit der armen

jungen Frau, die Tag und Nacht weint und ihre Unschuld beschwört, aber nicht mehr zu ihrem Manne gelassen wird. Zuletzt ist sie ganz stumpf geworden und hat sich Alles gefallen lassen. — Als die Alte Alles in Ordnung hat, will sie sie selbst über die Elbe bringen. In der Nacht soll die Fahrt angetreten werden, die junge Frau ist schon gerüstet zur Reise und sitzt geduldig auf einem Stuhl an der Thür in der Alten ihrer Stube, die sich nichts Böses von ihr versieht und vor dem Spiegel ihren schwarz seidenen Abendhut aufsetzt. Meine Frau aber ist, ohne daß diese es weiß, in der Kleiderkammer, und sieht und hört Alles mit an. Da thut die junge Frau, die noch kein Wort gesprochen, mit einem Mal einen Fußfall vor der Alten und bittet sie flehendlichst, da doch ihr Mann im Fieber liege und sie nicht erkennen würde, sie ihn noch einmal sehen zu lassen. Allein die alte Frau bleibt unbewegt wie ein Stein. Da springt sie auf und streckt so die Hand gegen die Alte aus, die ganz gleichmüthig an ihren falschen Locken zupft, dabei schreit sie, daß es meiner Frau durch Mark und Bein fährt. Ja, ja, setzen Sie nur Ihren Hut auf! — aber das erste Mal daß Sie wieder ohne ihn gesehen werden, ist auch ihr Verbrechen entdeckt und meine Unschuld offenbar geworden, so wahr ein Gott über uns waltet! — Von der Stunde an hat Niemand die Alte wieder ohne Hut gesehen. Abends geht sie allein in ihr Schlafzimmer und schließt sich darin ein; wenn sie des Morgens herauskommt hat sie ihn schon wieder auf. Einmal ist sie krank geworden, doch hat sie mit dem Hute im Bette gelegen, und ihr Sohn und ihre Gesellschafterin haben schwören müssen, nicht zu dulden daß er ihr eher abgenommen werde, als bis sie gestorben und im Erbgewölbe angelangt ist. Hier soll der Sarg noch einmal geöffnet und der Hut mit einer Haube vertauscht werden, die auch schon seit langen Jahren in einem verschlossenen Kasten dazu bereit liegt. —

Hier schwieg Martin und Oswald fuhr aus tiefen Sinnen auf: Hatte die junge unglückliche Frau Kinder? fragte er in der höchsten Spannung.

Nein! sie war nur einige Monate mit Lovel verheirathet, war Martin's Antwort. War denn Herr Lovel der alten Dame einziger Sohn? Ihr einziges Kind. Und auch er hat keine Erben mit seiner jetzigen Frau? Doch! freilich nur einen kleinen, bucklichen und schwächlichen Jungen! Ach! ich und er dachten nicht daß es noch einmal eintreffen sollte, was ich schändlicher Weise im ersten Zorne ihm zuschrie, als meine kleine Meta so jammerte. Mag Gott geben, sagte ich zu dem stolzen harten Menschen, daß Sie noch selbst erfahren, was es heißt, nur ein Kind und ein verkrüppeltes zu haben. Er hatte lange gar keine Kinder, und die Leute meinten das käme daher, daß er zu nahe in die Verwandtschaft geheirathet hätte. Da reiste die Madame in ein Bad, und von da aus hat sie an ihn geschrieben, daß sie guter Hoffnung wäre und auf des Arztes Rath noch einige Wochen länger bleiben müßte. Aus den Wochen wurden Monate und endlich schreibt sie wieder: es sei wohl besser wenn sie

da erst Wochen halte und im Frühjahre bei warmem Wetter wieder komme. Herr Lovel wollte nun hinreisen, aber sie fragt im Grunde nicht viel nach ihm.

Er ist freilich auch nach der Scheidung von der ersten Frau gar nicht mehr derselbe Mensch, den sie sich vorher zum Manne gewünscht hat. Er ist ihr jetzt viel zu still und zu kränklich. Da wußte sie es denn einzurichten daß er zu Hause blieb, wo er doch um die Zeit nicht gut abkommen konnte. Im Mai aber kam sie mit einem bildhübschen kleinen Kinde und einer prächtigen lustigen Amme, und die Freude und Herrlichkeit ging über alle Bäume. Meine Frau kam damals fast nicht aus dem Lovel'schen Hause weg, und der Herr, der nach allen Seiten hin schenkte, schickte auch Meta ein neues Kleid und ein paar goldene Ohrringe. Aber die Freude dauerte nicht lange. Als der kleine Otto spät laufen lernte, zeigte es sich daß sein Rückgrat krumm ward. Es hieß daß die Amme ihn hätte fallen lassen und nicht eher etwas gesagt, als bis sich die Folgen zeigten. Sie ward nun Hals über Kopf weggeschickt, alle Aerzte um Rath gefragt, und sie haben auch viel mit dem armen Kinde aufgestellt. Jahre lang mußte es auf einem Bette liegen, auf dem es festgeknebelt und geschraubt ward, das Bett aber stand auf Rollen und sie fuhren es darin im Haus und Garten herum, dennoch aber ist es ungesund und ein Krüppel geworden, und das bricht des stolzen Mannes Herz, so daß man ihm kein langes Leben mehr zutraut. Die junge Frau aber ärgert sich nur darüber, sie hätte gewiß gern mit einem gesunden und schönen Kinde geprahlt und meine Frau, die ihr nicht grün ist weil sie sie als Scheuerfrau abgeschafft hat und eine andere angenommen hat, die ihr mehr nach dem Munde spricht, sagt sogar, die Rabenmutter hasse das engelgute Kind.

Sie waren jetzt dem Hause nahe gekommen und schon von Weitem sah Oswald daß Meta das Fenster öffnete, und als sie ihn wahrnahm, hielt sie einen Brief in die Höhe, auf den er, wie sie ohne den Grund zu ahnen bemerkt hatte, mit großer Spannung wartete.

Mit drei Sprüngen war er seinem Begleiter voraus an dem Fenster. Richtig, das Schreiben trug das Postzeichen Wien, war von Selheim's Hand, und bei Weitem gewichtiger als alle die er von ihm erhalten. Schon auf der Treppe riß er das Couvert entzwei und die Thüre seines Zimmers hinter sich verriegelnd, damit Niemand ihn störe, warf er sich in's Sopha und las unter unnennbaren Gefühlen:

Werthgeschätzter junger Freund!

Es gereicht mir zur angenehmen Befriedigung Ihnen anliegendes Empfehlungsschreiben zu übersenden, welches Sie hoffentlich Herrn Lovel selbst überbringen werden. Ihre Freunde wünschen und hoffen nämlich in Ihrem Interesse, daß Sie die schriftstellerische Laufbahn verlassen, auf der Sie doch schwerlich

viel Gold oder Lorberen erndten werden und statt dessen als Volontair in Herrn Lovel's Geschäft treten, um sich für den ehrenhaften und einträglicheren Beruf eines Kaufmannes auszubilden.

Die Vorkenntnisse, die Sie sich auf Schulen und Universitäten erworben, werden Ihnen hierbei trefflich zu statten kommen. Sie sehen daß wenn Sie einwilligen, Ihr Schicksal schon eine bessere Wendung nimmt. Die Personen, die zu Anfange Ihres Lebens die Zeit nicht erwarten zu können schienen, in der sie nicht mehr für Sie zu sorgen brauchten, verrathen jetzt so großen Antheil an Ihrem Schicksale, daß sie nicht nur Sie nie mehr aus dem Gesichte verlieren wollen, sondern Ihnen auch das beste Glück wünschen.

Sein Sie aber klug und verschwiegen. Lassen Sie die Dinge an sich heran kommen ohne sie aufzusuchen, und um dies mit aller Annehmlichkeit zu können sind Ihnen, freilich nur in dem Falle daß Sie den Vorschlag betreffs der Veränderung Ihres Berufs acceptiren, 3000 Mark Banco als jährliches Taschengeld ausgesetzt, die Sie laut anliegendem Wechsel bei Lovel Wittwe und Sohn auf Sicht entweder ganz oder in beliebigen Summen empfangen können.

Herr Lovel kennt Ihre Verhältnisse durchaus nicht, sondern glaubt, von mir mit der gestrigen Post avertirt, daß Sie ein entfernter Verwandter von mir sind, in welchem Glauben Sie ihn erhalten müssen. Er wird Sie indessen auch schwerlich mit neugierigen Fragen belästigen, denn falls ihm irgend etwas auffallen sollte, wird ihm seine Mutter, die meine langjährige Geschäfts- und persönliche Freundin ist und an die ich ebenfalls geschrieben, Aufklärung darüber geben.

Daß meine Tochter gerade an dem Tage nach Hull abreisen mußte als Sie in Hamburg eintrafen, war ein beziehungsreicher Zufall. Sie kehrt in einigen Tagen von England zurück, um noch einige Zeit bei Lovel's zuzubringen, und wenn ich Anfangs December sie selbst abhole, werde ich dann auch die Freude haben Sie kennen zu lernen und zwar wie ich hoffe und wünsche, sehe ich Sie dann schon tief eingeweiht in die Geheimnisse Merkurs die Ihnen nicht schwer zu fassen sein können.

Ihr väterlicher Freund

Johannes Selheim.

Unbeschreiblich waren Oswald's Gefühle beim Lesen dieser Zeilen und deßhalb wollen wir auch nicht versuchen sie zu beschreiben, noch vor der Zeit den von ihm gefaßten Entschluß verrathen, sondern vielmehr uns jetzt wieder zu der Familie Lovel wenden, die so eng mit seinen Schicksalen verknüpft ist und mehr noch werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen.

— **Robert Burns.** Das hundertjährige Geburtsfest dieses vortrefflichen schottischen Sängers fiel auf den 24. dieses Monats und wurde nicht nur, wie ein englisches Blatt sich ausdrückt in Edinburg und Glasgow, in Dundee und Dumfries, in Ayr und Aberdeen, sondern im weiten Schottlande und dem ganzen Inselreiche gefeiert.

A king's or poet's birth doth ask an age

sang Burns einst selbst, als sein Geburtstag vielleicht nur in seiner Familie gefeiert wurde; heute feiert ihn eine Nation und sein Namen wird geehrt, so weit die englische Zunge spricht. Ein Banquett fand in Guildhall-Hotel in London an seinem Geburtstage statt und die Kristall-Palast-Gesellschaft hat fünfzig Guineen für das beste Gedicht ihm zu Ehren ausgesetzt. Ueber sechshundert liefen zur Preiserwerbung ein.

Robert Burns wurde 1759 in Ayrshire in Schottland geboren. Er wurde Ackersmann und hatte bald mit dem tiefsten Elende zu kämpfen, dem er sich durch Auswanderung nach Jamaica entziehen wollte. Seine Empfindung zeigt sich in folgenden Strophen nach der Uebersetzung von F. Freiligrath.

Kalt wird in meiner Brust das Blut,
Gedenk' ich der bewegten Zeit,
Und daß ich zieh'n muß über Meer,
Weit, weit von deinen Ufern, Ayr!

'S ist nicht die Brandung, die das Land
Wild zürnend schlägt; nicht dieser Strand,
Mit Trümmern manches Wracks bedeckt;
Der kalte Sturmwind nicht — was schreckt
Den Sohn des Elends? — aber trägt
Mein wundes Herz nicht Fesseln? — schlägt
Es krampfhaft nicht, und blutet sehr,
Da es sie bricht, dich meidend, Ayr?

Das Gelingen einer Herausgabe seiner Gedichte, die er, von Freunden unterstützt in Edinburg auf Subscription veranstaltete, machte es ihm möglich, ein kleines Gut in Dumfriesshire zu pachten. Aber auch hier glückte es ihm nicht und er erhielt endlich durch Verwendung seiner Freunde eine kleine Zolleinnehmerstelle in der Stadt Dumfries, wo er schon 1796 erst 38 Jahre alt starb. Mit welchen Sorgen er noch bis zu seinem Tode zu kämpfen hatte, geht aus einem noch vorhandenen Briefe, den er wenige Tage vor seinem Ende geschrieben hat hervor. Er lautet folgendermaßen:

Dumfries, 2. Juni 1796.

Mein lieber Clark. Noch, noch immer das Opfer des Leidens. Wenn sie die abgezehrte Gestalt sähen, die die Feder führt, Sie würden Ihren alten Freund nicht erkennen. Ob ich je davon komme, weiß nur Er, der große Unerkannte, dessen Geschöpf ich bin. O Clark, ich fange an das Schlimmste zu fürchten. Um meine eigene Person bin ich beruhigt und ich würde mich selbst verachten, wäre ich's nicht. Aber Burns arme Wittwe und ein halb Dutzend seiner lieben Kleinen — hülflose Waisen! Das macht mich schwach, wie ein weinendes Weib. Doch genug davon, es ist meine halbe Krankheit.

Ihr letztes Schreiben mit der beigefügten Note empfing ich richtig. Es kam zur rechten Zeit und ich bin Ihnen für Ihre Pünktlichkeit verbunden. Ich muß Sie aber wieder um dieselbe Gefälligkeit ersuchen. Haben Sie die Güte und senden Sie mir mit Postwendung noch eine Note. Ich setze voraus, daß Sie es ohne Schaden thun können und werde ich Ihnen außerordentlich verbunden sein.

Wenn ich scheiden und die wenigen Freunde, welche ich, so lange das Bewußtsein bleibt beklagen werde, hinter mir lassen muß, so weiß ich: ich werde in ihrer Erinnerung leben. Leben Sie wohl, lieber Clark! Daß ich Sie je wieder sehen soll, fürchte ich, ist sehr unwahrscheinlich. Robert Burns.

Der Dichter starb im Elend; seine Schriften fanden erst nach seinem Tode die Anerkennung, die man ihnen heute zollt. Die erste Subscription auf seine nach seinem Tode veranstaltete Sammlung seiner Gedichte brachte den Hinterlassenen 1500 £ ein. Die erste Herausgabe seiner Werke besorgte im Jahre 1800 Dr. James Currie von Liverpool unter dem Titel: The Works of Robert Burns: with an account of his Life and a Criticism on his Writings, to which are prefixed some observations on the character and condition of the Scottish Peasantry in 4 Volumes. London, Cadell.

Es ist bekannt, daß Dr. Addington, nochmals Lord Sidmouth, Pitt vergeblich aufforderte, etwas für Burns zu thun. Die erste ministerielle Anerkennung des Schottischen Barden geschah an dessem Sohn, der Krankheit und Ungemach von seinem Vater ererbt hatte. Auf einen Brief aus der Schatzkammer vom 16. August 1832 von T. Spring Rice unterzeichnet, worin die großen literarischen Talente des Vaters, die Noth und die Krankheit des Sohnes in Betracht gezogen wurden, erhielt Letzterer ein Jahrgeld von £ 120 — das der baldige Tod indessen unnöthig machte. — e —

— **Bettina von Arnim.** „O liebster Freund! Der Mensch, wenn er Morgennebel trinkt und die frischen Winde sich mit ihm jagen und der Duft der jungen Kräuter in die Brust eindringt und in den Kopf steigt und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glüh'n, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren schüttelt, was ist das für eine Lust.“ Sie, die einst so lebensfrisch an Goethe schrieb — ruht nun auch. Elisabeth von Arnim, geb. Brentano entschlief am 20. Januar d. J. in Berlin und wurde in der Familiengruft zu Wiepersdorf bei Dahmen beigesetzt. Sie wurde geboren am 4. April 1785 zu Frankfurt. Ihr Vater Peter Anton Brentano, in Italien geboren, war Kurtrierischer Rath und Resident bei der freien Reichsstadt Frankfurt; ihre Mutter, die von Goethe gefeierte Maximiliane Euphrosyne la Roche, eine Tochter der berühmten Sophie la Roche. Sie hatte noch sieben Geschwister; drei Brüder: Georg, Clemens, Christian Brentano Laroche, und vier Schwestern: Ludovica, Freifrau von des Bordes, Sophia Brentano (ledig gestorben) Cunigunde von Savigny und Magdalena von Guaita. Vermählt mit Ludwig Achim von Arnim (geboren 26. Jan. 1781, gest. 21. Jan. 1831), dem edlen und geistvollen Dichter, ward sie Mutter von sieben Kindern. Drei Töchter, Frau Maximiliane Gräfin von Oriolla, Fräulein Armgard und Gisella von Arnim und vier Söhne: Freimund, Siegmund, Friedmund und Kühnemund, welch Letzterer in der Spree seinen Tod fand. Neid und Verläumdung haben niemals dies eheliche Verhältniß angetastet und Bettina's Ruf ist fleckenlos. Sie hatte alle ihre Kinder selbst genährt und später ohne überflüssige Glücksgüter, trefflich erzogen.

— **Honorare dramatischer Dichter in Frankreich.** Die Revue des Théatres gibt folgende Angaben: Das Theater Porte St. Martin zahlte während des verflossenen Octobers 18,783 Francs an Autoren. D'Ennery, Verfasser des Faust erhielt in drei Monaten 42,000 Francs. Der Autor der Pillules du Diable 10,737 Francs. Das Theater des Variétés zahlte während der Monate September, October und November 35,000 Francs für die Bibelots du Diable. Octave Feuillet erhielt für „Roman d'un jeune Homme Pauvre“ im December 13,744 Francs. Das Gesammthonorar dramatischer Autoren betrug im Jahre 1857 993,621 Francs und im Jahre 1858 1,025,937 Francs. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift



für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8⁰ und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

N° 6. Frankfurt a/M., den 5. Februar. **1859.**

Sybels Geschichte der Revolutionszeit.

Von Joh. Janssen.

II.

Eine ebenso große Rechtsverletzung wie gegen den Clerus ließ die Nationalversammlung sich gegen den Adel zu Schulden kommen, nicht durch die Vernichtung des Feudalsystems, sondern durch die Abschaffung des Adels. Was im Taumel der bekannten Augustnacht zu Grunde ging, war längst der Zerstörung anheimgefallen und den wahren Bedürfnissen und berechtigten Hoffnungen des Volks entsprechend; aber, nachdem man Freiheit der Arbeit, Gleichheit des Rechts und Einheit des Staates errungen, war das Decret vom 19. Juni nur ein revolutionärer Angriffsakt, der ohne alles formelle oder materielle Recht die Staatsallmacht über die vorhandenen Begriffe von Sitte und Ehre setzte. Mit diesem Decret der Abschaffung des Adels verletzte die Nationalversammlung die ewige Regel, daß der Inhalt des Gesetzes sich den gegebenen Menschen anfügen muß, wenn das gegebene Gesetz den Menschen eine heilige Auctorität sein soll; wie früher den Clerus, so rief sie jetzt den Adel zu einem Kampfe auf, in dem beide Stände mit der unschätzbaren Kraft des guten Gewissens kämpfen konnten. Mirabeau selbst schrieb, daß das Decret dem Bürgerkrieg die Fackel entzündet und die Waffen geschmiedet habe.

Die Armee wurde gespalten, die Offiziere wurden entschlossene Feinde der Revolution, und es erfolgte dann durch die Nationalversammlung eine Behandlung des Heerwesens, welches, wie schon Burke 1790 voraussah, dem französischen Volke nur zwischen militärischer Wehrlosigkeit und der Diktatur des Säbels die Wahl ließ.

Ist aber einmal ein Staat, sagt der Verfasser (dessen eigene Ausdrücke wir möglichst beizubehalten suchen), in eine rechtlose Bahn eingetreten, so verfällt er ganz rettungslos einer fatalistischen Consequenz; nicht der Consequenz des Gedankens, welche mit stolzem Selbstgefühle auf die Halben und Zurückbleibenden herabblicken darf, sondern der sittlichen Verkettung, in der zur schärfsten Buße des Vergehens jede Uebelthat immer größere Frevel nach sich zieht. Statt inmitten des Umsturzes der alten Ordnung den Aufbau der neuen zu vollenden, erklärte die Revolution fürderhin allen sittlichen Gesetzen den Krieg und wußte eine schlechte Regierung nur durch die Vernichtung aller Regierungskraft zu verbessern. Sie stellt die Gleichheit nur durch die Ausrottung der Reichen und Hervorragenden her, findet die Freiheit erst in der Entfesselung aller Leidenschaften und Verbrechen, bis endlich die rohe Gewalt allein sieghaft und der ärgste Verbrecher jedesmal auch der ruhmgekrönte Staatsmann wurde.

Wer aber im Innern kein Recht als jenes der Insurrektion und der Gewalt bestehen läßt, wird auch die auswärtigen Beziehungen auf die Spitze des Schwertes stellen, und so ging, wie Sybel des Genauern begründet, aus der innern Natur der französischen Revolution der Krieg mit dem Auslande hervor. Er war kein Akt der patriotischen Nothwehr; nicht in Pillnitz wurde die erste Coalition geschlossen, das Manifest des Herzogs von Braunschweig hat keine Entflammung des patriotischen Zornes zur Folge gehabt. Längst ehe Leopold mit Ludwig XVI. die Intervention erwog, war Lafayette mit der Revolutionirung Belgiens, Hollands und Irlands beschäftigt; unmittelbar nachdem Ludwig und Leopold die Verfassung von 1791 anerkannt hatten, begann die Gironde den Krieg mit Oesterreich, Deutschland und Italien. Und hier wirkte besonders die revolutionäre Finanzkunst, die durch Confiscation, Prohibition und Assignate den Acker mit Dürre geschlagen, die Weide öde gelegt und die arbeitende Hand zur Unthätigkeit verdammt hatte, und jetzt durch den Kampf mit dem Auslande die Schätze der Nachbarvölker dem Raube Frankreichs hinzufügen wollte. Die Gironde ging zudem auf den Sturz der Verfassung von 1791 aus, und verschmähte hierzu auch die schlimmsten Reizmittel zur Aufregung der Massen nicht. Die Charakteristik der Gironde ist dem Verfasser besonders gelungen. Den beschönigenden Schleier, den man über ihr Treiben geworfen, zieht er unbarmherzig hinweg und führt uns die Coterie in ihrem romantischen Freiheitsschwindel und ihrem ehrgeizigen und intriguanten Gebahren vor. Ueberhaupt lehrt das Werk, daß man es ernst

nehmen müsse mit dem politischen Gewissen und sich nicht durch speculative Politik und doktrinäre Phrase berücken lasse; sein rückhaltsloses Urtheil ist nie auf Sympathien, sondern nur auf Principien gegründet und nicht gewillt, der künstlerischen Vollendung, der Oekonomie und Architektonik irgendwie den sittlichen Inhalt zum Opfer zu bringen. Und doch hat es auch von rein künstlerischem Standpunkt betrachtet, eine große Bedeutung und überragt so gar viele von uns Deutschen hochgepriesene Werke ausländischer Historiker. Von welch anderm plastischen Talente zeugen z. B. die hier in großer Zeichnung ausgeführten Personenschilderungen, als die nach Laune ausgeputzten Genrebildchen, die man neuerdings bei uns an Carlyles für das deutsche Publikum so ziemlich vollständig werthlosen Geschichte Friedrichs II. bewundert.

Nicht die Bedrängnisse und die Noth des Krieges haben, wie der Verfasser gegen Thiers nachweist, den Anlaß zu den Ausschreitungen und Verbrechen der Revolution gegeben, sondern all die schauderhaften Gewaltthaten sind mit fanatischer Hitze, entfesselter Leidenschaft und planmäßiger Berechnung unternommen worden, und man hielt dabei als eigentliches Ziel die Umwälzung der ganzen bestehenden Weltordnung fest. Weithin durch ganz Europa erstreckte sich ein Netz von diplomatischen und demagogischen Verbindungen, an dessen glühenden Fäden Empörung und Waffenruf durch die Schweiz und Italien, durch Polen und Preußen, über die Gestade der Ostsee und des Pontus fortgeleitet werden sollte. Dadurch aber erhielt die Revolution ihren weltgeschichtlichen, reinigenden und richtenden Beruf, daß bei ihren Erschütterungen die Gegner aller Orten nur der eigenen Selbstsucht gedachten. Während der Orkan mit donnernden Wogen die Dämme untergrub, lagen die Wächter im Hader über die antreibenden gescheiterten Trümmer.

Was aber jeder Crisis in Europa seit 1792 ihre volle Spannung, jeder Gefahr ihre doppelte Schärfe gab, war das Zusammentreffen der französischen Offensive im Westen mit der nicht minder umfassenden revolutionären Politik des russischen Kaiserthums im Osten. Das Treiben der Jakobiner förderte die Pläne Catharinas, während es zu gleicher Zeit den Fortschritt des englischen Staatswesens um ein Menschenalter zurückwarf. Es ist nicht wahr, so unzähligemal es auch unter Robespierre und Napoleon wiederholt worden, daß Pitt sich der ökonomischen Zerrüttung Frankreichs, des Ruines namentlich des Handels und der Colonien als gefährlicher Concurrenten für England erfreut hätte; es ist nicht wahr, daß blos die Solidarität conservativer Interessen und die Entrüstung über die Hinrichtung Ludwigs die Engländer zu den Waffen getrieben. Pitt hatte fortdauernd mit unwandelbarer Festigkeit an Neutralität und Frieden gehalten und seinen Stolz in dem Wohlstande und der Freiheit Englands gefunden: er hatte das Deficit gedeckt, die Schuldentilgung eingeleitet, den Bestand des Heeres und der Flotte verringert; er hatte nach allen Seiten die Vermehrung der politischen Rechte vorbereitet;

für Reform des Wahlgesetzes, Schutz der Preßfreiheit, Stärkung des Bürgerthums gewirkt, und neben den englischen Interessen auch das trostlose Geschick des irischen Volkes und die Abschaffung des Negerhandels mit warmer Thätigkeit im Auge gehabt. Alle diese Hoffnungen wurden durch die Annäherung der Revolution geknickt. Die gewaltsame Eröffnung der Schelde, die Belobung der englischen Radicalen im Convent und die Umtriebe der französischen Agenten in England selbst (Pitt hatte die Beweise für den Anschlag auf den Londoner Tower und die Angaben aller wesentlichen Theile und Häupter des Revolutionsplans in seiner Hand) riefen die englische Kriegsbereitschaft hervor, bis endlich der Tod Ludwig XVI. den Bruch zwischen England und Frankreich unheilbar machte und Polen und Türken der Herrschsucht der russischen Kaiserin überlieferte.

Catharina II. war mit vorwärts drängender Begierde in die Erbschaft Peter des Großen eingetreten und hatte zu einem großen verarbeiteten System vereinigt, was jemals in dessen unbändigem Geist an Macht und Kriegsgedanken angeklungen war. Nachdem sie im Innern die beiden streitenden Parteien der Alt- und Neurussen verschmolzen und ihre Verwaltung mit der Einziehung des Kirchengutes und der Ausgabe von Assignaten (ähnlich wie dreißig Jahre später die französische Revolution) begonnen und so die Unterwerfung des Altars unter den Thron vollendet und verfügbare Mittel gewonnen hatte, ging sie mit der ganzen Energie ihres Geistes auf Erreichung der Pläne aus, womit sie Beschaffenheit und Grenze des Reichs zu verwandeln gedachte: auf die Einverleibung Polens und die Vernichtung des türkischen Reiches. Polen aber sollte nicht blos seiner selbst wegen erobert, sondern zum Stützpunkt für die Hebel gebraucht werden, mit denen Deutschland und Europa zu erschüttern wären, und auch der Bosporus sollte nur als Station zu immer weiter dringenden Fortschritten dienen. Diese beiden, als Programm ihrer Regierung vom Verfasser genauer entwickelten Pläne griffen in einander und ergänzten sich zu einem mächtigen, ganz Europa umspannenden Angriff. Die Geschichte der Ausbreitung Rußlands fällt hier wie so oft mit der Geschichte der Eifersucht und Zwietracht Oesterreichs und Preußens zusammen. So lange man in Berlin den Petersburger Hof als Stütze gegen den Kaiser und in Wien das russische Bündniß als Gewinn gegen Preußen betrachtete, so lange waren dem russischen Ehrgeize alle Thore geöffnet. Besonders verhängnißvoll treten diese Verhältnisse in den Angelegenheiten Polens hervor. Der Verfasser hat für die Geschichte der polnischen Theilungen und des endlichen Untergangs des Staats durch Benutzung eines neuen reichhaltigen Quellenmaterials manche Aufklärungen und Berichtigungen gegeben, und in der Beurtheilung den nationalen Standpunkt festgehalten. Und Letzteres verdient eine besondere Hervorhebung, da bisher, wie die Vorrede richtig bemerkt, bei dem größten Theile unseres Publikums über Deutschlands damalige Eroberungen an der

Weichsel kein anderes Gefühl als das polnische vorwaltete, ähnlich wie für Deutschlands damalige Verluste gegen Frankreich keine andere Stimmung als die französische herrschend war. Was nun aber die politischen Beziehungen der Großmächte zu Polen betrifft, so kann das Urtheil erst dann spruchreif werden, wenn auch noch andere Archive, z. B. die österreichischen, der Benutzung offen stehen. Jedenfalls ist es sehr bedenklich, aus den Gesandtschaftsberichten und Correspondenzen eines Staates Nachrichten über den innern Gang der Politik eines andern und besonders eines rivalisirenden Staates zu schöpfen. Die Berichterstatter können hier nur unvollständig unterrichtet sein, und zudem ist ihre ganze Stellung eine durch und durch einseitige, da sie natürlich nur aus dem Standpunkte ihres eigenen Staates schreiben und lediglich dessen Politik dem forschenden Auge bis in die feinsten Schattirungen enthüllen. Diese Bemerkung kann auch für Häussers deutsche Geschichte gelten.

Das traurige Bild von Polens Katastrophe wäre ganz unerträglich, wenn man sie als das Werk eines launenhaften Schicksals und nicht als die Folge einer großen und tiefen Verschuldung betrachten müßte. Aber Nationen altern und sterben nur dann, wenn sie vorher sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Polen trug damals seit Jahrhunderten an dem Fluche der Leibeigenschaft, wonach neun Zehntel seiner Einwohner der Willkür ihrer Herren ohne irgend einen Rechtsschutz Preis gegeben waren. Noch bestand das alte Gesetz, welches jeden derselben im Falle des Todtschlags auf etwa vier Thaler schätzte; im Uebrigen aber verfuhr der Herr mit der Person und der Habe seines Leibeigenen nach freiem Belieben. Die polnischen Edelleute, sagte Georg Forster im Jahre **1791**, haben allein in Europa die Unwissenheit und Barbarei so weit getrieben, in ihren Leibeigenen beinahe die letzte Spur der Denkkraft zu vertilgen. Sie waren in der That in eine in dem übrigen Welttheile unerhörte Armuth und thierische Stumpfheit versunken. Sie wohnten in hölzernen mit Lehm beworfenen Hütten; das Innere derselben bildete stets einen einzigen Raum, in welchem Männer und Weiber, Menschen und Vieh zusammen hausten; es gab kein Hausgeräth als den großen Ofen, der zugleich die Schlafstätte der ganzen Familie bildete und dessen Rauch durch die Thüre und die Fugen des Gebäudes den Ausgang suchte. Dem Zustande der Wohnung entsprach die Kleidung und Nahrung; von geistiger Ausbildung war keine Rede und die allen Slaven eigene mechanische Anstelligkeit wurde in dem armseligen Einerlei ihres Daseins nicht entwickelt. Sie hatten kein Gemeingefühl, keine Vaterlandsliebe und sahen deßhalb ruhig zu, als es sich um das Dasein des Reiches handelte, da ihnen alle Herrschaft nur Frohnde und Mißhandlung brachte und es ihnen gleichgültig war, ob ihre Herren einer polnischen Republik, einer russischen Czarin oder einem deutschen König gehorchten. Man kann deßhalb kaum von einem Untergang der polnischen Nation durch die Theilungen reden; was zu Grunde ging, war nur die

unmenschliche Herrschaft weniger Edelleute über das polnische Volk. Von einem dritten Stand war in Polen nicht viel zu reden. Außer Warschau gab es nur noch einige freie oder königliche Städte; die meisten Städte, auf adlichem Boden erbaut, waren von dem Grundherrn fast ebenso abhängig wie die Bauern; es gab hier keinen Rechtsschutz, keine corporative Selbstständigkeit, kein anderes Gewerbe, als einen schlaff und unergiebig betriebenen Ackerbau. Der Adel, der herrschende Theil der Nation, zeigt das Bild eines vollständigen materiellen und sittlichen Ruins; schon sein Zusammenschwinden auf höchstens 150,000 Köpfe ließ auf inneres Sinken schließen. Es war selten, daß ein großer Grundbesitzer seine Ländereien selbst verwaltete; die meisten zogen wie der gleichzeitige französische Adel das Leben bei Hof, in der Hauptstadt oder auf Reisen der heimischen Thätigkeit vor und übertrugen die Aufsicht ihrer Güter, wo sie nicht der Gläubiger davon befreite, irgend einem ärmeren Edelmann als Pächter. Der Grundmangel dieser Landwirthschaft war nun als natürliche Folge der unentwickelten Industrie im Lande ein völliger Mangel an Capital. Baares Geld war selten, der Zinsfuß hoch, von vernünftigem Creditwesen keine Rede. Die wenigen Bankherren in Warschau bildeten eine wahre Macht, welche den gesammten Adel in Abhängigkeit hielt. Daß einige derselben in Folge der russischen Occupation 1792 ihre Zahlungen einstellten, wurde als die empfindlichste aller bisherigen Folgen des Krieges bejammert. Der Adel schöpfte seine Nahrung vorzugsweise aus der Käuflichkeit der Aemter, wodurch jedes Amt nur als Einnahmequelle benutzt und so die Rechtspflege vollständig zerrüttet und Kostspieligkeit und Bestechlichkeit durch alle Instanzen verbreitet wurde. Dazu kam nun der Uebermuth und die entnervende Lust der Despoten. Als Männer in den Strom des Welt- und des Zeitgeistes herausgetreten, hatten sich die meisten mit der Frivolität des französischen Radicalismus erfüllt und hier die Theorie zu der Genußsucht und Selbstsucht gefunden, zu welcher ihnen Staat und Haus die furchtbare praktische Anleitung gaben. Ein geordneter Haushalt war bei den Einzelnen so selten, wie bei den öffentlichen Cassen zu finden; neben fürstlicher Pracht breitete sich widerliche Unreinlichkeit aus; leuchtende Toiletten waren mit Ungeziefer bedeckt und bei prunkenden Festen der Gebrauch der Schnupftücher ein unbekannter Luxus. Was für die niedern Classen der Branntwein, war der Tokaier für die höhern; mit dem Trunke wetteiferte das Spiel, dem sich Männer und Weiber jedes Alters mit rasender Leidenschaft zudrängten. Es ist unnöthig im Staate, der von solchen Menschen beherrscht wurde, demselben Schauspiele der Auflösung und Verwitterung in Justiz und Finanzen, in Verwaltung und Heerwesen nachzugehen und die überall wiederkehrende Verwilderung, Gewaltthätigkeit und Selbstsucht an thatsächlichen Proben zu schildern. Der an Vermögen, Gesundheit und Sitte zerrüttete Edelmann hatte für die übermächtigen Nachbarn abwechselnd nur

beschränkte Verachtung und eigennützige Unterwürfigkeit, der Bürger begrüßte die deutsche Eroberung mit Freuden und der Bauer sah selbst auch die russische Herrschaft mit Gleichgültigkeit beginnen.

Polen ging zu Grunde, weil es durch die eigenen Sünden außer Stande war, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen. Diese aber sahen auf der Höhe des Erfolgs und im Besitze weit ausgedehnter Provinzen des geopferten Landes, was es sterblichen Menschen bedeutet, sich zu Werkzeugen einer richtenden Vorsehung aufzuwerfen. An der Beute klebte ihnen unlösbar das Gift der eigenen und der fremden Schuld und mit dem Gewinne kam im Augenblicke des Ergreifens auch über sie die Vergeltung. Sie kam aus dem bittern unlöslichen Zwiespalte, der sie untereinander seit dem Ursprunge des Krieges trennte, der im Verlaufe desselben immer tiefer, immer heißer geworden war und jetzt im plötzlichen Ausbruch die gesammte, seit fünf Jahren Europa belastende Krisis zu unseliger Entscheidung führen sollte. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

V.

Was der kleine Otto an Liebe entbehrte, wie sie dem Elternherzen so warm und unerschöpflich entströmt, das sollte ihm, als dem Erben eines reichen Hauses, außerdem auf alle Weise ersetzt werden. Das große Zimmer, in welchem er mit Frau Müller, seiner alten Aya, hauste, glich einem luxuriös ausgestatteten Bazar für Kinder. Hier ward er auf seinem eleganten Ruhebette liegend oder sitzend umher gefahren, wenn er sich zum Gehen zu ermüdet fühlte, und das Lernen ward ihm dabei zum Spiel gemacht.

Das Bett war an und für sich schon ein kostbares Kunstwerk, ein Geschenk seiner Großmutter, auf dem durch einen besonderen Mechanismus ihm jede Stellung gegeben werden konnte, die ihm grade gut oder erwünscht war. Von kostbarem Holze ruhte das Gestell auf Rollen, die unter großen, reich vergoldeten Löwenklauen versteckt waren. An den beiden Enden befanden sich eben solche Griffe und Schrauben, und während die ersteren in der Form von Blumen-Guirlanden dazu dienten, das Bett mit Leichtigkeit auf jeden beliebigen Platz zu schieben oder zu ziehen, brauchte man die Schrauben in Gestalt von Rosen-Bouqetts nur zu drehen, um das Kopfende der Bettstelle bald wie die Lehne eines Stuhles emporsteigen zu lassen, bald grade gestreckt sie in ein Ruhebett zu verwandeln. Auf Etageren, Tischen, in einem prächtigen Glasschranke, ja selbst auf dem reichen Brüsseler Teppich, der den Fußboden bedeckte, sah man die niedlichsten und kostbarsten Spielzeuge, während Schirme mit

prächtigen Gemälden in den schönsten Lackfarben, so wie Karten und Bilder aller Art die grün tapezierten Wände bedeckten.

Das Kind, dessen Herz dem Blatt einer Sensitive glich, hatte das kalte Wiedersehen mit seinen Eltern wieder kränker gemacht, und noch immer war es so schwach, daß Madame Lovel es nicht für schicklich hielt, ihren gewöhnlichen Vergnügungen nachzugehen, die in Morgenbesuchen bestanden, bei denen beim zweiten Frühstück die Geschichten des Tages verhandelt wurden, und in Lädenbesuchen und Theater für den Abend. Aus diesem Grunde hatte Frau Steinbach auch noch immer nicht den brennenden Wunsch ihrer Seele erfüllt gesehen, denn Madame Lovel wollte ihr den Anblick des Knaben nur in ihrer und ihres Mannes Abwesenheit vom Hause gestatten.

Vor Zorn und Schrecken außer sich gerathend, hatte sie der Hähnlein Bericht von der Anwesenheit und dem Verlangen jener Frau, sowie von Betti's zufällig erlangter Mitwissenschaft des gefährlichen Geheimnisses vernommen, und nur den besonnenen Zureden ihrer Vertrauten war es gelungen, sie von Gewaltschritten zurück zu halten, die so leicht zur Entdeckung führen konnten.

Es war nun verabredet, daß heute, wo Otto sich besser als seit längerer Zeit befand, und Herr Lovel großen Posttag im Stadthause hatte, der ihn gewöhnlich bis nach zehn Uhr dort in Anspruch nahm, seine Gattin in die Oper fahren wollte. Die Hähnlein und Betti mußten sich unter dem Vorwande, diese ebenfalls besuchen zu wollen, Urlaub erbitten, was ihnen, da Madame ihnen schon Billets geschenkt, auch gelang. Herr Lovel war zwar nicht sehr damit zufrieden, daß die Haushälterin, die ihm an solchen Tagen den Thee in seinem Cabinet serviren mußte, heute durch das Geschenk seiner Frau daran verhindert ward, indessen versprach Lambert, der auf Bitten und Empfehlungen der jungen Madame seit einigen Tagen die erledigte Stelle des ersten Buchhalters einnahm, Alles auf's Beste zu besorgen, denn es war ein neues Stück, das zu sehen und zu hören dieser seiner Braut, und am Ende doch auch Herr Lovel seiner Günstlingin gönnte.

So ging Alles nach Wunsch. Auch die Mutter war mit Betti's Abwesenheit zufrieden. Sie hatte die Passion allabendlich Rabuse zu legen und ihre Schwiegertochter ihr von der Reise eine neue Art mitgebracht, die zweiundachtzigste, welche die alte Dame und zwar heute erst kennen lernte, wodurch für sie der Abend auf's Beste ausgefüllt war. Frau Müller hatte man auch halb und halb in das Geheimniß gezogen, insofern man ihr gesagt, Otto's erste Amme sei aus Liebe zu dem Kinde aus Schlesien gekommen, mehr wohl noch, wie Madame Lovel lächelnd meinte, um sich von ihr eine Unterstützung zu holen. Es sei eine arme Webers-Wittwe, die damals gerade ihr neugebornes Kind durch den Tod verloren, und deßhalb den kleinen Otto fast wahnsinnig geliebt habe. Leider wäre sie nicht kräftig genug gewesen und habe der schändlichen Böhmin

weichen müssen, die an des armen Knaben Unglück schuld sei, ohne ihm doch von ihren gesunden Säften mitgetheilt zu haben. Madame Lovel wolle aber durchaus nicht dulden, daß ihr Sohn die Amme sehe und durch deren Leidenschaftlichkeit aufgeregt werde. Deßhalb hatte sie denn auch eine besondere Scenerie für die Stunde angeordnet, die, aber keine Minute länger, Frau Steinbach im glücklichsten Falle in der Kinderstube zu bleiben Erlaubniß erhielt. In dieser befand sich ein großer Wandspiegel, unter dem ein noch größerer Tisch stand, an diesen sollte Otto's Bett geschoben und dann ein breiter Schirm, wie um den Zugwind von der Thüre abzuhalten, davor gestellt werden, der gerade nur so hoch war, daß Frau Steinbach dahinter verborgen stehen und doch darüber hinweg ihr Kind im Spiegel erblicken konnte.

Auch dafür, daß Otto angenehm beschäftigt ward und seine Augen nicht etwa denen seiner rechten Mutter im Spiegel begegneten, war auf's Beste gesorgt, denn erst heute Abend sollte er das neue Spielzeug, das Madame Lovel ihm aus Obersalzbrunn mitgebracht, und dem er am ersten Tage einen nur flüchtigen halb unbewußten Blick geschenkt, in seiner vollen Schönheit schauen.

Das Kunstwerk stellte die Huldigung der Könige aus dem Morgenlande dar und war mit seltener Vollkommenheit und Pracht größtentheils aus Porzellan gebildet. Die Figuren, außer dem Jesuskinde fast zwölf Zoll hoch, fanden sich in einem Stalle, der nebst der Krippe aus Papiermaché so natürlich hergestellt war, daß die glänzende Gruppe in der Mitte nur um so auffallender und prächtiger davon abstach. Maria erschien hier gar nicht als die arme Magd, die das Evangelium schildert, sondern vielmehr als die Himmelskönigin des katholischen Kultus. Ihr lazurblaues Gewand war mit goldenen Tressen und Sternen auf das Prunkvollste und für das Auge eines Kindes wahrhaft bezaubernd geschmückt. Auch trug sie eine goldene, von einem transparenten Heiligenscheine umgebene Krone auf ihrem schönen Haupte. Mit der Toilette des Kindes hatte der Künstler weniger Umstände gemacht. Es war ganz nackend, glich aber deßhalb um so mehr einem Engel, dem nur die Flügel fehlten. Die weiten Aermel vom Gewande seiner Mutter, die ihn zärtlich umfaßt hielt, bekleideten ihn freilich in Etwas, um doch das Schicklichkeitsgefühl nicht zu beleidigen; über ihre Arme hinweg breitete das göttliche Kind seine Aermchen gegen die vor ihm knieenden Monarchen aus, als wolle es sie selbst und nicht die Geschenke, die sie ihm darbrachten, darin aufnehmen. Im Innern der Figuren waren mit Spiritus gefüllte brennende kleine Lampen angebracht, durch welche die Heiligenscheine, die sich um die Häupter sämmtlicher Anwesenden, die im Hintergrunde knieenden Hirten ausgenommen, befanden, und so die ganze Scene mit einem sanften geheimnißvollen Lichte erhellten.

Damit aber auch auf Otto ein heller Lichtstrahl fiel und seine glückliche

Mutter ihn recht deutlich sehen konnte, stand außerdem noch eine große Lampe auf dem Tische, die Frau Müller um 7 Uhr anzünden sollte, denn präcise um diese Stunde wollte Frau Hähnlein mit Frau Steinbach kommen. Bis acht Uhr, keine Secunde länger durfte diese sich an dem ihr bestimmten Orte aufhalten, falls es Betti gelang, den Knaben so lange am Tische zu fesseln. Widrigenfalls oder wenn sie selbst sich nicht ruhig verhielt, mußten sie früher wieder abfahren.

Die Droschke, in der beide Frauen gekommen, sollte so lange vor dem Garten halten bleiben und in ihr zur Stadt zurückgekehrt Hähnlein die Steinbach über die Hintertreppe mit in ihre Wohnung nehmen, sie dort die Nacht beherbergen, und am nächsten Morgen mit erster Gelegenheit selbst nach Harburg auf die Post bringen, nachdem sie ihr noch hundert Thaler und außerdem ein anständiges Reisegeld ausbezahlt.

Madame Lovel hatte dies Alles mit Hülfe der Hähnlein so angeordnet, und in vollem Vertrauen auf die Klugheit der Letzteren überließ sie sich im Theater ganz der heiteren Sorglosigkeit eines leichtsinnigen Charakters. Ueberhaupt strebte sie stets nur nach Genuß und scheute kein Mittel zu diesem Ziele. Fand dies ihr Streben Befriedigung, so konnte die Welt um sie her in Trümmer gehen, denn Mitgefühl kannte sie nicht, und während der glänzend ausgestatteten Vorstellung gedachte sie weder des armen Otto noch der glücklichen Frau, die in diesem Augenblicke die heiße Sehnsucht nach ihrem Kinde befriedigte. Vielmehr brüstete sie sich pfauenhaft stolz, als eine Menge ihrer Bekannten sie freudig überrascht in ihrer Loge aufsuchten und mit der Hoffnung auf ihre mit Recht gerühmten Diners sie willkommen hießen.

Als die Oper beendet war, begleitete ein Schwarm ihrer Verehrer sie an den Wagen, und sie mochte schon flüchtig über das Arrangement der nächsten großen Fête nachdenken, mit der sie ihres Mannes nahen Geburtstag feiern wollte, als sie ihnen noch zuletzt „auf Wiedersehen!“ zurief und die Kutsche nun donnernd davon rollte, um auch Herrn Lovel abzuholen.

Doch statt des Herrn erschien der neue Buchhalter am Wagenschlage und benachrichtigte seiner Gönnerin, ohne zu ahnen, welche Furien er damit in ihrem Innern wach rief, daß der Herr schon bald nach sieben Uhr in einer Droschke nach Hause gefahren sei, und er, Lambert, gewartet hätte, da der Kutscher dies doch wissen müßte.

Ihn wie eine Erscheinung anstarrend, hielt sich Madame Lovel nicht damit auf, sich dies Räthsel von ihren Domestiken lösen zu lassen, sondern wie außer sich schrie sie zum Schlage hinaus: Friedrich! so schnell die Pferde laufen wollen nach Hause!

Der Kutscher aber war fast nicht minder über Lamberts Nachricht erschrocken als seine Dame, denn er hatte sich die Erlaubniß genommen, Pferde

und Wagen in einem Gasthofe unterzubringen und war nebst Heinrich dem Bedienten von der Gallerie aus ebenfalls Zeuge der Oper gewesen. Eine Freiheit, die nicht die erste dieser Art war und der sich Beide um so furchtloser hingegeben, als sie ihre Plätze über der Loge ihrer Gebieterin nahmen und es sich noch niemals zugetragen hatte, daß der Herr an Posttagen das Stadthaus früher verlassen hätte, als bis sie ihn abholten.

Allein ein ganz besonderer Vorfall hatte hierzu Veranlassung gegeben. Ein Privatbrief seines Freundes Selheim war Lovel überbracht worden, der so ganz gegen die sonstige gehaltene Weise desselben abgefaßt und in welchem Lovel's Mutter eine so auffallend hervortretende Rolle spielte, daß ihr so leicht zu Mißtrauen gereizter Sohn, der ohnehin verstimmt über die Abwesenheit der Hähnlein war, es nicht erwarten konnte, sich hierüber Aufschluß zu verschaffen und sich deßhalb entschloß in einem Miethswagen wieder nach Hause zu fahren, bevor seine Mutter sich in ihr Schlafgemach einschloß. Selheim empfahl ihm in jenem Briefe einen jungen Verwandten mit außergewöhnlicher Wärme und Dringlichkeit und bezog sich dabei in so räthselhaften Ausdrücken auf die Mutter seines Freundes, daß diesem während des Lesens der Gedanke aufstieg, ob nicht der sonst so lakonische und klar denkende Selheim an seinem Verstande Schaden genommen. Wie sollte er es sich sonst erklären, daß seine Mutter, die schon seit Jahren keinen Mann außer ihm und dem alten Buchhalter gesehen hatte, der vor Kurzem gestorben war und dessen Stelle jetzt Lambert einnahm, so tief eingeweiht in die Verhältnisse eines jungen Menschen sei, den Selheim ihn bat, mit der sogar schon eingeholten Bewilligung seiner Mutter als Volontair in sein Comptoir aufzunehmen. Was hatte sie für Gründe, ihm hiervon noch nichts gesagt zu haben? Er solle diesen neu aufgetauchten Verwandten Selheims, von dem dieser ihm noch niemals etwas gesagt, plötzlich wie dessen Sohn betrachten, sich sogar Mühe geben ihn von einer Lieblingsidee zurückzubringen und für das Fach eines Kaufmanns zu gewinnen suchen, und zwar weil dies auch der Wunsch seiner Mutter sei. — Was ging sie dieser junge Mann an, dessen sie noch niemals gegen ihn erwähnt hatte? — Selheim selbst gestand am Schlusse des Schreibens ein, daß er seinen so warm empfohlenen Protege nicht einmal persönlich kenne, bezweifelte aber dennoch nicht im geringsten, daß dessen fröhliches, offenes und gutmüthiges Herz, sein gesunder Menschenverstand und seine soliden Kenntnisse ihm des Freundes Wohlwollen erwerben würden, wie er das seiner Mutter schon länger besitze. Was den Credit beträfe, den er ihm bei Lovel Wittwe und Sohn eröffnet, überlasse er es ganz dem Ermessen und der Klugheit der Mutter, denselben zu vergrößern oder einzuschränken. Was ging dies Alles seine Mutter an? fragte sich Lovel abermals. Sie, die sich durchaus nicht mehr in die Geschäfte mischte, die niemals zur Stadt kam, und überhaupt nur noch wenn er abwesend war, oder weil sie ihren Präro-

gatten nicht gerne etwas vergab, sich von den wichtigeren Geschäftsereignissen Bericht abstatten ließ.

Damals freilich, als Selheim ein noch junger Mann als Volontair mit Arnold zugleich in ihrem Comptoir arbeitete, spielte sie in diesem eine wichtigere Rolle. Sie leitete damals das Geschäft noch selbst und zwar mit einer Klugheit, einer Umsicht und so großem Glücke, daß sie das höchste Erstaunen und die neidische Bewunderung der Handelswelt damit erregte. Allein nach der Krankheit, die ihr Sohn während der Scheidungs-Angelegenheit mit seiner ersten Frau überstand, gab sie plötzlich Alles an ihn ab und zog sich auf ihr Landhaus zurück, dessen obere Räume sie nur sehr selten verließ und niemals um sich geselligen Vergnügungen oder Geschäften hinzugeben.

Als die Droschke, in der sich Herr Lovel befand, sich dem Gartenthore nahete, hielt vor diesem schon ein zweiter Wagen, der für den heranrollenden Platz machen wollte. Aber Lovel befahl schon seinem Kutscher zu halten, und mit einer Kraft und Lebhaftigkeit, die nur noch die äußerste Aufregung ihm verleihen konnte, verließ er den Wagen ohne Hülfe. In der ihn auf's Neue beunruhigenden Meinung, daß Otto's Zustand wieder schlimmer und ihm dies nur verhehlt geworden sei, wendete er sich mit einer Frage an den fremden Droschkenmann, der zu seiner fast noch größeren Verwunderung antwortete, er habe Frau Hähnlein und eine fremde Frau hergebracht und solle eine Stunde warten.

Der so oft hintergangene Lovel war, wie gesagt, sehr zum Mißtrauen geneigt, und krankhaft reizbar konnte er über die kleinste Lüge in den furchtbarsten Zorn gerathen. Der Hähnlein würde er dieselbe am wenigsten nachgesehen haben, ihr, die ihn gleichwohl am öftersten hinterging. Freilich nur aus Liebe und wo ihm die Lüge zuträglicher war als die Wahrheit, meinte sie. Ihr vertraute er so sehr, daß er sich von ihr einer absichtlichen Täuschung noch niemals versehen hatte. Was sollte er daher jetzt von dem Vorgeben denken, sie gehe ins Theater? und nun war sie zu so ungewöhnlicher Tageszeit, in der sie noch dazu ihn und seine Frau vom Hause abwesend wußte, hier, wo sie keinerlei Geschäfte hatte. Dem Kutscher einen Gulden in die Hand drückend befahl er Beiden zu warten und ging dann, von dem Hauptschlüssel, den er stets bei sich trug, Gebrauch machend, durch den Gartensaal in das Haus, das wie ausgestorben war. Die darin anwesenden Domestiken feierten nämlich im Erdgeschoß die Abwesenheit der Herrschaft mit einer Gesellschaft, und nur aus Otto's Zimmer drangen heitere Stimmen an das Ohr des lauschend vorwärts schreitenden Hausherrn.

In der Thüre dieses Gemachs befand sich ein Schiebfenster mit einer Blechdecke darüber, durch das die Hausgenossen sich, bevor sie eintraten, erst überzeugen mußten, ob auch der kranke Erbe des Hauses nicht schlafe und sie ihn stören würden. Lovel hob unhörbar die Blechdecke in die Höhe, und

indem er durch das Fenster in den großen Spiegel, der sich der Thüre gegenüber befand, die Scenerie des Zimmers gänzlich übersah, stand er vor Erstaunen einige Secunden lang wie erstarrt. Betti, die also auch eine Lügnerin war, saß mit dem unschuldigsten und freundlichsten Gesichte von der Welt im Stuhle und erklärte dem mit begeisterten Blicken ihr zuhörenden und mit eben so klugen als rührenden Fragen sie häufig unterbrechenden Otto das oben beschriebene Kunstwerk.

Die Hähnlein stand in leisem aber anscheinend sehr heiteren Gespräche mit Frau Müller, um deren Aufmerksamkeit von der armen Wittwe abzulenken, die, getreu dem von ihr gegebenen Versprechen nur über den Schirm hinweg, bald im Spiegel, bald von oben herab ihr armes Kind betrachtete, aber mit so glückseligen Blicken und Geberden, daß jeder andere uneingeweihte Zuschauer in ihr die Mutter hätte erkennen müssen. Herr Lovel aber hielt sie für eine Wahnsinnige, die in der nächsten Minute den Knaben anfallen und ihm ein Leides anthun könnte. Dabei empörte sich auch sein Stolz, daß eine solche Person hier Einlaß gefunden, und die Thüre aufreißend trat er mit der entrüsteten Frage ein: Was ist dies hier für eine Wirthschaft? Warum bist du, Sophie — und Sie, Betti! warum sind Sie nicht im Theater, wie man mir vorgespiegelt? Und was hat dies verrückte Weib hier zu thun?

Hätten drei der Anwesenden die Posaune des jüngsten Gerichts vernommen, ihr Erschrecken, der Todesschauer, der sie überfiel, hätten nicht größer, der Ausdruck derselben auf ihren Gesichtern nicht lebhafter sein können. Nur der zärtliche kleine Otto empfand nichts als Liebe und Freude, als er so unverhofft früh die Stimme seines Vaters vernahm, von dem er sich versprach, daß sobald sein Zorn sich gelegt, dessen Ursache er nicht kannte, er sein Glück und seine Freude mit ihm theilen würde.

Frau Steinbach befand sich in diesem Augenblicke in einer solchen Verzückung, daß auf sie die zornige Stimme des Eintretenden gänzlich ohne Wirkung blieb. Otto's letzten Worte waren die gewesen: „Mutter klingt auch viel besser als Mama. Ich wollte ich hätte auch eine Mutter wie der liebe kleine Heiland und die hielte mich auch einmal so in ihren Armen." Außer sich hatte die arme Frau schon den Schirm ergriffen gehabt, um die Scheidewand wegzuschieben, die sie allein noch von ihrem Kinde trennte, und dieses in ihre Arme und an ihr Herz zu nehmen und es nie mehr zu lassen, als die Verwirrung um sie her ihr hierzu nun auch die Möglichkeit gestattete, denn sonst würde sie Betti unfehlbar daran verhindert haben. Jetzt aber war diese gänzlich unfähig an etwas Anderes zu denken als an die Vernichtung ihres und Lamberts Glück und der Ohnmacht nahe war sie auf den hinter ihr stehenden Stuhl gesunken, ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckend.

(Fortsetzung folgt.)

Daniel's Handbuch der Geographie.

(Fortsetzung.)

Das nördlichste ihm bekannte Land ist Skythia oder Keltika, das östlichste India, das südlichste Aethiopia, das westlichste Iberia. Er kennt den Albis, Rhenos, Ganges und das kaspische Meer, letzteres — für die älteste Zeit wichtig — als einen Busen des nördlichen Meeres; Thule verwirft er und setzt dafür Jerne (Irland), von dem er noch eine falsche Vorstellung hat. Der Seeweg nach Indien um Afrika herum, dessen weite südliche Erstreckung ihm unbekannt geblieben ist, gilt ihm ohne Bedenken als ausführbar, nur daß das Meer eine bedeutende Breite hat, und die Existenz des großen Landes im Westen steht bei ihm als eine nothwendige Hypothese da. Der große Forscher ahnt sogar schon die Existenz eines Festlandes zwischen dem westlichen Europa und Asien, und vermuthet, wie mit dem Blicke eines Sehers, „daß nicht bloß einzelne Felsmassen, oder kleine und große Inseln, sondern ganze Continente können emporgehoben werden." Welch großen Fortschritt sein Werk auch repräsentirt, so blieb es doch, worauf besonders Humbold hinweist, bis in das fünfte Jahrhundert n. Chr. fast unbenutzt und ohne wesentlichen Einfluß auf das allgemeine geographische Bewußtsein.

Die Reihe der alten griechischen Geographen schließt Claudius Ptolemäus aus Ptolemais oder Pelusium, der „göttliche Batolmeo el Keludi", wie ihn später die Araber nannten, der 161 n. Chr. zu Alexandria starb. Sein Geist umfaßte die ganze mathematisch-physicalische Bildung der damaligen Zeit, doch wird die Periode der Büchergelehrsamkeit zugleich durch den Umstand bezeichnet, daß Ptolemäus schrieb ohne gereist zu sein. Seine *γεωγραφικὴ ἀφήγησις* in acht Büchern, nach seinen eigenen Worten nur ein Auszug aus dem Werke des Marinus von Tyrus, enthält ein Namenverzeichniß der Länder und Städte mit Angabe ihrer Länge und Breite; die *μεγάλη σύνταξις τῆς ἀστρονομίας* in dreizehn Büchern enthält das erste förmliche System der astronomisch-mathematischen Geographie. Die Meridiane zieht er von 5 zu 5 Graden, während er die Breitengrade zwar parallel mit dem Aequator, aber in unregelmäßigen Abständen von einander durch Hauptorte legt. Indessen vergrößert er noch sehr stark die Längen, indem er z. B. das Mittelmeer um 20 Grade länger macht als seine wirkliche Ausdehnung beträgt, so daß Columbus, welcher besonders auf Ptolemäischen Studien fußte, den Westweg nach Indien für viel kürzer hielt, als er sich wirklich erwies. Gleichzeitig aber dehnt er den schmalen Nordrand weiter nach Norden, und Afrika weiter als seine Vorgänger nach Süden aus. Schweden und Norwegen kennt er nicht. Obgleich er die Serer notirt, so hat er doch von dem Osten Asiens eine sehr unvollkommene Kunde. An der Ostküste Afrikas reicht

sein Auge bis zum 10. Grade südlicher Breite, noch nicht bis Madagaskar, während die Westküste ihm so unbekannt wie seinen Vorgängern bleibt. Dagegen gewinnen Iberien, Gallien, Albion durch ihn eine richtigere Gestalt, nur daß er letzteres in seiner Ausdehnung von Norden nach Süden zu kurz faßt. Juvernia (Irland) stellt er nicht mehr, wie Eratosthenes und Strabon, nördlich, sondern westlich von Albion dar, wenn auch mit diesem in gleicher Ausdehnung vom Süden nach dem Norden, dessen äußerstes Land bei ihm wieder Thule, vielleicht eine shetländische Insel ist. Die deutsche Nordküste bis zum Albis stellt er richtiger als Plinius und Tacitus dar, aber Scandinavien liegt für ihn noch in der Dunkelheit, wogegen ihm die südliche Küste der Ostsee, die er nicht als einen Meerbusen kennt, ziemlich richtig vor Augen steht. Die Ostküste Libyens verlängert sich im Süden nach Osten, wie die asiatische von Hinterindien an nach Westen. Der indische Ocean ist demnach ein Binnenmeer, der auch im Süden von einer Küste geschlossen ist. Die 27 Karten rühren höchst wahrscheinlich nicht von Ptolemäus, sondern von Agathodämon her. Nicht aber in dem bisher Gesagten ruht die eigentliche Bedeutung des genialen Alexandriners, sondern in dem unter allen astrologischen Beisatz aufstrahlenden Gedanken, daß die Verschiedenheiten der Nationen nach Leibesbeschaffenheit, Lebensgewöhnung und allgemeinen Charakterzügen von den physikalischen Verhältnissen abzuleiten seien, unter denen sie sich entwickelt haben — ein Gedanke, der erst 1700 Jahre später von der Wissenschaft wieder aufgenommen wurde. Die Geographie des Ptolemäus hat Strabons Einfluß bis an das Ende des Mittelalters hin gebrochen: sie war der Leitfaden der Reisenden und die Summa geographischer Weisheit.

Die **Römer** haben durch den Aufbau ihres Weltreichs, welches fast den ganzen damals bekannten orbis terrarum umspannte, den geographischen Horizont bedeutend erweitert. Für die wissenschaftliche Bearbeitung des so gewonnenen Materials haben sie wenig gethan und stehen auch hier ganz auf griechischen Schultern. *) Der aus Spanien gebürtigte **Pomponius Mela** schrieb um 40 n. Chr. sein Compendium de situ orbis; das große Werk des älteren **Plinius**, die naturalis historia, „das großartige Unternehmen einer Weltbeschreibung, aus welcher hernach eine Art von Encyklopädie der Natur und Kunst wurde", enthält vom zweiten bis fünften Buche Kosmographie und

*) Ein Lebensbild geographischer Studien unter den Gebildeten Roms bei Propertius, Eleg. IV. 3, 35 fg.

(Ich) lerne dann auch, wo das Ziel des Siegs, der Araxes, sich wendet,
Wie viel Meilen das Roß dürstend des Parthers durchrennt;
Präge das Bild von den Ländern mir ein, das bunt mir die Karte
Zeigt, und wie weise der Gott alle die Welten gereiht,
Wo vor Kälte die Erde erstarrt, wo stäubet vor Hitze,
Welcherlei Wind das Schiff gut nach Italien treibt.

Geographie. Treffliche Bilder in engem Rahmen geben Cäsar in den Büchern vom gallischen Kriege über gallische, germanische und britische Stämme, Tacitus in der Germania von Deutschland, in Agricola's Leben von Britannien. Dem praktischen Sinne des Volkes entsprechen die Itinerarien der Kaiserzeit, topographische Entwürfe des römischen Reichs, zunächst für militärischen Gebrauch. Die sogenannte Peutingersche Tafel ist unter ihnen das bedeutendste. Sie hat ihren Namen von dem Augsburger Advokaten Conrad Peutinger († 1547), der sie aus einem Kloster zu Speier seinen Bücherschätzen einverleibt hatte.

Die Erkenntniß des Weltganzen hatte im Alterthume vier Hauptepochen durchlaufen. In die erste fallen die Versuche der Phönicier aus dem Becken des Mittelmeeres gegen Osten nach dem Pontus und Phasis, gegen Süden nach Ophir und den tropischen Goldländern, gegen Westen durch die Hercules-Säulen vorzudringen. Die zweite Epoche bilden die Kriege des großen Alexander, die dritte das gelehrte Zeitalter der Ptolemäer, die vierte die römische Weltherrschaft.

„Mit der Völkerwanderung (375) und dem Untergange des abendländischen Reiches (476) tritt für einen großen Theil der schon bekannten Erde eine große Verwirrung ein — es erscheinen längere Zeit nur ephemer existirende sogenannte Reiche, für welche die Geographie keine Grenzen und keine eigentlichen Karten, kaum Namen aufzuweisen hat; Eroberungs-Complexe ohne Arealbestimmung und ohne alle statistische Regelung. — Undurchdringliches Dunkel überzieht von Neuem den Erdkreis von allen Seiten her und nach allen Seiten hin. Der plumpste Aberglaube und jede Abgeschmacktheit von Erzählung über ferne und fremde Gegenden, die eigentlich niemand mehr kannte, fand willige Hörer; anstatt Uranographie und Geographie werden daher Schilderungen und Wunderbeschreibungen über Himmel und Erde verbreitet. *) Und wie konnte es bei der gänzlichen Zerstörung, Umgestaltung und vielfach versuchten Neubildung des geographischen Tableaus des Alterthums, bei Verdrängung, Aus- und Einwanderung so vieler, großer Völkermassen auch anders sein! Einzelne, früher sehr bekannte Länder und Regionen der an sich noch nie ganz gekannten alten Welt traten sogar eine Zeit lang wieder ganz heraus aus dem geogra-

*) Ein schlagendes Exempel bietet Procop vom Gothischen Kriege 4, 20. Hundert Jahre sind etwa verflossen, seit die römischen Legionen Britannien verlassen und was weiß der Byzantiner zu erzählen? Brittia wird durch eine Mauer in eine Ost- und Westhälfte geschieden. Auf der Ostseite ist alles normal: auf der Westseite gibt es so viele Vipern, Schlangen und giftige Thiere, die Luft ist so pestilenzialisch, daß ein Mensch, der über die Mauer in diesen Westen steigt, sogleich todt niederstürzt. Noch mehr! Procop erzählt, was seiner eigenen Meinung nach Fabel ist, was er aber doch von Unzähligen gehört hat. Nach der Westseite werden die Seelen der Todten gefahren. Sie klopfen Fischer und Bauern die Nacht aus dem Schlafe und lassen sich von ihnen in jenes Westland rudern.

phischen Horizonte — namentlich wird ein großer Theil Asiens, in welchem die historische Geographie längst schon und früher vorzugsweise ergiebigen Boden gefunden hatte, wieder in Nacht und Nebel gehüllt und völlig in Vergessenheit gebracht. Geographische Zersplitterung und Zerrissenheit, unstetes Hin- und Herziehen, Entstehen und Vergehen macht demnach den Charakter des Zeitalters der Völkerwanderung aus — diese Zeit war mit ihren geographischen Erscheinungen einer laterna magica vergleichbar — bunte wechselnde Gruppen zogen gleich den Bildern der Zauberlaterne über die rings umschleierte dunkle Erde — das in Trümmern aufgelöste römische Westreich ward auch geographisch vernichtet — von andern Erdtheilen war nichts mehr zu hören — um Fremdes kümmerte sich nur die ungebildete, leichtgläubige Neugierde." *)

Vergleichungsweise mit dem Alterthume war es jedoch für die geographische Entwickelung während der nun folgenden Zeit des Mittelalters wichtig, daß nicht alles, was auf die Geographie des Alterthums Bezug hatte, verloren gegangen war, sondern mit eintretender Ruhe bequem benutzt werden konnte; ferner daß in den einzelnen Hauptabschnitten des Mittelalters gleichzeitig mehrere Nationen für die Erforschung der Erde, wenn auch nur gelegentlich und nebenher, thätig waren.

Die Araber schlossen durch ihre Eroberungen ganz neue Theile der Erde auf und die Pilgerfahrten nach Mecca, die Handelszüge nach Indien und China vermitteln die Bekanntschaft sonst weit getrennter Völker mit einander. Das geographische Wissen wächst vornehmlich nach zwei Seiten hin. Im Osten von Asien erschienen Tibet, China und das Land der Mongolen bestimmter; in Afrika dringt mit dem Islam auch geographische Kunde tiefer ein. Die afrikanische Ostküste war den Arabern bis Sofala und Madagascar, die Westküste mindestens bis Cap Bojador bekannt. Unter den arabischen Geographen sind die bedeutendsten Edrisi, gewöhnlich der nubische Geograph genannt, weil er aus einem nubischen Herrscherhause stammte. Er schrieb **1153** in Sicilien seine „geographischen Ergötzlichkeiten" zur Erläuterung eines silbernen, **800** Mark schweren Globus, den sich König Roger I. von Sicilien hatte machen lassen. Nach der namentlich in Ansehung der Berge, Flüsse und Meere und ganz besonders des großen, südlich von Asien und Afrika zusammenhängenden Südlandes höchst wunderlich entworfenen Weltkarte, wurden bis zum Ende des **15.** Jahrhunderts fast alle Erdkarten angefertigt. Noch bedeutender ist Abulfeda, ein Fürst in Syrien und Nachkomme Saladins, welcher **1331** starb. Sein vollständiges Werk, zuerst **1838** in Paris herausgegeben, bezieht sich vornehmlich auf Aegypten, Arabien und Syrien, ohne den

*) Heinze in den „Materialien zur comparativen Geographie", eine Abhandlung, die in den engen Grenzen eines Schulprogramms (Görlitz 1855. Höh. Bürgerschule) viel Lesenswerthes enthält.

Blick auf wesentlich neue Gebiete zu erweitern. Sechzig andere Geographen sind von ihm benutzt. *)

Die germanisch-christliche Welt, mit der muhamedanischen lange Zeit nur stellenweise in Berührung, bewegt sich auf einem geographisch schon mehr bekannten Terrain, zählt jedoch — von den Erweiterungen der Erdkunde durch Missionen abgesehen, bei denen „der Geograph zur wissenschaftlichen Ernte dem Priester und Propheten folgt" — in ihrer Familie ein Volk, das erst spät zur Ruhe gekommen, auf den verschiedensten Schauplätzen aufgetreten ist. Das sind die Normannen. Mit den Arabern, mit denen sie sich später berührten, haben sie das wild hinstürmende, unruhig umherschweifende, abenteuernde Lebenselement gemein. Ihre im 8. Jahrhundert beginnenden Fahrten nach Island, Grönland, Labrador, vielleicht noch viel weiter nach Süden herunter werden uns noch später beschäftigen. Aber wenn wir auch von dieser ersten Entdeckung Amerikas absehen, da sie geographisch ganz ohne alle Folge blieb und wieder gänzlich in Vergessenheit kam, bleibt den Normannen das Verdienst und der Ruhm, eine ganz neue Abtheilung der alten Welt in den geographischen Horizont der Erdbewohner zuerst eingeführt zu haben — nämlich den Norden von Europa.

Die muhamedanische und die christliche Welt treffen in den Kreuzzügen im 12. und 13. Jahrhundert zusammen. Unter den unermeßlichen Folgen dieser großartigen Periode deuten wir auf die für unsere Untersuchung wichtigen hin. Der Anschauungskreis der Welt im Allgemeinen erweitert sich, die bisherige Abgeschlossenheit der Völker wird durchbrochen, die Kunde des Orients gewinnt an Ausdehnung und Sicherheit, Unternehmungsgeist und Reiselust nehmen einen neuen Aufschwung. „Tausende hatten mit eigenen Augen gesehen, was man ihnen bisher immer nur beliebig beschrieben und wovon man erzählt hatte, wie es dem Erzähler zweckdienlich schien. — Ein Sinn, ein Geist wurde heraufbeschworen, der bei allem Schlimmen, das er anrichtete, doch allein später nur fähig war, den Schleier von der zweiten Hälfte der westlichen Hemisphäre unseres Erdballs hinweg zu ziehen, deren Dasein seit der Annahme von der Kugelgestalt der Erde theoretisch wohl behauptet werden konnte, während sie in Wirklichkeit noch ganz außerhalb des geographischen Horizonts lag und trotz der früher erwähnten Entdeckung Grönlands durch die Normannen noch völlig terra incognita war."

Und vor Allem bleibt der durch die Kreuzzüge hervorgerufene Fortschritt des europäischen Handels zum Welthandel zu erwähnen! Der Handel läßt keine träge Isolirtheit zu, er sucht Abzugskanäle und Märkte für seine Waaren;

*) Unter orientalischen Manuscripten, welche Dr. Sprenger in Calcutta gesammelt und der König Friedrich Wilhelm IV. für die Berliner Bibliothek angekauft hat, befindet sich die bisher unbekannte Geographie des Arabers Ahmed Moquaddasi. Carl Ritter erklärt sie für das lehrreichste Werk über Erdkunde, das in der arabischen Sprache existirt.

er ist der wahre Pfadfinder für die Geographie. Nach den Kreuzzügen bilden sich in Europa zwei weit gedehnte Handelskreise aus. Den Mittelpunkt des nördlichen bildet die Hansa mit dem Vororte Lübeck; von der eine genauere Kenntniß der Ostseeküsten ausgeht — den südlichen die großen italienischen Seestädte. Venedig und Genua, *) Pisa und Amalfi, entsenden ihre Schiffe — seit dem 12. und 13. Jahrhundert mit dem Compaß ausgerüstet — an die asiatischen und afrikanischen Gestade des Mittelmeeres und seiner Nebenmeere und bringen von da auf Caravanenwegen in das Innere des Orients. Diesen großen Handelsstaaten schließen als unternehmende Seefahrer sich noch die Catalonier an. Nach den neuesten Forschungen unterliegt es keinem Zweifel, daß sie schon ein halbes Jahrhundert vor den Portugiesen Cap Bojador umsegelten und bis zum Rio d'Ouro gelangten.

So an der Grenze des Mittelalters angelangt, werfen wir nochmals einen Blick rückwärts auf einzelne bedeutende Namen im Gebiete der geographischen Beschreibung, welche noch in jenem Alter meist mit eigener Anschauung Hand in Hand geht. Cosmas Indicopleustes, früher ägyptischer Mönch, dann ein vielgereister Kaufmann, zwischen 530 — 550, erweitert zwar in seiner τοπογραφικὴ χριστειανικὴ die Kenntniß von China, vertheidigt aber besserem Wissen gegenüber die Erde als viereckige, von erhabenem Rande umgebene, vom Firmamente überdeckte Scheibe. Um 750 schrieb der Geographus Ravennas, ein unbekannter Gothe, sein Reisewerk, von dem Auszüge vorhanden sind. Die bedeutendste Erscheinung, ein Stern erster Größe am Himmel geographischer Forschung, ist der Venetianer Marco Polo, „der größte Landreisende aller Jahrhunderte", der Herodot des Mittelalters. Er hat mit seinem Vater Nicola Polo (der schon vorher 19 Jahre im Orient gewesen) 25 Jahre lang 1270 — 1295 theils am Hofe des mongolischen Großchans Kublai verweilt, theils von da aus Reisen bis Indien und China hin, wohin kein Europäer gedrungen war, gemacht, und sein wahrheitgetreuer Reisebericht (der zuerst 1496 in Venedig gedruckt ward) hat Ostasien erst in den geographischen Gesichtskreis eingeführt und gibt von Japan die erste Nachricht. **)

Die bedeutendsten systematischen Werke des spätern Mittelalters sind: des Albertus Magnus Liber cosmographicus s. de natura loci, um die

*) Ob der Sage, daß die beiden Genueser Tedisio Doria und Ugolino Bivaldi schon am Ende des 13. Jahrhunderts eine Reise um Afrika nach Ostindien wagten, aber nicht zurückkamen, eine bestimmte Thatsache zu Grunde liege, ist schwer zu ermitteln.

**) Goethe Westöstlicher Divan: „Dieser vorzügliche Mann steht allerdings obenan. Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weit ausgreifenden Wanderers höchst geschickt, das Gefühl des Unendlichen, des Ungeheuren in uns aufzuregen."

Mitte des 13. Jahrhunderts geschrieben; Roger Baco's, des Doctor mirabilis, Opus majus von 1270, und G. Reisch, Priors in der Karthause zu Freiburg, Margarita philosophica, eine encyklopädische Darstellung sämmtlicher Wissenschaften, unter welchen auch die Kosmographie ihre Stelle hat, 1503.

Eine großartige Epoche führten nun die beiden Jahrhunderte herauf, welche mittlere und neuere Welt in einander überleiten. Da von ihren Unternehmungen in anderm Zusammenhange ausführlich gesprochen werden muß, kommt es uns hier nur auf den Gesammtüberblick und Totaleindruck an.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

— **Deutsche Dichter und Prosaisten**, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken, geschildert von Dr. Friedrich Palbamus. Zweite Abtheilung. Erster Band. Mit 16 Portraits und Facsimile's in Holzschnitt. Leipzig. Teubner 1858. In dem vorliegenden Bande finden als Hauptträger der damaligen Literaturperiode besonders Klopstock, Wieland und Lessing eine gründliche und eingehende Besprechung, welche nicht nur im Allgemeinen auf die vorhandenen und allbekannten Werke dieser Dichter einen kritischen Blick wirft, sondern die, indem sie auch den leitenden Ideengang derselben zu verfolgen sucht, somit gewissermaßen in das Herz und Wesen der Literatur selber eindringt. So äußert sich der gelehrte und um die Biographie und Charakteristik der deutschen Dichter aus der sogenannten klassischen Periode wohlverdiente Verfasser obigen Werkes, indem er den Plan der Klopstock'schen Messiade, der bekanntlich schon während der Schulzeit auf der Pforte entstand, ins Auge faßt, unter anderm dahin: „Verschiedene epische Vorwürfe hatten den jungen Dichter lebhaft beschäftigt, unter ihnen namentlich wieder der deutsche Kaiser Heinrich I., bis die Idee der Messiade alle übrigen dichterischen Pläne zurückdrängte. Wodurch Klopstock auf dieses erhabene Thema geführt wurde, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, es braucht durch nichts aus einer bestimmten einzelnen anregenden Veranlassung abgeleitet zu werden. Wir wissen ja, daß religiöser Ernst, eine fromme Ehrfurcht vor Gott und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, im väterlichen Hause herrschte, und daß solcher Sinn und solche Ehrfurcht in dem Herzen der Kinder genährt und gekräftigt wurde. Es scheint darum viel darauf anzukommen, ob Klopstocks eigene religiöse Stimmung das Thema der Messiade fand und ergriff, oder ob die Bekanntschaft mit dem englischen Dichter Milton diese Wahl vermittelte. Denn wie hätte Miltons verlorenes Paradies anregend wirken können, wenn nicht jene religiöse Stimmung schon in dem Herzen des Jünglings gewohnt hätte? Daß aber das Gedicht des Engländers dazu beitrug, die Idee zum wirklichen Plane zu bringen, scheint unzweifelhaft. Klopstock sah das verlorene Paradies bei einem Mitschüler: er ergriff das Buch und schlug die Allegorie von der Sünde und dem Tode auf, die ihn anfänglich wenig reizte. Als er aber später eine andere Uebersetzung bekam, vertiefte er sich so in die Dichtung, daß der Rektor sich veranlaßt sah, die Lektüre und Nachahmung des Milton zu verbieten. Bei dieser Gelegenheit war Klopstock muthig genug, den englischen Dichter in einer öffentlichen Schulrede zu vertheidigen. So führt uns hier und an vielen andern Stellen der Verfasser geschickt in die Geisteswerkstatt der Dichter hinein und bringt nebenher eine Menge speciell-literarhistorischer Notizen bei, welche er seinem Sammelfleiße verdankt, und die geeignet sind, uns manche neue Gesichtspunkte für die Würdigung der dichterischen und schriftstellerischen Bedeutung der einzelnen Autoren zu eröffnen. Das Werk, welches außer der Lebensbeschreibung

der obengenannten Dichter auch die Biographieen von Denis, Kretschmann, von Gerstenberg, Schubart, Geßner, von Alpinger, Blumauer, Bürger, Voß, Hölty, Miller, Boje, Friedrich Leopold Graf von Stolberg, Claudius, Gotter, von Göckingh, Möser, Winckelmann und Heyne bringt, will weder als eine Literaturgeschichte im eigentlichen Sinn des Worts noch als eine Anthologie auftreten, vielmehr nur als ein Werk, das sich als ein nützlicher und angenehmer Rathgeber, als ein erläuterndes Handbuch bei der Beschäftigung mit Literatur und Literaturgeschichte erweist. Als ein solches hat es seine Aufgabe treu und wacker gelöst. Wir dürfen das Buch, auf dessen Fortsetzung wir mit Spannung blicken, da der zweite Band die Koryphäen der Literatur: Herder, Göthe, Schiller in ähnlicher Weise betrachten will, mit gutem Gewissen auf's Angelegentlichste dem Publikum zur Lektüre empfehlen. J. A.

— **Gedichte von Strodtmann und Prutz.** Unsere Poesie hat sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren in lauter Gegensätzen bewegt. Auf die politische Tendenzpoesie, welche die Saiten ihrer Lyra zu hoch spannte, folgten die Dichter mit religiöser Richtung. Da gab es katholische, protestantische und andere confessionelle Lieder, die kernigen Bibelsprüche wurden in der neuen Hippokrene eingeweicht und verwässert, Scheinheiligkeit und falsche Sentimentalität ward Mode. Man ließ wieder Kobolde spuken, Feen daherschweben, und holte den ganzen Apparat der mittelalterlichen Romantik hervor. Alles wurde redend eingeführt bei den neueren Dichtern, Steine, Bäume, Blumen, Quellen, nur der denkende Mensch mit seinen Freuden und Leiden ließ sich nicht vernehmen. Diese letzte Richtung haben wir überstanden und unsere neuesten Dichter gerathen wieder ins rechte Geleise.

Gedichte von Adolph Strodtmann. Ein geborner Holsteiner, nahm Theil am Kampfe gegen die Dänen. Er wurde verwundet, bezog später die Universität Bonn, schloß sich an Kinkel an, wurde relegirt und da er auch in den Nachbarstädten kein Asyl finden konnte, wanderte er aus nach Amerika. Von dorther hat uns der begabte Dichter zwei Bände zugeschickt, wovon der eine, eine Sammlung lyrischer Klänge und der andere ein kleines Epos enthält. Seine Gedichte beginnen mit einer Widmung an Deutschland:

Sei gegrüßt aus weiter Ferne,
Land der Träume, deutsches Land!
Deine Wunden heilt' ich gerne,
Wiese zu der Freiheit Sterne
Kühn empor mit starker Hand.

Wir lassen gleich die schönen Abschiedsverse folgen:

Abe! Gott segn' Euch alle Zeit,
Und geb' Euch gutes Glück;
Muß wandern in die Ferne weit —
Ihr bleibt daheim zurück.
Mein Segel schwellt der leichte Wind,
Und führt mich über's Meer,
Abe, Abe, die Thräne rinnt
Und macht das Herz mir schwer. . . . .

Die Welle klingt, das Segel schwellt
Der Winde leicht Gebraus,
Behüt' dich Gott, du alte Welt!
Muß wandern weit hinaus.
Die Lieb' ist dort, die Lieb' ist hier,
Sie schlingt ein golden Band
Von mir zu Euch, von Euch zu mir —
Leb' wohl, mein Heimathland. —

Zum Schlusse führen wir noch ein paar Verse an aus dem schönen Liede des Relegirten:

Der Morgen glänzt, der Nebel flieht,
Es muß geschieden sein,
So sing' ich Euch ein letztes Lied,
Und dann hinab den Rhein!
So wild die Woge braust und schäumt,
Sie hält mich nimmer auf.
Die Freiheit kommt, derweil ihr träumt,
Wohlauf! mein Schiff, wohlauf!
Und Ihr auch, die mich fortgesandt,
Lebt wohl, ihr weisen Herrn. rc.

Doch wir können hier nicht alle Schönheiten, die diese kleine Sammlung enthält, aufzählen.

Rohana; ein Liebesleben in der Wildniß, das alte Lied von verrathener Liebe und von lodernder Rache, mit schönen Naturschilderungen am Eriesee in Nordamerika untermischt. Der Dichter schildert darin das Indianerleben in Berührung mit der Civilisation.

Aus der Heimath. Neue Gedichte von R. Prutz. Wer kennt nicht das eine oder das andere Werk dieses vielseitigen Schriftstellers, der lyrische und politische Gedichte, Dramen und Romane verfaßt und dabei sich auch als Kritiker und Litterar-Historiker ausgezeichnet hat. Der Dichter muß sich im Jungbrunnen gebadet haben, denn in seiner „zweiten Liebe" lodert und flammt viel mehr Gluth als in seinen früheren Liebesliedern. Sein „Herzog Bogeslav", eine poetische Erzählung, beginnt also:

Ein Lied für Euch, ihr Landsgenossen,
Ein Lied, das Männern wohlgefällt,
Von blanken Schwerdtern, munt'ren Rossen,
Von Segeln, die der Ostwind schwellt!
Von Bechern, die im Kreis noch gingen,
Wenn Morgen längst von Nacht sich schied,
Von stolzem Wagen, kühnem Ringen —
Ein frisches Lied, ein Pommernlied.

Der Dichter besingt die Abenteuer und Kriegszüge dieses ritterlichen Herzogs bis zu seiner Fahrt nach Jerusalem, wo er zur See einen Kampf mit den Türken siegreich besteht. Prutz verspricht das Gedicht zu vollenden, wenn es den Lesern gefällt. Um unseren sehnlichen Wunsch zu erfüllen, bitten wir den Dichter, sein Werk ohne Verzug fortzusetzen und zu Ende zu führen. R.

Unterhaltungen.

— **Die Schöpfung von Haydn**, eines der größten Musikwerke aller Zeiten, wurde am 31. v. Mts. durch den Rühl'schen Gesangverein in der Catharinenkirche vor einem äußerst zahlreichen Auditorium aufgeführt, und hat überall den mächtigsten und gewaltigsten Eindruck zurückgelassen. Dieser nachhaltige Eindruck zeigt eben, wie erhaben das Werk ist, und wie es Haydn verstanden hat, von der großen göttlichen Schöpfung einen erhabenen Ausdruck zu geben. — Das Entstehen des Werkes fällt schon in das Greisenalter des Meisters, wo manch anderer Componist bereits abgenutzt oder sich überlebt hat. Bei Haydn ist das nicht der Fall;

er bleibt ewig jung und frisch, seine Musik ist stets voller Anmuth, voller Empfindung, seine Melodien sind herrlich und zum Herzen sprechend, seine Harmonien sind überraschend schön, seine Instrumentirung ist voller Leben und Grazie, und die kontrapunktirenden Sätze gehen fließend fort, spielen sich leicht, hören sich angenehm an und sind ohne allen Zwang. Mit den einfachsten Mitteln erzielt der Meister den größten Effekt. So, um nur Einzelnes hervorzuheben, hat er z. B. die mächtig ergreifende und erhabene Stelle „Und es ward Licht" nach vorhergegangenem C moll Dreiklang den C dur Dreiklang benutzt, und denselben vom ganzen Chor und Orchester herausjubeln lassen; und siehe da, die Wirkung ist die mächtigste. Wie schön charakterisirt er in der Arie „Nun schwanden vor dem heiligen Strahle" das Entfliehen der Höllengeister durch chromatische Gänge, welche sich fortsetzen bis zum Chore „Verzweiflung, Wuth und Schrecken begleiten ihren Sturz"; es umschleicht uns ein unheimliches Gefühl, aber plötzlich wird es licht in unserem Gemüthe, wir singen mit Haydn in seiner liebenswürdigen Weise „Und eine neue Welt." Herrlich und erhaben ist der Chor „Die Himmel erzählen." Demselben liegt ein gewaltiger Baß zu Grunde, welcher dem Ganzen einen großartigen Charakter verleiht, besonders am Schlusse der Fuge, wo der Baß von c hinaufbraust in die kleine Septime und unaufhaltsam in halben Tönen bis zum d weiterdringt, hier keinen Ruhepunkt aber findend, sich wieder zum as herunterlenkt, den übermäßigen Sextakkord bildet und verklärend uns wieder die Tonart zeigt. Ebenso großartig in der Anlage und Ausführung sind die Chöre „Vollendet ist das große Werk" und der Schlußchor „Singt dem Herrn." Leider gönnt uns der Raum nicht, alle einzelnen Schönheiten hervorzuheben und wiederzugeben, wie wir sie bei der Aufführung empfunden haben. — Was die Ausführung des Concerts anlangt, so war dieselbe, trotzdem löbl. Theater-Comité alle Kräfte dem Vereine entzog, eine in allen Einzeinheiten gelungene zu nennen. Fräulein Veith mit ihren herrlichen Stimmmitteln und ihrer Gesangsvirtuosität hatte den Charakter des Oratoriumsgesanges getroffen und denselben mit einer Wärme und einer Empfindung wiedergegeben, wie wir es noch nicht gehört haben. Herr Wagner, mit einer schönen Stimme begabt, die den ächten Tenortimber hat, sang seine Partie recht anerkennungswerth. Die Leistung des Herrn Hill war vortrefflich. Ausgezeichnet war das letzte Duett „Holde Gattin 2c." Das Darmstädter Orchester spielte mit einer meisterhaften Präcision, und der Chor sang mit einer Begeisterung, wie man es nicht anders vom Rühl'schen Vereine erwarten konnte. Mögen der Verein und dessen tüchtiger Direktor fortfahren in ihrem Streben, dem Publikum Klassisches und wahrhaft Schönes vorzuführen, denn nur dadurch kann der jetzt vorherrschenden verderbten Geschmacksrichtung ein Damm gesetzt und der wahren Kunst ein Dienst geleistet werden.

W . . . . b.

— **Das Campana-Museum in Rom.** Dieses herrliche Museum wird gewiß jedem Reisenden, der Rom besucht, das größte Interesse bereiten. Es ist von dem aus einer altadeligen Familie entsprossenen Marquis Campana, welcher 26 Jahre lang Direktor des großen öffentlichen Leihhauses, unter dem Namen Monte di Pietà bekannt, begleitet, gegründet und bietet in 10 Sectionen die kostbarsten Schätze des Alterthums, vergangener Kunst und Industrie zur Schau. Die Sectionen begreifen der Reihe nach: 1) Meisterwerke griechischer und römischer Sculptur, chronologisch geordnet; 2) Bronce-Gegenstände römischen und etruskischen Ursprungs, als Büsten, Urnen, Waffen, Spiegel, Vasen, Candelaber, Körbe, Kasten, sowie religiöse und häusliche Geräthe der Alten; 3) Alte Terra-Cotta-Gegenstände; 4) Etruskische und römische Vasen; 5) Juwelen, Diademe, Hals- und Armbänder, Ohrringe und Ringe mit Smaragden, Carniolen, Achaten und kostbaren Steinen; 6) Gegen 400 alte Medaillen in Gold aus der Zeit der römischen Republik bis zum Fall des Kaiserreichs unter den byzantinischen Herrschern; 7) Cameen und gravirte Steine, Ringe 2c., davon etwa 200 in Gold. Fast alles Etruskische Meisterwerke. Es befindet sich auch ein Ring darunter, den einst die Kaiserin Livia getragen und welcher später dem Papste Alexander VII. angehörte. 8) Glaswaaren aus dem häuslichen

Leben der Alten; Trinkgläser, Kannen, Vasen der luxuriösen Römer und Toilet-Gegenstände ihrer Frauen. 9) Fresken- und Wandgemälde aus der alten Mythologie und Geschichte; 10) Gegenstände aus den Ausgrabungen von Cumae und Sorrent, durch den Grafen von Syracus veranstaltet; Marmor- und Bronce-Statuen, Vasen, Säulen, Tragsteine, Kapitäle und andere Antiquitäten. —e—

— **Die Entdeckung einer wichtigen griechischen Inschrift** wird dem Dresdener Journal gemeldet. Dieselbe soll einiges Licht über die Eleusinischen Mysterien verbreiten. Sie ward in dem Dorfe Hagi-Konstantios ungefähr 4 Lieues nördlich von Kalamata gefunden und soll den ganzen Umriß (Diagramma) der Feier enthalten. Der Stein mit der Inschrift war zwei Meter lang, aber die Leute, die ihn fanden, unkundig seines hohen Werthes, schnitten ihn in der Mitte entzwei und verwendeten ihn als Thürpfosten ihrer Kirche. Durch diese Verstümmelung sind ungefähr 20 Zeilen für immer verloren gegangen, aber ungefähr 100 sind übrig, wiewohl sie theilweise auch beträchtlich gelitten haben. Die Inschrift beginnt mit dem von den Priestern und Priesterinnen zu leistenden Eide, welche Letzere u. A. zu schwören haben, daß sie ihren Ehemännern treu geblieben sind. Dann wird die Uebertragung gewisser mysteriöser Dinge bestimmt, der Kranz und das Kleid vorgeschrieben, die der Einzuweihende zu tragen hat, der Eid der Gynäkonomoi, d. h. Frauenaufseher, formulirt, die Ordnung der Procession angegeben und dergleichen. Zwanzig Rabbüchoi, d. h. Stabträger, haben für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wer diese stört, wird mit schweren Strafen bedroht. Der Hierophant Mnesistratos wird mit der Sorge für die heilige Quelle, die Bäder ꝛc. betraut. Die ganze Inschrift ist im dorischen Dialekt gehalten und die Form der Buchstaben aus der nach-euklidischen Zeit. Der Entdecker und erste Abschreiber der Inschrift ist ein Herr Wlastos, Schullehrer in Andrytsaina, der dieselbe in der Athenischen Zeitschrift „Philopatris“ veröffentlicht hat.

— **Geographisches aus Central-Afrika.** In der letzten Sitzung der königl. geographischen Gesellschaft in Burlington-House in London verlas der Präsident Sir R. Murchison Berichte über die Reisen und Entdeckungen der Capitaine Burton und Speke in Central-Afrika. Sie betrafen den See Ujiji, westlich von Zanguebar, der nach den Karten 200 Meilen (engl.) lang und 27 Meilen breit sei. Die Reisenden hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und viel von giftigen Insekten zu leiden. Speke drang weiter voran und suchte nach einem ofterwähnten großen See in Mittel-Afrika, welcher noch 16 Tagreisen nördlicher liegen sollte. Sowohl Burton's als Speke's Berichte bestätigen vollkommen die Ansicht Livingstone's vom Vorhandensein eines großen Wasser-Plateau's in Central-Afrika; die Reisenden führen auch die Thatsache an, daß das muthmaßliche Erstrecken der Mondgebirge bis zu jener Gegend nichts als „Mondschein“ sei, da sie solche auf ihrer Route nicht gesehen und die höchsten Berge nur 5000 Fuß betragen, wie denn auch der See Ujiji nur 800 Fuß über der Meeresfläche liege. —e—

— **Denkwürdigkeiten Katharina's II.** Diese von Alexander Herzen in London herausgegebenen Memoiren bilden eine vielgesuchte Lektüre und erregen allgemeines Aufsehen. Da sie von demokratischer Seite besorgt, wird vielleicht ihre Aechtheit angefochten; allein sie tragen durch die von Katharina gemachten Aeußerungen so sehr den Stempel der Wahrheit an sich, daß jeder Verdacht, als seien sie zu irgend einem politischen Zwecke gefertigt, verstummen muß.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 7. Frankfurt a/M., den 12. Februar. **1859.**

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Die Hähnlein allein verlor selbst in diesen furchtbaren Augenblicken die Besinnung nicht, sondern trat dem zornigen Herrn keck mit dem Märchen von der ersten Amme u. s. w. entgegen. Unterdessen schob Frau Steinbach den Schirm bei Seite, kniete mit zärtlich leuchtenden Blicken, wie nur die sehnsuchtsvolle Mutterliebe sie ausströmen läßt, vor dem Bette nieder, und die Hand ihres sie verwundert anstaunenden Kindes mit Küssen bedeckend sagte sie: Mein Engel! Ich bin deine Mutter! Ich habe dich eben so lieb als Maria den Heiland!

Du? fragte das Kind sie freundlich anlächelnd und ihr ohne Furcht seine Hand lassend. Kann ich denn eine Mutter haben und eine Mama? fügte er mit einem so klugen und schelmischen Blicke seiner schönen blauen Augen hinzu, daß sie vollends Alles um sich her vergaß, aufspringend ihn auf ihre Arme nahm und sich mit ihm zur Thüre wendend in Wahrheit wie eine Wahnsinnige schrie: Ich verachte Euer Geld! Laßt mir mein Kind! Es ist das meine! — Mit Schmerzen habe ich es geboren, mit tausend bittern, ach wie bittern Schmerzen es beweint. — Ich will es wieder haben! Ihr liebt es doch nicht! — — Lovel gerieth nun vollends in die äußerste Aufregung.

Er wollte der Frau das Kind entreißen, aber vergebens. — Otto schrie: Lieber Papa, laß mich doch! Sieh doch nur, sie ist ja meine Mutter! Die Hähnlein schalt auf die Frau ein, nannte sie eine undankbare und wortbrüchige Kreatur. — Die Müller versuchte Otto mit Schmeichelworten zu bewegen, seine Arme von dem Halse der Wahnsinnigen loszugeben. — Selbst Betti ermannte sich wieder und stimmte mit in die Vorwürfe ein, mit denen die Hähnlein Frau Steinbach überschüttete. Diese aber vertheitigte sich damit, daß sie den Zusammenhang dieses Auftrittes völlig verrieth und das Ende desselben war, daß Herr Lovel die Hähnlein, die ihn dazwischen noch immer zu beschwichtigen suchte, wie ein giftiges Reptil von sich schleuderte und die Arme gen Himmel streckend aufschrie: Gott! Herr mein Gott! Gib mir Wahrheit! Gib mir Licht! — Gib mir Luft, ich ersticke! — Ist denn die ganze Hölle losgelassen, mich mit Lug und Trug zu umstricken!? — Nur Wahrheit, nur Licht!

Glauben Sie mir, Herr! rief Frau Steinbach. Ich schwöre bei meiner Seele Seligkeit, dies Kind gehört mir! Die reiche Madame hat es mir abgekauft, da ich und meine drei andern Kinder, die nun auch schon im Grabe liegen, sonst den Hungertod hätten sterben müssen. Zehn Jahre lang habe ich mein Leid getragen, und mein Wort gehalten, zu schweigen bis ins Grab. Ich sehe es auch wohl ein, daß es schlecht von mir ist es jetzt gebrochen zu haben, aber Gott helfe mir! — Ich konnte nicht anders.

Immer wollte die Hähnlein dazwischen treten, allein Herr Lovel ergriff sie endlich mit Heftigkeit bei beiden Schultern, und sie auf den nächsten Stuhl zwingend, schrie er mit einer wahren Donnerstimme: Kein Wort mehr Schlange, oder ich zertrete dich!

Das war ihr aber doch zu viel. Diese Behandlung von ihm, der das Ideal ihres Lebens war, ertrug sie nicht länger, und in krampfhaftes Weinen ausbrechend, heulte sie halb von Schmerz halb von Zorn fortgerissen: Ist das mein Lohn für die Liebe und Treue, mit der ich Ihnen und ihren Eltern von Kindesbeinen an gedient, und selbst den eignen Mann darüber in seiner letzten Krankheit vernachlässiget habe? — Was anders als die reinste Liebe und Treue für Sie hätte mich denn bewegen können, Madame zu helfen, den Plan mit dem Kinde auszuführen? — Haben Sie nicht mir allein so oft geklagt, wie unglücklich Sie sich fühlten, keinen Erben ihres Namens zu haben? — Und Gott wollte Ihnen keinen schenken! Ihre Mutter, die alte Frau, war auch so unglücklich darüber, was konnte es denn nun schaden, wenn Sie Beide nur glaubten, der kleine Otto sei ein ächter Lovel?

Also doch! — Also doch — stöhnte der unglückliche hintergangene Mann, und ein Blutstrom entquoll seiner gemarterten Brust. Bei diesem Anblicke vergaß die Hähnlein alles Andere. Sie riß die Klingel einmal für Heinrich, — — er kam nicht. Sie zog sie zweimal und das Hausmädchen erschien.

Der Bediente sei in der Stadt, auch Friedrich mit dem Wagen dort geblieben. Betti war schon hinauf zu Herrn Lovel's Mutter, und diese erschien, als noch Alle rathlos standen. So eben war ihr Sohn wieder zu sich gekommen, und sie befahl sofort: ein Bett für ihn in diesem Zimmer herzurichten. Alle Mädchen, auch die ihrigen, mußten helfen. Unterdessen hatte die Hähnlein den Kranken schon sanft zu dem Sopha geführt, auf dem sie vorläufig ein Lager so bequem als möglich mit Kissen aus Otto's Bette zurecht gemacht hatte. Salz mit Wasser mußte der Kranke trinken, und er beruhigte endlich seine Mutter mit den matt hervorgehauchten Worten: Es gehe vorüber, er fühle sich schon um Vieles besser.

Otto und seine Mutter wurden in dem Trouble ganz vergessen, und wenn gleich Anfangs der weinende Knabe nach seinem lieben, kranken Papa verlangte, ließ die Mutter ihn doch nicht von sich. Sie tröstete und beruhigte ihn mit den zärtlichsten Worten, und fragte ihn nur immer aufs Neue: Hat dein Papa dich lieb wie ich? — Nicht so wie du, aber doch sehr, sagte das kluge Kind, und dann drückte sie es immer wieder an ihr überseliges Herz und tröstete sich und ihn mit der festen Zuversicht: dann läßt er mich auch bei dir oder gibt mir dich wieder.

Aber was wird Mama sagen, daß ich nun auch eine Mutter habe wie der Heiland? fragte das Kind ängstlich.

Hat sie dich lieb wie ich, mein Engel?

Nein, gar nicht lieb, antwortete das Kind, traurig den Kopf senkend.

Nun dann kümmere dich nicht um sie, mein Otto! Wenn deine Mutter dich an ihrem Herzen hält, kann dir Niemand etwas anhaben.

Aber Betti! sage mir, wo kommt Ihr Alle her? — Wer ist die Frau, die wie verrückt den armen Otto herzt und küßt? Und weßhalb bist Du nicht ins Theater gegangen?

So fragte Madame Lovel ihre Gesellschafterin, nachdem sie die Mädchen wieder aus dem Zimmer geschickt, und Frau Müller dazubleiben befohlen hatte, während die Hähnlein den kranken Herrn bequemer kleidete und in das Bett brachte, das mit Zauberschnelle war hergerichtet worden, Frau Steinbach aber fortfuhr ihr Kind zu herzen.

Betti war in Verzweiflung. Was sollte sie sagen? — Was verschweigen? — Der Gedanke aber, daß doch Alles nun schon verrathen sei, was der Zufall ihr vertraut, und Rücksichten der Klugheit und Schonung sie bisher so gewissenhaft hatte verschweigen lassen, machte sie reden, ja — wer kann es wissen? vielleicht that es ihr wohl die erste zu sein, die ihrer Dame das furchtbare Geheimniß mittheilen konnte, freilich mit allen Zeichen der Angst und des Schmerzes, die sie in der That dabei empfand. Sie wähnte die auf so schändliche Weise Hintergangene, ihres Enkels, noch bei dessen Lebzeiten beraubte Großmutter, könnte während ihrer Erzählung vielleicht vom Schlage

gerührt werden, jedenfalls erwartete sie eine Ohnmacht oder dergleichen. Allein Madame Lovel hörte ihr mit einer Fassung, ja wie es der bang athmenden Erzählerin schien, zuletzt fast mit einer Art Vergnügen zu, daß sie davor zu schaudern begann, und sie das Ende so viel als möglich beschleunigend mit den Worten schloß: Und wenn ich nun auch meine Stelle verliere, Lambert ist unschuldig! Ihm habe ich, so wahr Gott lebt, kein Wort gesagt, und daß Madame ihm den Buchhalter-Posten deßwegen vom Herrn erbeten, weiß er eben so wenig. Darum, Madame, haben Sie Mitleid mit mir, und lassen Sie es nur ihn nicht entgelten.

Was fällt Dir ein? unterbrach Madame Lovel sie freundlicher als je. Bist Du schuld an diesem Menschenhandel? oder dem mir und meinem armen Sohne gespielten Betrug? — Sei ruhig, Betti! Es soll Dein Schade nicht sein, daß Du mir die Wahrheit gesagt.

In Betti rief es freilich: Es ist doch ein Steinherz! aber diesmal mischte sich der Jubelton: Gottlob! hinein, und sie war freudig bereit, mit der Droschke, die ja glücklicher Weise noch da war, wie die schmeichelnd herzutretende Hähnlein sagte, zum Arzt zu fahren, ihn von des Herrn plötzlichem Erkranken in Kenntniß zu setzen, um nebst ihm selbst sogleich die Arzenei mitbringen zu können. Gern hätte sie einen kleinen Abstecher nach dem Comptoir gemacht, auf welchem Lambert heute Abend zum ersten Male den Herrn vertrat; allein ihre Gewissenhaftigkeit erlaubte dies nicht, und so kehrte sie bald an der Seite des Doctors Alberti zurück, der sie selbst noch im Wagen mit seinen Fragen nach der Veranlassung dieses plötzlichen Rückfalles des kranken Herrn, mit dessen Befinden er in den letzten Tagen so sehr zufrieden gewesen war, quälte. Betti aber half sich so gut wie möglich aus dieser Verlegenheit, indem sie auf schmerzliche Familien-Ereignisse hindeutete, über die zu reden ihre Stellung ihr nicht gestatte.

VI.

Das Stübchen des Todtengräbers war von dem Scheine der untergehenden Sonne rosig beleuchtet, und der alte Martin sah wie in Gold gefaßt aus. Er saß in seinem Lehnstuhle am Kaffeetische mit dem behaglichen Gefühle, nun ausruhen zu dürfen nach des Tages Last und Mühen. Seine Tochter gab ihm eben mit der letzten Tasse die neue Nummer des Bienenkorbs, denn auch er las gern, wenn auch nicht die poetischen Erzeugnisse, so doch die Tagesbegebenheiten. Frau Martin plättete; die Katze saß mitten in der Stube und fing mit zugekniffenen Augen die Sonnenstrahlen auf, während sie behaglich spann; der Kanarienvogel sang sein schönstes Liedchen; Meta hatte sich wieder still an ihre Arbeit gesetzt, die darin bestand, weiße Lilien an Stengeln zu befestigen, die morgen den Sarg einer Jungfrau schmücken sollten. Dabei schlich sich zuweilen eine Thräne über ihre bleichen Wangen, die sich

nicht mehr zurückdrängen ließ; Meta nannte sich im Stillen eine schlechte, undankbare Tochter, weil sie heute nicht wie sonst heiter lächelte, so oft ihr Vater sie ansah. Und er war doch ein so guter Vater! Hatte er ihr nicht noch erst kürzlich das große Opfer gebracht, weit in das Hannöver'sche zu reisen, um für sie die schmerzstillende Salbe zu holen, die ihr wirklich Linderung verschaffte? — Alles war so sauber, so hell und friedlich um sie her, selbst die Mutter bei so guter Laune; weßhalb freute sie sich denn nicht heute wie sonst? — Sie wußte sich alle diese Fragen nicht zu beantworten, und rieb recht ärgerlich ihre feuchten Augen. Dabei aber horchte sie fortwährend auf jedes Geräusch von oben, denn, das konnte sie nicht leugnen, ihres jungen Miethsmannes Geschick interessirte sie mehr als alles auf der Welt. Für ihr Leben gern hätte sie gewußt, von wem der Brief gekommen, den er mit so großer Freude ihr aus der Hand nahm, und ob derselbe gute oder schlimme Nachrichten enthalte, was Herr Oswald doch nicht durch das Couvert hatte lesen können.

Unvermerkt hatte das Mädchen die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Erzählung „der Verwaiste" des Verfassers eigne Lebensgeschichte, wenn auch aus Dichtung und Wahrheit zusammen gewoben, und gewiß kam der Brief von Fräulein Thekla. Die Verhältnisse, die deren Verbindung mit Oswald — ach nein, Leonhard — verbesserte sie sich, im Wege standen, schienen sich zu ihrem beiderseitigen Glücke zu wenden, wie auch die heutige Fortsetzung der Erzählung hoffen, und der mit der nächsten Nummer zu erwartende Schluß Gewißheit werden ließ. Aber weßhalb mochte wohl Herr Oswald seinen ersten Plan abgeändert haben? — Gott im Himmel! Hatte sie denn wirklich gehofft, Thekla sollte sterben? — Diese und ähnliche Gedanken bewegten des Mädchens Herz auf das Schmerzlichste, und Martin hatte wohl Ursache, bedenklich den Kopf zu schütteln, wenn er verstohlen über das Blatt hinweg sein armes Kind betrachtete, das noch bleicher als sonst und um so Vieles stiller geworden war. Er wünschte schon oft im Stillen, der junge Herr möchte nie nach Hamburg und in sein Haus gekommen sein, oder, da dies nun einmal geschehen, sich jetzt wenigstens eine andere Wohnung suchen. Indessen hütete er sich, irgend etwas zu sagen oder zu thun, wodurch das still glimmende Feuer zur hellen Flamme würde angefacht sein, hoffend, daß es so noch von selbst wieder erlöschen würde.

Unterdessen blieb oben Alles still, denn Oswald schrieb an Wilibald, der noch immer nicht mit seinem übereilten Entschlusse ausgesöhnt war. Er theilte ihm alles heute Erlebte und Gehörte mit und schloß dann also:

„Eines wird Dich besonders freuen, da es mit Deinen oft ausgesprochenen Wünschen zusammentrifft. Der Belletristik entsage ich jedenfalls für immer. Die letzten Erfahrungen, die ich als Biene eingesammelt, haben mich völlig von der Thorheit geheilt, ein Dichter sein zu wollen, und seit ich den Roman

meines Lebens — freilich mit einem willkürlichen Schlusse — in eine gewisse Form gebracht, fühle ich mich gänzlich befreit von dem einst so heißen Drange nach poetischer Mittheilung. Ja bei meinem mittelmäßigen Talente erscheint mir diese Art Beschäftigung eines Mannes unwürdig, und schon bevor ich ahnen konnte, welche Aussichten die nächste Zukunft für mich im Schoße trug, bewarb ich mich um eine Lehrerstelle am hiesigen Lyceum, die mir auch schon halb und halb gewiß ist.

Morgen, ja vielleicht noch heute werde ich mir nun aber doch die Stellung eines kaufmännischen Volontairs erklären lassen. Das Geschäft selbst interessirt mich, seit ich es unter so großartigen Verhältnissen kennen lernte, und ich denke wohl mich dafür entscheiden zu können.

Bis dahin hätte die Sache nun keine Schattenseite. Aber — Wilibald! Mein Freund und Bruder! — Wenn nun, wie es bei mir fast zur Gewißheit geworden, Selheim mein Vater ist! — Meine Mutter? — Und — wenn denn Hannah Selheim jene Hannah wäre, deren Schleier ich noch immer als das Unterpfand eines mich über Alles beglückenden Wiedersehens bewahre! — Du erkanntest dies Idol meines Lebens schon damals für eine Wienerin, und ich bin mir sehr wohl bewußt, von ihrem Anblicke so berauscht gewesen zu sein, daß mein Urtheil über ihren Dialect dem Deinigen nachstehen muß. Nun — so höre ich Dich kalten Vernunft- und Verstandesmenschen sagen, — so hättest Du ja eine liebenswürdige Schwester und Deine so schnell entstandene Inclination fände die beste Entschuldigung in der Stimme der Natur.

Ich sagte mir dies theilweise schon selbst, aber ich schaudere vor diesem Gedanken zurück, denn meine Liebe zu diesem himmlischen Wesen ist eben so leidenschaftlich und treu als wunderbar schnell entstanden, und von ganz anderer Natur als der Bruder sie für die Schwester hegen darf. Freilich verberge ich mir nicht, daß meine Phantasie viel dazu beigetragen, diese Steigerung in mir zu erhalten und noch zu erhöhen. Ich weiß ja so wenig von dem Gegenstande meiner träumerischen Anbetung und — hiermit suche ich mich einstweilen zu trösten; aber auch zu quälen — wer weiß, ob beim längeren Zusammensein ich nicht Eigenschaften entdeckte, die ich allenfalls einer Schwester, aber niemals einer Geliebten zu Gute halten würde. Ach! und wer weiß ob meine Hannah nicht längst vermählt ist? Vielleicht gar mit dem jungen Brummbär, wie Du mich schon damals fürchten ließest. — —

Nun morgen endlich wird das Dunkel sich mindestens in etwas erhellen. Ich habe mir vorgenommen, koste es was es wolle, bis zu der Dame mit dem Hute vorzudringen, und sie nicht eher wieder zu verlassen, bis ich wenigstens weiß, wem ich mein Dasein verdanke. Zu ihr, vor der ich nach Martin's Erzählung einen wahren Abscheu hege, werde ich hoffentlich in keinem nahen Verhältnisse stehen, jedenfalls aber kennt sie den Zusammenhang des meinigen, und jetzt oder nie muß ich darin eingeweiht werden.

Ich bringe diese Zeilen noch heute selbst zur Post, morgen Abend ein Mehreres von Deinem Oswald".

Endlich hörte Meta oben eine Thüre schließen. Ein leichter eiliger Schritt, den sie nur zu gut kannte, kam die Treppe herab, und sie warf schnell entschlossen den Lilienstengel aus der Hand. Wie zufällig wollte sie zur Thüre hinaustreten und so begegnete sie Oswald, der eben das Haus verlassen wollte. Sie sah ihn forschend an, ihn zu fragen wagte sie nicht, und freundlich grüßend ging er an ihr vorüber. Aber als hätte er ihre Gedanken errathen, kehrte er sich noch einmal nach ihr um und sagte: Haben Sie noch einmal herzlichen Dank für den Brief, liebe Meta! er enthielt gute Nachrichten, und ich bin aus allen meinen Sorgen.

O das ist schön! rief sie hoch erglühend, und fast verschämt fügte sie hinzu: Also wird nun doch auch aus der Heirath mit Leonhard und Thekla etwas werden?

Das sollen Sie in zwei Tagen lesen, entgegnete Oswald, hier ihre Gedanken nicht errathend, und indem er auf eine Papierrolle deutete, die den Schluß der Erzählung enthielt, den er im Vorbeigehen in der Druckerei abgeben wollte, nickte er ihr noch einmal traulich zu und eilte zur Stadt. Meta aber schlich an ihre Arbeit zurück und ward von ihrer Mutter mit den tadelnden Worten empfangen: Was sie nun wieder draußen zu thun gehabt? Sie wolle das Sprechen über des jungen Herrn Schreibereien durchaus nicht länger dulden. Während die Thränen Meta am Arbeiten hinderten, fuhr die Mutter fort: Was nun jetzt wieder das dumme Weinen heißen solle? — Ueber die Jule, die morgen begraben werde, sei es nicht. Jeder wisse ja, daß diese sich todt getanzt, und könnte man mit ihr ebenso wenig Mitleid haben, als mit einem thörichten Mädchen, das sich in einen Mann verliebe, der für sie zu jung oder zu vornehm sei, oder dem am Ende gar nicht eingefallen sei, sie wieder zu lieben.

Du hast ganz recht, Mutter! sagte Meta, und rieb ärgerlich über sich selbst die immer wieder feucht werdenden Augen fast wund. Nein, kein Mitleid! wenn sie stürbe; warum konnte sie ihr unverständiges Herz nicht bezwingen. Du wirst ja recht hartherzig, fiel der sanfte Vater ein. Mir könnte ein so armes Ding sehr leid thun. Was kann denn ein Mensch dafür, daß er den Einen liebt und den Andern nicht leiden kann? Es ist eben seine Natur. Geht es mir nicht mit unserem Miethsmanne so? Habe ich doch den jungen Menschen lieb wie einen Sohn, und weiß doch auch nicht weshalb; denn mit seinem Thun und Treiben bin ich gar nicht zufrieden. Heute fröhlich, morgen traurig; einmal mitleidig, dann wieder hartherzig, meist ohne Grund und Ursache und vernünftig niemals. Sonst hielte er sich nicht zu Doktor Wallburg und den wilden Bienen, wie der junge Herr Muhlert neulich diese Kameradschaft nannte, der wohl selbst eine recht wilde Biene sein mag, und

oben wie zu Hause ist. Heute zeigte ich Herrn Oswald das Lovel'sche Erbbegräbniß und erzählte ihm, wie du, Meta, dabei zu Schaden gekommen seist. Dabei verhielt er sich ganz ruhig, denn es war nichts Absonderliches, und er konnte es nicht in seinen Schreibereien anbringen. Aber als ich ihm sagte, daß die Leute der alten Madame Lovel den Spottnamen „die Dame mit dem Hute" gegeben hätten, ja da hättet Ihr sehen sollen, wie er auffuhr, wie ihm die Augen glüheten; ich dachte wirklich, es sei nicht richtig in seinem Kopfe.

Nun da hast Du was Schönes angerichtet! unterbrach ihn seine Frau. Wenn nun der Schreiber das wirklich in seiner Geschichte anbringt und die alte Madame es liest und hört, daß er bei uns im Hause wohnt! — Einmal hast Du mich schon um den schönen Verdienst gebracht, den ich dort täglich im Hause hatte, nun wird am Ende noch den Leuten verboten werden, bei mir waschen zu lassen, und wer weiß, ob sie uns nicht gar das Haus wieder wegnimmt.

Sei doch nicht gleich so bange, Mutter! fiel Meta begütigend ein. Vom Vater hat Herr Oswald das nicht zuerst erfahren; denn in seiner Geschichte kommt schon eine Frau vor, die auch nie ohne Hut gesehen wird.

Herr du mein Heiland! fuhr Frau Martin entsetzt auf, als glücklicher Weise die Hausthüre klingelte. Es klopfte, und herein trat, fast wie der Wolf in der Fabel, Heinrich, der Lovel'sche Lakai, mit der überraschenden Bestellung: Frau Martin möge morgen zum Scheuern nach dem Landhause kommen. Der Vater warf Meta einen bedeutsamen Blick zu, den sie durch ein schelmisches Lächeln erwiederte, während die Mutter vor Freude glühend, das Eisen aus der Hand und dem erwünschten Boten einen weichen Stuhl zur Verfügung stellte, indem sie ausrief: Nein, Herr Heinrich! so was lebt nicht! Eben spreche ich noch davon, daß Madame seit Jahren mich nicht zum Scheuern nimmt, was doch sonst Niemand thun durfte als ich. Aber ich weiß schon, wer mich da verklatscht hat. — Ist die Petersen wohl nicht zu haben? Das wohl, Frau Martin, antwortete der Diener, dessen ganzes Wesen verrieth, daß er alle Taschen voll Neuigkeiten und den Wunsch habe, sie möglichst schnell an den Mann zu bringen. Aber es soll mir keine fremde Person mehr ins Haus. Gehen Sie zur Frau Martin, Heinrich, sagte die alte Madame. Die weiß hier im Hause Bescheid.

Freilich, freilich! ich weiß Bescheid da. Ich kenne Hausgelegenheit und Hausesweise. Aber wie ist mir denn, Herr Heinrich, fügte sie vorsichtig leiser hinzu, mischt sich denn die alte Madame wieder in diese Sachen? Und leidet das die junge?

Heinrich setzte sich jetzt erst behaglich nieder und sagte mit der Miene eines Diplomaten: Na, eigentlich weiß ich Nichts! aber soviel kann ich sagen, daß in unserem Hause schauderhafte Geschichten passirt sind. Die junge Ma-

dame ist heute Morgen Knall und Fall davon gereist, und Keiner von uns weiß wohin. Alles hat sie mitgenommen, was nur in und auf den Wagen konnte, und zwei Kisten voll hat Fräulein Werthheim heute noch gepackt, die sollen ihr nachgeschickt werden. Die Müllern ließ sich merken: Madame würde wohl niemals wieder nach Hamburg zurückkommen.

Gott erbarme sich! auch die zweite Frau muß aus dem Hause?! Herr Heinrich! was sind das für schauderhafte Geschichten! Ja ich sage, so ein Haus wie dies, gibt es nicht weiter in der ganzen Stadt. Immer so ganz absonderliche Sachen! und dabei nirgends so gute Bezahlung und so prächtige Bewirthung, das muß man ihnen lassen! Was wahr ist, muß man sagen! Aber Herr Heinrich, haben sich doch nicht versprochen? Ich soll wohl im Stadthause rein machen? Sie ziehen doch nun wohl bald zur Stadt?

Ja hat sich was zu ziehen! ach, Frau Martin, bei uns steht Alles auf dem Kopf! Der Herr hat in Ottos Stube einen Blutsturz gehabt, die Decke ist aufgenommen, und die Müllern selbst hat schon die Flecken scheuern müssen, aber sie wollen nicht weg, was versteht auch die Müllern von Scheuern? Da sollen denn Sie — —

Der Herr wieder einen Blutsturz! und das in Otto's Stube? Allerbester Herr Heinrich, so sagen Sie doch endlich, was dies Alles bedeutet. Wir sind verschwiegen wie die Todten.

Ja wer nur was wüßte! Na wenn die Müllern und Fräulein Werthheim reden wollten, dann würde man was Schönes zu hören kriegen! Aber ihnen wird wohl ein goldenes Pflaster auf den Mund gelegt sein. So viel kann ich wohl sagen, wenn Sie diese Nacht das Gesicht der jungen Madame gesehen hätten — —! Die Haare stehen mir noch zu Berge, wenn ich daran denke. Diese Nacht, Glocke zwölf, fuhr er, nur den Eindruck zu verstärken, in dumpfem Tone fort, ging ich aus der Küche nach oben um zu hören, ob ich auch vielleicht geklingelt werden würde. Da — als ich gerade vor Otto's Thüre stand, und den Schieber sachte ein Bischen aufziehen wollte, ging diese Thüre auf, und — wer denken Sie wohl kam heraus? — — Die junge Madame! Kreideweiß war ihr Gesicht, die Augen standen ihr aus dem Kopfe, die Haare gewiß alle zu Berge. Das aber konnte man nicht sehen, denn sie hatte noch die Kaputze darüber, wie ich sie ihr im Theater darauf gelegt, und das war schon zwei Stunden her. — — Hier machte Heinrich eine Pause und weidete sich an den erstaunten Gesichtern seiner Zuhörer. Dann aber mochte er sich erinnern, daß ihm nicht allzu viel Zeit zugetheilt sei, denn mit mehr Eile fuhr er fort: In Carrière mußte Friedrich sie nach Hause fahren, als der Herr nicht mehr im Stadthause war, und als der Wagen still hielt, und ich ihr heraus half, da zitterte sie wie Espenlaub. Da dachte ich, kommt die Reihe auch mal an dich? Denn das wissen Sie wohl, Frau Martin, die Mädchen haben oft genug vor ihr

gezittert, wenn sie böse war. Fräulein Werthheim kam ihr schon im Garten entgegen, und faßte sie bei der Hand, als wenn sie ihres Gleichen wäre, und sie litt es geduldig, und ließ sich nach dem Gartensaale führen, der schon offen stand, und wo auch schon die Lampe brannte. Ich möchte nur in die Leutestube gehen und da warten, bis ich gerufen würde, sagte das Fräulein, gerade, als wenn sie jetzt das Befehlen hätte. Ich ging ihnen aber doch so von Weitem nach, daß ich in den Gartensaal sehen konnte, und — — ja was denken Sie wohl, Frau Martin, was ich da sah? — —

(Fortsetzung folgt.)

Daniel's Handbuch der Geographie.

(Fortsetzung.)

Als sollte der Blick auf Himmel und Erde zugleich an Klarheit und ein weiteres Gesichtsfeld gewinnen, erfuhr im 16. Jahrhundert durch Copernicus die Vorstellung am Weltgebäude, für welche bisher das Ptolemäische System gegolten hatte, eine vollständige Umwälzung und Berichtigung. Aber schon ein Jahrhundert früher hatte die genauere Erforschung der Oberfläche des Planeten, den der Weise von Frauenburg aus dem Mittelpunkte der Welt gerückt, begonnen und zwar in ganz anderer Weise als bisher geschehen war. Alles was bisher für geographische Entdeckung und Erforschung erfolgte, war fast ausschließlich die Sache des gelegentlichsten Ungefährs, stand vereinzelt: seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt eine planmäßig beabsichtigte, gleichsam systematisch betriebene Entdeckung im Ganzen und Großen. Die großen italienischen Handelsrepubliken, deren Glanz erbleicht, vermachen gleichsam andern Nationen ihren Unternehmungsgeist. Ihr alter Ruhm geht dadurch in die Neuzeit über, daß ein Venetianer Aloise da Cadamosto den Portugiesen den Weg nach Indien zeigte *) und der Genuese Colombo für Spanien eine neue Welt fand.

So war seit dem Infanten Heinrich dem Seefahrer der Entdeckungstrieb der damals so rührigen und strebsamen Portugiesen auf Afrika gerichtet. Die Auffindung von Porto Santo 1418 ist das erste Resultat ihrer Expeditionen, die zuerst schüchtern, dann immer beherzter an dem Westrande Afrikas nach Süden hin vorschreiten. Aber auch die deutsche Nation ist bei den afrikanischen Entdeckungen vertreten. Martin Behaimb, geb. zu Nürberg 1430, hat im Dienste Portugals 1484 die Küste von Congo mit aufgefunden und befahren. **) Im Jahr 1486 ist das Cap der guten Hoffnung erreicht, 1498

*) Wie auch der Venetianer Caboto in englischen Diensten 1497 zuerst auf Labrador den amerikanischen Continent betrat.

**) König Johann II. schlug ihn 1485 zum Ritter; er starb 1506 zu Lissabon. Der von ihm 1492 gefertigte Globus wird noch in Nürnberg gezeigt.

befährt Vasco de Gama auch die Ostküste und gelangt nach Calicut an der indischen Küste Malabar. Die Randentdeckung Afrikas war vollendet, der Seeweg von Europa um Afrika herum nach Indien gefunden, die Gestaltung der Landmasse auf der östlichen Hemisphäre zur Klarheit gekommen.

Und inzwischen war schon der Riesenkörper der westlichen Halbkugel, die neue Welt, durch den von Spanien ausgesandten Cristoforo Colon am 12. October 1492 mit der Insel Guanahani aufgefunden. Neben mehreren andern Inseln hat Colombo auf seiner vierten Reise an der Mündung des Orinoco auch das Festland von Amerika berührt. Eine Menge von Entdeckern und Eroberern (Conquistadores) folgt seinen Spuren. So wie früher halb Europa sich auf den Orient geworfen hatte, um das Grab des Erlösers zu befreien, so wälzte sich nun eine Flut von Abenteurern nach der andern auf das neue gelobte Land im Westen, welches allen Begierden Befriedigung versprach. Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer betheiligen sich an der immer vollständigeren Entdeckung und Besetzung von Amerika, das bis auf seine Nordregionen gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit seinen Küstenrändern in den lichten Kreis geographischer Kunde getreten ist.

Colon hatte das neu entdeckte Land noch für den östlichen Theil von Indien gehalten; bald sollte dieser Irrthum schwinden und die Composition der westlichen Halbkugel in neuer und ungeahnter Weise zu Tage kommen. Der Spanier Balboa erblickte von einem Berggipfel der Landenge von Panama am 25. September 1513 zuerst den großen Ocean. Schon 1519 unternahm der Portugiese Fernando de Magelhaens in spanischen Diensten die erste Erdumseglung. Den 20. September 1519 segelte er mit fünf Schiffen aus, überwinterte an der südlichen Küste von Amerika von Ende März 1520 an, entdeckte die nach ihm genannte Straße, durchsegelte den Ocean, der von ihm den Namen des Stillen erhielt, fand am 6. März 1521 die ersten Australinseln, den Archipel der Ladronen oder Marianen, dann die Philippinen. Auf einer derselben, Matan, fand er in einem Gefechte mit den Eingebornen am 26. April sein Ende. Sebastian Cano führte die Expedition weiter und gelangte zum größten Erstaunen der Portugiesen am 8. November zu einer der Molukken. Am 7. September 1522 lief er in St. Lucar ein. In dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts hatten spanische Seefahrer auch Inselgruppen südlich vom Aequator und dem Continent aufgefunden. Nun lösen sie die Holländer in der weiteren Auffindung des fünften Inselwelttheiles ab, der zu Ende des Jahrhunderts wenigstens einem beträchtlichen Theile nach aus seinem Dunkel hervorgetreten ist. Viele der noch weißen Stellen auf dem Kartenplane hat hernach England ausgefüllt. Die Namen William Dampier 1688—1699 und James Cook, der 1768—1779 dreimal die Erde umsegelte, sind hier vor Andern zu nennen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lagen noch drei größere Regionen der Erdkugel in völligem Schatten; das Innere von Afrika, die polarischen Zonen und das Innere des Austral-Continents. Diese Strecken bilden auch noch jetzt die Aufgabe der Forschung, aber die Erreichung des Zieles wird durch das gewährleistet, was bis jetzt schon erreicht ist. Für Afrikas Erforschung macht die Gründung der African Association zu London 1788 Epoche. Von ihr ging eine Reihe von unternehmenden Männern aus, welche von verschiedenen Punkten aus über die afrikanischen Randgebirge hinüber und zum Theil gerade durch die Wüste hindurch in das Innere eindrangen. Außer denen, welche von London ausgesandt wurden, haben auch andere Nationen in neuester Zeit verdienstvolle Männer aufzuweisen, welche ihre Wissenschaft, Kraft, Vermögen und selbst ihr Leben dieser großen Aufgabe weihten. An die Namen Barth, Overweg, Vogel, Livingstone knüpft sich vornämlich eine in dem letzten Jahrzehnt gewonnene Kenntniß des Sudan und des südlichen Binnenafrika. Die ebenfalls von England, besonders seit 1818 ausgeschickten Nordpolexpeditionen haben das nördliche Eismeer aufgeschlossen, die Amerika angelagerte polarische Inselwelt aufgehellt und selbst die nordwestliche Durchfahrt aufgefunden. Franzosen, Engländer und Nordamerikaner haben seit 1822 auch die Südpolarzone durchforscht und den neuen antarktischen Continent aufgedeckt und die auf den stillen Ocean gerichtete Politik der Vereinigten Staaten zieht auch dieses ausgedehnteste Wasserbecken des Erdballs immer mehr in den Kreis der Culturentwickelung, also daß „sich die von Europa nach Ost und West ausgegangenen Culturwellen jetzt auf der andern Seite des Erdballs berühren."

Sehen wir nun zu, wie sich die geographische Wissenschaft der neueren Jahrhunderte des so reich angewachsenen Materials bemächtigt und die Masse der gewonnenen geographischen Entdeckungen in eine Ordnung, in ein System gebracht hat.

Die Reiseberichte und die ihnen nachgeschriebenen Werke aus der Eroberungszeit des 15. und 16. Jahrhunderts erinnern noch lebhaft an die abenteuerlichen und ausgeschmückten Periplen früherer Zeiten. Doch ist sichtlich allenthalben ein ganz neues und eifriges Interesse für die Darstellung der Erdkunde erwacht. Unter deutschen Werken, welche dieser Richtung ihren Ursprung verdanken, nicht aber weiter auf ausgedehnter Autopsie beruhen, *) nennen wir die drei wichtigsten die 1524 erschienene Cosmographie des Peter Apianus, das zuerst 1534 gedruckte „Weltbuch, spiegel und bildtniß des gantzen erdbodens" von Sebastian Frank und Sebastian Münsters, des neuen

*) Sebastian Münster in der Vorrede zur Cosmographey: „Ich darff sagen, daß ein wohlbeleßner vnd verstendiger Mann etwann mehr weißt zu sagen von einem frembden Land, dareyn er doch nie kommen ist mit seinem Leib, dann mancher grober Mensch der gleich wol solches Land durchwandlet hat, aber keiner Dingen acht gehabt."

Strabo, Cosmographey oder Beschreibung aller Länder, Herrschaften und fürnemesten Stätten des gantzen Erdbodens, sampt ihren Gelegenheiten, Eygenschafften, Religion, Gebreuchen, Geschichte und Handlungen u. s. w., in 6 Büchern getheilt und zu Basel 1555 erschienen. Vorauf geht ein Atlas, und in den Text sind viele Holzschnitte eingedruckt. In der an Gustav Wasa gerichteten Widmung ist Münster überzeugt, ein Werk geliefert zu haben, „daß vor ihm keiner vnderstanden hat in sollicher gestallt, vnd in Teutscher Zungen. Dann das Argument streckt sich gar weit. Ich hab hie ein Compendium vnd kurtzen Begriff von allen Ländern des Erdtrichs dem gemeinen Mann wöllen fürschreiben, sich darinn mit lesen zu erlustigen, vnd den Gelehrten ein Weg anzeigen, wie man nach so viel Teutschen Chronographien, auch gar nützliche Cosmographien schreiben möchte, wie ich dann solches vor achtzehn jaren hab vnderstanden vnd angefangen mit diesem Werck, nachgefolgt dem Hochgelehrten Mann Straboni."

Unter den zahlreichen Cosmographien, welche auf die oben erwähnten Hauptwerke folgen, ist durch den Reichthum des Inhalts für seine Zeit bedeutend E. W. Happel's Mundus mirabilis tripartitus oder Wunderbare Welt in einer kurtzen Cosmographie (3 dicke Quartanten) fürgestellt. Ulm 1687. „Das walt der allwaltende Schöpfer Himmels und Erden, der grosse Stiffter dieser unbegreifflichen Welt-Kunst-Kammer, welcher den Menschen darum die Augen in die Höhe gerichtet, daß sie Sein Himmels-Gezelt anschauen, und wegen dieser unbegreifflichen Schönheit den großen Schöpfer unendlich preisen und seine Wunder betrachten sollen; derselbe Allmächtige Gott verleihe uns Seine Gnade und Krafft, auch Lust und Verstand, daß wir diesen Auszug, oder kleinen Kern der Welt-Beschreibung zu seines H. Namens Ehre, und zu unsers Nächsten Nutzen, vollenziehen mögen. In solcher demüthigen Zuversicht greiffe ich dieses wichtige Werk mit Freuden an, und lasse meiner Feder ihren ohngehinderten Lauff." — Mit diesen Worten eröffnet Happel das umfangreiche Werk, das eine Fülle von astronomischem, physischem, statistischem, politischem und historischem Material enthält.

Neues Leben mußte in die geographische Literatur kommen, seitdem die Erdkunde mehr und mehr in den Kreis des Schulunterrichts gezogen wird. In Deutschland, wo seit dem 17. Jahrhundert auch das lesende Publikum von einer wahren Wuth nach Reisebeschreibungen erfaßt ist und vielgelesene Romane dieser Zeitrichtung entgegenkommen, führten die vielaufgelegten Handbücher von Christoph Cellarius (seit 1686 erschienen), Philipp Cluver u. A. die alte und neue Geographie in die gelehrten Schulen ein. Johann Hübner's „Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie", die bis zu seinem Tode 36 Auflagen erlebten, brachen sich mit Erfolg in den höheren Bürgerschulen Bahn. Für eine ausführlichere wissenschaftlichere Behandlung der Geographie in Deutschland ist die Neue Erdbeschreibnng von Anton

Friedrich Büsching (geb. zu Stadthagen 1724, gestorben als Director des grauen Klosters zu Berlin 1793) ein grundlegendes Werk. Sie erschien in erster Auflage seit 1754 (nachdem 1752 eine Beschreibung von Holstein und Schleswig voraufgegangen war). Auf „vier mäßige Octavbände" berechnet, umfassen zehn Theile Europa; vom elften, mit dem Asien beginnt, hat B. nur die erste Abtheilung bearbeitet; Andere haben sein Werk fortgeführt, das zu bedeutsam ist, um uns nicht noch etwas länger zu beschäftigen. Aus Grundsatz benutzt er die früheren geographischen Handbücher nicht. „Meine Vorgänger haben einander größtentheils abgeschrieben, und die, welche solches nicht gethan, haben Hülfsmittel gebraucht, welche bekannt sind und mehreren zu Diensten stehen, etwas sehr weniges ausgenommen. Es ist erweislich, daß sie die besten Quellen entweder nicht gehabt, oder haben können, oder auch manchmal nicht mit gehörigem Fleisse und gebührender Unparteylichkeit gebraucht; daher jedermann, welcher Erfahrung und Erkenntniß von der Erde hat, über die geringe Brauchbarkeit der bisherigen Geographien von Rechts wegen geklagt." Spätere sollen auch wiederum seine Arbeit nicht benutzen und auf eigenen Füßen stehen. Läßt sich, wie es damals schon geschehen, über das Princip streiten, so ist es doch eben so ehren= als dankenswerth, daß B. durchaus quellenmäßig arbeitete und darum „weit und breit einen kostbaren Briefwechsel unterhielt." Nach einem Vorworte über „den Nutzen der Erdbeschreibung" („eine gute Erdbeschreibung ist eine wichtige Erklärung der Lehre von der göttlichen Vorsehung und gehört also unter die nöthigsten und nützlichsten Bücher") folgt eine Einleitung in die Erdbeschreibung, welche eine Uebersicht der geographischen Entwickelung und Grundlehren der mathematischen und physikalischen Geographie enthält. Die Einzelbeschreibung beginnt mit Dänemark. Bei jedem Lande redet die allgemeine Abhandlung über den „Staat des Landes." „Zuerst handele ich ihre Staatsverfassung in gründlicher und bündiger Kürze unparteyisch, aber vorsichtig ab. — Der Charakterisirung der Nationen enthalte ich mich ganz und gar, weil solche nicht nur sehr schwer und ungewiß, sondern gemeiniglich ungegründet und parteyisch ist. — Auf die allgemeine Abhandlung des Staats der Länder folgt die besondere geographische, bei welcher ich die in einem jeden Lande gewöhnliche politische Abtheilung zum Grunde lege, und die kirchliche Verfassung mit beybringe. Ich übergehe mit Vorsatz keine einzige, sowohl natürliche, als durch Kunst und Fleiß der Menschen verursachte, Merkwürdigkeit eines Landes und Orts, sondern berühre sie wenigstens, wenn ich sie gleich nicht umständlich beschreiben kann. Die Hauptstädte der Staaten beschreibe ich nach den Grundrissen, und ziemlich ausführlich, welches sie auch wohl verdienen." — Später erscheint das statistische und physikalische in eine allgemeine Einleitung zusammengezogen. Die Schwäche des großartigen Werks beruht in der physischen Geographie. Was über Gestaltung und Gliederung der Länder,

über ihre Bodenconfiguration, über Flußnetze und Gebirgssysteme gesagt ist, klingt nach vollkommenem Kindheitsalter der Wissenschaft. (Schluß folgt).

Unterhaltungen.

— **Verfall der französischen Literatur.** Als unlängst der Kaiser Napoleon III. den Akademiker J. Sandeau über die Gründe des Verfalls der französischen Literatur fragte, gab dieses jüngste Mitglied der Akademie keine Antwort. Er hätte aber erwidern können: Sire, V. Hugo, E. Quinet, L. Blanc, Felix Pyat und so viele Andere leben im Exil, E. Sue ist in der Verbannung gestorben, der berühmte Historiker und Professor Michelet ist aus Paris verwiesen, die Bibliotheken und Archive kann er dort zu seinen gelehrten Arbeiten nicht benutzen; Nantes, seinen jetzigen Wohnort, darf er nicht verlassen. Die übrigen Geschichtschreiber Guizot, Thiers, Mignet, Thierry, Villemain, Ampère, Tocqueville und der Philosoph Cousin sind Gegner des neuen Regiments und dürfen nicht schreiben was sie denken. Die früheren Theaterdichter Scribe, Dumas I., Bayard, C. Delavigne, Ponsard, Augier u. A. sind von der neuen Geschmackrichtung von der Scene verdrängt. Sie schrieben Stücke, in welche jeder Vater ohne Scheu seine Tochter führen konnte, jetzt sind aber Dramen und Comödien an der Tagesordnung, worüber selbst die Männer erröthen müssen. Le demi-monde, die Camelienbame und „der natürliche Sohn“ werden noch täglich von viel unmoralischeren Scandalstücken überboten. Die Moderomane sind von gleichem Caliber.*) Die freie Presse ist zum Schweigen verdammt, der strebsame Geist muß seine Gedanken verhüllen. Die großen Redner und Professoren sind aus der Kammer und vom Lehrstuhl verschwunden und verstummt. Ueberall ist dem Genius die Mittheilung seiner Ideen untersagt. Die Begeisterung ist gelähmt. Und J. Sandeau hätte noch hinzufügen können: Unter L. Philipp fühlte sich der Schriftsteller, Denker und Künstler gehoben und ermuthigt. Der König und der Kronprinz waren von den ersten Geistern der Nation umgeben. Bei den Festen und Soiréen des Herzogs von Orleans und seiner liebenswürdigen Gemahlin waren die ersten Gelehrten, Schriftsteller, Künstler neben den tapfersten Degen der afrikanischen Armee die willkommensten Gäste. Sire — hätte der Akademiker endlich noch bemerken können — rufen Sie die verbannten Dichter aus dem Exil zurück, setzen Sie die bewährten Lehrer wieder in ihr Amt ein, gönnen Sie den begabten Rednern in Parlamenten und vor Gericht den freien Ausdruck, geben Sie die Presse frei — und die Literatur wird sich wieder emporschwingen aus der Niedrigkeit und dem moralischen Schmutze, worin sie jetzt verkümmert. N.

— **Alexander Dreyschock**, eine in der musikalischen Welt durch seine Clavierkompositionen wie auch durch sein eminentes Spiel bekannte und berühmte Persönlichkeit, hat auch hier im letzten Museumsconcert und im Theater gespielt, und durch seine großartige Virtuosität Kenner wie Nichtkenner zur größten Bewunderung hingerissen. Auch wir schließen uns gerne den Bewunderern Dreyschock's an; wir müssen gestehen, daß wir, mit Ausnahme des Clavierheros Lißt, noch nie ein solch fein nuancirtes Spiel, eine solche perlende Technik, die in den Pianissimopassagen vorzugsweise hervortreten, einen solchen lebendigen und gediegenen Vortrag gehört haben. Dabei ist Dreyschock nicht nur ein Fingerheld, sondern ein durch und durch musikalisch-klassisch gebildeter Spieler, wie er es eben durch den Vortrag des Mendel-

*) Der neueste, Fanny par E. Feydeau, erscheint bereits in der 10. Auflage und ist für den verwerflichsten aller Romane zu erklären, so daß selbst die meisten Leser desselben nicht zu bekennen wagen, daß sie ihn gelesen haben.

sohn'schen und des Weber'schen Concerts, wie auch durch die Mendelsohn'sche Fuge bekundet hat. Der letzte Satz des Mendelsohn'schen Concerts ist in diesem Tempo und in dieser Vollendung noch nicht gehört worden. Dabei ist die Ruhe in Bezug auf die Haltung des Körpers eine überaus wohlthuende, und trägt gewiß ein Bedeutendes zur Vollendung des Künstlers bei. — Vielseitig ist der Wunsch ausgesprochen, der geehrte Künstler möge noch ein Mal vor seiner Abreise in einem Concerte spielen. Wir schließen uns diesem Wunsche an und hoffen, daß wir noch einmal Gelegenheit haben werden, unsern geehrten Gast zu bewundern. W . . . . b.

— **Goethe's Promotion.** Lewes behauptet in seinem Werke über Goethe, derselbe sei Doctor gewesen, er wisse es genau. Dem dürfte widersprochen werden, da in einem hiesigen Staatskalender vom Jahre 1778 der Advokat Wolfgang Goethe als J. U. L., d. i. Juris utriusque licentiatus, ein geringerer als der Doctor-Grad eingezeichnet ist, während Vielen seiner Collegen das Prädikat J. U. D., d. i. Juris utriusque doctor, gegeben und welchen Titel auch der Vater unsres Dichters, der kaiserliche rechtskundige Rath Johann Caspar Goethe führt. Der pünktliche und auf alle Ehren seines Sohnes höchst eifersüchtige Mann hätte gewiß nicht zugegeben, daß sein Sohn in öffentlichen Organen eines Titels hätte entbehren sollen, der ihm von Rechtswegen zukam. Goethe selbst sagt in seiner „Wahrheit und Dichtung", daß er seine Dissertation, — und nur eine solche konnte zur damaligen Zeit zum Doctor qualificiren — welche das Thema behandelt: „Der Gesetzgeber sei nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, einen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit, noch die Laien sich lossagen dürften", auf Anrathen des Dekans der Straßburger Universität unterdrückt habe, und fügt selbst des Dekans Ansicht bei, welche dahin lautete, „daß es nicht räthlich sein möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen." (Siehe Goethe's Werke. Ausg. in 40 Bdn. 22 Bd. Seite 31 und 32.) Von einer anderen späteren Dissertation und einer nachmaligen Erlangung des Doctordiploms ist nichts bekannt.

— **Mozart's Denkmal in Wien.** Auf der Stelle, wo man das Grab dieses größten Tondichters vermuthet, wird sich endlich ein Gedenkstein erheben. Die untere Platte bedeckt zu beiden Seiten die nächstliegenden Gräber; ein acht Fuß hoher Sockel von Granit trägt die Figur der trauernden Polyhymnia. Auf die Seitentheile kommen bronzene Medaillen-Portraits von Mozart mit bezüglichen Inschriften. Das Denkmal geht aus der Werkstätte Hanns Gasser's hervor und sieht seiner baldigen Vollendung entgegen. Das um das Denkmal zu ziehende Gitter wird einen Raum von sechs Quadratklaftern umschließen.

— **Julius Mosen**, von seiner Krankheit hergestellt, läßt sein Drama „der Sohn des Fürsten" neu bearbeitet zum Besten eines Denkmals für den verewigten Großherzog von Oldenburg erscheinen. Der „Sohn des Fürsten" war es, durch welchen der Großherzog zuerst auf das dramatische Talent Mosens aufmerksam wurde und ihn nach Oldenburg als Dramaturg berief.

— **Schillerstiftung.** Auch in Wien soll die Gründung einer Filiale dieser Stiftung stattfinden. Die Schriftsteller Halm, Mosenthal, Kompert, Rick und der Hofschauspieler La Roche haben sich zu diesem Behufe vereinigt und bei den Behörden um die Erlaubniß nachgesucht.

— Dr. **Klaus Groth**, dem vortrefflichen Dichter in plattdeutscher Mundart, ist von dem Großherzog von Oldenburg der Verdienstorden verliehen worden.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 8. **Frankfurt a/M.,** den 19. Februar. **1859.**

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

Gegen Ende des verflossenen Jahres ist der fünfte Band des großen Barth'schen Reisewerks erschienen, und so liegt denn jetzt das Ganze vollendet vor uns; ein Muster deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit; die Arbeit eines Mannes, der, körperlich und geistig ausgerüstet wie Wenige zu einer solchen Reise, alle die unendlichen Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, glücklich überwand, und dem es vergönnt war, nachdem er hier in Europa schon unter die Todten gerechnet und betrauert worden, mit ungebrochener Kraft ins Vaterland zurückzukehren; eines Mannes, der für alle Zeit als einer der hervorragendsten unter den Enthüllern des geheimnißvollen Innern von Afrika genannt werden wird. Während manche andere Reisende vorzüglich auf die Natur achten, ist Barth's Sinn hauptsächlich auf Betrachtung des Menschen gerichtet. Diese Betrachtung und Forschung wurde ihm erleichtert durch seine große Gewandtheit in Sprache und Umgang. Meister des Arabischen, lernte er auch noch in mehreren afrikanischen Sprachen sich auszudrücken. In Kleidung und Sitten fügte er sich, wenn es nöthig schien, den Bewohnern der von ihm besuchten Länder, so daß er Manchen von diesen

nicht wie ein Fremder, sondern wie einer der Ihrigen erschien; doch zeigte er ihnen gelegentlich — und es bot sich oft Gelegenheit dazu dar, — wie sehr ihnen in Wissenschaft und Gewerbthätigkeit die Christen überlegen seien, und regte in manchem Afrikaner die Lust an, mit den Christen — namentlich den Engländern — in genauere Verbindung zu treten. — Als Schüler Ritters weiß Barth, in wie vielen Beziehungen der Mensch von der Natur abhängig ist; und so achtet er, obgleich nicht eigentlich Naturforscher, auch auf Bodengestalt, Klima, Witterung, Pflanzen- und Thierleben. Er hat ein offenes Auge für Alles. Seine enge Verbindung mit den Menschen jener Länder machte es ihm möglich, auch über solche Gegenden, die sein Fuß nicht betreten hat, höchst schätzbare Nachrichten zu sammeln; auch diese theilt er uns mit.

Barth's Reisewerk ist nicht etwa eine leichte, angenehme oder gar piquante Lektüre. Wer nur eine solche sucht, der wird, wenn er dieses Buch zur Hand nimmt, ganze ausführliche Abschnitte — Itinerarien von einer ihm bisher unbekannten Stadt nach einer andern; Vokabularien von Sprachen, von denen er noch nie gehört hat; Namensverzeichnisse von Königen über Negerstämme — überschlagen; und auch bei dem Lesen der andern Abschnitte wird er sich häufig durch das Eingehen in, wie ihm scheinen will, unbedeutende Einzelheiten ermüdet oder vielleicht abgestoßen fühlen. Das Buch ist aber auch — wie schon der Preis (fl. 54) zeigt — nicht für das ganze größere gebildete Publikum bestimmt. Gerade darum rechtfertigt es sich ganz vorzüglich bei diesem Werke, wenn dem gebildeten Leser, der aber nicht Geograph oder Ethnograph vom Fache ist, Uebersichten und Auszüge gegeben werden. Für die zwei ersten Bände ist dies im Jahrgang 1857 (Nr. 27—29, 45—48) dieser Blätter durch Herrn Professor Kriegk geschehen. Es war dort von Zweck und Veranlassung dieser Reise und von dem Reisenden selbst ausführlicher die Rede; wir begleiteten Barth von Tripoli nach Mursuk, dann weiter durch die Wüste in das Bergland Aïr, nach den großen Städten des Sudan Katsena und Kano, nach der Hauptstadt des Reiches Bornu, Kukaua, an das Ufer des Tsadsees, und weiter südlich bis in die jenseits des neu entdeckten Benue gelegene Fellatastadt Yola. Es war genauer namentlich auf das Ethnographische eingegangen worden, und also gesprochen von den Berbern (Tuareg, Imoscharh), von dem erobernden mohamedanischen hellfarbigen Volke der Fulbe oder Fellata, von Arabern und eigentlichen Negervölkern. Es gilt jetzt, den Inhalt der drei folgenden Bände den Lesern dieser Blätter näher zu bringen.

Der dritte Band, 612 Seiten stark, umfaßt einen Zeitraum von etwa 16 Monaten (Juli 1851 bis November 1852). Der Reisende führt uns von Kukaua, seiner „afrikanischen Heimath“, nach der er immer wieder zurückkehrt, zuerst nach **Kanem**, dann nach **Mußgu**, dann nach **Baghirmi**.

Es wird gut sein, wenn wir, ehe wir ihn auf die einzelnen Ausflüge begleiten, zuerst einen allgemeinen Ueberblick über jene Gegend zu gewinnen suchen.

Der östliche Sudan ist ein im Ganzen flaches, **800 bis 1000** Fuß *) über dem Meere gelegenes Land. Seine tiefste Stelle ist mit Wasser ausgefüllt und bildet das gewaltige Becken des Tsad, dessen Spiegel nicht ganz **800** Fuß höher als der des Meeres liegt. In Folge der Regenzeit, die dort in der Regel vom Mai bis zum September dauert, steigt das Wasser und überschwemmt weite Strecken des flachen Uferlandes, so daß die Grenzen des Sees nicht mit Bestimmtheit angegeben werden können. Nach der dem Werke beigefügten Karte beträgt die größte Ausdehnung von Nordwesten nach Südosten etwa **40**, von Südwesten nach Nordosten etwa **30** Meilen. Der See hat süßes, nicht, wie man wohl früher glaubte, salziges Wasser. Zu dieser irrthümlichen Meinung verleitete der Umstand, daß sich, wenn das Wasser von seinem höchsten Stande zurückgetreten ist, in der Nähe des Sees Lachen mit Salzwasser finden. Den Salzgehalt verdanken diese aber nicht dem Wasser des Sees, sondern dem in dem Boden enthaltenen Natron, das durch das zeitweise herzutretende Gewässer aufgelöst wird. In dem See sind viele flache meist mit Gras bedeckte Inseln. Der See hat keinen Abfluß. Durch zwei Ströme wird er genährt, von Westen her durch den Komadugu (= Fluß) Waube, dessen Bette allerdings einen Theil des Jahres hindurch fast trocken liegt, von Süden her durch den beständig fließenden mächtigen, durch den Fluß von Logone verstärkten Schari. Der See ist reich an Fischen, die in getrocknetem Zustande weithin, besonders in die nördliche Wüste, ausgeführt werden. Die sumpfigen, zum Theil mit Wald bewachsenen Ufer des Tsad sind der Aufenthalt zahlreicher Elephanten, Flußpferde, Hyänen, Löwen, Antilopen.

Die Hauptmasse der Bewohner dieser Gegenden sind Neger von verschiedenen Stämmen. Die Inseln sind von den heidnischen Yedina besetzt. Die andern Negervölker sind Muhamedaner. Im Südwesten des Sees ist das Reich Bornu mit der Hauptstadt Kukaua, einst sehr mächtig, so daß sich seine Herrschaft nördlich bis nach Fesan hin erstreckte, jetzt durch Mangel an innerer Energie und durch Angriffe von außen sehr geschwächt, so daß die thatsächliche Macht des Scheichs von Bornu im Norden am Komadugu ihre Grenze findet. Die Hauptmasse der Bewohner von Bornu bilden die glänzend schwarzen Kanori. Im Osten hat das neue Reich von Wadai seinen Einfluß bis an die Ufer des Sees ausgedehnt. Zwischen beiden, im Südosten

*) Barth gibt solche Bestimmungen nach englischen Fußen; wir übertragen diese in pariser; ebenso seine „kurzen Seemeilen oder Englischen geographischen Meilen" (S. Vorrede am Ende) in deutsche, und seine Celsius'schen oder Fahrenheit'schen Grade in Reaumur'sche. Die Längengrade werden wir, wie Barth selbst, von dem Meridian von Greenwich an rechnen.

des Tsad, östlich vom Schari, liegt, beiden Reichen zinspflichtig, das Land Baghirmi. Im Norden des Sees ist Kanem, von den Kanembu, die mit den Kanori verwandt sind, und von einzelnen Stämmen der Tebu, deren Hauptmasse die nördlicheren Striche inne hat, bewohnt. Kanem gehörte früher zum Reiche Bornu; auch jetzt noch macht der Scheich von Bornu Ansprüche auf dieses Land; aber sie werden ihm einerseits von Wadai streitig gemacht, andrerseits streifen die räuberischen Tuareg bis in diese Gegend, so daß der Zustand der Bewohner dort ein höchst trauriger und unsicherer ist.

Außer den genannten Negerstämmen finden sich besonders Araber hier; einige, wie die Schua, in Dörfern vereinigt als Hirten, meist ohne politischen Einfluß; doch war zu Barth's Zeit Einer aus ihnen, Hadj Beschir, Vezier von Bornu und als solcher mächtiger als der Scheich Omar selbst. Leute aus einem andern Araberstamme, die Uelad Sliman, durchstreifen als Abenteurer und gelegentlich Räuber das Land und sind unter ihren Führern, die wie Condottieri dem Fürsten dienen, der sie bezahlt, namentlich in den Kämpfen zwischen Bornu und Wadai thätig. Außerdem leben schon seit dem 16. Jahrhundert einzelne Fulbe in Bornu.

Ein hauptsächlicher Handelsartikel sind Sklaven; zum Theil in Sklaven wird der Tribut der zinspflichtigen Fürsten an ihre Oberherren gezahlt. So gibt Baghirmi an Bornu jährlich 100 Sklaven, an Wadai alle drei Jahre, außer 100 Pferden und 1000 Hemden, 100 gewöhnliche Sklaven und 30 schöne Sklavinnen. Woher nur diese Masse von Sklaven? Aus den südlichen heidnischen Ländern. Eins von diesen ist Mußgu, auf der linken Seite des Logoneflusses, eingekeilt zwischen Bornu im Norden, Baghirmi im Osten, dem Fulbeland Adamaua im Westen und Süden. Dahin und in andere Heidenländer werden denn nun häufig Raubzüge unternommen. Auf einem von diesen war auch Barth zugegen. Wer ihn darum tadeln wollte, den bitten wir, nachzulesen, was in Nr. 27 des Jahrganges 1857 dieser Zeitschrift zu seiner Rechtfertigung gesagt ist. Dieser Zug nach Mußgu war die zweite der im dritten Bande beschriebenen Reisen. Wir begleiten Barth zuerst auf der ersten, der Reise nach Kanem.

Nach der Rückkehr von Adamaua, 24. Juli 1851, hielt sich Barth eine Zeitlang in Kukaua auf. Die Regenzeit begann in jenem Jahre dort erst spät, der Niederschlag war aber sehr reichlich; nur allein im August fielen zwölf sehr bedeutende Regengüsse, und da die Hauptstadt in einer weiten baumlosen Ebene liegt, so ist anzunehmen, daß noch weit mehr Regen in den nördlichen bewaldeten Gegenden am Komadugu und auf dem Tsad fiel. Mit den ersten Tagen des August begann die Stadt und Umgegend einen neuen Anblick zu gewähren; bis dahin war Alles dürr und wie versengt, jetzt schoß frisches Gras und junge Saat überall üppig auf. Aber zugleich bildeten sich in allen Vertiefungen des Bodens ausgedehnte Lachen, deren Ausdünstung der

Gesundheit keineswegs zuträglich war. Barth litt am Fieber. Sein Gönner Hadj Beschir wünschte, er möge die Regenzeit nicht in der Stadt verbringen, und ließ ihm sagen, er könne jetzt den Bahhr el Ghasal besuchen. Es ist dies ein langes, von N. her kommendes, an der Ostseite des Tsad in den See mündendes Thal (Wadi), jetzt trocken und mit Bäumen dicht durchwachsen, ehemals und noch vor weniger als 100 Jahren, wie angegeben wurde, das Bette eines Flusses. „Alle Mittheilungen“, sagt Barth, „stimmen in der sehr merkwürdigen Angabe überein, daß es nicht von der Wüste nach der Lache zu, sondern von der Tsad-Lache nach der Wüste zu abgedacht sei. Natürlich ist alles dieses mehr als apokryphisch und gar nicht denkbar, daß das Land Borgu (nördlich vom Thad) nicht mehrere 100 Fuß über dem Niveau des großen central-afrikanischen Flußsackes läge.“ Jene Gegend zu untersuchen hatte Barth schon längere Zeit gewünscht. Das Land, durch welches er dorthin zu reisen hatte, Kamen, war, wie oben angedeutet, unsicher wegen des Kampfes zwischen Bornu und Wadai. Nun war aber damals dort die in Diensten von Bornu stehende Horde der Uelad Sliman, und unter deren Schutze, glaubte der Vezier, könne Barth an das Wadi gelangen. Die Abreise verzögerte sich bis zum 11. September. Barth machte sich vorerst allein mit wenigen Dienern auf den Weg. „Alles umher, sagt er, zeigte Fruchtbarkeit und Wachsthum, obgleich die Umgegend der Hauptstadt keineswegs das schönste Ackerland Bornu's begreift, und durch die frische in der freien Natur wehende Abendluft gestärkt, zog ich fröhlich dahin. — In Folge des Sees fiel in der Nacht ein so starker Thau, daß das Zelt am Morgen ganz naß war, als ob es ins Wasser getaucht worden wäre.“ — Einige Tage darauf erhielt Barth die Nachricht, die Uelad Sliman hätten sich von Borgu nach Kamen zurückgezogen. „Dies war eine gar unbefriedigende Nachricht, da mir nach Allem, was ich vernommen, Borgu als ein Land von vielem Interesse erschien, welches, im Besitz von tiefen Thälern und Schluchten und von lebendigen Quellen bewässert, außer einer großen Fülle vortrefflicher Datteln, wenigstens an einigen begünstigten Stellen Trauben und Feigen erzeugt.“ In den nächsten Tagen war die Gegend einförmig: Dörfer, Ackerland, Wasserlachen; erst später mehr Wald.

Am 16. September kam Barth in die am südlichen Ufer des Komadugu liegende Stadt Yo. „Die Stadt besteht aus sehr engen Gassen, wo eine drückende Hitze herrschte und ein so unangenehmer Geruch von getrockneten Fischen verbreitet war, daß mir der Aufenthalt in ihr ganz unerträglich vorkam. Wir ritten jedoch, da wir einmal hier waren, nach der Wohnung des Statthalters, und ersuchten seine Leute um Quartier. Man wies uns eine große Hütte innerhalb eines kleinen Hofes in einem andern Theile der Stadt an, wohin wir uns begaben. Es war mir jedoch nicht möglich, mich in diesem engen Hofraum irgend behaglich zu fühlen. Fast erstickt und mich sehr unwohl

fühlend, stieg ich wieder zu Pferde, eilte zum Thore hinaus und war froh, als ich wieder im Freien war." Fast auf dieser ganzen Reise hatte Barth mit Unwohlsein zu kämpfen; es hatte dies natürlich auch Einfluß auf sein Beobachten und Aufzeichnen.

„Der Komadugu bildete jetzt eine schöne Wasserfläche, indem das Bett ganz voll war, und eilte mit reißender Strömung dem Tsad zu. In der That konnte ich damals kaum vermuthen, daß ich später mehrere Tage lang in dem trockenen Bett dieses Flusses lagern würde. Die Ufer des Komadugu sind hier sehr malerisch, indem sie von herrlichen Tamarinden und Dumpalmen beschattet werden, wozu sich am nördlichen Ufer noch mancherlei schön belaubte Akazien gesellen."

Am **18.** September kam Overweg an, und bald nach ihm **40—50** Uelad Sliman, die sich mit den beiden Europäern zu der großen Horde nach Kanem begeben wollten. Von welcher Art diese ihre neuen Freunde und Beschützer waren, sah Barth bald. Eine Schaar friedlicher Tebu war mit Datteln von N. her über den Fluß gekommen; diese wurden überfallen und ihrer Waaren beraubt.

Etwa **5** Meilen weiter nördlich ließen die Reisenden die letzten Spuren von Ackerbau hinter sich und erreichten ein mit Ssiwak-Büschen (Capparis sodata) bewachsenes Hügelland. Dieser Busch oder Baum, der für die Uebergangslandschaft zwischen dem fruchtbaren Sudan und der Wüste charakteristisch ist, wird von den Bewohnern dieser Gegenden vielfach benutzt; sie essen seine frisch etwas pfefferartig scharfen, getrocknet fast wie Rosinen schmeckenden Beeren, verarbeiten sein hartes Holz, gebrauchen seine Wurzel gerieben als Zahnpulver, oder brennen sie zu Asche, um die darin enthaltenen Salztheile zu lösen; endlich bieten seine etwas bittern Blätter ihren Kameelen ein zu Zeiten willkommenes Futter. Barth traf hier mehrere Plätze, wo von Yedina-Leuten die Pflanze gerodet war und aus ihr Salz gewonnen wurde. Das Salz selbst führen Kanembu nach Kulaua. Es ist schwächer und geschmackloser als das weiter nördlich bei B i l m a aus den Natronseen gewonnene, aber doch vorzüglicher als das südlich vom Tsad aus Rinderkoth bereitete. Wenn der Tsadsee selbst salziges Wasser hätte, würden die Umwohner gewiß nicht zu solchen Ersatzmitteln greifen.

Später kamen links Sandhügel, rechts nach dem See hin eine unermeßliche, von Kanälen durchzogene Marschfläche, sehr geeignet zum Reisbau, aber gegenwärtig fast gänzlich verödet. Die wenigen Kanembu-Rinderhirten sind in beständiger Angst vor Ueberfällen der Tuareg, und hatten damals auch die Uelad Sliman zu fürchten.

Am **25.** Sept. hatten die Reisenden „das Glück, eins der anziehendsten Schauspiele zu genießen, welches diese Gegenden in ihrer jetzigen Verödung darzubieten vermögen. Rechts in der Ferne rückte eine ganze Heerde Ele-

phanten in regelmäßigem Aufzuge langsam heran zur Tränke, einer Heerschar vernünftiger Wesen nicht unähnlich. Den Vortrab bildeten die Männchen, deutlich an ihrer Größe erkennbar, in regelmäßiger Schlachtordnung; in einem kleinen Abstande folgten die Jungen, in einem dritten Zuge die Weibchen, und den Nachtrab des ganzen Zuges bildeten fünf Männchen von ungeheuerer Größe. Die letzteren bemerkten uns", erzählt Barth, „obgleich wir in ziemlicher Entfernung waren und uns ganz ruhig verhielten; einige von ihnen warfen Staub in die Luft, wir störten sie jedoch nicht. Es waren ihrer zusammen 96 Stück."

Nicht weit vom nördlichsten Punkte des Tsad liegt in baumloser, grasbedeckter Ebene das große, von 2000 Menschen — meist Kanembu, auch einigen Yedina — bewohnte Dorf Beri; noch wenige Jahre zuvor der Sitz eines bornauischen Statthalters, jetzt von Bornu sich selbst überlassen; einst ein wichtiger Punkt, denn zur Glanzzeit des Reiches Bornu verließen hier die Heere, wenn sie nach Kanem zogen, das Ufer des Sees, nachdem sie gerastet und sich für die bevorstehenden Mühen gestärkt hatten. Auch unsere Reisenden entfernten sich hier vom See. Sie hatten keine Führer; denn Niemand von den Bewohnern des Dorfes mochte sich bereitwillig den Händen so zügelloser Räuber, wie die Uelad Sliman es waren, preisgeben. Der Weg war schwierig; er ging durch ein Labyrinth von Natronsümpfen, die sich zwischen den Sandhügeln hindurchwanden. Später kam schönere Gegend: ein hügeliges Land, mit lieblichen Thalkesseln, reich bewaldet, freilich auch gerade darum durch Löwen unsicher gemacht.

Hier trafen die Reisenden am 1. October mit der großen, etwas über 200 Reiter zählenden Horde der Uelad Sliman, von welcher eine kleinere Abtheilung sie bis dahin geleitet hatte, zusammen. Mit diesen Freibeutern nun und einer kleinen Schaar Tebu, die sich zu ihnen gesellt hatte, zogen sie weiter nach Osten, durch ein hügeliges im Ganzen nicht sehr fruchtbares Land, das jedoch viel besser angebaut werden könnte, als es der Fall ist. Selten kamen sie mit den Bewohnern in freundlichen Verkehr, so daß sie von ihnen Lebensmittel und Nachrichten erhalten konnten; meist waren diese vor den Räubern geflohen; da wurde denn nun Vieh geraubt, Saat zertreten, Hütten angezündet. Die Uelad Sliman waren unter sich selbst nicht einig; ihr junger Häuptling Rhet hatte nicht viel Ansehen; am 6. Octbr. trennte sich fast die Hälfte der Mannschaft und ging nach Kukaua zurück. Dem Reste stellten sich am 21. Octbr. — es war ungefähr unter $14\frac{1}{2}°$ N. B., $15\frac{1}{2}°$ O. L., am entferntesten Punkte, bis zu welchem die Reisenden damals drangen — die Eingeborenen entgegen; es kam zur Schlacht und von Seiten der Uelad Sliman zur Flucht. Die Flüchtigen sammelten sich zwar wieder, beschlossen aber doch, namentlich da gemeldet wurde, daß ihre Feinde einen Zuzug von Wadai-Reitern erwarteten, gänzlich umzukehren. So mußte Barth

leider die Erforschung dieses Landes und namentlich des interessanten Bahhr el Ghasal aufgeben; er benutzte die Gelegenheit, daß eine Anzahl von Kanembu-Leuten nach Kukaua zog, und begleitete sie, während die Uelad Sliman noch in Kanem blieben. Von Beri an mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden, da unterdessen der See eine an manchen Stellen zwei Meilen breite Strecke überschwemmt hatte. Am 14. November kam Barth wieder in Kukaua an.

Dieser Ausflug bot wohl unter allen die wenigsten Ergebnisse; es läßt sich dies bei der ganzen Art dieser Reise und bei Barth's geschwächtem Gesundheitszustande leicht erklären. Doch gelang es unserm Reisenden, über die östlicheren Striche von Kanem, in welche er nicht selbst gelangte, manche sichere Nachrichten zu sammeln.

Die Hauptstadt von Kanem ist Mao, nur vier Meilen von dem Punkte entfernt, von welchem aus Barth zurückkehrte, von großem Umfange, doch nur von 3—4000 Menschen bewohnt, mit einer Lehmmauer umgeben, mit vielen Dattelpalmen geschmückt; früher von Bornu, jetzt mehr von Wadai abhängig. Etwa fünf Meilen östlich von Mao gelangt man an den Bahhr el Ghasal. Verfolgt man diesen aufwärts, nach N. zu, so gelangt man etwa unter 16° N. B., 16½° O. L. nach Ege, einer weiten flachen weidereichen Thallandschaft, zeitweilig von verschiedenen Stämmen bewohnt, die hierher kommen, theils um ihre Kameele an den natronhaltigen Quellen zu tränken, theils um die Frucht des Ssiwak zu sammeln, der weiter nach N. seltener vorkommt.

Von Mao aus gegen das Südostufer des Tsad hin finden sich noch einzelne heidnische Stämme, die sich, wenn sie angegriffen werden, in ihre dichten Waldungen zurückziehen, und denen es, da sie zugleich tapfere und geschickte Bogenschützen sind, bis jetzt gelungen ist, ihre Unabhängigkeit zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Frau Martin, die dem Erzähler mit einem steigenden Erstaunen zugehört, schien das Gespenst, das er geschaut, leibhaft vor sich zu sehen und schrie, die Hände zusammenschlagend: Gott! o Gott! die alte Madame ohne Hut! Ach es schwante mir gleich, daß damit diese ganze Sache zusammenhängt.

Heinrich weidete sich noch eine kleine Pause an dem Eindruck, den sein Vortrag auf die sonst so nervenstarke Wäscherin hervorbrachte, und schien fast empfindlich, daß Meta und ihr Vater sich so ruhig dabei verhielten, dann sagte er feierlich: Nein, Frau Martin, den Hut hatte sie auf! aber denken Sie doch nur, die alte Madame, die, so lange ich dort diene, noch niemals bei Abendzeit die Treppe herunter gekommen ist, und die Uhr ging auf elf!

na, dachte ich, das hat was zu bedeuten! ich schlich auch deßhalb durch's Boskel ihnen nach, und so bis an die Treppe, aber just schob Fräulein Werthheim die doppelten Thüren vor. Na, dachte ich, hören will ich doch erst, ob sie sich zanken oder was? — Ja, aber die sind zu pfiffig! sie mußten in das kleine Kabinet gegangen sein, das die rothen Fenster in der Kuppel hat, denn ich sah und hörte Nichts. Da ging ich denn in unsere Stube hinunter und Karoline erzählte mir, daß der Herr den Blutsturz und Otto noch eine Wartefrau bekommen hätte. Sie sagten, es sei seine erste Amme, und die stellte sich mit dem jungen Herrn wie verrückt an. Und Karoline hat auch gehört, daß er sie sogar Mutter geheißen, und die Müllern hat mit Karoline hinausgehen und ihr erzählen wollen, da ist aber die alte Madame wie ein Drache aufgefahren, und hat ihr geboten nicht von der Stelle zu gehen, bis sie es ihr erlaube. Als Karoline das Bett für den Herrn fertig gehabt, hat sie auch gleich wieder in die Leutestube geschickt, und weil wir noch mit dem Wagen in der Stadt waren, hat Fräulein Werthheim Herrn Doctor Alberti mit der Droschke geholt. Der blieb bis gegen Morgen, und es war ein Laufen und Rennen von einer Stube in die andere, und man sah es nicht, wer es war. Und sie sind gar nicht zu Bette gewesen, sondern Madame hat mit Fräulein Betti selbst die Koffer gepackt, die ich noch um vier Uhr heute Morgen aus der Pack=Kammer herunter holen mußte. Gleich darauf befahl Fräulein Werthheim das Anspannen. Friedrich sollte den Doctor nach Hause fahren, und ich mußte mit um Medizin zu holen, denn Otto ist auch wieder krank. Unterdessen war der Herr in seine Schlafstube gebracht, Otto oben, aber hinten hinaus in die graue Stube. — Heute Mittag sah ich die Müllern zuerst wieder, sie holte aus der Küche die Suppe für Otto, aber sie hatte schon das Pflaster auf dem Mund, und that als wenn gar nichts los wäre. Madame ihre Reise wäre schon lange im Werke gewesen. Sie ginge nach Frankreich, weil sie eine schlechte Brust hätte, und der Winter ihr hier zu kalt wäre, und deßhalb hätte sie auch Otto's erste Amme verschrieben, damit immer Jemand bei dem lieben Kinde sei. Was sagen Sie dazu, Frau Martin? Wer glaubt es wohl.

Jetzt stand Heinrich auf, und Martin fand endlich Gelegenheit, sich nach Herrn Lovel's heutigem Befinden zu erkundigen. Heinrich dankte für die gütige Nachfrage. Es geht so. Ich habe ihn noch nicht zu sehen bekommen. Frau Hähnlein wartet ihm auf, die macht es ihm immer zu Danke, und weiß sich immer schön durchzulügen. In der Nacht, sagte Karoline, wäre es mit ihr und dem Herrn nicht so ganz richtig gewesen, er hätte sie sogar einmal Schlange gescholten, das habe sie mit ihren eignen Ohren gehört.

Ach das hat der gute, liebe Herr gewiß im Fieber gethan! fiel Frau Martin eifrig ein. Wenn ein Mensch es gut mit ihm meint, so ist es die gute, alte Madame Hähnlein. Nein, auf die laß ich Nichts kommen.

Ja da haben Sie auch ganz Recht! sagte Heinrich, vor dem Gedanken erschreckend, etwas Nachtheiliges von einer Person gesagt zu haben, die eine so große Rolle bei seinem Gebieter spielte, und er ergoß sich nun auch seinerseits in begeisterte Lobeserhebungen derselben. Dann fügte er hinzu: Aber die alte Madame, die sollten Sie sehen! die kennen Sie gar nicht wieder! als wenn sie Alles in einem einzigen Jahre mir nichts dir nichts abgeschüttelt hätte, so lebendig ist sie heute. Alles befohlen — Trepp auf, Trepp ab. Mit Fräulein Werthheim geht sie um, als wenn es ihre Tochter wäre. Lambert, der neue Buchführer, hat herauskommen müssen, und länger als eine Stunde hat sie mit ihm gesprochen. Dann hat sie auch geschrieben; — — Potz Element, bald hätte ich die Hauptsache vergessen! bei Ihnen hier soll ja wohl ein Herr Oswald wohnen?

An den hat sie doch nicht geschrieben! rief Frau Martin mit Entsetzen, denn ihre lebhafte Phantasie spiegelte ihr aufs Neue vor, daß Madame Lovel erfahren, der Schreiber, — so nannte Frau Martin Oswald, wenn sie unzufrieden mit ihm war — hätte in seiner Erzählung sich eine Anspielung auf sie und ihren Hut erlaubt. Denn welch' andern Grund konnte eine so reiche, stolze und eigene Frau sonst haben, an einen so unbedeutenden jungen Menschen zu schreiben. Zur Vermehrung ihrer Angst zog Heinrich in der That einen Brief aus der Tasche, und als Meta ihm sagte: der Herr sei ausgegangen und komme vielleicht erst spät wieder nach Hause, gab Heinrich ihr das Schreiben mit der Bitte, es ja noch heute abzugeben, und Herrn Oswald zu ersuchen, morgen früh durch Frau Martin die Antwort zu senden. Er ermahnte diese dann auch noch um des Himmels Willen nicht zu spät zu kommen und ja das Schreiben ihres Miethsmannes mitzubringen, denn sie wisse wohl, die Madame mit dem Hute sei böse, wenn man sie warten lasse, und endlich lief er, als ob ihm der Kopf brenne, davon, um die so angenehm verplauderte Zeit einigermaßen wieder einzubringen.

Während dieser Zeit war Oswald in der Druckerei und auf der Post gewesen und ging dann nach dem Alster-Pavillon, in der Hoffnung, Muhlert dort zu treffen, der als der Sohn eines reichen Lübecker Kaufmannes selbst Volontair in einem der ersten Hamburger Häuser war, und von dem er am besten noch Näheres über ein solches Verhältniß erfahren konnte. Sein Freund war noch nicht dort, dagegen war Doctor Wallburg an seinem gewöhnlichen Platze und rief ihm schon von Weitem in vorwurfsvollem Tone zu: Wo er denn in diesen Tagen umhergeschwärmt sei? In Blumen-Fabriken, auf grünen Auen und Kirchhöfen! entgegnete Oswald, sich neben ihm niederlassend. Meine Erzählung ist dabei auch beendet, fuhr er fort. So eben habe ich den Schluß in der Druckerei abgegeben.

Sehr wohl, sagte der Doctor gleichgültig, und besah seine Cigarre, die plötzlich keine Lust zu haben schien. Nach einer Pause, die Oswald absichtlich

nicht unterbrach, fügte er spöttisch hinzu: Hat denn Ihr Verwaister noch glücklich reiche Eltern, oder vielleicht einen Schatz gefunden, um sein Liebchen heirathen zu können, oder endet es mit einer Geld- und Liebesmisere? Nehmen Sie es nicht übel, Oswald, aber der Anfang der Erzählung ließ mich Besseres hoffen, als ich im Verlaufe derselben gefunden. Indessen Sie betrachten diese Arbeit wohl selbst nur als den Versuch in einem neuen Genre, und in sofern kann es Sie weder befremden noch verdrießen, wenn ich Ihnen offen heraus sage, daß ich Ihre früheren Leistungen bei Weitem vorziehe und Ihnen rathe für mein Blatt in ähnlicher Weise zu schreiben.

Oswald sah sehr gut ein, welche Bewandtniß es mit diesem guten Rathe hatte. Die schon benutzte Arbeit taugte nichts, weil durch sie das Honorar bestimmt werden sollte, und die nächste würde wahrscheinlich kein besseres Schicksal gehabt haben. Wie glücklich fühlte er sich daher in diesem Augenblicke, durch Selheim's Vorschläge und dem damit verbundenen Wechsel verletzenden Chancen nicht mehr ausgesetzt zu sein. Ich danke Ihnen freundlichst, sagte er heiter, daß Sie meinem schülerhaften Versuch einen Platz in ihrem Blatte gestattet. Sie haben nur zu sehr Recht, was den Lesern der Abendzeitung gefiel, kann denen des Bienenkorbes nicht zusagen. Sie sind auch nicht der erste, der mich zu überzeugen sucht, daß ich dieses Terrain niemals hätte betreten sollen, ich selbst bin Ihnen hierin schon zuvorgekommen. Der erste Honig, den ich Ihnen ohne Eigennutz zugetragen — wie sich bei einer solchen Leistung von selbst versteht, verzichte ich auf jedes Honorar — ist auch der letzte gewesen. Von heute an höre ich auf, ein Journalist zu sein. — Und nun, Doctor, was trinken wir? Ich habe Lust, heute ein gutes Glas Wein zu leeren, und hoffe, Sie leisten mir Gesellschaft.

Den Teufel auch bei solcher Nachricht! was! Sie wollten einer so edlen und amüsanten Beschäftigung entsagen? um — wenn mich das Gerücht recht berichtet — ein Schulmeisterlein zu werden?

Die künftige Generation bilden zu helfen halte ich für die edelste Beschäftigung, und es war dies mein Streben auch als Belletrist, entgegnete Oswald. Auch dünkt mich, möchte es vielleicht eben so amüsant sein, Einfluß auf die Herzen unschuldiger Kinder zu gewinnen, als das, was wahr und warm aus meinem Herzen sich auf das Papier ergoß, von der Kritik, dem Neide oder dem Eigennutze zerrissen und verunglimpft, und im glücklichsten Falle mit einem mittelmäßigen Lobe belohnt zu finden. — Und nun noch einmal, Doctor, was trinken wir?

Champagner! und Sie sollen heute durchaus mein Gast sein, entgegnete Wallburg. Oswald, der schon wußte, daß er am Ende doch seinen Willen durchsetzen würde, mit einem heiteren Schlußacte, die Bekanntschaft mit dem speculativen Lebemanne abzubrechen, nahm scheinbar gern dessen Anerbieten an. Eine Flasche und auch zwei des edlen Getränkes mit ihm zu leeren,

erlaubte seine Casse auch heute noch. Als aber Muhlert eintrat, Wallburg so eben die zweite Flasche entkorkte, erhob sich Oswald sogleich, diesem entgegengehend, bezahlte am Büfet seine Rechnung, und bat seinen Freund, mit ihm einen Spaziergang auf dem gut erleuchteten Jungfernstieg zu machen, was dieser, wie er wußte, unter allen Umständen stets gern that.

(Fortsetzung folgt.)

Daniel's Handbuch der Geographie.

(Schluß.)

Die ganze allgemeine Orographie von Frankreich z. B. ist in den Worten beschlossen: „Die vornehmsten Berge sind die Alpen nach Italien zu, die pyrenäischen Gebirge nach Spanien zu, und die von Sevennes und Auvergne." Die Alpen „sind eine lange Kette von Bergen, die an der Mündung des Flusses Varo anfangen und nach vielen unordentlichen Wendungen sich an dem Flusse Arsia im Histerreich endigen." Die Höhenangaben fehlen ganz oder sind noch völlig ungenau. „Die höchsten Berge in Deutschland, wie der Brocken, sollen nur 4500 Schuhe hoch sein." Desto mehr Anerkennung verdient, auch noch in unsern Tagen, die politisch-statische Seite des Werkes, welche überall mit lebensfrischer Einzelschilderung und beständiger Beziehung zur Geschichte dargestellt ist. Und in dieser Beziehung hat B. mit der neueren geographischen Wissenschaft deutliche Berührung.

Schade nur, daß, nachdem der Unterricht in der neuern Geographie allmählig in die Gymnasien und Volksschulen einzudringen begann, die Verfasser der Compendien fast nur dieses politisch-statistische Element, bald ohne Büsching's historischen Sinn, verarbeiteten. Ganzen Generationen ist — und wird — damit das eigentliche Herrliche und Wesentliche der geographischen Wissenschaft entzogen, und dieselbe nur als ein principloses Gemisch von Namen und Zahlen vor die Augen geführt.

Gegen diese Behandlungsweise erhob sich ziemlich gleichzeitig mit dem neuen Jahrhundert eine neue geographische Schule, unserem deutschen Vaterlande eine neue Ehre und Zierde. Denn wenn die Deutschen aus nahe liegenden Gründen in Bezug auf geographische Entdeckungen weit hinter andern Nationen zurückblieben, so hat keine so viel für die Begründung der geographischen Wissenschaft gethan. Jener deutschen Schule war es vorbehalten und möglich, nachdem durch Aufhellung des geographischen Gesammthorizontes der Erde das Material auf empirischen Wegen möglichst vollständig zusammengetragen war, das Wesentliche und Wichtige vom Unwesentlichen und Unwichtigen in der gesammten geographischen Masse zu scheiden und das Wissenswürdige nicht blos systematisch und tabellarisch zu ordnen, sondern die einzelnen und früher vereinzelt aufgezählten und mechanisch, lose

an einander gereihten Erscheinungen und Gegenstände in pragmatischen Zusammenhang zu bringen, d. h. nach ihrer inneren oder organischen Beziehung und Verbindung wirklich wissenschaftlich nachzuweisen und zu behandeln — die Geographie zur Wissenschaft zu erheben — sie aus ihrem frühern, blos empirischen Zustande und dem dienenden Verhältnisse einer bloßen Hülfswissenschaft zu emancipiren oder zu befreien und derselben eine selbstständige Stellung unter und neben ihren Schwestern anzuweisen und bleibend zu sichern.

Die Principien der neuen Schule werden in populärer Fassung sich auf zwei leitende Grundsätze zurückführen lassen. Der eine bedingte eine ganz neue Gruppirung und Auswahl des Stoffes, der andere eine neue Behandlungs- und Darstellungsweise.

Auf den ersten Blick zerfallen die geographischen Objecte in zwei Reihen. Die erste umfaßt die ursprünglich von der Vorsehung gegebenen, rein natürlichen Gegenstände und Zustände, Erscheinungen und Verhältnisse des Erdkörpers, also dauernde und constante Objecte. Die Erde wird als physischer Körper aufgefaßt und dessen Eigenschaften und Erscheinungsformen dargelegt. Die zweite, anders geartete Gruppe geographischer Notizen umfaßt die unter dem Einwirken des Menschen künstlich entstandenen Objecte, also Staaten- und Völkerkunde, Topographie und Statistik. Die alte geographische Methode hatte, wie schon erwähnt, die erste Hälfte des geographischen Wissens eben so vernachlässigt, als die zweite fleißig und erschöpfend behandelt. Aber keine Zeit- und Weltlage war geeigneter, den schwankenden Wechsel jener Behandlung zu zeigen und Sehnsucht nach einer Darstellung natürlicher, bleibender Erdverhältnisse zu erwecken, als die Jahre der Revolution und Napoleons. Niemals wandelte sich „der bunte, politische Rock, in den die Welt hinein geschneidert ward", rascher und gewaltsamer. Die neue Schule genügte diesem berechtigten Verlangen nach Bleibendem im Wechsel, sie machte, durch die neuen Forschungen und Entdeckungen dazu in den Stand gesetzt, *) die physische Geographie zum Centrum der Wissenschaft, oder behauptete, richtiger zu

*) Ritter, Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie S. 23. 24: „Wenn Eratosthenes der Cyrenäer zuerst die astronomische Geographie, Herodot und Strabo gewissermaßen die erste geographische Historie und historische Geographie u. s. w., unter den Neuern Cluver die erste alte Geographie, J. Bergmann die erste geographische Staatenlehre, Andere die Länderkunde anordneten; so wurde es nach solchen Vorarbeiten und den anderweitigen Fortschritten der Zeit in der Himmels-, Erd- und Naturkunde erst möglich, die ersten Grundideen der physikalischen Erdbeschreibung zu erforschen. So wurden z. B. zuerst die Thatsachen über den Bau des Erdgrundes von Werner in ihrem Umfange zur Sprache gebracht, das Verhältniß der Elemente zu der Erdhülle überhaupt durch H. de Saussure, de Luc und A. v. Humboldt, das der ganzen belebten Natur zur unbelebten durch den Grafen von Büffon. E. A. W. v. Zimmermann war es, der zuerst das allgemeine Verhältniß der Thiere zur Erdoberfläche aufsuchte, und J. F. Blumenbach führte die Betrachtung der Menschenmassen nach ihren physischen Verhältnissen in das Gebiet der Erdkunde ein. — „So konnte erst die Anordnung einer solchen physikalischen Geographie möglich werden, welche hier versucht worden ist."

sagen, daß die statistischen, topographischen u. s. w. Notizen mit der Geographie als Wissenschaft nichts zu thun hätten. *) Wie mit einem Zauberschlage erschien Alles umgewandelt. Aus der desperaten Fluth der Einzelheiten, der Einwohner- und Häuserzahlen, der Departements, Kreise, Arrondissements u. s. w. (die der Federzug eines Ministers umgestaltet) treten die ewigen Berge Gottes mit ihrem innern und äußern Bau, die Gestaltung und Gründung der Continente hervor, kurz ein ganz neues, tief eingreifendes und anziehendes Bild. Wo bisher nur das Gedächtniß in dürrem Notizenstaube sich abgemüht hat, trat nun die Anschauung und Combination in ihr Recht und in ihre Aufgabe ein.

Die alte Methode hatte ferner ihr Wissen in aphoristischer, vereinzelter Weise mitgetheilt; sie betrachtet das einzelne Object mit einem Auge, das nicht seitwärts schauen kann, sie faßt es in diesem Momente als das einzige das existirt. Und doch sind gerade die geographischen Begriffe meist relative (klein, groß, tief, hoch, stark und schwach bevölkert) und erhalten erst durch Vergleichung einen wirklich faßlichen, anschaulichen Sinn! Und doch können so viele geographische Anschauungen (z. B. Klima, Gliederung, Vegetation u. s. w.) nur verstanden werden, wenn mit einander in Verbindung gestellt. Und doch ist unleugbar endlich die Geographie das Auge oder der Schlüssel der Geschichte, und eine geschichtliche Entwickelung rechter Art hat eben so bestimmt auf geographischer Grundlage zu ruhen, als die geographische Wissenschaft neuer Zeit es für ihre höchste Aufgabe hält, Parallelen zwischen geographischen Verhältnissen und geschichtlichen Entwickelungen zu ziehen. **) „So erkennt man

*) Wie zu Anfang des 18. Jahrhunderts man die mathematische Geographie als Centrum anzusehen gewohnt war. So heißt es im Zedler'schen Lexikon: „Geographie." Die mathematische Geographie kümmert sich um Abmessung der Erde; dahingegen bekannt ist, daß die Politici, Historici und Physici sich ebenfalls die Geographie zueignen. Jene ist der Grund aus diesen und gibt gleichsam die Hauptabtheilungen oder Titulaturen, wie in Collectaneis an die Hand, darunter hernach noch der Historicus, der Politicus, Physicus, Moraliste u. s. w. seine Anerkennungen beiträget." Es ist also jeder der drei Haupttheile der Geographie Vorort der andern gewesen. Peter Apianus aber ist ein Vorläufer der neuen Wissenschaft, da er unter Geographia eine physische Erdbeschreibung versteht, der Cosmographia aber den Stoff der mathematischen, der Corographia aber und Topographia die Wissensobjecte der politischen Geographie zuweist.

**) Ritter a. a. O. S. 153: „Das reingedachte gleichzeitige Nebeneinander des Daseins der Dinge ist, als ein wirkliches, nicht ohne ein Nacheinander vorhanden. Die Wissenschaft der irdisch erfüllten Raumverhältnisse kann also eben so wenig eines Zeitmaßes oder eines chronologischen Zusammenhanges entbehren, als die Wissenschaft der irdisch erfüllten Zeitverhältnisse eines Schauplatzes, auf dem sie sich entwickeln mußten. Die Historie bedarf eines solchen zu ihrer Entfaltung, sie wird in ihre Gestaltungen überall, sei es nun, indem sie, wie bei Thucidides oder Johannes Müller, gleich zu Anfang ihrer Historien dieses in einem großen Ueberblicke voranstellt, oder, wie bei Herodot, Tacitus und andern Meistern, in den Fortschritt ihrer Darstellung einwebt, oder, wie bei noch Anderen, es auch übergeht und nur den Ton

leicht an der Gestalt des so vielfach sich verengenden und wieder sich erweiternden Mittelmeeres, das da drei Welten unter einem milderen wärmeren Süden vereint, weshalb um seine Gestade das Völkerleben zuerst geblüht, weshalb an seinen Ufern der Sitz der Weltherrschaft war, so lang das weite offene Meer noch als grause Wüste galt; erkennt man doch bei jedem dieser Völker seinen geschichtlichen Charakter gleichsam in seiner Landesnatur ausgeprägt. Den dumpfen, abgeschlossenen, in Kastenwesen versteinten Aegypter mit seinen Todtengebäuden — wer sieht ihn nicht leibhaftig in den langen schmalen sargähnlichen Kasten des Nilthals? Die seefahrenden, vielgereiften Phönicier — wer sieht nicht, wie ihre schmale, vom fruchtbaren Binnenland durchs Gebirg abgeschnittene, hafenreiche Küste sie schon zum Meer trieb? Die üppige Weltstadt Babel — liegt sie nicht im wohlbewässertsten fruchtbarsten Zwillingstromland, durch den mächtigen Strom mit dem Hochgebirg und dem persischen Binnenmeer, ja dadurch mit dem fernen indischen Wunderland verbunden? Das auserwählte Gottesvolk, von dem das Heil ausgehen sollte in alle Welt, das aber bis dahin abgeschlossen sein sollte von aller Welt — wohnt es nicht am Zusammenstoß zweier Welttheile, führen nicht von ihm zwei enge Meere nach dem fernen europäischen Westen und asiatischen Osten? und doch ist es nach allen Seiten durch Gebirge, Wüsten, feindliche Küstenvölker abgeschnitten. Das massive Reich des edlen Persers, wie er alle diese Lande, wie er selbst Indiens Fluren beherrscht, wie er sich selber als das edelste Volk erscheint und alle andern für desto schlechter hält, je weiter sie von ihm entfernt sind — wer erkennt es nicht an der hohen, stolzen Lage des massenhaften Iran über die Tiefländer ringsum? Das zu so reicher vielgestaltiger Individualität entwickelte Volk der Hellenen, das aber immer uneins zuletzt an der Uneinigkeit zu Grunde geht, — wer erkennt es nicht an der so schön und reich gegliederten, ja fast zersplitterten Gestalt seines Landes, die sogar seinem südlichen Theil den Namen des Maulbeerblattes verliehen? Roms Beruf zur Herrschaft über Italien, ja zur Herrschaft über

oder die Färbung durch dasselbe beibehält. In einer Philosophie der Geschichte, wie sie früherhin Baco und Leibnitz dachten, Herder entwarf, wie sie neuerlich auf mancherlei Weise weiter zu führen versucht ward, mußte diesem geographischen Elemente, dem Raumverhältnisse des Erdballs, eine immer bedeutendere Stelle eingeräumt werden. Die geographische Wissenschaft kann aber eben so wenig des historischen Elements entbehren, wenn sie eine wirkliche Lehre der irdischen Raumverhältnisse sein will, und nicht ein abstraktes Machwerk, ein Compendium, durch welches zwar der Rahmen und das Fachwerk zur Durchsicht in die weite Landschaft gegeben sind, aber nicht die Raumerfüllung selbst in ihren wesentlichen Verhältnissen und in ihrer innern und äußern Gesetzmäßigkeit." — Kein rechter Geograph von Anfang an hat diese solidarische Verbindung zwischen Geschichte und Geographie verkannt. „Die Geography — sagt Münster — ist ein erkanntnuß des Erdtrichs, daß wir tödlichen aus der Gaaben Gottes eynwohnen, welche die Kunstliebhaber richtig vnd fertig macht zu verstehn die geschehenen ding, so vns von alter zeit her in Geschrifften verlassen sind."

die Länder des Mittelmeers ringsum — wer sieht ihn nicht vor Augen, wenn er wahrnimmt, wie jene schlanke italische Halbinsel sich so grad in die Mitte dieses Meeres hinein erstreckt, wie Rom so recht in der Mitte der Küste dieser Halbinsel liegt, nach der sich ihr größter Strom ergießt?" *) Um das Höchste zu sagen, kann die Betrachtung der Erde nie eine religiöse und erhebende sein, wenn die Gegenstände in der Besonderheit und Abgeschlossenheit stehen bleiben. So verfährt also die neue Schule in mannigfachem, oben auseinander gelegtem Sinne vergleichend, comparativ, und dies Merkmal ist so wesentlich, daß sie sich durch den Ausdruck Vergleichende Erdbeschreibung zur Genüge bestimmt und gezeichnet sieht.

Unter den Männern, denen wir diesen großartigen Umschwung verdanken, heben wir nur die leuchtendsten Namen hervor. Voran glänzt Alexander von Humboldt. Geboren zu Berlin 1769, war er durch die günstigsten Verhältnisse, durch ein umfangreiches und gründliches Wissen, wie es in dieser Art selten gefunden werden mag, und durch großartige Reisen zu einem Epoche machenden Einflusse auf die geographische Wissenschaft berufen. Ihm „ist das Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende in gleichem Maß getheilt haben; das Glück, nicht blos Küstenländer, wie auf den Erdumsegelungen, sondern das Innere zweier Continente in weiten Räumen und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Contraste der alpinischen Tropenlandschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten." Wie von selbst war damit in solchem Geiste das vergleichende Element der neuen Schule geboren. Unter den Werken Humboldts nennen wir neben den Beschreibungen der großen Reisen die 1808 erschienenen (1849 zum dritten Male aufgelegten) „Ansichten der Natur" und den seit 1845 an das Licht tretenden „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung (der vierte Band 1858), das bedeutendste Werk der natürlichen Erdkunde, welches die Literatur aller Völker bisher aufzuweisen hat.

Mit den Ansichten der Natur in gleichem Jahre war das erste eigentliche Lehrbuch der neuen Schule an das Licht getreten: J. A. Zeune's „Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung" (1830 wieder aufgelegt). Dieses zwei Bände umfassende Werk enthält in compendiarischer Kürze, in seltener Klarheit und frischer Lebendigkeit das Bild der Erde, wie es die neue Wissenschaft entwirft. Das Verdienst der Zeuneschen Gea kann kaum hoch genug angeschlagen werden.

Das umfassendste und gründlichste Werk über vergleichende Erdkunde verdankt die Wissenschaft Karl Ritter (geb. 1779 in Quedlinburg, seit 1820 Professor der Geographie in Berlin). Das 1807 erschienene „Europa, ein

*) Aus der Vorrede des geistvollen und für die neue Auffassung der Geographie begeisterten Rudolf Nagel zu „Länder und Völker der Erde."

geographisch-historisch-statistisches Gemälde", bietet neben der Statistik schon ein umfängliches physikalisches Material. In den Jahren 1817 und 1818 erschien in erster Auflage und in zwei Bänden „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie." *) Die zweite Auflage ist mit sehr erweitertem Plane gearbeitet. Der erste Band (1834 in dritter Auflage erschienen) umfaßt allein Afrika, die siebzehn folgenden haben Asien noch nicht zu Ende gebracht. Ritter ist Haupt einer geographischen Schule geworden, welche in einer Reihe tüchtiger Vertreter die Forschungen des Meisters fortgesetzt und ausgebeutet, auch sein System in Lehr- und Handbüchern darzulegen gesucht hat. Aber was auch nach A. v. Humboldt und K. Ritter geleistet sein mag, „die Säulen (sagt v. Klöden treffend) werden nicht verdeckt werden. Noch stützt sich die Physik der Erde überall und wesentlich auf das von A. v. Humboldt Geleistete; und jeder Versuch einer Erdkunde läßt überall das das Ganze tragende Gezimmer bindend erkennen, welches Ritter mit Recht sein theuer erworbenes Eigenthum genannt hat."

Während nun unbestritten ist, daß eine streng wissenschaftliche Behandlung der Geographie, wie sie z. B. auf die Lehrstühle der Universitäten gehört, nur von den Principien der neuen Schule auszugehen hat, **) so ist die Frage, ob die Geographie in der Schule und im praktischen Leben sich in eben der Weise zu construiren habe, noch durchaus nicht mit solcher Bestimmtheit entschieden, als es von mancher Seite, oft mit einer gewissen ungehörigen Vornehmigkeit behauptet wird. Von pädagogischer Seite ist mit Recht bemerkt, daß viele

*) Ritter a. a. O. S. 24. 25: „Allgemein" wird diese Erdbeschreibung genannt, nicht weil sie alles zu geben bemüht ist, sondern weil sie ohne Rücksicht auf einen speciellen Zweck, jeden Theil der Erde und jede ihrer Formen, liege sie im Flüssigen oder auf dem Festen, im fernen Welttheil oder im Vaterlande, sei sie der Schauplatz eines Culturvolkes oder eine Wüste, ihrem Wesen nach mit gleicher Aufmerksamkeit zu erforschen bemühet ist; denn nur aus den Grundtypen aller wesentlichen Bildungen der Natur kann ein natürliches System hervorgehen. „Vergleichend" wird sie zu nennen versucht, in demselben Sinne, in welchem andere vor ihr zu so belehrenden Disciplinen ausgearbeitet worden sind, wie vor allen z. B. die vergleichende Anatomie. Wir stehen in unserer Kenntniß der einzelnen Stellen des Erdenrunds wenigstens schon hie und da auf demjenigen Punkte, von welchem aus die Vergleichung analoger Formen und Wirkungsarten derselben möglich und rathsam ist. Der anschauungsreiche, vielgewanderte Herodotus war es, der diese Idee für die Geographie zuerst angedeutet (II. c. 33) und an derselben Stelle auf das großartigste zur Vergleichung von Libyen und Europa durch den Niger (Nil?) und Ister angewendet hat.

**) Ihr dienen deshalb auch ganz folgerecht die gelehrten geographischen Journale (wie in Deutschland die „Zeitschrift für Allgem. Erdkunde" und die „Mittheilungen über wichtige neue Erfahrungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie"), von ihrem Geiste sind die gelehrten geographischen Gesellschaften getragen. Unter diesen sind die bedeutendsten die Société de Géographie zu Paris 1821 begründet, der Verein für Erdkunde in Berlin 1828, the royal geographical society of London, 1830 gestiftet mit der Devise: „Ob terras reclusas."

im Sinne der neuen Richtung gearbeitete Bücher mit einer Menge von natürlichen Bestimmungen das Gedächtniß eben so unnöthig beschweren, wie es die voraufgehende Richtung mit politisch-statistischen Notizen gethan, eine Menge von Bestimmungen (wie eine Fluth von Breiten- und Längengraden) dem Lernenden anmuthe, die erfahrungsmäßig nimmer behalten werden, überhaupt vielfach zum abstrakten Kategorienwesen führe. *) Das vergleichende Element der Erdbeschreibung dürfte durchaus nur höheren Bildungsstufen zugänglich sein. Endlich kann weder die Schule noch die Praxis sich der politischen Geographie mit der Strenge der neuen Schule entschlagen. **) Die Sache tiefer gefaßt wäre die Geographie die einzige Disciplin, deren streng wissenschaftliche, esoterische Form zugleich auch die populäre und elementare wäre. Die strenge Wissenschaft wird auch hier von ihrer Systematik und Terminologie zu opfern haben; sie muß der verstoßenen Schwester, der politisch-statistischen Geographie noch Raum im Hause gönnen. Gegen die hie und da auftretende Hartnäckigkeit des alten Princips ***) ist dagegen mit Strenge festzuhalten, daß der Unterschied der populären und praktischen Bearbeitung gegen die streng-wissenschaftliche kein principieller, kein substantieller sein darf. Sich in irgend einer geographischen Darstellung des wesentlichen und köstlichen Gewinns, der die neue Schule gebracht hat, entschlagen zu wollen, heißt Eicheln essen wenn liebliche Früchte winken, oder behaupten, daß eine Sandsteppe schöner sei als ein blühendes Gelände, ein stagnirender Canal schöner als der stürzende Gießbach.

*) Sehr Beachtenswerthes über derartige Mißgriffe in der Vorrede zu J. G. Lüdde Compendium der Allgem. Erdkunde S. IX. X.

**) Ganz neuerlich erklärte sogar Oberschuldirektor Roth in seinen „Pädagogischen Briefen“ (Protestantische Monatsblätter 1856. Dec.) die physische Geographie auf den Gymnasien für ein facultatives Fach, während er Daten der politischen Geographie unter die obligaten Fächer aufnimmt.

***) Eilers „Meine Wanderung durchs Leben“ Th. 2. S. 246 hat „auch in den dreißiger Jahren manchen Lehrer der Geographie an höheren Schulanstalten kennen gelernt, der nichts von der mathematischen und physischen Geographie wußte, keine deutliche Anschauung von der Oberfläche der Erde, keine von den Gebirgszügen und Flußgebieten eines Landes hatte, geschweige denn von irgend einem Zusammenhange der Geographie und Geschichte etwas wußte.“ Noch ganz neuerlich ist in einer „Erdbeschreibung und Staatenkunde“ ausgesprochen: „Die politische Geographie bildet den wichtigsten Zweig der Geographie im Allgemeinen, da diese ohne sie nicht nur alles Reizes ermangeln, sondern auch insbesondere die physische Geographie durchaus keine feste Anhaltepunkte haben würde. Ohne bestimmte allgemein bekannte Länder-, Gebirgs- und Fluß-Namen wäre die physische Geographie ein tolles Gewirr unverstandener Redensarten, und von wem anders als von Menschen rühren diese Namen her. Nun aber gehört der Mensch auch in die physische sowie in die politische Geographie.“

Bettina.

(Elisabeth von Arnim, geborene Brentano — geb. am 4. April 1785 zu Frankfurt, gest. am 20. Januar 1859 zu Berlin.)

Aus einer freundschaftlichen Correspondenz mitgetheilt von Karl Eitner.

— — Die buntgelaunte Tochter des deutschen Südens, in deren Adern vom Vater her italisches Blut pulsirte, ist also an den Sandufern der nordischen Spree dahingeschieden. Dort hat sie, eine geistige Zingarella, seit ihrem fünfzigsten Lebensjahre ihre, von geistvollen Coloraturen und Arabesken durchflochtenen Prosagedichte gesungen. Ungleich ihrer Aeltermutter, deren schönseelige Empfindsamkeit sich von Herder und Schiller so herbe Urtheile zuzog, und damit den Jugendgeliebten, Wieland, von sich scheuchte, hegte Bettina eine Fülle wahren Naturgefühles, das nur von der Ueberfülle ihrer Phantasie zu stark überwuchert wurde, um einen klaren und wohlthuenden Eindruck zu gestatten. Dennoch riß sie den Leser mit fort in ihre bunten, krausen Gedankenverschlingungen, da sich der Blick an den Lichtern und Schatten dieses Urwaldes erfreute, gegenüber den gemachten Blumen der Zeit. Die damaligen beiden literarischen Hauptkoterien, das junge Deutschland und das Junghegelthum, überboten sich an Geistreichigkeit, ihr wie aus den Wolken gefallenes erstes Product eines lange nicht so vernommenen Liebesenthusiasmus, dessen Gegenstand noch dazu der von ihnen gefeierte Dichter war, wieder in die Wolken zu erheben, damit sein Glanz desto herrlicher leuchte. Die Literatur aller Zeiten und Völker wurde herbeigezogen, um darzuthun, daß dieses moderne hohe Lied der Liebe die würzigsten Arome aller schönsten Blüthen der erotischen Poesie des Morgen- und Abendlandes in sich vereinige, wie die Urpflanze alle übrigen.

Und wo ist all' das Preisen nun hin? — Der Ausspruch Schellings, daß Vieles in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde „unbewußte Philosophie" sei, hat sich heut in Lewes Ansichten dahin verkehrt, daß einzelne „Blitze von Genialität ganzen Bogen voll Unsinn Glanz leihen" müßten. In der Zwischenzeit von kaum zwanzig Jahren hat das realistische Element der historischen Kritik in der Literatur so überhand genommen, daß Bettinas Anachronismen vor diesem Richterstuhl allerdings keine Gnade finden können. Am meisten aber ist ihr das Vorgeben, als habe der große Dichter Worte aus ihren parenthyrsischen Briefen zu Sonetten verarbeitet, die nach Riemers Zeugniß schon vor ihrer Ankunft in Weimar gedichtet waren, zum Vorwurf gemacht wurden. Der unphilosophische Engländer möchte sie hierüber am liebsten des absichtlichen Betrugs bezichtigen, „wäre die Schuldige nicht eine Frau"; er deutet dies also nur an. Sollte es denn einer besondern psychologischen Clairvoyance bedürfen, um anzunehmen, daß bei ihrem excentrischen Naturell und dem in ihr gährenden Enthusiasmus für Goethe, dieser für sie zur Vision wurde? Bis an den Rand des Grabes kann sie noch immer auf ein zweites, der Höhe ihrer Liebe zu Goethe ganz entsprechendes Denkmal, da ihr der als Umriß den Briefen beigegebene, als Gypsmodell in der Frankfurter Bibliothek befindliche und letzlich von Steinhäuser in weißem Marmor und kolossaler Größe ausgeführte *) frühere Entwurf zu einem solchem bei weitem nicht genügte. In Ph. Moritz' psychologischem Magazin wird von einem jungen Manne berichtet, bei welchem sich, neben seinem wachen Leben in der Wirklichkeit als Unverheiratheter, Nacht für Nacht ein ebenso zusammenhängend fortlaufendes Traumleben, worin er als Ehegatte und Familienvater erschien, parallel hinzog. Ein solches Doppelleben, hier in der Wirklichkeit, dort in der Phantasie, war Bettinen so eigen, daß sie wohl von einem freibewußten Falsum jener Art freigesprochen werden darf; sie träumte sich eben so heftig in ihre Liebe zu Goethe hinein, daß ihr Täuschung zu Wahrheit wurde, und im Moment der Darstellung erlebte sie diese

*) Bekanntlich ziert dieses schöne Werk der plastischen Kunst nebst einigen Cartons von Neher und Schwindt den Salon im sogenannten Templerhause des Parks zu Weimar.

wirklich. Sie ist für die personificirte Romantik, die beide Welten in sich verbindet. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, möchte also das Buch wohl nicht als eine willkürliche Mystification anzusehen sein. Lassen wir das Historische desselben auf sich beruhen und einfach uns fragen, was das wesentliche Resultat der schriftstellerischen Thätigkeit Bettinens, die doch eigentlich nicht Profession daraus machte, sei, was uns, nach Abzug alles Problematischen, als Bleibendes daraus entgegentrete?

Ihr Buch über oder vielmehr auf Goethe brachte diesen der Welt auf einmal in einer Weise näher, wie dies bis dahin nie stattgefunden hatte. Wir kannten bis dahin nur den Dichter und nebenbei die Weimarische Excellenz Die letztere hatte für das übrige Deutschland wenig oder keine Bedeutung, denn Goethe war kein eigentlicher Staatsmann, weder seiner Stellung noch seiner Richtung nach. Und der Dichter, wenn auch in seiner Höhe anerkannt, war dies doch erst in gewissen Kreisen und in Folge eines gewissen philosophischen Aestheticismus; seine dichterischen Leistungen waren als solche damals noch keineswegs Gemeingut der Nation, wie z. B. die Schillers. Bettina enthusiasmirte uns für den Menschen in ihm und erschloß in uns mit dem lebendigeren Interesse für seine Person den lebendigeren Sinn für seine Poesien. Von dem Erscheinen ihres Buches datirt sich unsere Theilnahme für sein Leben, wie es seine „Wahrheit und Dichtung“ selbst nicht erwirken konnte, zu dem Jene ihm erst manches Material beisteuern mußte. Wie es auch sonst mit dem Inhalt ihres Buches stehe; ihre Mittheilungen über Faktisches, sofern dies nicht ihr eigenes specielles Verhältniß zu Goethe betrifft, haben so viel Lebens-, Local- und Sprachkolorit, daß selbst Herr Lewes sich nicht entbrechen kann, um farbigerer Darstellung willen aus ihnen zu entlehnen.

Gleiches Verdienst haben wir ihr in Bezug auf die Bekanntschaft mit Goethes Mutter, „Frau Aja“ oder „Frau Rath“ zuzusprechen, die uns in des Sohnes Darstellung nicht zu so leibhafter Anschauung kommt, und sonst in ihrer Denk- und Ausdrucksweise erst 1840 durch einige ihrer Briefe im Weimarer Album vor die Oeffentlichkeit gelangte. Wie anschaulich führt sie uns diese vor, in all ihrem Wesen, daß wir mit ihr im täglichen Verkehr zu leben und sogar mit anzuhören vermeinen, wie sie Bettinen neckisch verwarnt, sich nicht allzusehr von ihrer Phantasie, von der Wahrheit wegverlocken zu lassen. Es ist eine solche Lebenswahrheit in der Wiedergabe dieses Charakters, daß man glauben möchte, fast noch mehr als die Liebe zur Mutter des Geliebten, habe die Sympathie mit einem dem ihren ähnlichen Naturell ihr die Hand dabei geführt. Läßt sie doch auch in: „Dies Buch gehört dem König“ die „Frau Rath“ statt ihrer sprechen: Alle Aeußerungen Jener sind ihre eigenen Ansichten, Meinungen und Wünsche.

Goethe hat uns in „Wahrheit und Dichtung“ zwar in seine Vaterstadt, ihre Verfassung und ihre Umgebung reiche Blicke thun lassen, sie jedoch immer nur in jenem allgemeinen Lichte, gleichsam wie aus der Vogelperspektive dargestellt, wie es der höhere Standpunkt der Auffassung mit sich bringt. Bettina wiederum hat uns erst mit dem Wesen einer süddeutschen Reichsstadt, mit all den Krümmen, Ecken und Winkeln ihrer Bauart, ihrer naturreichen Umgebung, der Art und Weise des Zusammenlebens ihrer Bewohner und dem derbkräftigen, kurzangebundenen Idiom derselben, wahrhaft vertraut gemacht. Dadurch, daß Bettina sich zum großen Theile in dem veredelten Volksdialekte Frankfurts ergeht, lebte sich der Norddeutsche in manche Anschauungsweise der Jugendwerke Goethes mehr ein und die Provinzialismen wurden ihm heimischer.

Noch zwei andere der Hauptgestalten, die sie gefeiert hat; ihre unglückliche, aber als Geisteserscheinung des Andenkens der Nachwelt werthe Günderrode und ihr Bruder in seiner schöneren und edleren Jugendzeit — waren es nicht auch Kinder ihres geliebten, unvergeßlichen Frankfurts? Denn war die Günderrode dort auch nicht eben geboren, so fiel doch die Hauptperiode ihres Lebens, ihrer geistigen Entwickelung in den dasigen Aufenthalt. Also — Frankfurt überall, steht auf allen Blättern von Bettinens Schriften!

In den letzten derselben erweiterte sich ihre Liebe für den Einen und später für die Lieblingsgestalten ihrer Heimath und Jugend zur allgemeinen Menschenliebe. Wie sie, früher am Main, so jetzt an der Spree die der Hülfe Bedürftigen mit Wort und That pflegte, so kämpfte sie in dem „Buche für den König" und im „Ilius Pamphilius" für die Verbesserung unserer politisch-socialen Verhältnisse.

Fassen wir nun in ihrer geistigen Erscheinung Alles zusammen, so werden wir finden daß Liebe der Kernpunkt ihres Wesens war, Liebe in der umfassendsten Bedeutung wie in ihren Haupt-Nüancen und Gradationen, Liebe zu allem Großen, Guten und Schönen in der Geisteswelt wie in der Natur, zu Persönlichkeiten von hoher und tiefer Lebensanschauung, zur Heimath wie zum allgemeinen Vaterlande und endlich Liebe zur Menschheit in allgemein menschlichster Bedeutung, wie sie in persönlichster Hülfe das Elend der Hütten von ihr erfuhr. Niemanden hat sie wehe gethan, wie oft es auch ihr geschah. Wie oft hat die seltsame Form, ja die Formlosigkeit, in welcher dies ihr Grundwesen sich kundgab, dieses verkennen lassen, so daß man ihr grade ihre Ungezwungenheit als Gesuchtheit und ihre selbstlose Hingebung als eitle Scheinsucht auslegte. Aber wenn der Erdgeruch des persönlichen Eindrucks dieser immerhin wundersamen Erscheinung verduftet, wenn die Stimme der Uneinsicht in ihr Nichts verklungen sein wird, dann wird eine unbefangenere Nachwelt jenes Bleibende von dem Unwesentlicheren zu sondern vermögen und ihm die verdienten Ehren angedeihen lassen. Und wie manches dichterisch empfängliche Gemüth wird sich noch an dem Reichthum ihrer Phantasie weiden und ihre lebensvolle Bilderwelt wie ein quellfrisches, buntblühendes Märchen in sich aufnehmen. —

Der historische Verein in Frankfurt.

Als sich, angeregt durch die von dem Freiherrn von Stein ausgegangene Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, das Interesse für die Geschichte der Vorzeit des Vaterlandes neu belebte und der Eifer, theils die nach manchen zerstörungsfüchtigen Perioden noch übrigen Denkmäler der Vorzeit zu erhalten, theils über die früheren Zustände einzelner Gegenden und Orte genauere Kenntniß zu erlangen, die Bildung vieler historischen Localvereine herbeiführte, blieb auch Frankfurt in diesen Bestrebungen nicht zurück. Die Wichtigkeit, welche die Stadt — schon in frühen Zeiten der Hauptort des östlichen Frankens, dann die Wahlstadt der deutschen Kaiser und Könige — für die allgemeine deutsche Geschichte hat, ihre hervorragende Stellung in der Wetterau, ihre Bedeutung für Handel und Verkehr, ihre Betheiligung an Kunst und Wissenschaft ließen erwarten, daß es hier nicht an Freunden der Geschichte fehlen würde, und so trat vor jetzt 22 Jahren unter hauptsächlicher Mitwirkung des zu frühe geschiedenen Bürgermeisters Thomas die Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst zusammen. Sie veröffentlichte ihre Arbeiten in einem mit Kunstbeilagen reichlich ausgestatteten Archive und hat darin für alle Theile der Geschichte Frankfurts schätzenswerthe Beiträge geliefert. Im vergangenen Jahre ist das achte Heft dieses Archivs erschienen, welches dreizehn Aufsätze enthält, dazu die Abbildung der wegen geschichtlicher Begebenheiten für Frankfurt gefertigten Medaillen, und in einem Kupferstiche die schönste der in dem Kreuzgange des ehemaligen Carmeliterklosters befindlichen, jetzt beinahe verwischten Wandmalereien wiedergibt, eine 1515 gefertigte Anbetung der Könige. Mit diesem Hefte ist das Archiv der Gesellschaft geschlossen, da dieselbe zu bestehen aufgehört hat. Aber damit ist keineswegs die geschichtliche Vereinsthätigkeit hier erloschen. Vielmehr ist an die Stelle der Gesellschaft und mit ihr verschmolzen ein neu gegründeter Verein für Geschichte und Alterthumskunde getreten, der in umfassenderer Weise ihre Arbeiten aufgenommen hat. Derselbe beschränkt sich nicht darauf, von Zeit zu Zeit eine Sammlung geschichtlicher Aufsätze

zu veröffentlichen, sondern hat es daneben unternommen, eine Sammlung von Alterthümern und culturhistorisch interessanten Gegenständen zu bilden, vereinigt die arbeitenden Mitglieder zu regelmäßig alle vierzehn Tage stattfindenden Sitzungen, in denen Vorträge mit freier Besprechung abwechseln, und veranstaltet General-Versammlungen, in welchen sich an die geschäftlichen Berichte des Vorstandes wissenschaftliche Mittheilungen anschließen. Bis jetzt hat der neue Verein nach allen Richtungen hin Beweise großer Regsamkeit gegeben und die Zahl seiner Mitglieder hat in erfreulicher Weise zugenommen. Die letzte Generalversammlung fand am 29. December v. J. in dem Saale des sogenannten steinernen Hauses auf dem Markte statt, in welchem der Verein die von ihm durch Ankauf oder Geschenke erworbenen, sowie die ihm von den Eigenthümern zeitweise anvertrauten Alterthumsgegenstände zur Ausstellung bringt. In dem Berichte des Vereins-Directors wurde eine Geschichte des steinernen Hauses — eines der ältesten Privatgebäude der Stadt, welches im Jahre 1464 erbaut wurde und der 1654 erloschenen Familie von Mühlheim oder Melem gehörte — gegeben und die Mittheilung gemacht, daß dem Vereine auf sein Ansuchen von dem Senate die Erlaubniß ertheilt worden sei, die auf der Stadtbibliothek handschriftlich vorhandene, von dem verstorbenen Canonicus Batton gefertigte topographische Geschichte der Stadt herauszugeben; ein Werk, in welchem der fleißige Verfasser zusammengestellt hat, was ihm über die einzelnen Plätze, Straßen, Häuser, Brunnen der Stadt an urkundlichen Nachrichten bekannt geworden ist und wie es in gleicher Weise wohl von keiner andern Stadt existirt. Nach diesem Berichte folgten Vorträge über den Verfasser der Frankfurter Chronik, über die Bedeutung des Oberrheinthals in der deutschen Geschichte, über das Leben H. Ludolphs und über die Frankfurter Fechtschule oder St. Marx-Brüderschaft, welche von den sehr zahlreich versammelten Mitgliedern mit großem Interesse vernommen wurden. Zugleich mit der Einladung zu dieser Versammlung war die zweite Nummer der Mittheilungen des Vereins vertheilt worden; hat die erste Nummer dieser neuen Zeitschrift durch den Abdruck einer aus dem 14. Jahrhundert herrührenden Beschreibung der Stadt Frankfurt von Canonicus Baldemar von Peterweil sich bleibenden Werth gesichert, so lassen sich auch unter den Aufsätzen des zweiten Heftes namentlich zwei Beiträge als bedeutend hervorheben, erstlich zwei bisher ungedruckte von Director Dr. Classen mitgetheilte und erläuterte Briefe Goethes, in deren einem von 1814 der greise Dichter in lebendiger Weise einen Vorfall aus seiner Jugendzeit seinem hiesigen Freunde Riese*) in die Erinnerung zurückruft, sodann eine aus dem letzten Viertel des 13. Jahr-

---

*) Derselbe lautet: „Die Erzählungen meines Sohnes, begleitet von einem Schreiben Ihrer liebwerthen Hand, haben mich in jene so ruhig als unschuldige Zeiten zurückversetzt, in welcher wir einer heitern und lustigen Jugend genossen. Ich freue mich, daß Sie, als ein besonders theurer Freund, zu den übrig gebliebenen gehören, und wir uns noch, bis auf diesen Tag, zusammen der Vergangenheit freuen können. In meinem dritten Bande finden Sie Ihren geschätzten Namen und die Erinnerung unserer näheren Verhältnisse, nicht ohne Bemerkung des vielfältigen Widerspruchs, mit welchem der Freund meinen Enthusiasmus zu zügeln und meine Dialectik zu üben verstand.

Auch habe ich, bei Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes, die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewiesen, welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben, unter einer Forsthauslaube, etwas schalkisch, auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir beide gewogen waren. Wir bereiteten uns eben einen Teller Schinken zu verzehren und Sie hatten das aufgehobene Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenkte.

Solche lustige leichte Wunden schlägt das fortschreitende, immer ernstere Leben nicht, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie, bei so großem Wechsel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverruckt geblieben. Grüßen Sie mir unser Fränzchen zum Schönsten, deren Heiterkeit sich gewiß erhalten hat. Eine so beständige Freundschaft deutet auf redliche, treue Gemüther und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel.

Mögen Sie noch lange, amtlich auf dem Kirchhofe beschäftigt, diesem und jenem ein Erbbegräbniß zutheilen und mit dem besten Humor sich selbst und Ihren nächsten Umgebungen leben, zu Trost und Freude, und auch dabei immer fort meiner in Liebe gedenken.

Weimar, 14. Febr. 1814. Herzlich angeeignet Goethe."

hunderts herrührende Beschwerdeschrift der Gemeinde Griesheim, welche für die allmälige Herabdrückung der Dorfbewohner zu Hörigen des im Dorfe begüterten geistlichen oder weltlichen Herrn einen interessanten Beleg liefert, aber auch sprachlich wichtig und in letzter Beziehung von dem Sprachforscher Dr. Fr. Roth trefflich erläutert ist. Endlich muß noch das Neujahrsblatt erwähnt werden, welches in Nachahmung einer schönen alten Sitte der Schweizer Gesellschaften der Verein seinen Mitgliedern für 1859 dargebracht hat. Es enthält dies aus der Feder des derzeitigen Vereinsdirectors Dr. Euler Beiträge zur Geschichte des Dorfs und Schlosses Rödelheim und ist mit der sehr gelungenen Nachbildung einer Sepiazeichnung geziert, welche das 1446 erbaute, 1802 abgerissene Schloß Rödelheim darstellt. Die Absicht des Verfassers ging nicht darauf, eine Localchronik Rödelheims zu schreiben, sondern er hat die wechselnden Geschicke des Orts in rechtsgeschichtlicher Beziehung betrachtet und nachzuweisen gesucht, in welcher Weise die ursprünglich freie Gemeinde der Centmark Rödelheim in ein Unterthänigkeits-Verhältniß zu der Stadt Frankfurt und den Grafen von Solms kam. Was über die kirchlichen und gerichtlichen Verhältnisse der Gemeinde, über die in Rödelheim hausenden Rittergeschlechter, über die von den Ministerialen der Pfalz Frankfurt dem Reiche unter König Rudolf I. überlassene Burg, das neue von Frank von Cronenberg erbaute Schloß, die Betheiligung Frankfurts daran u. s. w. in gedruckten Urkunden und dem reichhaltigen Frankfurter Archive zu finden war, ist sorgfältig zusammengestellt worden, und so gewährt die kleine Schrift einen anziehenden Blick in die Wirren und Händel, wie sie in den nicht geschlossenen Territorien des deutschen Reichs um kleine Besitzungen so oft stattfanden. Nur in seltenen Fällen dürften sich solche Hergänge vollständiger nachweisen lassen als dies hier geschehen konnte, und es werden daher diese Beiträge auch den Gelehrten vom Fache nicht unbrauchbar sein. Für dieselben sind überdieß mehrere Urkunden und Siegel-Abbildungen beigefügt. Gewiß aber wird man dem Wunsche des Verfassers beistimmen, daß der junge Verein immer mehr Unterstützung finden und seinen Mitgliedern noch viele solcher Neujahrsblätter darbringen möge!

Unterhaltungen.

— **Album des literarischen Vereins in Nürnberg** für 1859. (Nürnberg. Verlag von Bauer und Raspe.) Der schon seit langen Jahren bestehende Verein hat so eben den 16. Jahrgang seines Albums herausgegeben und legt damit wieder ein ehrendes Zeugniß seines Strebens und seiner Wirksamkeit nieder. Wer den reichen Inhalt der früheren Jahrgänge des Albums kennt, wird gerne mit uns dahin übereinstimmen, daß die prosaischen Beiträge bei jedem Freunde der Literatur ein Interesse in ungewöhnlichem Grade erwecken müssen, wie auch die Aufnahme der poetischen Erzeugnisse mit Umsicht und Geschmack geschehen ist. Der vorliegende Jahrgang bringt unter den prosaischen Aufsätzen eine Abhandlung über Alexander den Großen, mit besonderer Berücksichtigung des Alexanderliedes vom Pfaffen Lambrecht (dessen letzte und beste Uebersetzung von Weißmann. Frankfurt 1850.) Der Verfasser J. L. Hoffmann geht mit Kenntniß und richtigem Gefühl zu Werke, wenn er des Urtextes Alberichs von Besançon (Aubry de Besançon), von dem Paul Heyse die Anfänge, 100 Zeilen, in Florenz wieder aufgefunden hat, erwähnt und das Verdienst des Erfinders und des Nachdichters würdig sichtet. Ueber den Helden im Liede selbst weiß er sich trefflich auszulassen und ihn fein zu charakterisiren, wie er denn auch am Schlusse von ihm sagt: „es ist ein Alexander, angehaucht und gefärbt durch die Romantik des Mittelalters, aber doch noch ein Alexander". Vortrefflich gerathene Aufsätze geben noch Dr. E. Lösch, welcher die Liebe des Mönchs Ekkehard und der Herzogin Hadwig nach Scheffel bespricht, und richtig die großen Schönheiten des aus-

gezeichneten Scheffel'schen Romanes würdigt und die Lesewelt gerade auf dieses Werk aufmerksam macht; ferner G. Arnold in einer Rundschau über die neueren holländischen Dichter. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, uns in eine Literatur, von der uns leider noch zu wenig bekannt, eine erweiterte Einsicht zu verschaffen, und wir danken es dem Verfasser, wenn er hier mehr thut, als uns gerade nur Dichter und Schriftsteller, wie Bellamy, Tollens, H. A. Spandow, C. Loots, A. Simons, J. van Osterwijk Bruijn, Bilderdijk und andere Neuere zu nennen. Doch der Raum gestattet nicht, über die Beiträge in ungebundene Rede uns weiter auszulassen, unter denen noch manches Treffliche zu nennen wäre. Von den poetischen Beigaben dürfen wir „Capitän Carpsanger" von J. Priem mit zu den Besten zählen. Wir werden unwillkürlich an das Schicksal der „Austria" und deren schreckliches Verbrennen erinnert, wenn wir lesen:

Zur Flamme, die aus dunklem Raum
Auf durch die Fugen züngelt,
Und, wie die Schlange um den Baum,
Sich um die Taue ringelt,
Dort an den fetten Tonnen leckt
Und durch den Rauch gedrungen
Aus allen Luken gierig streckt
Die roth und gelben Zungen!

Tief empfunden und poetisch dürfen wir noch die lyrischen Beiträge von C. Weiß, A. Trabert, Ad. Pichler, Luise Hoffmann nennen. Möge der Verein und sein ernstes Bestreben auch in Zukunft sich derselben Anerkennung wie bisher erfreuen. — e —

— **Neuere Kunstbestrebungen.** Nachrichten von Berlin melden, daß als Vorwurf des sechsten großen Freskobildes im neuen Museum dorten Wilhelm von Kaulbach's Composition „die Reformation und die Reformatoren" gewählt sei. Das Bild des Professors Schrader in Berlin „Oliver Cromwell am Sterbebette seiner Tochter" ist von dem Vereine zur Erwerbung von Kunstwerken für das Museum der Stadt Köln angekauft worden. Ueber die Ausführung der Steinle'schen Fresken im Treppenhaus des neuen Museums letzterer Stadt lauten die Berichte ungünstig. Ueber die Ausführung der elf Standbilder, welche die Ostseite dieses Baues schmücken sollen, verlautet noch nichts Genaues, zwei derselben; die Statuen Wallraf's und Richartz' sind bekanntlich bei dem Bildhauer Bläser in Berlin, einem geborenen Kölner bestellt, und werden ohne Zweifel auch die übrigen von Kölner Bildhauern gefertigt werden. — In München hat Genelli vor seiner Abreise nach Weimar noch ein großes Oelgemälde, den „Raub der Europa" darstellend, vollendet, und wurde dies von Herrn Baron von Schack erworben. — Professor Ludwig Richter in Dresden malt an einem großen Bilde, welches schon in den nächsten Wochen zur Ausstellung kommen wird. Auch arbeitet er rüstig an seinem neuesten Werke „Für's Haus", dessen zweite Lieferung schon anfangs August bei Gaber und Richter in Dresden erscheinen dürfte. Professor Hübner dort hat ein Bild „Amor im Winter" vollendet und ist eben, neben vielen Staffeleien, auch mit einem Bilde: „Magdalena am Leichnam Christi" beschäftigt. Der Druck des Stiches der Disputa Raphaels von Professor Keller in Düsseldorf wird eifrig betrieben.

— **Geographisches.** Der China-Telegraph schreibt von einem Strome Yang-tze-Kiang Folgendes: Dieser prächtige Fluß mag gern unter die reichsten der Welt gezählt werden; er entspringt im Herzen von Thibet, über den Quellen des Brahmaputra, und nimmt in seinem Laufe bis zur Mündung Hunderte von Nebenflüssen auf, die ihm die nöthige Wassermenge zum Betrieb der inländischen Schifffahrt dieses großen Landes zuführen. Die Karten sind bis jetzt noch schlechter davon unterrichtet.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8⁰ und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2⅓ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

N°. 9. Frankfurt a/M., den 26. Februar. **1859.**

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Die Nachrichten, die Oswald auf diesem Gange einzog, mußten sehr befriedigend für ihn gewesen sein, denn, als er und Muhlert sich einige Stunden später trennten, nachdem sie zuvor noch zusammen in einer Restauration soupirt hatten, schüttelten sich Beide froh und herzlich die Hände und Muhlert rief: von morgen an also nun auch Collegen! —

Herr Oswald, Sie haben schon wieder einen Brief! sagte Meta, als sie ihn einließ, und wie ward ihm, als er die mit lateinischen Buchstaben beschriebene Adresse betrachtete und augenblicklich die Hand der „Dame mit dem Hute“ erkannte, deren er sich aus dem vorletzten Briefe Selheim's nur zu genau erinnerte. Es erschütterte ihn dies neue Wunder so sehr, daß er schweigend mit bleichem Gesichte Meta das Licht aus der Hand nahm, es mit bebender Hand an dem ihrigen anzündete, und rasch damit die Treppe hinan eilte.

Nicht ohne Mühe durchlas er das Billet, bei dessen Abfassung die Hand der Schreiberin entweder noch mehr mußte gezittert, oder deren Schriftzüge Selheim doch nicht ganz genau nachgeahmt hatte. Madame Lovel benachrichtigte

ihn darin, daß ihr Freund Selheim ihn mit dem reuigen Geständnisse in Erstaunen gesetzt, sich mit ihr eine Mystifikation erlaubt zu haben. Um den Verdacht von sich abzulenken, daß er in sehr naher Beziehung zu Oswald stehe, habe er, indem er ihm Unterstützungen zufließen lasse, sich der Maske eines Spottnamens bedient, den, wie sie selbst ihm einst mitgetheilt, man sich erdreistet ihr zu geben, und er gewählt, eben weil er so nichtssagend sei, und Oswald niemals auf die richtige Spur würde geleitet haben, wenn er nicht unglücklicher Weise auf den Gedanken gekommen wäre, nach Hamburg überzusiedeln. Indessen kenne Selheim ihren Charakter hinreichend, um ihrer Verzeihung und der Erfüllung seiner Bitte sich versichert zu halten, daß sie seinen Protege bei sich aufnehmen möchte, als ob es sein Sohn wäre. Sie sei auch von seinem bisherigen Leben durch Selheim auf das Genaueste unterrichtet, und vereinige nun ihre Wünsche mit denen seines väterlichen Freundes, daß er die Laufbahn eines Schriftstellers verlassen, und sich in ihrem Geschäfte für die kaufmännische ausbilden möge. Ihr Sohn werde ihm seine Stellung als Vollontair so angenehm als möglich machen, nur sei derselbe augenblicklich durch lebensgefährliches Erkranken verhindert, ihn dort einzuführen; sie habe deßhalb Herrn Lambert, ihrem ersten Buchhalter, die gemessensten Befehle ertheilt, und Oswald möge sie nur durch einige Zeilen benachrichtigen, ob er von ihrer Offerte Gebrauch machen wolle. In diesem Falle hätte er sich morgen früh um 10 Uhr auf dem Lovel'schen Comptoir einzufinden, und von ihr die nähere Bestimmung der Zeit abzuwarten, in der sie ihn bei sich empfangen könne. Augenblicklich sei es ihr weder möglich ihren Sohn zu verlassen, noch ihm Besuch zuzuführen.

Da stand es ja deutlich! Selheim war sein Vater! — und Hannah? — war Hannah Selheim auch die Hannah, die er so lange schon liebte? —

Dies waren Oswald's erste Gedanken, mit denen er den Brief durchlas, und sie versetzten ihn in eine solche Aufregung, daß er gänzlich unfähig war, Vergleichungen zwischen den beiden Briefen anzustellen, die er heute empfangen. Jedes dieser Schreiben leitete ihn auf eine andere Spur, und selbstquälerisch verfolgte er gerade die, auf der er sich das größte Herzeleid versprechen mußte. Wie verwünschte er jetzt die unnatürliche Spannung, mit der er dem Augenblicke entgegen gesehen, in welchem er das Hamburgische Gebiet betreten würde, anstatt sich ringsum die Gegend zu beschauen, denn dann wäre ihm der Anblick des absegelnden Schiffes und der darauf befindlichen Hannah Selheim nicht entgangen.

Meta konnte sich noch nicht entschließen zu Bette zu gehen und segnete im Stillen den gesunden Schlaf ihrer Mutter, mit welchem diese sich auf den morgenden, eben so anstrengenden als glückseligen Tag vorbereitete. Sie versuchte zu lesen, allein sie war zu zerstreut dazu, denn immer noch hörte sie Oswald auf und ab gehen, und hiermit seinen Schrecken beim Empfange

von Madame Lovel's Briefe in Verbindung bringend, ward es nun auch bei ihr zur traurigen Gewißheit, daß er in Sorgen über die Hutangelegenheit sei, und so dachte sie: er hat Niemand, der ihm theilnehmend Trost und Muth zusprechen könnte.

Lange stritten sich liebende Theilnahme und jungfräuliche Schüchternheit in ihr, endlich siegte die erste, und mitten aus seinen quälendsten Träumereien ward Oswald durch den eigenthümlichen Tact der Tritte seiner jungen Hausgenossin geweckt. Er nahm das Licht und leuchtete auf den Vorplatz hinaus, da sah er das gute Mädchen bleich wie der Tod und vor der Kühnheit ihres Unternehmens erbebend sich athemlos an den Treppenpfosten lehnen.

Meta, sind Sie es wirklich? rief er erstaunt.

So wie sie seine Stimme hörte und sein verwundertes, aber freundlich argloses Gesicht erblickte, hatte sie den Muth wieder gefunden, der sie diesen Schritt thun ließ. Ja ich bin es wirklich, Herr Oswald! sagte sie, näher tretend. Ich sah Sie über den Brief der alten Madame Lovel erschrecken, ich hörte Sie noch auf und ab gehen, und — lachen Sie mich nur aus — ich dachte, Sie müßten entweder recht in Angst oder krank sein, da konnte ich es unten nicht länger aushalten, ich mußte mich erkundigen. Da ich aber nun sehe, daß ich mich Gottlob umsonst geängstigt —

Nein, Meta, das haben Sie nicht! rief Oswald, ich befinde mich in der That in der schrecklichsten Gemüthsverfassung. Kommen Sie, meine Freundin! Gott selbst sendet Sie mir, damit Sie mit Ihrer ruhigeren Ueberlegung, Ihrem natürlichen Verstande und gutem Herzen mir beistehen. — Alles, was mir auf Erden das Theuerste ist, umhüllt sich mit nebelhaften Schatten, und da, wo ich Licht zu finden glaube, läßt es mich in den Abgrund der Verzweiflung blicken. Die Menschen, die mir die nächsten sind, kann ich nicht achten, und was ich liebe, darf ich nicht mein nennen. Doch Sie sollen nun Alles wissen und werden mir dann Ihre Ansicht sagen.

Meta war ihm gutwillig in sein Zimmer gefolgt. Hier sank sie auf einen Stuhl, Oswald setzte sich daneben und vertrauensvoll wie ein Bruder der Schwester, theilte er ihr in Umrissen das Wichtigste aus seiner Lebensgeschichte mit und immer mehr erleichterte sich dabei sein Herz. Zu Anfange und gegen das Ende der Erzählung wagte Meta mitunter ein theilnehmendes Wort, sonst unterbrach sie ihn nicht früher, als bis er ihr die beiden von Selheim und Madame Lovel empfangenen Briefe vorgelesen, und nun mit gespannten Blicken ihr ins Auge sah, um ihr Urtheil, vielleicht auch irgend einen Trost zu vernehmen.

Während seiner Mittheilung glaubte die arme Meta, selbst ein ganzes Leben durchkämpft, nun aber mit der Vergangenheit gänzlich abgeschlossen zu haben. Für sie gab es nur noch einen glühenden Wunsch, den beglückt zu sehen an dem, wie sie sich jetzt erst klar bewußt ward, ihre ganze

Seele hing. Wie himmlisch schön fand sie ihn in dem Vertrauen, das er sich und ihr bezeugte, indem er sie um Mitternacht in sein Zimmer einlud, ohne zu bedenken, daß, wenn ein Mensch auf der Welt dies erfuhr, ihr höchstes Gut auf Erden, ihr jungfräulicher Ruf auf immer vernichtet war. Seine Seele aber war so rein wie die ihrige, und deßhalb war sie ihm auch ohne Zögern gefolgt, und deßhalb zitterte sie auch nicht, als er ihre Hand in die seinige nahm, und schlug nicht verschämt ihre Augen nieder, als er sie, die Jungfrau, ahnen ließ, daß er glauben müsse, von unehlicher Geburt zu sein, und hiermit den furchtbarsten Gedanken verbinde, einst in seiner Schwester zugleich die Geliebte zu finden.

Lächelnd wie ein Engel sah das Mädchen ihm in die Augen, die für sie der Himmel selbst waren, und sagte: Herr Oswald, ich danke Ihnen viel tausendmal für das Vertrauen, mit dem Sie mich so hoch geehrt haben. Ich bin zwar nur ein ungebildetes Mädchen, und Sie ein so kluger und studirter Mann, aber Sie sind befangen von so vielen quälenden Zweifeln, ich dagegen habe die Augen offen und Ruhe im Herzen. So sehe ich denn, was Sie übersehen, daß Herr Selheim Sie ja selbst veranlaßt hat nach Hamburg zu kommen, um in der Dame mit dem Hute ihre Wohlthäterin aufzusuchen. Würde er das gethan haben, wenn Madame Lovel's Brief die Wahrheit enthielte? gewiß nicht. Er kennt die stolze Frau zu gut, als daß er sich solchen Spaß mit ihr erlaubt haben, oder glauben würde, daß sie ihm denselben jemals verzeihen könnte. Nein, nein, Herr Oswald, mir wird es aus diesem Allem klar, daß Sie zu den Lovel's gehören, und daß die alte, schlaue Frau dies Alles selbst so abgekartet hat, denn sie läßt sich von Niemand regieren und leiten. Und das steht fest, jetzt will sie Ihr Glück machen. Guten Muth, Herr Oswald, ich übersehe jetzt klar die wunderbaren Wege, die die Vorsehung Sie von Jugend auf geführt, um Großes an Ihnen zu thun.

O Meta, Du bist wahrlich ein Engel, den der Himmel mir in der schwersten Stunde meines Lebens sandte! rief Oswald, seinen Arm um das Mädchen schlingend, und einen Kuß auf ihre reine Stirn drückend. Meta erbebte wonnig unter dieser Berührung, aber sie duldete sie nur einen Augenblick. Dann wandte sie sich sanft von ihm los und sagte: Herr Selheim wünscht gewiß selbst, daß aus Ihnen und seiner Tochter ein Paar werde, was hätte er sonst nöthig, Ihnen von ihr zu schreiben? und nun denken Sie, Herr Oswald, wenn Fräulein Selheim nun wirklich die junge, schöne Dame ist, die sie so sehr lieben? Ja schön ist Fräulein Hannah, und gut wie ein Engel, das hörte ich oftmals sagen.

Jetzt ließ sie sich nicht länger halten, die holde Trösterin, und der glückliche Oswald ließ sie auch willig ziehen. Aber wie eine Königin führte er sie an seiner Hand bis zur Treppe, und leuchtete über das Geländer hinab, bis sie

ihm, unten angelangt, noch einmal wohl zu schlafen und süß zu träumen wünschte und dann verschwand.

VII.

Der Empfang, welcher Oswald am nächsten Morgen im Lovel'schen Comptoire zu Theil ward, war ganz den gemessenen Befehlen der dort, wie im Hause nun wieder allein herrschenden alten Dame angemessen. Man sollte den jungen Volontair als den Sohn ihres theuersten Freundes aufnehmen. Lambert, der plötzlich ihr Factotum geworden, glaubte sie so gut verstanden zu haben, daß er noch weiter ging wie sie selbst, und seinen Collegen und Untergebenen rieth, sich lieber gar zu denken, der Sohn vom Hause trete in das Geschäft, um ja nichts gegen ihn zu versehen. Noch niemals hatte die allmächtige Gönnerin dieses, wie aus den Wolken herabgeschneiten jungen Menschen, eine so warme Theilnahme für irgend Jemand verrathen und der wackere Buchhalter war schon einigermaßen in Sorgen, daß Oswald ihm den kurzen Empfang nachtragen könnte, der ihm bei ihrem ersten Zusammentreffen von dem mit Geschäften überhäuften Lambert zu Theil geworden.

So nur erklärt sich die fast lästige Höflichkeit und der Eifer, den er in der Anleitung seines eben so liebenswürdigen als gelehrigen Schülers bewies. Aber er sah sich auch glänzend belohnt durch den Erfolg seiner Bemühungen. Ja noch mehr, Oswald konnte ihm schon in der ersten Stunde einen wichtigen Gegendienst leisten, indem er einen italienischen Geschäftsbrief nicht nur geläufig las, was Lambert eben nicht konnte, sondern ihn auch nach dessen Angabe der Data im Geschäftsstyl beantwortete. Dies erschien dem Buchhalter das Wunderbarste, das er je erlebt, und es ward ihm sehr schwer, sich zu überzeugen, daß Oswald sich diese Fertigkeit nur durch den Unterricht erworben haben könnte, den sein Freund Muhlert ihm bei einem Glase Wein ertheilt, als er noch an seiner Erzählung „der Verwaiste", arbeitete, worin ein geiziger Kaufherr einige Briefe zu schreiben hatte.

Während dieser ersten Lehrstunden in Oswald's neuem Berufe ward ihm schon wieder ein Billet von Madame Lovel überbracht, durch welches sie ihn zu seiner freudigsten Ueberraschung schon auf diesen Nachmittag zu sich berief.

Aber seltsamer Weise wollte sie ihn nicht im Hause, sondern im Garten empfangen, und Niemand sollte er dies verrathen. Auf einem Nebenwege, bis zu welchem er sich in einem Boote über die Alster solle setzen lassen, werde er an ein eisernes Gitterthor gelangen, durch das er in einen Garten und auf ein großes Gewächshaus sehen würde, welches Alles sie ganz genau beschrieb. Das Thor werde er nur angelehnt finden, und in dem Gewächshause sie, die ihn hier zuerst ohne Zeugen zu sprechen wünsche.

Oswald wußte nicht, was er von diesem Allem denken sollte, und sehr natürlich war die unglaubliche Spannung, in die ihn dies Schreiben versetzte.

Während er noch darüber nachsann, machte er in sich die Entdeckung, daß das große Vorurtheil, das er bisher gegen diese Frau gehegt, immer mehr verschwinde, und daß er ihr die Theilnahme, die sie ihm selbst noch in Augenblicken bewies, da sie für das Leben ihres einzigen Sohnes zittern mußte, mit einer fast kindlichen Ehrfurcht und Liebe lohnte.

Endlich kam der Augenblick, da er sich auf den Weg zu ihr begeben durfte, und wieder fand er neue Spuren ihrer mütterlichen Güte. Das Boot lag schon bereit, und der alte Kahnführer darin erwartete ihn mit so großer Hochachtung und Freundlichkeit, als ob er ein Prinz oder doch sein Gebieter sei. Als er ihn an das Land gesetzt, ruderte er befohlener Maßen sogleich wieder zurück, ohne auch nur das leiseste Zeigen von Neugierde zu verrathen, und eben so wenig ließ er Verwunderung blicken über das reiche Geschenk, das der junge Herr ihm gab, denn er hielt ihn gerade für reich genug dazu. Oswald hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als seinen Weg der Karte gemäß zu verfolgen, die Madame Lovel's Billet ihm zeichnete, und bald stand er vor der Gitterpforte.

Ueberrascht zögerte er einige Augenblicke, bevor er öffnete. Der Garten war im großartigsten Style angelegt, das Gewächshaus, ein kleiner Krystall-Pallast, alles auf das Beste und Sauberste gehalten, aber einsam und schweigend, wie Azors Rosengarten in dem Mährchen.

In der Mitte des Gewächshauses befand sich ein aus Glas- und Eisenstäben zusammengefügter Thurm, in welchem die höchsten Südgewächse einen Springbrunnen umgaben, dessen hoch herabfallende Wasserstrahlen ein tiefes und weites Becken auffing. Dieses war von mehreren prächtigen allegorischen Marmorstatuen umgeben, zwischen denen laubenartige Ruheplätze mit schwellenden Sophas und kleinen Sesseln aus Eisengitterwerk angebracht waren. Dieser eben so liebliche als prachtvolle Salon ward in diesem Augenblicke von der vorderen, dem Hause zugewendeten Seite, vom Scheine der schon nach Westen sich neigenden Sonne durchleuchtet, so daß Oswald ihn bequem übersehen konnte, wenigstens so weit die darin befindlichen Gegenstände dies seinem scharfen Blicke gestatteten. Aber tiefe Einsamkeit und Schweigen schienen auch dort noch zu herrschen.

Indessen öffnete er das Thor und schritt auf den Eingang des Thurmes zu, der aus einer einzigen großen Glasscheibe bestand, die in einem eisernen Rahmen, von kunstvoll durchbrochener Arbeit gefaßt war. Kaum hatte er diese Thüre erschlossen, so stand auch wie aus der Erde herauf beschworen, die Dame mit dem Hute vor ihm, und ihre Züge, sonst so starr und eisern, verriethen deutlich die Spannung, mit der sie seinem Anblicke entgegen gesehen. Mehrere Secunden lang betrachteten sich Beide, mit dem Ausdrucke des Schreckens, ob derselbe aber freudiger oder schmerzlicher Natur war, würde schwer zu entscheiden gewesen sein.

In Madame Lovel mischten sich beide Empfindungen. Die Aehnlichkeit, die auch schon ihre Schwiegertochter entdeckte, beängstigte sie, und doch war dieselbe so wunderbar verschmolzen mit anderen, ihr so theuren Gesichtszügen, und die ganze Erscheinung des Jünglings, so schön, so edel und herzgewinnend, daß sie nichts als Liebe zu ihm empfand. Während ihre Augen sich in seine Züge einbohren zu wollen schienen, und sie es doch bald bereuete, ihn sich so nahe gebracht zu haben, ward Oswald sich seines Zweckes endlich wieder bewußt, und sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigend, sagte er: Ihr Befehl, Madame Lovel, mich Ihnen vorzustellen, traf mit dem glühendsten Wunsche meiner Seele zusammen. Von Ihnen allein kann und werde ich Aufklärung über so viele dunkle Räthsel, mein Dasein betreffend, erhalten, und gewiß täusche ich mich nicht, wenn ich hoffe, daß Sie mich deßhalb schon heute haben rufen lassen. O, ich beschwöre Sie, fuhr er fort, als sie zum Tode erschrocken zurück fuhr und die Hände abwehrend gegen ihn ausstreckte. Ich beschwöre Sie, Madame! lassen Sie mich nicht länger in dieser furchtbaren, marternden Ungewißheit. Sagen Sie mir wenigstens, wer mein Vater ist, und wen ich als meine Mutter verehren kann.

Madame Lovel schien noch immer nicht die Sprache wieder finden zu können. Dieses Ungestüm hatte sie nicht erwartet, und unter furchtbaren Seelenkämpfen sank sie erschöpft in das Sopha zurück, von dem sie sich bei Oswald's Eintritte erhoben, und das überwölbt und umstanden von Palmen, zur einen Seite die Statue der Gerechtigkeit, zur andern die der Liebe hatte. Auf ihren Wink ließ Oswald sich neben ihr auf einen der zierlichen Sessel nieder, und sie gewann endlich so viel Fassung, um in so weichem Tone, als es ihrer unbiegsamen Stimme möglich war, zu erwiedern.

Mein Sohn! deine Mutter war eine tugendhafte Frau! dein Vater ist ein edler Mann! und einst, vielleicht bald wirst du ihn kennen lernen.

Gott segne Sie für diese ewig theuren Worte! rief Oswald außer sich, ihr zu Füßen stürzend und ihre Knie umklammernd, und wie segnend legte sie ihre Hand auf sein braunes Lockenhaar. Bei dieser ihn wunderbar electrisirenden Berührung schwand nun auch die letzte Spur von Groll und Mißtrauen dahin, die ihr Anblick ihm wieder eingeflößt hatten, und seine zu ihr erhobenen Augen drückten nur Liebe und Dankbarkeit aus, für sie, die die Wohlthäterin seiner Kindheit war. O! fuhr er im beschwörenden Tone fort, O! vollenden Sie Ihre Großmuth, nennen Sie mir nun den Namen meines Vaters!

Das ist unmöglich! nein, nein, nimmermehr! so lange ich es noch verhindern kann, sollst du nie den Namen erfahren! — — junger Mensch, sein Sie nicht undankbar! — — wüßten Sie, wie viel ich schon um Ihretwillen gelitten, welche Opfer es mich gekostet, Sie auf den Pfad zu leiten, den Sie jetzt betreten haben, und Sie hier zu sehen, wahrlich, Sie würden dankbar

und zufrieden sein. Alles, was ich außerdem thun kann Ihr Glück zu fördern, soll geschehen. Wie meinen Sohn will ich Sie halten und lieben, an Geld soll es Ihnen nie fehlen. Aber den Namen? — Nein! nein! niemals, so lange ich lebe! —

Aber weßhalb nicht? — Was habe ich verbrochen, daß die Meinen mich nicht anerkennen können? Soll ich denn ewig ein Bettler, von fremden Wohlthaten leben? Warum läßt man mich denn nicht meinen eignen Weg verfolgen? — Ich hatte jetzt gerade Aussicht mir ein meinem Geschmack und meinen Kenntnissen entsprechendes Loos zu begründen, weßhalb soll ich mich denn in Kreise ziehen lassen, in denen ich mich nur frei und glücklich fühlen kann, wenn ich weiß, daß mein gutes Recht mir diese Stellung anweist.

Das thut es, mein Sohn! sagte die alte Frau, indem sie den stolzen und doch so bescheidenen Jüngling mit Entzücken betrachtete. Wie leuchtete sein Auge in dieser edlen Entrüstung, und wie sanft drückte er sie aus!

Und doch soll ich ein namenloser Abenteurer bleiben! liegt denn an mir die Schuld? fragte er schmerzlich bewegt.

Nein, nicht an Dir, theures Kind! sagte sie, und griff mit beiden Händen nach der Schleife ihres Hutes, als wollte sie das Band lösen. Aber, indem ihr ganzer Körper von einem wahren Todesschauer erbebte, ließ sie die Hände wieder sinken, und fuhr in vorwurfsvollem Tone fort: Grausamer! willst Du mich tödten? Nur eine Weile, nur noch eine kleine Weile habe Geduld! täglich will ich zu Gott beten, daß er das Ereigniß beschleunige, welches Dir einen Namen, mir die längst ersehnte Ruhe gibt. Oswald! mein theures Kind! denke, ich wäre Deine Großmutter! denke es, ich bitte Dich! ohne es zu glauben und auszusprechen. Du hast gewiß schon oftmals gehört, daß Großeltern ihre Enkel mehr noch lieben, als die eignen Kinder. Nun, ich liebe Dich, wie nur die zärtlichste Großmutter es könnte, und was Liebe und Geld zu Deinem Glücke beitragen können, soll, wie gesagt, Dir Alles werden. Dafür aber dringe nun nicht weiter in mich, Dir vor der Zeit das Geheimniß zu verrathen, das über Deiner Geburt schwebt.

Und Selheim? fragte Oswald nach einer Pause, in der Beide mit einem Entschlusse zu ringen schienen.

Hat er sich nicht Deinen väterlichen Freund genannt? Betrachte ihn denn als solchen, und danke auch ihm durch Schweigen.

Nach einer abermaligen Pause voll schweren Kampfes, richtete Oswald sich auf. Nein, ich kann es nicht! sagte er mit Nachdruck. Unter diesen Umständen kann ich, darf ich Ihre beiderseitige Güte nicht länger annehmen! nennen Sie mich nicht undankbar, edle Frau! ich werde Ihnen ewig verpflichtet bleiben für das, was Sie an dem armen Waisenknaben gethan. Es verträgt sich aber nicht mit meiner Ehre jetzt, wo ich Ihnen zeigen kann, daß ich meine Zeit und die von Ihnen empfangenen Almosen gut angewendet, wie

ein Parasit mein Dasein zu fristen. Ich verzichte auf die Rente! hier ist auch der von Selheim empfangene Wechsel, ich bitte, stellen sie denselben ihm wieder zu. Ich kehre noch heute nach Dresden zurück, dort oder anderswo werde ich Brod finden, denn als ein namenloser Fremdling kann und will ich arbeiten, aber keinen Augenblick länger die Rolle eines Schmarozers spielen.

O des abscheulichen, undankbaren Eigensinns! rief Madame Lovel, von Angst und Zorn gleich sehr bewegt. Auch sie erhob sich, und in ihrer ganzen stolzen, würdevollen Erscheinung ihm gegenübertretend, sagte sie: wisse denn, junger Trotzkopf! ich ganz allein war Deine Versorgerin von der ersten Stunde Deiner Geburt an, und Du bist mir nicht nur Dank, sondern auch Gehorsam schuldig. Ich habe Dich gespeist und gekleidet, was Du weißt, verdankest Du meiner Unterstützung. Jetzt habe ich Dich zum Erben meines Sohnes erkoren, und deßhalb sollst Du hier bleiben und Kaufmann werden. Ha, trotze nur! Ich allein kenne das Geheimniß Deiner Geburt, und wenn Du mir nicht gehorchst, sollst Du es niemals erfahren. Nein niemals! niemals! — ich nehme es mit mir in's Grab.

Ich werde Sie zu zwingen wissen! rief Oswald mit edler Entrüstung. Sie haben kein Recht, mir meinen ehrlichen Namen vorzuenthalten. Sie sagen, mein Vater sei ein edler Mann, meine Mutter eine ehrenhafte Frau, mir weise mein gutes Recht die Stellung an, zu der Sie mich berufen; nun wohlan! denken Sie, daß ich nach solchen mich auf den Gipfel des Glücks erhebenden Nachrichten noch fähig bin, die Rolle eines Findelkindes weiter zu spielen? — Könnten Sie selbst Ihrer mir erzeigten Wohlthaten sich freuen, wenn ich hierin willigte? — — Sie schweigen? gut, ich verstehe! Sie haben sich einen grausamen Scherz mit mir erlaubt. — Ich verzeihe Ihnen! sind Sie doch die bisherige Versorgerin des armen Waisenknaben gewesen! So leben Sie denn wohl, Madame, fern von Ihnen werde ich zu vergessen suchen, was bei unserem persönlichen Zusammentreffen vorgefallen ist, und nur noch Ihrer früheren Güte gegen mich gedenkend, mich ihrer würdig erweisen.

O warte nur noch kurze Zeit! bat sie. Sie rang sichtlich nach einem großen Entschlusse; allein ihre Hochmuth suchte doch noch einen Ausweg. So bald es sich thun läßt, will ich Dir, nur auf andere Weise wie Du denkst, zu einem Namen verhelfen, der Dich hoch ehren und zum Erben großer Reichthümer machen wird.

Es gibt nur ein Mittel, mich hier zurückzuhalten, die Wahrheit.

Mein Gott, ich darf nicht! Ich habe Personen zu schonen, die dem Tode nahe, eine solche Eröffnung in das Grab stürzen würde. Diese müssen vorbereitet, manches Andere eingeleitet werden. —

Plötzlich war es als ob ein Blitz den Schleier zerriß und die Nacht erhellte, mit der bisher Oswald's Geschick umhüllt gewesen. Er durchschaute mit einem Male das ganze Verhältniß und unwillkürlich einen Schritt zurück-

tretend, schrie er auf: Ha, ich errathe Alles, was Sie von nun an vergebens versuchen würden, mir wieder auszureden! Ihr Sohn ist, ohne es zu ahnen, mein Vater! Cläre, seine erste, von ihm so sehr geliebte, von Ihnen so ungerechter Weise gehaßte Gattin, war meine Mutter! und Sie grausame, hartherzige Frau! konnten mir drei und zwanzig Jahre lang meinen Vater, meinen ehrlichen Namen vorenthalten. Sie haben meine Mutter getödtet, Ihren Sohn so lange die Liebe seines Kindes entbehren lassen. —

Mit steigendem Schauder und Entsetzen hatte Madame Lovel ihn angehört. Wie kam der Jüngling plötzlich zu dieser Erkenntniß, von der er bisher nicht die leiseste Ahnung verrathen? — das ist Gottes Stimme! Gottes Gericht! rief es in ihr. Ich soll nicht mit der falschen Ehre bekleidet, sondern in Schande und Verachtung mein Leben beschließen.

In ohnmächtiger Schwäche sank sie auf das Sopha zurück und sprach mit tonloser Stimme: ja es ist so, wie Du sagst! nun geh' hin, und klage mich an. Sage, ich hätte aus Stolz und Haß Deine Mutter von hier vertrieben, sie im Irrenhause gefangen halten, Dich, dessen erster Athemzug ihr letzter war, als einen namenlosen Verwaisten aufwachsen lassen, Deinen Vater drei und zwanzig Jahre lang in dem qualvollen Glauben erhalten, sein treues, sanftes Weib, sei eine Ehebrecherin. Gehe hin! klage mich an! und verlange öffentlich in Deine Rechte eingesetzt zu werden! Du bist der alleinige Erbe, der einzige Sohn Deines Vaters, der arme Otto ein untergeschobenes Kind, seine Mutter, eine flüchtige Verbrecherin! — ja Gottes Finger zog auch diese Schande meines Hauses an das Licht, gerade jetzt, wo der rechte Erbe da ist und das Gericht aufrufen kann. — So geh' denn hin und mache Alles offenbar! dieses einen Stoßes bedarf es noch um Deinen Vater, der durch die gestern gemachte Entdeckung von dem ihm gespielten Betruge an den Rand des Grabes gebracht ist, vollends hinein zu stürzen. Was mich betrifft, ich werde die Entdeckung meiner Schande keinen Augenblick überleben. — —

O, Verzeihung! rief Oswald, sich auf's Neue ihr zu Füßen werfend. Verzeihung, theuerste Großmutter! Sie und mein Vater sollen nicht durch meine Schuld sterben! ich will schweigen, wie das Grab. Ich will Ihnen gehorsam sein, und nie sollen Sie einen Vorwurf von mir hören. Ihrem Sohne will ich ein treuer Diener, eine kräftige Stütze sein, und mir dadurch allmählig seine Achtung, sein Wohlwollen, seine väterliche Liebe erwerben. — Lassen Sie den unschuldigen Otto fortan für den alleinigen Erben gelten, ich will sein bester Freund, Ihr dankbarster und gehorsamster Pflegesohn bleiben, so lange ich lebe.

Nein, mein theures Kind! nicht so lange Du lebst, darfst Du, sollst Du mich schonen, nur die kurze Spanne lang, die ich, die siebenzigjährige Greisin, auf Erden noch zu wandeln habe. Hier, in meinem Hute verborgen, ruht seit Jahren das Geheimniß, und wenn man mich noch mit Ehren bis

in die Gruft meiner Väter geleitet hat, dann, erst dann wird Alles offenbar werden. O, sei gesegnet mein Sohn! daß Du mich bis dahin schonen willst! Du sollst auch schon sehen, wie ich Dir dies Opfer lohnen werde. Sobald das Befinden Deines Vaters es zuläßt, Dich ihm zuzuführen, will ich ihn bewegen, Dich, meinen Pflegesohn, zu adoptiren. — Wir haben hier keine nahe Verwandte und da man nicht ahnt, daß Otto mein Enkel nicht ist, wird sich Niemand beklagen noch wundern, wenn ich Dich erkor, meinem schwächlichen Sohn eine Stütze zu werden, einst mit Otto zu theilen. Schon heute wirst Du in unserem Stadthause die Zimmer beziehen, die einst Selheim bewohnte, dessen Vater meine Jugendliebe war, und dem ich deßhalb stets die Zärtlichkeit einer Mutter bewiesen habe. Ja, ich will Dir —

O, sagen Sie mir nur noch das Eine! unterbrach Oswald sie.

War Selheim's Tochter, Hannah, jemals in der Umgegend von Dresden? Kennst Du sie? fragte Madame Lovel erstaunt, aber noch bevor er antworten konnte, ward die Thüre des einen Seitenflügels geöffnet, und eine Stimme, deren Ton Oswald vom Himmel selbst zu stammen schien, rief: Mama Lovel! liebe Mama Lovel, spielen wir Verstecken?

(Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Die zweite der im dritten Bande beschriebenen Reisen ging nach S. S. O. in das Land der Mußgu, bis etwa 10 ° N. B., 15½ O. L., von Kukaua etwas über 50 Meilen weit. Sie dauerte vom 25. Nov. 1851 bis zum 1. Febr. 1852. Barth und Overweg unternahmen sie als Begleiter eines großen, vom Vezier von Bornu angeführten Heereszuges. Wohin dieser gehen sollte, war anfänglich noch nicht bestimmt, wenigstens wurde es geheim gehalten; jedenfalls in eine unsern Landsleuten noch unbekannte Gegend. „Die Hauptsache war, daß die Kisten und Sklavenräume leer waren und gefüllt werden mußten; woher, war Nebensache."

Das Heer war anfangs klein; täglich aber kamen Häuptlinge mit ihren Schaaren zur Verstärkung an; alle, die dem Scheich von Bornu untergeben waren, mußten erscheinen, nur die Statthalter der nördlichen Bezirke von Bornu, die Hüter des Landes gegen die Tuareg, waren nicht dazu verpflichtet. In kleinen Tagereisen ging es bis zur Stadt Diköa (12 ° N. B., 15 Meilen von Kukaua). Dort hatte sich in den ersten Tagen des December das ganze Heer versammelt: Kanori-Reiter auf starken, muthigen Rossen, einige durch Stahlpanzer geschützt, viele mit Feuerwaffen versehen; Kanembu-

Fußgänger, leicht gekleidet, mit großem Rohrschild und Speeren; Schua auf hagern schwarzen Pferden, mit Speeren bewaffnet; im Ganzen vielleicht 20,000 Menschen mit 10,000 Pferden und eben so vielen Lastthieren, nämlich Kameelen und Ochsen. Der Vezier führte von seinen 200 Frauen zwölf mit sich; sie ritten, tief verschleiert und von einem Aufseher gehütet, mit dem Zuge. Auch andere vornehme Häuptlinge hatten einen Theil ihres Harems bei sich. Für das Lager war eine bestimmte Anordnung getroffen; jede Abtheilung hatte ihren besondern Platz. Der Scheich — der, von acht Weibern begleitet, den Zug eine Strecke weit mitmachte — und der Vezier ließen sich bequeme Zelte aufschlagen; ebenso andere Häuptlinge; die gewöhnlichen Kriegsleute hatten weiter keinen Schutz, außer daß sie sich an Orten, wo indisches Korn (Sorghum) gebaut wurde, aus dessen 15 Fuß hohen Halmen, die dort in Fülle auf den Stoppelfeldern lagen, hochgegiebelte Hütten bauten.

Das Lager blieb bis zum 6. December bei Diköa. Diese Stadt ist eine der bedeutendsten in Bornu, früher zeitweilig Königssitz. Sie ist mit einer gegen 30 Fuß hohen Lehmmauer umgeben; im Innern wird die Einförmigkeit der Lehmhäuser angenehm durch Hecken, Gärtchen und hohe schattige Bäume unterbrochen. Die Stadt hat wohl 25,000 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung Baumwollenweberei ist. Diese war allerdings damals durch den Kriegslärm gestört; dagegen hörte man den Schall des Pulverstampfens, der aus einer auf sehr einfachen Grundsätzen beruhenden Pulverfabrik hervortönte.

Am Morgen des 6. Dec. gab die Trommel das Zeichen des Aufbruchs, und das Heer setzte sich in Bewegung. Das Land, welches B. bei dieser Gelegenheit durchzog, war fast vollkommen eben; nur an einer einzigen Stelle, bei Wasa ($11^1/_2$ ° N. B.) waren zwei Granitberge, deren höherer um 6—700 Fuß über die weite Fläche hervorragte. Der Boden war an wenigen Orten sandig, meist schwarz und humusreich; besonders im südlichen Striche, dem Lande der Mußgu, vielfach von Graben durchschnitten; ebendort zum Theil sumpfig. In der Regenzeit hätten manche Strecken gar nicht durchwandert werden können; es war aber damals die trockene, regenlose Jahreszeit. Diese Sumpfstrecken bieten, während die Wasser groß sind, den Anblick ausgedehnter Seen dar. Eine solche zeitweise überschwemmte Fläche im Lande der Tuburi, südlich von dem der Mußgu, bis wohin B. nicht gelangte, verleitete Vogel, der sie im Jahre 1854 sah, zur Annahme seines „Tubori-Sees", der bereits in ein geographisches Lehrbuch übergegangen ist, in Wahrheit aber nicht als beständig mit Wasser gefülltes Becken existirt. B. vermuthet übrigens, daß während der Regenzeit diese Gewässer eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Benue und dem Tsad herstellen, und daß mit einiger Nachhülfe, welcher das flache Terrain keine bedeutenden Hindernisse entgegenstellt, diese Wasserverbindung das ganze Jahr hindurch offen erhalten werden kann. „In der That", sagt er, „ich bin davon über-

zeugt, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten werden." Die Schiffe würden aus dem Niger (Kuora) in den Benue und dessen Nebenfluß Mayo Kebbi gehen, dann durch den mit Benutzung der Sumpfgewässer künstlich hergestellten etwa fünf Meilen langen Kanal in den das Land der Mußgu östlich begrenzenden Fluß von Logone, von diesem in den Schari und so in den Tsad. Der Fluß von Logone, hier Sserwebuel genannt, war da, wo ihn auf dieser Reise B. im Januar 1852 sah, 600 Schritte breit. Der Regel nach fällt er bis zum Mai und ist dann hier und noch weiter unten furthbar. In der Regenzeit dagegen erreicht oder übersteigt er wohl den Rand des damals über 20 Fuß hohen Ufers.

B. ist überzeugt, daß der angedeutete Weg in das Herz des nördlichen Central-Afrika's dem weiten Wüstenwege über Fesan vorzuziehen sei. Er sagte dieses auch, gerade auf diesem Zuge, seinem arabischen Freunde, dem Vezier von Bornu, und forderte ihn auf, sich durch friedlichen Verkehr mit den zwischenwohnenden Völkerschaften in Verbindung mit dem Benue zu setzen; es kam das Gespräch auf das diesen friedlichen Verkehr hindernde Sklavenwesen; Overweg betonte in einer begeisterten Rede die Abschaffung des Sklavenhandels. Der Vezier wandte ein, Sklaven müßten sie haben, um die Mittel zu besitzen, Feuerwaffen zu kaufen. „Aber wozu", bemerkt B., „wollen diese Leute Gewehre haben? Nicht um sich damit eine überwiegende Herrschaft zu verschaffen, sondern besonders eben deßhalb, um wieder Sklaven einzufangen und mit einem guten Vorrath dieser schmählichen Handelswaare sich diejenigen Luxusartikel europäischer Civilisation zu verschaffen, mit welchen sie bekannt geworden." B. erklärte dem Vezier, daß ihr Land gar vieles Andere erzeuge, z. B. Baumwolle, vegetabilische Butter (aus dem Samen der Bassia Parkii), Elfenbein, Wachs und Anderes, wofür sie Feuerwaffen erhalten könnten, ohne alle ihre Nachbarländer wüste zu legen und Noth und Elend über so viele Tausende zu bringen.

Ob solche Vorstellungen verständiger und wohlwollender Europäer in der Folge von Gewicht sein werden, ist abzuwarten; für den Augenblick war es nicht der Fall. Wenige Tage nach dieser Unterredung zeigte sich der wahre Zweck des Zuges: es galt eine großartige Rhasia gegen die Mußgu, und somit in ein von Europäern noch nie betretenes Land.

Wir lernen bei diesem Zuge auch den tropischen Winter kennen. Die Pflanzenwelt zeigte reges Leben, die Wälder waren frisch grün, das Sumpfgras hoch aufgeschossen, das Korn (es werden von B. mit diesem allgemeinen Namen verschiedene im Sudan gebaute Getreidearten, wie Sorghum oder indisches Korn, Pennisetum typhoïdeum oder Negerhirse u. s. w. bezeichnet) stand zum Theil noch unreif auf dem Felde, zum Theil war es geschnitten und wurde ausgedroschen; Tabak war in Blüthe, die Baumwollenstauden in

üppigem Wachsthum. Aber kalt, manchmal empfindlich kalt war es in den Nächten und bis nach Sonnenaufgang; am kältesten, nämlich + 8,4 °, am Morgen des 15. Januars; am Mittag desselben Tages stieg das Thermometer auf 24½ °. Die gewöhnliche Temperatur um Sonnenaufgang war 11 — 12 °, um Sonnenuntergang 19 — 20 °; nach Mittag stieg die Wärme im Schatten meist über 24 °; am kühlsten Tage, 13. Januar, auf 23,2 °; die stärkste Hitze war (am 7. Jan.) 30½ ° *) im kühlen Schatten eines Feigenbaums. Als Beispiel „außerordentlich empfindlicher Kälte" wird angegeben, daß um 10 Uhr am Vormittag des 10. Dec. die Wärme im Zelte nicht höher als 17,6 ° gewesen sei. Eine solche Temperatur würde in unserer Gegend nicht als Kälte empfunden werden; aber die Eingeborenen mit ihrer zum Theil sehr dürftigen Bekleidung (Kanembu, Mußgu) oder doch ihren weiten baumwollenen Gewändern (Kanori, Schua) froren sehr in den Nächten und in den frühen Morgenstunden, und selbst unsere Europäer schützten sich durch enge wollene Unterkleider. Sehr dankbar waren ihnen der Vezier und der Scheich, als sie ihnen wollene Unterjacken gaben. „Ich bin überzeugt", sagt B., „daß in den heißen Gegenden Central-Afrika's eine gute Ladung warmen Unterzeuges schnellen Abgang finden würde, zumal wenn sie während des Monats December oder Januar einträfe."

Wir begleiten unsere Reisenden von Diköa aus weiter durch angebautes, meist von Schua bewohntes Land, dann in eine große, von dichtem Walde bedeckte, von zahlreichen Elephanten und Giraffen durchstreifte Gegend, hie und da mit weiten Wiesenflächen, die von Fulbe mit ihren Rinderheerden besucht werden, und mit Reis, der auf den sumpfigen Flächen wild wächst, und von dem die Umwohner das, was die Elephanten übrig lassen, für sich benutzen. Etwa mit 11 ° N. B. betreten wir das Gebiet der Mußgu.

Die Mußgu sind von schmutzigschwarzer Farbe, hochgewachsen, die Stirn hoch, die Gesichtslinie gerade, die Knie einwärts gebogen; ihre buschigen Augenbrauen, weit offenen Nasenlöcher, aufgeworfenen Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes buschiges — nicht wolliges — Haar geben ihnen ein sehr wildes Ansehen. Sie sind Heiden. Sie gehen fast vollkommen nackt. Die Weiber entstellen sich dadurch, daß sie in der durchbohrten Unterlippe einen Knochen oder ein breites Eisen tragen. Wahrhaft barbarisch ist die Art, wie diese Leute sich zu Pferde halten: sie machen, um fest zu sitzen, eine breite offene Wunde auf dem Rücken ihrer kleinen stämmigen Pferde, und wenn sie schnell reiten wollen, ritzen sie sogar oft noch ihre eigenen Beine auf der inneren Seite auf, damit sie durch das herabrieselnde Blut an den Seiten ihrer Pferde festkleben; dies ersetzt ihnen Sattel und Bügel. Sie tragen gewöhnlich nur einen Speer, aber mehrere scharfe, doppelspitzige

*) Im Texte, S. 206, ist hier ein Druckfehler; das Richtige ist aus S. 590 zu entnehmen.

„Handeisen", die sie sehr geschickt zu werfen verstehen. Einige ihrer Häuptlinge schützen ihren Oberkörper durch einen starken Panzer von Büffelfell. — Mehr Sorgfalt als auf ihre Kleidung verwenden die Mußgu auf ihre Wohnungen. Diese sind sorgfältig gebaute Thonhütten; jeder Hof enthält eine Gruppe von mehreren solcher Hütten, je nach der Zahl der Weiber des Eigenthümers. Bei jedem Hofraume ist ein gleichfalls aus Thon gemachter, etwa 12 Fuß hoher Kornbehälter mit gewölbtem Dache. Mehrere Höfe zusammen bilden ein Dorf. „Breite, wohlbetretene Pfade", heißt es bei der Beschreibung eines dieser Dörfer, „von dichten Zäunen eines besondern Busches begrenzt, durchzogen die Felder in allen Richtungen und gaben ein Zeugniß von der großen Sorgfalt der Eingebornen." Gewöhnlich sind mehrere Dörfer einem Häuptlinge unterworfen. Diese Häuptlinge, deren Gebiete durch Wälder, Wildnisse, Sümpfe von einander getrennt sind, haben wenig gemeinschaftliche Verbindung; und diese Vereinzelung ist das Unglück des Volkes. So wie schon die Römer die Politik befolgten, einzelne Stämme solcher Völker, die sie bekriegen wollten, sich geneigt zu machen, und wie dies bis in unsere Zeit alle Eroberer versuchen, so thun es auch die Bornauer. Es ist ihnen gelungen, den nördlichsten der Mußgu-Fürsten, Adischen, zur Unterwerfung zu bewegen. Er kam zur feierlichen Audienz und streute, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, Staub auf sein — der Sitte seines Volkes entgegen — glattgeschorenes Haupt. Darauf bekam er einige Kleider geschenkt, und es wurde ihm versichert, er stehe im Schutze Bornu's. Viel hatte dieser Schutz nicht zu bedeuten. Es war beim Eintritte in Adischen's Gebiet durch das Lager verkündet worden, aus seinen Dörfern dürfe nichts geraubt werden, „weder Mensch noch Thier, vom Rinde herab bis zur Henne, Korn allein sei beutefrei." So beschäftigten sich denn gleich im ersten Dorfe die Krieger damit, das eben geschnittene Korn auszudreschen und auf die Pferde zu laden. Dabei blieb's aber nicht, sondern manches Thier und Geräth und namentlich das für die trockene Jahrszeit aufgespeicherte nahrhafte Sumpfgras wurde mitgenommen. Die Bewohner hatten sich vorsichtiger Weise versteckt.

Schlimmer noch ging es den Bewohnern der südlicheren Striche, als das Bornu-Heer, durch eine Schaar Fulbe verstärkt, die, nicht aus Freundschaft für Bornu, sondern um auch ihren Theil an der Beute zu haben, sich zu ihnen gesellten, in diese einbrach. Da wurden Dörfer unversehens überfallen und niedergebrannt, die Männer, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden, grausam getödtet, Weiber und Kinder als Sklaven mitgenommen. So gings von Dorf zu Dorf. Dem Raubzug setzte der Fluß ein Ziel, hinter welchen sich mittelst ihrer Kähne oder schwimmend die rüstigsten der Mußgu-Krieger geflüchtet hatten und von dessen bewaldeten Ufern aus sie einzelnen Haufen von Schua, die beutegierig sahen, ob sie nicht weiter vordringen könnten, beträchtlichen Schaden beibrachten.

Mit dem 7. Januar 1852 wurde auf einer etwas östlicheren Straße der Rückweg angetreten. Auch diesen bezeichnete Raub und Verwüstung.

Barth nahm nochmals Veranlassung, sich mit dem Vezier in ein Gespräch über die Politik einzulassen, die Bornu gegen diese Mußgu verfolgte, und ihm vorzustellen, wie unendlich verständiger es wäre, wenn man die Eingeborenen dieses schöne, fruchtbare Land in Ruhe bestellen ließe und sich damit begnüge, einen ansehnlichen Tribut von ihnen zu erheben. Hadj Beschir entgegnete aber, daß sie nur durch die gewaltsamsten Mittel diese freiheitsliebenden Heiden zur Unterwerfung zwingen könnten, und daß er deßhalb ihre Kornmagazine verbrenne, um sie durch Hunger zu zwingen; leider, fügte er hinzu, fühlten sie diesen weniger, da die Menge der Gewässer ihnen einen Ueberfluß an Fischen darbiete.

Einmal wollte sich auf diesem Rückzuge das Heer bei einem verlassenen Dorfe lagern, da wurde es von einem Feinde eigener Art angefallen, von einem Schwarme großer Bienen, die sich den Leuten hinter die Ohren setzten und sie aufs Aeußerste plagten, gleichsam als wollten sie das Unglück ihrer Herren an diesen Eindringlingen rächen. Alles gerieth in wilde Verwirrung. Erst durch Anzünden großer Feuer konnten sich selbst die entfernter Gelagerten vor den Thieren schützen. Hier zum ersten Male wurde Bienenzucht im Lande der Mußgu bemerkt: es waren zahlreiche, aus ausgehöhlten dicken Baumstämmen gemachte Bienenkörbe aufgestellt.

Ehe das Heer das feindliche Gebiet verließ, wurde die Beute, etwa 3000 Sklaven, unter die Bornu-Häuptlinge vertheilt. Den dritten Theil bekam der Heerführer. Als man wieder in die Nähe von Adischen's Bezirk kam, wurden mit Bewilligung dieses elenden Verräthers noch 800 seiner Unterthanen als Sklaven weggenommen. Von diesen ließ ihm der Vezier großmüthig 200 der ältesten Weiber wieder zustellen, mit dem Bemerken, sie sollten das Land bestellen und er wolle, wenn er wiederkomme, den Ertrag ihrer Arbeit essen.

Auf solche Weise also werden von den Bornauern die armen Mußgu behandelt. Daß ihr Land nicht völlig zur Einöde gemacht ist, haben sie den vielen den Zugang erschwerenden Flüßchen und Sümpfen zu verdanken.

Am 1. Febr. 1852 zog das siegreiche Heer, feierlich empfangen, wieder in Kukaua ein.

Der hauptsächlichste geographische Gewinn dieser Reise ist die Widerlegung der Meinung, als seien jene südlichen Gegenden wüste Hochländer und als sei der Weg von da nach dem ferneren Süden durch hohe Gebirge unzugänglich gemacht.

Die dritte dieser Reisen war friedlicherer Art; sie ging bis nach Masena, der Hauptstadt von Baghirmi, etwa $11\frac{1}{2}$° N. B., 16° O. L., in

gerader Linie ungefähr 42 Meilen südöstlich von Kukaua entfernt, und dauerte vom 4. März bis 20. August 1852.

Man könnte fragen, warum B. sich mit solchen kleinen Ausflügen begnügt habe und nicht damals schon weiter vorgedrungen sei. Als Antwort darauf Folgendes. Nach dem am 2. März 1851 erfolgten Tode Richardson's, des Hauptes der Unternehmung, hatte Barth an die englische Regierung geschrieben, sie gebeten, ihn mit der ferneren Leitung zu betrauen und ihm die Mittel zu weiteren Forschungen zu gewähren, und zugleich seine Absicht kundgegeben, wo möglich bis nach Mombaß an der Ostküste von Afrika zu reisen. Auf dieses Schreiben hatte er noch keine Antwort erhalten, und so widmete er die nächste Zeit der Erforschung der näheren Umgegend, freilich immer mit dem Gedanken, wenn es ihm möglich sei, auch ohne vorhergegangene Autorisation die Reise nach der Ostküste auszuführen. Während nun Overweg die südwestlichen Theile von Bornu erforschte, wandte sich Barth, nur von wenigen Dienern begleitet, nach dem Lande Baghirmi. „Entschlossen", sagt er, „nach Europa zurückzukehren, falls nicht bald neue Mittel eintreffen sollten, wollte ich noch einen letzten verzweifelten Versuch wagen, um etwas auszurichten, bevor ich das Land gänzlich verließe."

Auf diesem Wege kam er in das kleine, auf beiden Seiten des uns schon vom Mußgu-Zuge her bekannten Flusses gelegene Königreich Logone. Die Bewohner sind an Sprache und Aussehen mit den Mußgu verwandt; seit etwa 60 Jahren sind die Städter wenigstens äußerlich Muhamedaner. Ihre ganze Kenntniß von religiösen Dingen beschränkt sich übrigens auf Ausübung von Ceremonien und auf einige auswendig gelernte unverstandene Phrasen. Das Landvolk ist größtentheils heidnisch geblieben. Der Sultan von Logone zahlt Tribut an Bornu und an Baghirmi. Das Land ist eben und im Ganzen fruchtbar. Haupterzeugniß des Bodens ist Baumwolle. Die unter den Logonesen wohnenden Schua besitzen Heerden von Rindvieh und Schafen. Die Gewerbthätigkeit liefert Hemden, Strohmatten und hölzerne Näpfe, letztere von sehr vorzüglicher Arbeit.

Am 13. März näherte sich Barth der an der Westseite des Flusses gelegenen Hauptstadt Logon Birni; ehe er sie aber betreten konnte, mußte er erst sein Kameel abladen lassen, die Enge des Thores hätte dieses sonst am Hineingehen verhindert. Aehnliches bemerkt Barth von andern Städten dieser Gegend. — Die Aufnahme, die er hier fand, war gut. Bemerkenswerth ist das Ceremoniell, das Barth am Hofe dieses doppelt tributpflichtigen Fürsten durchzumachen hatte. Sogleich nach seinem Eintritte ritt er vor den Pallast; während nun seine Wohnung zubereitet wurde, mußte er — so verlangte es die Hofsitte — trotz der stärksten Sonnenhitze zu Pferde sitzen bleiben. Bei der Audienz mußte er erst, bis die Anmeldung geschehen war, in einem Hofraume warten, wurde dann durch mehrere Vorzimmer und endlich in den

öffentlichen Audienzhof geführt, wo auf erhöhtem Gerüste der königliche Thron stand, ein roh gearbeiteter und roth angestrichener Sitz mit einem aus Dielen gezimmerten Baldachin. Der Sultan Yussuff selbst war nicht hier, sondern in seinem anstoßenden Privatzimmer, wo er hinter einem Mattenvorhange saß. Barth wurde aufgefordert, ihn anzureden, ohne daß er ihn sah. Er sagte ihm, der englische Sultan habe ihn hierhergesandt, um dem Herrscher von Logone seine Ehrerbietung zu bezeigen. „Nachdem er mich, fährt Barth fort, vermittelst seines Vorhanges, ohne selbst beobachtet werden zu können, gehörig beäugelt und auch gesunden hatte, daß ich einigermaßen wie ein menschliches Wesen aussehe und offenbar von harmloser Natur sei, und nachdem auch das Geschenk vor ihm ausgebreitet worden war, ließ er mich in sein Gemach eintreten und begrüßte mich sehr freundschaftlich, indem er mir die Hand schüttelte."

Offenbar sah man Barth, als Weißen, hier für ein fast übermenschliches Wesen an. Der Sultan hätte ihn gern länger bei sich behalten, um, wie es schien, mit seiner Hülfe sich aus seiner abhängigen Stellung zu befreien. Im Schloßhofe standen zwei alte eiserne Kanonen; wie sie in diesen entlegenen Theil Afrikas kommen, erfahren wir nicht. Der Sultan wünschte, Barth möge sie abschießen; sie erfüllten diesen aber nicht mit dem Zutrauen, es zu wagen.

Bei einem Spazierritte wandte sich Barth an das Ufer des Flusses. Er war hier 550 — 600 Schritt breit und von 40 — 50 Kähnen belebt. An einer Stelle trat ihm ein alter Mann entgegen, untersagte ihm mit gebieterischer Miene, den Fluß zu besichtigen, und befahl ihm, sich augenblicklich zu entfernen. Es war ein Beamter, dem die Sorge über den Fluß oblag, der „König der Gewässer." Barth erwirkte sich übrigens vom Sultan die Erlaubniß, den Fluß zu befahren, und führte dies vor einer großen Zuschauerschaft aus. Die glatte Fläche des schönen Wassers lud ihn zu einem Bade ein. Sehr erstaunt waren die Leute, als er nach einiger Zeit mit leeren Händen wieder in den Kahn stieg; sie hatten geglaubt, er wolle nach Gold suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Barbarossa's Erwachen.

Von W. Nolte.

Aus langem Schlafe wieder
Der Kaiser fuhr empor,
Und rief vom Berg hernieder:
„Wach auf!" dem Volk in's Ohr
Auf! war es Kriegsgeschmetter
Das aus der Fern' erscholl —
Dann laß wie Sturm und Wetter
Dreinbrausen deinen Groll!

Zu singen und zu sagen
Wißt Ihr von mancher That,
Die in vergangnen Tagen
Mein Volk errungen hat.
Von Helden-Wagenissen
Von Größ' und Herrlichkeit,
Doch Deutschland liegt zerrissen
Gleichwie ein Bettlerkleid.

Wer hat des Reiches Krone,
Des Reiches Macht zerschellt?
Von meinem hohen Throne
Hab' ich beherrscht die Welt.
Wer hat in enge Schranken
Mein weites Land gebannt?
Wer ließ die kecken Franken
Als Sieger in mein Land?

Warum ist längst verglommen
Der helle Thatenglanz?
Wer ist's, der uns genommen
Den reichen Siegeskranz?
Wer ließ das Banner weichen,
Das ich einst hielt so hoch?
Wer krümmte unsre Eichen
Zu schmählich fremdem Joch?

Einst ragt' das Reich der Mitte
In weite Fern' hinaus,
Und deutsches Recht und Sitte
Galt hoch im fremden Haus.
Mit Dichtern hab' besungen
Ich unsre Heldenzeit;
Mit Rittern kühn geschwungen
Das Schwert in manchem Streit.

Ich hab' in Süd und Norden,
Im Osten und im West
Von fremden Feindeshorden
Vertilgt den letzten Rest.
Könnt' ich das Banner tragen
Voran nur einmal noch,
Es sollt aufs Neue schlagen
Das Herz Europa's hoch.

Dem ich sein Land zu Lehen,
Dem ich geboten Schutz,
Der Däne will aufstehen
Und Euch jetzt bieten Trutz?
Brennt Euch nicht in den Wangen
Vor Scham des Zornes Gluth?
Daß mein Vasall verlangen
Von Euch jetzt darf Tribut.

Es haben fremde Throne
Von mir entlehnt die Macht,
Vom Schimmer meiner Krone
Erbettelt ihre Pracht.
Mich riefen sie als Richter,
Mich flehten sie um Schutz,
Sie bebten vor'm Vernichter
Des fremden Uebermuths.

Weit über Berg und Meere
Der Reichsaar flog voran,
Ihm folgten deutsche Heere
Auf kühner Siegesbahn;
Mich trieb von Strand zu Strande
Der heiße Thatendrang,
Bis mich im Morgenlande
Die kalte Fluth verschlang.

Es kann die Fackel schwingen
Auf neuen Pfaden dreist,
Bis zu den Sternen dringen
Der deutsche Riesengeist.
Daß auch der Körper wieder
Des Reichs sich hebe stark,
Vereint des Landes Glieder,
Eint jede deutsche Mark!

Wenn nicht die Völker darben,
Die Stirn bedeckt von Schweiß,
Dann gelten gleich die Farben,
Ob schwarz-gelb, ob schwarz-weiß;
Ob Welfen, ob Waiblingen
Sich wiegen auf dem Thron —
Gleichviel! wenn sie nur ringen
Um's Heil der Nation.

Drum schützt, o laßt Euch mahnen!
Eu'r Recht und Euren Herd,
Hoch haltet Eure Fahnen!
Hoch schwinget Euer Schwert!
Behütet Eure Lande
Am Po und Belt und Rhein,
Sonst wälzt sich neue Schande
In's alte Reich herein!

Neue Gedichte.

— **Zeitlosen.** Gedichte von M o r i t z H a r t m a n n. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1858. Der längstbekannte Sänger beschenkt uns wieder mit seinen innigen reichen Poesien, die einem tiefen inneren Borne entquellen. Im vorliegenden Bande begrüßen uns zuerst „Erzählende Gedichte." Wie kräftig klingt uns entgegen:

Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren;
Hab' dreißig Jahre mitgethan,
Man sieht es meinen Augen an
Und meinen grauen Haaren.
Ich bin ꝛc.

Wie würdevoll und ruhig hat der Dichter den gottergebenen Glauben in dem Rabbi des Gedichtes „die Lampe" dargestellt, und wieder wie ganz anders in dem „Pifferaro":

O Pifferar', hast du genug gewonnen?
Doch er erwidert: O Signor, Ihr irrt,
Kein Pifferar' aus Rom, ich bin ein Hirt,
Und spiel' umsonst vergessenen Madonnen.

Kann es einfachere ergreifendere Worte geben, als die, in diesen wenigen Zeilen niedergelegt? Hartmann sagt selbst:

Der ist beglückt, der auf verlass'nen Wegen
Hingeht, jedwedes Heilige zu pflegen,
Das Andere verschmäh'n um Gold und Ruhm.

In verschiedenen Abtheilungen „Symphonien", „Leben und Weben", „der Camao", einem Gedichte, das eine Sage aus dem Hause des Dichters der Luisiade wieder gibt, „Heimkehr und Flucht", „aus dem Süden", legt der sinnige, anmuthige Dichter reiche Schätze der Poesie nieder. Schließlich bringt er noch eine Reihe von Bearbeitungen bulgarischer Volkslieder und eine Uebersetzung einiger Gedichte des Fray Luis Ponce de Leon, die vortrefflich gelungen sind.

Wir geben noch unsern Lesern die folgenden Strophen aus der Abtheilung „Heimkehr und Flucht":

So geht's zu Haus: „Was gibt es Neues
Von eurem Sohn?" Der Nachbar fragt es.
Bei dieser Frage weint ein treues
Mutterherz und still verzagt es.
„Ist's wahr denn? er ist landverwiesen?
Zum Tod verurtheilt? — Welche Schande!"
Sie ruft: Der Himmel sei gepriesen
Und schütz' ihn in dem fernen Lande!
„Den seht ihr wahrlich niemals wieder,
Wer so ging, ist für stets gegangen!"
Da senken sich zwei theure Lider
Und Thränen rollen von den Wangen.

Und wir glauben es dem Dichter, wenn er singt:

Stolz verschlossen, mir zur Seite
Geht der Gott und ungerühret,
Jener Gott, der mich zum Streite,
Der mich in's Exil geführet.

Mögen diese neuen Produkte von Hartmann's Muse sich einen raschen Weg zu dem Herzen unserer Nation bahnen.

— **Lyrisches Album aus dem Lahngau.** Herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Gießen. J. Ricker'sche Buchhandlung. 1858. Die lyrische Poesie hat in letzter Zeit wieder viele neue Knospen getrieben, und manche derselben mag zur duftenden Blume aufgehen. Wir wollen es der reifenden Zeit anheimstellen und uns bis dahin an den Versuchen erfreuen, welche die Gegenwart gibt. Auch dieses Album von einem engen Vereine junger Dichter herausgegeben, zählt manche ächte Blüthe, die sich trotz dem Froste einer poesielosen Zeit entfaltet hat und es

— schließt sich nie das Buch der Lieder,
Die Sänger zieh'n, und kommen wieder.

Wir wollen nicht in den bunten Kranz der Dichtungen greifen, um die besten Blüthen hervorzusuchen. Sie mögen, die einen neben den andern blühen und den Lesern einen gemeinsamen Genuß bereiten. Genug wenn wir mit gutem Gewissen das Album, das wir mit Befriedigung durchlesen, auch dem weiteren Kreise empfehlen können. — e —

Unterhaltungen.

— **Neuere deutsche Romanliteratur.** Während wie in No. 7 dieser Blätter geschrieben wurde, die französische Romanliteratur bis zu einer so eklen Tiefe herabgesunken ist, daß das Publikum sich mit Machwerken, wie Fanny von E. Feydeau u. A. begnügen muß, hat sich, Dank der bessern moralischen Grundlage unserer Nation, die deutsche Novellistik auf einer edleren Höhe zu erhalten gewußt. Wenn Gustav Freitag's Soll und Haben schon in sieben Auflagen erschienen ist, so gibt dies einen eben so guten Begriff von dem gesunden Geschmacke der deutschen Lesewelt, als es dem Autor ein ehrendes Zeugniß für die Güte seines Werkes ausstellt. Seitdem hat die Novellistik Vieles zu Tage gefördert, das nach allen Seiten hin den Aufschwung deutscher Unterhaltungslectüre erkennen läßt. Wir wollen mit kurzen Worten das Bessere darunter anführen. Von Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom" ist auch der dritte Band vor Kurzem erschienen. Gutzkow's productive Thätigkeit hat in diesem Roman wieder ein Feld gefunden, das er auf die richtigste Weise zu bebauen weiß. Der Roman desselben Verfassers „die Ritter vom Geiste" ist wie neuerdings sein Zauberer ein erzählendes Gedicht, indem die Reflexionen allerdings vorherrschen, dessen Anlage aber eine ganz vortreffliche ist, und, wenn die Ausführung auch häufig den Vorwurf der Poesielosigkeit rechtfertigt, so bezeugt doch der Fortgang, daß ein denkender und reicher Geist zu uns spricht und uns mit höherem Zweck in die Werkstätten menschlichen Getriebes führt. Gutzkow's Zauberer ist mehr noch als sein früherer Roman, eine Aufgabe, die ihm die Zeit gestellt hat, ein Tendenzroman im vollsten Sinne des Wortes. So weit er vorliegt, sind die Charaktere, und ihrer sind nicht wenige, mit Präcision und psychologischer Wahrheit gezeichnet. Auf den Fortgang der Begebenheiten einzugehen erlauben uns die drei ersten Bände noch nicht, da die vollständigen Entwickelungen fehlen. — Alfred Meißner's Sansara ist ein Werk, über das die Kritik und die Lesewelt schon lange günstig abgeurtheilt hat und welches auch gewiß zu den bessern der neuen deutschen Literatur gehört, obschon wir uns von dem Hauptcharakter in dem Roman, dem hohlen, alle Tugend verachtenden Grafen Hostiwin unbefriedigt abwenden mußten. Dagegen halten wir die Darstellungen der socialen Verhältnisse für musterhaft. — Otto Roquettes Erzählungen und dessen Roman „Heinrich Falk" sind ebenso durch ihren leichten, flüssigen Stil als durch ihre ethische Basis ausgezeichnet, worauf der Verfasser seine klaren und humorreichen Gebilde baut. — Von Heinrich König sind binnen Kurzem zwei Romane erschienen „Marianne oder um Liebe leiden" und „Paul Werner". König ist Meister eines gebildeten Stiles, er schreibt, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, wie ein Mann, mit scharfer Charakteristik zeichnet er seine Figuren, und wir wissen nicht, ob wir es ihm nicht danken sollen, daß er uns nicht einer allzustarken, aufregenden Spannung überläßt. Seine Gemälde des Volkslebens werden immer ein tiefes Interesse hervorrufen. — Moritz Hartmann's „Erzählungen eines Unstäten" sind mit dem diesem Dichter eignen anziehenden Tone geschrieben, mit welchem er uns vollständig in die Denkweise, die seine Geschichten charakterisiren, versetzt. In der Vorrede führt er uns durch „le mie prigioni" seine Gefangenschaft in Paris vor Augen. In seinen „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen"

bringt er orientalische, bretonische, baskische, russiche, böhmische, irische und germanische Sagen in guter Auswahl und mit feinem Geschmacke zusammengestellt und weiß uns durch die treffliche Verarbeitung in die Anschauungsweise der verschiedenen Völker einzuführen. — Von Siegmund Sturm erschien „Einer ist euer Meister". Historischer Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Neben vielen Reflexionen über religiöse und staatliche Fragen, führt der Verfasser viele interessante Episoden einer vergangenen Zeit vor. Das Buch mag in manchen Kreisen ziemliches Glück machen; wir wünschten ihm mehr Kürze des Stils und Weglassung mancher allzubreiten Dialoge. — Richard Wendt's Jarolasch führt uns trefflich in das Leben Rußlands, besonders in die höhere Gesellschaft und die büreaukratischen Kreise ein. Der Stil des Romans nähert sich hier und da dem Burschikosen, welches dem sonst so hervorragenden Werke häufig Eintrag thut. — Von Theodor Mundt erschienen „Graf Mirabeau" und „Robespierre", zwei Bücher mit verlockenden Titeln geziert und mit lebendigen Zügen geschrieben, voll Kraft, Leben und dramatischen Momenten. Von den beiden Werken können wir sagen, daß sie Zeile für Zeile Geschichte sind, wiedergegeben durch eine anmuthige und kräftige Sprache. — Herrmann Presber's „Wolkenkukuksheim" greift in das Feld der humoristischen Novellistik, welches in Deutschland nur von Wenigen würdig gepflegt wird. Wir bewundern im dem genannten Buche Presber's schöne und reine Sprache, die alle gesuchte Künstelei verschmäht und in ihrer ruhigen Weise uns zu fesseln versteht; ein frischer, reicher Humor spricht sich durchgehend in dem Werke aus und gesunde Volks- und Naturschilderungen gewähren reichen Genuß. — e —

— **Zur Schiller-Literatur.** Vor Kurzem erschienen: Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. — Sendschreiben an Herrn Dr. Heinrich Viehoff von Dr. Joachim Meyer, Professor am Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg. 1858. — Wie können wir über den Versuch, die Incorrektheit der alten Schriftsteller wiederherzustellen, erstaunt sein, wenn selbst über den Text unseres populärsten und in dieser Hinsicht größten Dichter's heute schon, nach kaum 56 Jahren seines Verscheidens, die verschiedensten Ansichten herrschen! Um so mehr sind wir Herrn Professor Meyer zu Danke verpflichtet, der in seinem Werke, das uns mit genauen Nachweisen der Belege einzelner Ansichten und trefflichen Hinweisungen auf andere bereits erschienenen die Schiller'sche Textkritik betreffende Schriften, nebst verschiedenen neuen Konjekturen, eine Zusammenstellung derjenigen Verbesserungen giebt, welche er schon in den Jahren 1844 — 48 in Schillers Werken, deren Herausgabe er damals leitete, im Text veröffentlicht hat. Daß die Verlagshandlung über die Veränderung des Textes bisher keine Rechenschaft gab, finden wir nicht nur unrecht, sondern sogar gegen Herrn Meyer, der stets bemüht ist die Schiller'schen Werke zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, undankbar. Somit hat Herr Meyer auf eigene Gefahr hin, einige der von ihm zurückgeführten Lesarten einer näheren Besprechuug unterworfen. Schon im Jahre 1840 in der Abhandlung zu Wilhelm Tell wurden von demselben S. 36 u. 37. verschiedene Vermehrungen des Textes mitgetheilt, und so haben wir diese Schrift, gleichsam als eine Fortsetzung jener Abhandlung zu betrachten. Herr Meyer, der vielleicht mit die größte Schillerbibliothek in Deutschland, d. h. sowohl eine große Anzahl der werthvollsten ursprünglichen Manuskripte der Schiller'schen Werke, als auch die frühesten und seltensten Ausgaben besitzt, gibt uns unter anderem S. 18. ein seit 1790 verschwunden gewesenes Gedicht „Im Oktober 1788", das durch scharfsinnige Vergleichungen von Seiten des Verfassers unseres Werkchens in dem 11. Hefte der „Thalia" von 1790 von ihm entdeckt wurde, nachdem es merkwürdigerweise Weise so lange Zeit der literarischen Welt durch eigenthümliche Mißverständnisse einer Stelle im Körner-Schiller'schen Briefwechsel (Th. 2. S. 229) vorenthalten geblieben. — Das Gedicht entstand während des Dichters Aufenthalt zu Rudolstadt und hat, in einem originellen Versmaße, in dem nämlich ein Hexameter und ein halber Pentameter mit verschlungenen Reimen einander folgen, eine

begeisterte Ansprache an die lebenspendende „große gütige Göttin“ an die „mütterliche Bildnerin“ zum Inhalt. Es sei uns gestattet hier eines anderen noch nicht in Schillers gesammelten Werken enthaltenen Gedichtes Erwähnung zu thun, das sich bei Meyer S. 19 mitgetheilt befindet, und wahrscheinlich, trotzdem dasselbe schon anderweitig gedruckt ist, doch dem größten Theile des literarischen Publikum's bis jetzt unbekannt blieb. Es sind dies einige Verse, welche Schiller während seines Aufenthaltes zu Erfurt in den ersten Tagen des Jahres 1791 in das Stammbuch des Professor der Theologie Karl Wilhelm Justi eingetragen hat.

Den Werken Juvenals: „Summum crede nefas animum praeferre pudori. Et propter vitam vivendi perdere causas“. (Er halte es für den größten Frevel die Lust der Scham überzuordnen und um des Lebens willen die Ursachen des Lebens zu verlieren) läßt er folgen:

„Doch auch die Wahrheit kann Unsterblichkeit erwerben,
Wie prächtig klingt's, den fesselfreien Geist
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen,
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist,
Entkleidet überraschen!
Um wie viel mehr als alle Weltbezwinger
Ist der ein Held, der, tugendhaft zu sein
Sich kühn entschließt, dem Lust kein Gut, und Pein
Kein Uebel ist, zu groß sich zu beklagen,
Zu weise sich zu freun, — der jede Leidenschaft
Als Sieger an der Tugend Wagen
Befestigt hat, und im Triumphe führt,
Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt.“

In jeder Beziehung ist die Meyer'sche Schrift, welche, wenn auch von kleiner Ausdehnung, von den mühsamsten Forschungen und Studien zeugt, ein trefflicher Beitrag zur neuen Schiller-Literatur, und mit als eine willkommene Festgabe zu des großen Dichters hundertjähriger Geburtsfeier zu betrachten. — n —

— **Der Cäcilienverein** führte uns am vergangenen Mittwoch als zweites Abonnements-Concert sechs Piecen vor, die, in Bezug der Wahl der Kompositionen wie der Ausführung derselben, einen höchst klassisch-musikalischen Werth hatten. Wir bedauern sehr, die Partituren der betreffenden Werke nicht vor uns zu haben, um ein Eingehen in die einzelnen Schönheiten derselben zu ermöglichen; wir müssen eben nach dem momentanen Eindruck urtheilen, welchen die einzelnen Nummern des Concerts auf uns gemacht haben. Als erste Nummer des Programms stand Bach's fünfstimmige Motette. Wir müssen bewundern, mit welcher Ausdauer und mit welchem Fleiß dieser Komponist seine Werke geschrieben hat; die möglichste Vollstimmigkeit mit der strengsten Contrapunktik vereinbaren sich zu einem großartigen Ganzen und vervollständigen sich bis ins Kleinste gehend. Die Fuge vor dem Schlußchoral in obigem Werke ist ein Meisterstück von streng konsequenter Durchführung; wenn wir auch nach unserer unmaßgeblichen Meinung bei der Singfuge nicht für die allzustrenge Form sind, und ein Zwischensatz unabhängig von dem Fugenmotive manchesmal ganz am Platze ist, so müssen wir doch anerkennen, daß Bach, trotzdem er streng in der Form geblieben, dennoch nicht allzu steif in dem Ausdruck geworden ist; der letzte figurirte Choral krönt das Ganze und läßt einen wunderbaren Eindruck zurück. Das Salve regina als zweite Nummer des Concerts ist von M. Hauptmann; eine schöne Composition von vielem Interesse. In Nr. 3 hörten wir eine Motette von Mendelssohn, die sich würdig an die Seite des Nr. 1 von Bach stellen kann. Mendelssohn ist der einzige der neueren Componisten, der durch eifrig anhaltendes Studium, unterstützt durch sein außergewöhnliches Talent, es zu der höchsten Meisterschaft gebracht hat, und mag auch hier und da einer oder der andere ihm sein Verdienst um die Musik absprechen wollen, so hat er sich dennoch durch seine großartigen Werke, die in aller

Welt mit Begeisterung gesungen und gespielt werden, ein ewiges Monument für seine Unsterblichkeit gesetzt. Wir kommen zu Nr. 4 des Concerts, einer trefflichen melodiösen Composition von Messer, die gewiß nicht verfehlen dürfte, überall die günstigste Aufnahme zu finden. Das Danklied von Haydn, als die fünfte Nummer des Concertprogramms hat manche Reminiscenzen an die Schöpfung und läßt den Meister nicht verläugnen; es füllte die Stelle im Concerte würdig aus. Die Chöre und Soli aus dem Oratorium „die letzten Dinge von Spohr", als sechste und letzte Nummer des Concerts hat uns sehr angesprochen und vorzugsweise das Duett und die Schlußfuge befriedigte vollständig; in der Fuge ist viel Feuer und Begeisterung sichtbar und gibt dem Oratorium und hier dem Concerte einen vollständigen Schluß. So weit die Compositionen selbst; was nun die Exekutirung derselben anbelangt, kann man nicht anders sagen, als daß dieselbe eine vollständig gelungene war. Die Stimmen sind, mit Ausnahme des Tenors, welcher in den meisten Singvereinen die Schattenseite zu sein scheint, vorzüglich; besonders ist es der Baß, der uns im Cäcilienverein gefällt; er bringt in das Ganze einen großen Schwung, der mächtig ergreift und hinreißt. Wir schließen unsern Bericht mit voller Anerkennung der ausgezeichneten Leitung, welcher sich dieser Verein unter Director Franz Messer erfreut.

— **William Hickling Prescott** starb am 28. Januar d. J. an einem Schlaganfall. In ihm verliert Amerika einen seiner beiden großen Geschichtschreiber. Er stammt aus einer angesehenen Familie. Sein Vater war Richter in Boston und sein Großvater, Oberst William Prescott, einer der alten Revolutionshelden, befehligte 1775 einen Theil der amerikanischen Truppen bei Bunkers-Hill. William Hickling wurde am 4. Mai 1796 in Salem in Massachusetts geboren, als 2jähriger Knabe siedelte er mit seinen Eltern nach Boston über, trat später in das Harward College ein, wo er 1814 graduirte. Bald darauf ging er nach Europa, verweilte 2 Jahre in England, Frankreich und Italien, kehrte dann in seine Heimath zurück, wo er sich verheirathete. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten waren Beiträge in die North American Review und American Biography von Sparke. Sein erstes Hauptwerk „Geschichte Ferdinand's und Isabella's" erschien 1838 und wurde rasch in andere Sprachen übersetzt. 1843 erschien seine „Eroberung von Mexico" und 1847 seine Geschichte der „Eroberung Peru's." Seine letzte Arbeit war die Geschichte Philipp's von Spanien, deren 3. Band kürzlich erschien; der Tod hinderte ihn an ihrer Vollendung. Durch einen Zufall hatte Prescott während seiner Studienjahre ein Auge eingebüßt, und obgleich auch das andere sehr geschwächt war, arbeitete er doch mit dem größten Fleiße. Im Jahre 1856 versah er eine neue Ausgabe von Robertson's Geschichte Karl's V. mit wichtigen Anmerkungen und Erläuterungen. Prescott genoß noch zu seinen Lebzeiten hohe Ehrenbezeugnisse. Er wurde zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaft zu Madrid ernannt, 1850 sandte ihm die Universität von Oxford das Ehrendiplom als Doctor; auch die französische Akademie nahm ihn nach dem Tode des spanischen Geschichtschreibers Navarete unter ihre Mitglieder auf, wie denn auch die meisten europäischen Gesellschaften wetteiferten ihn zu ehren. Er hinterläßt eine Wittwe, zwei Söhne und eine Tochter. — Neben Prescott ist George Bancroft der größte amerikanische Historiker. Auch er ist ein Kind von Massachusetts und wurde im Anfange dieses Jahrhunderts in Worcester geboren, wo sein Vater ein Geistlicher war. Auch er graduirte am Harward College in seinem fünfzehnten Jahre, ging dann nach Europa und setzte seine Studien auf deutschen Universitäten fort. Neben kleineren historischen Schriften, Biographien rc. steht als sein größtes Werk die jetzt vollendete Geschichte der Vereinigten Staaten da, wozu er in seiner Eigenschaft als Minister der Vereinigten Staaten am Hofe von St. James, in öffentlichen Bibliotheken und Archiven die umfassendsten Studien machen konnte und es vielleicht namentlich diesen zu danken hat, daß man seine Geschichte keiner einseitigen Partheilichkeit zeihen kann. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8⁰ und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Nº 10. Frankfurt a/M., den 5. März. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Frankfurt, 3. März. Wird sich das Gewitter entladen; wird es sich noch einmal verziehen — wer weiß das? Nur so viel ist sicher, daß die Schwüle der Atmosphäre und mit ihr die allgemeine Unbehaglichkeit noch immer im Wachsen ist. Diese Folter der Ungewißheit, auf die sich seit dem Pariser Neujahrsorakel das europäische Publikum gespannt sieht, bringt am Ende auch den friedliebenden Bürger noch dahin auszurufen: Ach Gott, wäre nur der Krieg erklärt! Gehört es vielleicht mit zu den Schlauheiten der Napoleonischen Politik, daß sie durch dies „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ die Leute mit dem Gedanken des erst so verhaßten Kriegs schließlich auszusöhnen denkt? Es ist nur ein etwas gefährliches Spiel; der Geduldfaden könnte reißen, ehe der Knoten zum Zerhauen reif ist. Und dann wird man, ist der Krieg erst da, nicht vergessen, wem man die ausgestandene Angst und alles noch zu erwartende Ungemach zu danken hat. Schon jetzt ist die Erbitterung gegen den Helden des 2. December überall ganz außerordentlich, am stärksten bei denen, welche ihn bis vor Kurzem als den Retter der europäischen Gesellschaft und den Hort der materiellen Interessen gepriesen hatten. „Sehet, das sind eure Götter!“ Wie hießen doch die beiden Götzen der Philister, die von Jehova zertrümmert wurden? Die der modernen Philister

waren noch vor sechs Jahren Nikolaus und Napoleon; jeder ächte Conservative schloß die Beiden in sein Morgen- und Abendgebet ein. Dann kam das russische Attentat auf den europäischen Frieden, und der Zar wurde in die Acht aller ordentlichen Leute erklärt. Jetzt ist Louis Napoleon an der Reihe, aus einem angebeteten Heros der Ordnung ein Gegenstand des Abscheus und der Verwünschung zu werden. Handelte es sich nicht um so ernsthafte Dinge, man könnte versucht sein, sich an der komischen Seite dieser Umstimmung zu ergötzen. Indeß steht zu hoffen, daß die Mittelklassen durch solche bittere Erfahrungen endlich klug werden, und von der Gedankenlosigkeit, womit sie bisher Jedem zujubelten, der ihnen Ruhe für die nächsten Tage verschaffte, sich zur Prüfung der Frage erheben, welcher Grundlagen und Garantieen es bedarf, um die Ordnung der europäischen Dinge dauernd sicher zu stellen. Es sind großentheils die Folgen jener Politik von der Hand in den Mund, welche sich in der heutigen Krisis zu entwickeln beginnen.

Doch thut man dem Manne Unrecht, oder vielmehr man überschätzt seine Kraft und das Gewicht seiner Stellung, wenn man ihn für das ganze heraufziehende Unheil ausschließlich verantwortlich macht, und sich einbildet, wie er dies vielleicht auch selber thut, er allein sei es, der Krieg oder Frieden in seiner Toga habe. Sobald man den Cäsarismus als die unvermeidliche Folge der vorausgegangenen sozialen Kämpfe in Frankreich anerkennt — und wer sollte daran heute noch zweifeln? — muß man sich auch sagen, daß das letzte Stadium dieses Cäsarismus, der früher oder später beschritten werden wird, der Krieg ist. In der inneren Lage Frankreichs, sonst nirgends, liegt das Geheimniß der gegenwärtigen Situation. Ein Staat kann nicht bestehen ohne Gegensätze, der Kampf und das Spiel derselben innerhalb der von ihm dargestellten Einheit macht sein eigenthümliches Leben aus. Dieses Leben hört auf, wenn alle Gegensätze absorbirt, verzehrt sind, wie das Feuer erlischt, wenn es keinen Stoff mehr hat. Der französische Staat ist hart an diesem Punkte angekommen; seine Thätigkeit, die ihren Ausdruck in der Centralisation findet, ist nahezu erschöpft; es ist Nichts mehr da, keine Selbständigkeit, keine spontane, d. h. selbstbewegungsfähige Kraft, welche er noch verspeisen könnte. Die Maschine muß aber fortarbeiten; steht sie nur einen Augenblick still, dann ist Alles zu befürchten. Was bleibt also übrig, als den Gegensatz außerhalb zu suchen, Stoff zur Thätigkeit sich durch einen Krieg zu holen. Und müßte man ihn vom Zaun reißen; Zäune, hat man mit Recht gesagt, sind ja überall genug.

Es ist wahr, der Krieg wäre trotzdem unmöglich oder nur die positive, bewußte Verzweiflung könnte ihn beginnen, wenn Frankreich die europäische Constellation unbedingt gegen sich hätte, mit andern Worten, wie es erwarten müßte, zur Abwehr seiner Attentate ganz Europa in Schutz und Trutz vereinigt zu finden. Das ist aber eben die große Frage. Vielmehr darf man

es als ziemlich gewiß annehmen, daß der Kaiser aller Welschen, ehe er in die Lärmtrompete bließ, sich der Allianz Rußlands, mindestens der passiven, bereits versichert hatte. Daß Rußland vor Begierde brennen muß, die Scharte von **1854** auszuwetzen, jede sich bietende Gelegenheit zur Wiederaufnahme seiner orientalischen Pläne zu ergreifen und nebenbei Oesterreich zu demüthigen, darüber bedarf es wohl keiner Ausführung. Ob es durch seine inneren Angelegenheiten verhindert werden wird, sich allein bei einem Kriege zu betheiligen, mag einstweilen dahin gestellt bleiben, doch möchten wir rathen, auf diese Voraussetzungen, die man gegenwärtig alle Tage als förmlichen Glaubensſatz aussprechen hört, nicht allzugroße Stücke zu bauen. Die Geschichte weist Beispiele genug auf, daß Staaten trotz aller inneren Verlegenheiten, ja gerade um sich ihnen zu entziehen, Krieg geführt haben. Mit der angeblichen Erschöpfung Rußlands durch den orientalischen Krieg möchte es vielleicht auch so schlimm nicht sein, als man gemeinhin glaubt; übrigens sind in Zeiten, wo die Geldmittel ungleich dürftiger flossen und materielle Wunden viel langsamer heilten als heutzutage, auch von den erschöpftesten Staaten dennoch neue Kriege angefangen wurden, (z. B. von Preußen unter Friedrich II.) und zwar nicht selten innerhalb noch kürzerer Perioden, als die seit dem letzten, ohnehin nicht langwierigen Kriege verflossen gewesen ist.

Wie steht es indeß mit dem übrigen Europa, mit Preußen und England? Fassen wir diese heikliche Frage ein andermal ins Auge und wenden wir uns zu den Thatsachen. Das Ereigniß der verflossenen Woche ist die Sendung Cowley's nach Wien. Sie ist, wie die englischen Regierungsblätter versichern, keine offizielle, sondern eine vertrauliche, das will sagen, England sieht sich noch nicht in der Lage, eine bestimmte, klar formulirte Position den streitenden Theilen gegenüber einzunehmen, sondern es versucht noch, den aufglimmenden Brand durch freundschaftliche Besprechung zu löschen. Nach den Eröffnungen Disraeli's im englischen Parlament ist die Zurückziehung der österreichischen und französischen Truppen aus dem Kirchenstaat die Basis, auf welcher England arrangiren will. Mittlerweile hat der Pabst, sehr wahrscheinlich auf österreichischen Antrieb, dasselbe Ansinnen, nun schon zum drittenmal, in Paris gestellt. Es läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen, welche Haltung Louis Napoleon diesem Vergleichsvorschlag gegenüber einnimmt. Augenfällig ist, daß damit noch nicht einmal der nächstliegende Zankapfel, der Streit um den Einfluß in Mittelitalien, weggeräumt sein würde, da ja Oesterreich auch noch in Modena und Parma Besatzungsrechte hat, ganz abgesehen von der Frage, welche Zustände im Kirchenstaat zu erwarten sind, wenn die fremden Truppen den Rücken gekehrt haben.

Höchst wahrscheinlich ist, daß die Sendung Cowley's auch die andere brennende Frage des Augenblicks, die Doppelwahl Couza's, ja vielleicht diese in erster Linie, zum Gegenstand hat. Vielleicht geht Englands Bemühen

dahin, Oesterreich zur Nachgiebigkeit in diesem Punkte zu bewegen; bei den bevorstehenden Conferenzen, die, wie es neuerdings heißt, auf alle Fälle in der ersten Hälfte des März stattfinden werden, würde dann Frankreich einen diplomatischen Sieg erfechten und man ihm auf diese Weise eine goldene Rückzugsbrücke bauen. Indeß wird das Alles genügen, um den übergetretenen Strom in das Friedensbett zurückzuleiten? Die Erinnerung liegt nahe an die Periode vor dem russischen Krieg, wo man auch von untergeordneten Streitfragen zu immer verwickelteren geführt wurde. Vielleicht ist es mit auf Rechnung dieser Erinnerung zu schieben, daß das große Publikum und namentlich auch die Börse nicht mehr wie 1853 bei jedem friedlich lautenden Anzeichen voll Entzücken in die Höhe springt; die Course versuchen wohl von Zeit zu Zeit einen kleinen Ausflug, sinken aber immer bald wieder ermattet zurück. Der herrschende Optimismus einer friedensverwöhnten und friedensbedürftigen Welt, welcher glaubt, was er wünscht, fängt überhaupt an, von der Gedankenblässe angekränkelt zu werden, vor allem sind es die französischen Rüstungen, welche ihn nicht zur alten Harmlosigkeit kommen lassen.

Angesichts dieser Rüstungen erhebt sich immer lauter und dringender die Frage: was thut Deutschland, um für alle Gefahr gewappnet zu sein? Die Antwort lautet nicht gerade sehr tröstlich, das Volk ist zwar überall einmüthig, besonders in dem sensibelsten und überdies dem ersten feindlichen Stoße offensten Theile Deutschlands, im Südwesten entwickelt sich eine täglich steigende patriotische Erregung. Diese einhellige Entschiedenheit der öffentlichen Stimmung ist schon etwas werth, wenn man auch nicht übersehen darf, daß manche ihrer Aeußerungen, z. B. die lauten Demonstrationen im Theater u. dgl. zum Theil an die Praxis gewisser wilden Stämme erinnern, welche die Mondfinsterniß durch furchtbares Schreien zu vertreiben suchen. Louis Napoleon kennt uns ohne Zweifel gut genug, um sich durch derlei Kundgebungen keinen allzugroßen Schreck einflößen zu lassen. Er darf nur z. B. denken an „Schleswig-Holstein meerumschlungen" u. dgl. Dazu kommt die etwas sonderbare Haltung der deutschen Regierungen. Warum zögern sie z. B. so lange mit der Erlassung eines Pferdeausfuhrverbots? Die von Berlin aus gegebene Parole, man dürfe bei Leibe nicht provoziren, klingt doch eher wie Valire; denn wenn ich sehe, daß mein Nachbar sich bewaffnet, sehr möglicher Weise gegen mich selbst, dann ist es doch keine Herausforderung, wenn ich ihm wenigstens nicht erlaube, sich Waffen bei mir zu holen. Und mag er sich's auslegen wie er will, was kümmert das uns?

Bei der Gespanntheit der Lage in der großen Politik treten die inneren Angelegenheiten natürlich ziemlich in den Hintergrund. Die „neue Aera" in Preußen hat ein paar Gesetzentwürfe im Sinne der Reform geboren; der eine betrifft die Einführung der sogenannten facultativen Civilehe, der andere

die Ausgleichung der Grundsteuer und Aufhebung der bisherigen Exemtionen. Eine eingehendere Besprechung derselben behalten wir uns für ein andermal bevor. In Baiern wird der Kampf zwischen Kammer und Ministerium mit täglich steigender Heftigkeit geführt. Am stärksten trat der unversöhnliche Gegensatz beider aus Anlaß einer Debatte über die Abgeordnetenwahl in Donauwörth hervor, wobei einer der Führer der Majorität, Advokat Völk, dem Ministerium u. A. vorwarf, daß es sich „hinter die Falten des Königsmantels verkrieche." Es ist klar, daß zwei so heterogene Faktoren des öffentlichen Lebens nicht lange mehr neben einander bestehen können. — In den übrigen deutschen Staaten und Städtchen ist nichts von Bedeutung vorgefallen.

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Bis an diesen Fluß war 1823 Major Denham gelangt; am 16. März zog Barth weiter nach dem unerforschten Osten. Bei Gelegenheit eines Rinnsals, das sich durch eine sanfte Einsenkung im grünen Wiesengrund hindurchwand, sagt er: „Diese seichten Rinnsale sind eine der bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten dieses Theiles von Inner-Afrika, das man früher für ein dürres, wüstes Hochland hielt." Zugleich war die Landschaft belebt. „Nackte Buben plätscherten und spielten im Wasser umher, in Gesellschaft und im besten Einvernehmen mit einer Anzahl Wildschweine; Kälber und Ziegen weideten im Felde mit Wildschweinen in ihrer Mitte." — Am folgenden Tage stand Barth am Grenzflusse von Logone und Baghirmi, dem prachtvollen Schari. Tiefe Stille herrschte ringsum und die durchsichtige Oberfläche des Wassers wurde auch nicht vom leisesten Windhauche bewegt; keine Spur von Menschen oder Thieren war zu sehen, mit Ausnahme von zwei Flußpferden, welche sich am Ufer gesonnt hatten und sich bei Annäherung der Reisenden ins Wasser stürzten. Das etwa 14 Fuß hohe Ufer des ungefähr 1600 Fuß breiten Stromes war mit dichter Waldung bestanden. Die Spiegelglätte des Wassers wurde nur dann und wann durch das Aufspringen eines Fisches unterbrochen; kein Wasservogel war zu sehen, auch nicht ein einziges Boot; keine menschliche Wohnung war in der Nähe, mit Ausnahme des kleinen Dorfes Assu am östlichen, baghirmischen Ufer. Von hier aus hätte Barth in wenigen Tagen die Hauptstadt dieses Landes, Masena, erreichen und dann seine Forschungen weiter ausdehnen können. Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Einige Baghirmier, die zur Zeit seiner Anwesenheit in Logon Birni auch in dieser Stadt gewesen waren, hatten ihn als einen für die Ruhe des

Landes höchst gefährlichen Menschen geschildert; so verweigerte man ihm denn den Eintritt und, als es ihm gelungen war, weiter unterhalb sich heimlich über den Schari setzen zu lassen, den Austritt aus dem Lande; man schickte und führte ihn kreuz und quer; einmal wurde er sogar verhaftet und in Fesseln gelegt. Endlich erhielt er von der Regierung die Erlaubniß, die Hauptstadt Masena zu besuchen und hielt am 27. April seinen Einzug in dieselbe. Ein Vortheil war ihm aus diesem im Uebrigen peinlichen Zustande erwachsen: er hatte den Schari in einer Erstreckung von etwa sechs Meilen und das Land östlich von diesem Flusse recht genau kennen gelernt. Das Land ist flach, stellenweise gut angebaut, doch weniger wasserreich als Logone. Ein patriotischer Baghirmier, der unserm Reisenden große Freundlichkeit erwies, klagte über den Verfall seines Vaterlandes. Seit der Sultan von Wadai (1815) das Land erobert und den König zinspflichtig gemacht habe, sei nicht nur der Reichthum an Silber und Vieh verschwunden, sondern Verfall und Verderben habe sich über die Natur selbst verbreitet; ganze Gemarkungen, welche früher reich angebaut und mit Dorfschaften bedeckt gewesen, seien jetzt zur Wildniß geworden, und früher reichlich mit Wasser versehene Gegenden litten jetzt an äußerster Dürre; Würmer verzehrten ihr Getreide und Gemüse und verurtheilten sie zur Hungersnoth. — Mag sein, daß dieser Mann, als ein Lober vergangener Zeiten, die Gegenwart zu trüb ansah; aber auch Barth erkannte gar manche Spuren dieses Verfalls. In keinem Lande von Sudan, sagt er, habe er so ungeheure Scharen von zerstörenden Würmern und ein solches Vorherrschen von Termiten gefunden wie in Baghirmi. Diese Insekten verzehrten, ungeachtet seiner Vorsichtsmaßregeln, ein großes Stück seines türkischen Teppichs und manches Andere. Ihre Gefräßigkeit schien bei Anbruch der Regenzeit zuzunehmen, und diese nahte jetzt heran: am 3. April war das erste Gewitter, und nun verging fast kein Tag ohne ein solches; doch fiel im Ganzen nur noch wenig Regen.

Der Schari war vom 17. März bis zum 25. April um 1—2 Fuß gefallen, so daß manche Sandbänke bloßgelegt waren, auf welchen sich häufig Krokodile sonnten.

In der Hauptstadt Masena mußte B. über drei Monate verweilen, ohne auch nur weitere Ausflüge machen zu dürfen. Die Stadt war früher von größerem Umfange, aber auch die jetzige Mauer, deren Umkreis anderthalb Meilen beträgt, ist zu groß für sie. Mitten hindurch zieht sich eine tiefe Senkung, die in der Regenzeit mit Wasser gefüllt und während eines Theils der trockenen Jahreszeit mit reichem Graswuchs bekleidet ist. Die Wohnungen sind zum Theil Thonhäuser, zum Theil Rohrhütten. Der Palast des Sultans hat das Eigenthümliche, daß seine Einfassungsmauer nicht aus an der Sonne getrockneten Lehmstücken, sondern aus wirklich gebrannten Backsteinen besteht. Solche sah B. außerdem im Sudan nur an den Ruinen

einiger zerstörten Städte; er schließt auch hieraus auf einen Rückschritt in der Kultur.

Die hauptsächlichsten Bewohner von Baghirmi — außer ihnen leben noch Schua und einzelne Kanori und Fulbe im Lande — sind glänzend schwarz und von feinerer Körperbildung als die Bornauer. Sie sind, wie die Logonesen, erst seit neuerer Zeit Mohamedaner. Es herrscht noch viel heidnischer Aberglaube bei ihnen. B. hatte die Gewohnheit, beim Herannahen eines Gewitters vor seine Wohnung zu treten und den Zug der Wolken zu beobachten. Da nun manche Gewitter ohne Regen vorbeizogen, so entstand in der Stadt das Gerücht, er gebiete den Wolken, sich zurückzuziehen.

Als B. in Masena ankam, war der Sultan Abd el Kader auf einem Kriegszuge in der Richtung nach S. O. abwesend. B. wäre ihm gerne nachgereist, aber der ängstliche und gegen ihn eingenommene Vicestatthalter erlaubte ihm nicht einmal, sich in Gegenden, die wenige Stunden von der Stadt entfernt waren, zu begeben. So war er in seinen Forschungen sehr beengt. Zum Glück traf er in der Stadt mehrere weitgereiste Männer, durch deren Erzählungen er seine Kenntniß von Afrika bereichern konnte: einen Neger aus Westsudan, der einerseits bis Timbuktu und andrerseits bis Bagdad gekommen war; einen ägyptischen Araber, der Konstantinopel besucht und sich längere Zeit in Darfor aufgehalten hatte; einen jungen Wadaier, der ihm von seinem Vaterlande erzählte. So ist also dieses uns bisher so wenig bekannte Land Baghirmi durchaus nicht ohne Verbindung mit der übrigen Welt, und es kommt hauptsächlich darauf an, die Straßen, welche diesen Afrikanern offen stehen, auch für Europäer zu eröffnen und somit europäische Gesittung in das Herz von Afrika zu tragen. B. glaubt, es sei zu diesem Zwecke unumgänglich nöthig, die günstigste Strecke des Landes zwischen den Flüssen Kuara (Niger), Benue und Kaduna zu colonisiren.

Barth's vertrautester Freund in Masena war ein alter erblindeter Mann aus dem Stamme der Fulbe, Namens Ssambo. Nie hätte sich unser Landsmann träumen lassen, daß er in diesen Ländern einen Eingeborenen finden würde, mit dem er sich über Aristoteles unterhalten könnte, und doch war dies hier der Fall. Ssambo, in Wadai geboren, hatte in seiner Jugend in Aegypten viele Jahre den Studien obgelegen; wollte dann nach der Stadt Sebid in Yemen gehen, die wegen der hier blühenden Wissenschaft der Logarithmen berühmt war, aber Kriegsunruhen verhinderten ihn daran; er hatte darauf in Darfor und später in Wadai gelebt und war zuletzt von dem gegenwärtigen Könige von Wadai nach dem Westen in die Verbannung geschickt worden. So lebte er nun in Masena, von dem Volke wohl manchmal für einen Zauberer gehalten, doch aber häufig als Ausleger des Koran zu Rathe gezogen. Er kannte und besaß arabische Uebersetzungen platonischer und aristotelischer Schriften; er war mit dem Gebrauche des Astrolabs vertraut; per-

sönlich war er bescheiden und durchaus nicht fanatisch. Das war der rechte Mann für Barth; aber Barth auch für ihn. „Die einzige Unannehmlichkeit“, sagt unser Reisender, „in meinem Verkehr mit diesem Manne bestand darin, daß ihm selbst eben so viel daran lag, hinsichtlich der Länder der Christen und jener Theile der Erde, mit denen er weniger oder gar nicht bekannt war, von mir Belehrung zu erhalten, als mir daran lag, von ihm zu lernen.“ Unter den geographischen Nachrichten, die B. von Ssambo erhielt, ist eine, die von höchster Wichtigkeit werden kann: von Darfor aus kam Ssambo einst auf einem Feldzuge in südwestlicher Richtung bis an den Rand eines großen, westlich fließenden Stromes. Dieser Strom — er ist auf der Karte etwa unter 3 ° N. B. verzeichnet — muß „für künftige, in großartiger Weise weiter strebende Reiseunternehmungen einen Hauptpunkt der Erforschung bilden.“ Ob dieser Strom nun, wie neuerlich (s. Petermann's Mittheilungen 1858, S. 168) vermuthet worden, mit dem ungefähr unter dem Aequator in den Meerbusen von Guinea fließenden Gabun identisch sei, dies zu bestätigen oder zu widerlegen, bleibt künftigen Forschungen vorbehalten.

Eine kleine Schwäche hatte unser Freund Ssambo: er drang wiederholt in Barth, ihm Brechmittel zu geben. Im Sudan ist jeder Europäer ein Arzt, und so wurde auch Barth's ärztliche Kunst von den Bewohnern — besonders aber den Bewohnerinnen — von Masena häufig in Anspruch genommen.

Mit Bezug auf seinen Lebensunterhalt war B. in beschränkten Verhältnissen. Es fehlte ihm das dort gewöhnliche Tauschmittel, nämlich Baumwollenstreifen von bestimmter Größe; er hatte von solchen Gegenständen, mittelst deren er sich Lebensmittel kaufen konnte, nur Nadeln bei sich; so schickte er denn täglich seine Diener mit solchen auf den Markt. Die Baghirmier gaben ihm deßhalb den Namen „Nadelnprinz.“

Am 3. Juli kam endlich der Sultan von seinem Kriegszuge zurück. Viel barbarische Pracht wurde bei dieser Gelegenheit entfaltet. Außer mehreren Hundert Sklaven brachte er sieben gefangene heidnische Häuptlinge mit. Er hatte eine auf einem Berge gelegene Stadt nach langer Belagerung und großen Verlusten von seiner Seite endlich eingenommen. Kurz nach seiner Ankunft wurde der Regen häufiger, und nun waren die Leute überzeugt, daß er den Zauber gelöst habe, durch den bisher der Weiße die Wolken vertrieben hatte.

Hier in Masena erhielt B. am 6. Juli über Kukaua Depeschen und Briefe von England: er war zum Haupte der Expedition ernannt worden und wurde auf eine Reise nach Timbuktu aufmerksam gemacht. Dies war für ihn ein neuer, belebender Gedanke. Vorerst aber war er noch in Baghirmi und mußte suchen, so schnell als möglich wieder in seine „afrikanische Heimath“ zu gelangen. Einige Tage darauf wurde ihm von Abd el Kader eine Audienz bewilligt. Sie ging unter ähnlichen Formen vor sich wie die in Logon Birni, nur daß der Fürst sich gar nicht sehen ließ, sondern hinter

seinem Vorhange blieb. B. brachte Geschenke dar und trug, nebst dem Wunsche der englischen Regierung, Handelsverbindungen anzuknüpfen, den seinigen nach baldiger Erlaubniß zur Abreise vor. Der Sultan war gütig gegen ihn. Aber in Afrika geht Alles langsam. Barth's Abreise von Masena verzögerte sich bis zum 10. August. Zehn Tage später langte er in Kukaua an.

Das Bemerkenswertheste auf der Rückreise war der veränderte Zustand des Landes und besonders der beiden Flüsse. Das Land war mit dem schönsten Grün bekleidet, die Hütten der Dörfer durch die hohen Saaten dem Blicke entzogen, niedrige Stellen in Sümpfe verwandelt. Der Schari bildete eine Wasserfläche von beinahe 3000 Fuß Breite; auch der Fluß von Logone war bedeutend angeschwollen.

Bald nach Barth's Rückkehr nach Bornu erlag sein Gefährte Overweg den Beschwerden der Reise und dem Klima. Er starb am 26. September 1852 in seinem dreißigsten Jahre, in Maduari am Ufer des Tsad, des Sees, „durch dessen Beschiffung er seinem Namen ewige Berühmtheit verschafft hat." Leider sind, da er keine regelmäßigen Tagebücher geführt hat, die Ergebnisse seiner Forschungen für die Wissenschaft wahrscheinlich großentheils verloren. (Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit dem Hute.

(Fortsetzung.)

Oswald hielt sich nicht länger, seine Großmutter in dem größten Erstaunen zurücklassend, stürzte er der Gegend zu, von der diese himmlische Stimme ertönte. Da kam den breiten Weg entlang, der die Seitenflügel des Gebäudes in zwei amphitheatralisch geordnete Beete theilte, eine engelschöne, junge Dame in Reisekleidern herabgeschwebt. Er, ihr entgegen, rief: Hannah! Hannah! o finde ich Sie wieder!

Sie, wie vom Donner gerührt, und zum Tode erbleicht, blieb wie eingewurzelt stehen, und jetzt erst besann er sich, wie fremd sie sich eigentlich waren, und daß sie ihn für einen Wahnsinnigen halten mußte.

O, verzeihen Sie, Fräulein Selheim! die Freude, Sie wieder zu sehen, war zu groß, und ich vergaß, daß Sie sich unmöglich noch eines Tages im Plauischen Grunde erinnern werden, wo ich so glücklich war, Ihr Führer sein zu dürfen, wo der Wind Ihren Schleier entführte, welchen ich aufbewahrte, und den ich jetzt so glücklich — und doch zugleich betrübt bin, Ihnen wieder ausliefern zu können, ja zu müssen.

Hannah, welche die Fassung wieder gewonnen, und nach diesen Worten ihn wieder erkannt, sagte erröthend:

Wenn der Besitz des Schleiers Ihnen lieb geworden ist, so bitte ich,

behalten Sie ihn zum Andenken an unser erstes Zusammentreffen, das auch ich nie vergaß.

Jetzt nahete Madame Lovel, und alle Wonne ihres überseligen Herzens verrieth das reizende Wesen durch die leidenschaftliche Freude, mit der sie sich an die Brust ihrer alten Freundin warf. Madame Lovel erwiederte diesen Liebeserguß freilich nicht gebührend. Sie schien fast mehr erstaunt, als erfreut darüber zu sein. Vielmehr wollte Sie sofort eine strenge Untersuchung einleiten, wer von ihren Leuten es gewagt, ihre Anwesenheit im Gewächshause zu verrathen, da die gemessensten Befehle gegeben, Niemanden dort den Zutritt zu gestatten, indem sie sich ungestört mit dem neuen Volontär zu unterhalten wünsche.

Aber die glückliche Hannah ließ es zu keinen verdrießlichen Erörterungen kommen. Ihrer holden Befangenheit war es vielmehr sehr gelegen, sich hinter einem recht mädchenhaften Geplauder verbergen zu können. Sie theilte ihren beiden, sehr verschieden gestimmten Zuhörern auf die munterste und launigste Weise die Gründe mit, die sie bewogen hatten, einige Tage früher in Hamburg einzutreffen, als sie dort erwartet wurde. Dann ihre Ueberraschung, Hedwig verreist und ihre geliebte Madame Lovel nicht an gewohnter Stelle zu treffen. Heinrich, Caroline, Frau Müller, und Gott weiß, wer sonst noch alles hätten sich freilich sehr bemüht, sie im Hause zurückzuhalten, ihr auch allerlei Märchen aufbinden wollen, aber vergebens. Ihr Herz hätte ihr zugerufen: Unter meinen Lieblingen, den Blumen, finde ich was ich suche; so wäre sie denn denen entflohen, die sie doch nicht mit Gewalt hätten zurückhalten können, und — sei nun — hier. Dabei umarmte sie noch einmal die alte Frau, die in Wahrheit nicht wußte, was sie von dieser Aufregung des Mädchens denken sollte, doch aber weder ihr noch sonst Jemandem zürnen konnte.

Endlich fand auch sie Gelegenheit zu Worte zu kommen, und neugierig erkundigte sie sich, auf welche Weise Oswald Hannah's Bekanntschaft gemacht. — Vor drei Jahren, und in nur zwei Stunden? sagte sie kopfschüttelnd.

Und Fräulein Selheim kennt noch nicht einmal meinen Namen! sagte Oswald verlegen. Seine Großmutter verstand die stumme Bitte ihn vorzustellen, und schnell entschlossen sagte sie: Oswald Lovel, ein Verwandter von mir. — Aber, meine liebe Hannah, es kennt ihn hier noch Niemand unter diesem Namen, und diesen darf auch, bevor mein Sohn genesen ist und ich ihn mit Oswald's Verhältnissen allmälig bekannt machen kann, Niemand erfahren. Du nennst ihn also, wie Alle noch bis dahin „Herr Oswald" und verschweigst, was ich Dir anvertraute.

Wie das Grab, theuerste Mama! rief Hannah leidenschaftlich.

Dann als erschreckte ihre allzugroße Lebhaftigkeit sie selbst, verneigte sie sich hold erröthend vor Oswald, indem sie sagte: Ich freue mich sehr, nun doch endlich den Namen meines freundlichen Führers zu kennen, Oswald,

Herr Oswald, verbesserte sie sich, und schwieg beschämt. Oswald aber war keines Wortes mächtig, als er seinen Namen von ihren Lippen so holdselig aussprechen hörte, sondern verneigte sich stumm aber ehrerbietig vor beiden Frauen und eilte zur Stadt, um, wie er gegen Madame Lovel bemerkte, die von ihr befohlene Uebersiedelung noch vor Einbruch des Abends bewerkstelligen zu können.

Wie himmelweit die Gefühle von einander verschieden waren, mit denen Martin und Meta eine Stunde später den noch vom Glücke der Liebe strahlenden Oswald bei sich eintreten sahen und ihn verkünden hörten, daß er noch heute seine bisherige Wohnung mit einer im Lovel'schen Stadthause zu vertauschen sich genöthigt sehe, weil er in das Geschäft als Volontär eingetreten, und es Madame Lovel's Wunsch sei, daß er in der Nähe des Comptoirs bleibe, so fühlten doch beide, daß dies eine Fügung des Himmels wäre. Als Oswald das Versprechen hinzufügte, sie öfter zu besuchen, klang Martin's Antwort sogar etwas kalt, und Meta wagte mit nichts, als mit einem freundlichen Blicke zu antworten. Als er sie dann bat, ihm beim Einpacken zu helfen, da er in einer Stunde die Droschke erwarte, die ihn und seine Habe abholen solle, meinte Martin, das wolle er doch lieber thun, für ihn schicke es sich besser. Allein Oswald entgegnete: Für unsere liebe Meta schickt sich Alles, oder vielmehr, sie kann nichts Unschickliches thun. Und Martin, der darin eine Anspielung auf ihr Gebrechen fand, sagte mit schmerzlichem Kopfnicken: Freilich, das arme Ding! Meta aber war schon aufgestanden, um Oswald's letzte Bitte zu erfüllen.

Oben angelangt bat er sie, im Sopha Platz zu nehmen, während er das Geschäft des Einpackens sehr gut allein besorgen könne. Er hätte sie nur allein sprechen und ihr das ihm heute widerfahrene Glück mittheilen wollen. Und er sagte ihr nun Alles was sie wissen durfte, und sie theilte sein Glück mit einer so himmlischen Freude, und prophezeihete ihm weit über seine kühnsten Erwartungen hinaus eine so nahe Erfüllung seiner glühendsten Wünsche, daß er sie gern noch einmal an sein Herz gedrückt hätte. Aber eine innere Stimme hielt ihn davon zurück, und er sah sich statt dessen unter seinen Sachen prüfend um, was er ihr davon zum Andenken schenken möchte. Da fand er nichts was ihm werthvoll genug und ihrer würdig schien. Zuletzt nahm er seine Uhr und wollte ihr das Band derselben über den Nacken legen, indem er sie herzlich bat, sich in guten Stunden dabei seiner zu erinnern. Allein sie weigerte sich sittsam: Ein so kostbares Andenken dürfen Sie mir nicht geben, darf ich noch weniger von Ihnen annehmen, sagte sie freundlich ernst. Aber wollen Sie mir ein Buch schenken, in dem Sie oft und gern gelesen haben, so werde ich es mit Dank annehmen und mich in guten und schlimmen Stunden Ihrer dabei erinnern.

Nun wohl, Sie haben Recht! sagte Oswald. Sie thun stets das Schickliche,

liebe Meta. Hier haben Sie ein Buch, fügte er hinzu, ihr Geibels Gedichte reichend. Es ist mir sehr lieb, um so lieber schenke ich es nun Ihnen. Wenn Sie darin blättern, werden Sie an den Stellen, die mir aus der Seele geschrieben sind, kleine rothe Striche finden, dabei gedenken Sie dann meiner. —

Das Geschäft des Einpackens war schnell beendet. Sie gingen nun zusammen hinunter, und während Oswald mit seinem alten Wirthe seine Rechnung abschloß, ein Geschäft, das durch die Großmuth des Einen und die Bescheidenheit des Andern etwas erschwert ward, und nun die Droschke schon herbei rollte, hatte Meta sich an ihrer Blumenwerkstatt zu thun gemacht, und als Oswald zum Abschiede Beiden die Hände drückte, legte sie in die seinige einen in Papier gesteckten Gegenstand und bat ihn, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, und sie vergebens zu lächeln versuchte, ein kleines Andenken auch von ihr freundlich anzunehmen. Der Vater schüttelte wieder bedenklich den Kopf, aber er schwieg; Oswald dankte freundlich und nahm das Papier an, dann grüßte er Beide und warf sich in den Wagen.

Als dieser der Stadt zurollte, öffnete er doch neugierig das Papier, und fand darin ein Myrthenreis, das Meta überaus natürlich gearbeitet und bedeutungsvoll zu einem Kranze zusammengebogen hatte. Ueberselig, als sähe er es schon in dem goldbraunen Haar der Geliebten, drückte er einen Kuß auf die prophetische Gabe und schwur sich im Stillen zu: daß, wenn einst die glücklichste Stunde der Erde ihm lächeln würde, dies kleine bescheidene Reis nicht fehlen sollte im Kranze der Braut.

Meta schlief heute Nacht wenig. Ihre Mutter hatte mit ihren Erzählungen aus dem Lovel'schen Hause die ihres bisherigen Miethsmannes ergänzt. Sie habe es da schon erfahren, was der junge Mensch für ein Glück bei der alten Madame gemacht. Und als sie heute gehört, daß die alte Madame ihn gar in das Stadthaus eingeladen, wo Frau Hähnlein den halben Tag beschäftigt, gewesen, Alles für ihn auf's Beste einzurichten, und die alte Madame sogar seinetwegen in das Gewächshaus gegangen sei und über eine Stunde mit ihm gesprochen habe, ja wer weiß wie lange noch mit ihm gesprochen hätte, wenn nicht Fräulein Selheim angekommen und sie gestört, und wie nun die Beiden an ihr vorübergegangen und bald die Eine bald die Andere den Namen „Oswald" ausgesprochen hätte, da sei es ihr wie Schuppen von den Augen gefallen, und sie wisse nun, was sie wisse, und auch, wem der Herr Oswald ähnlich sähe.

Martin und seine Tochter sollten rathen, aber vermochten es nicht, worauf die Mutter mit in die Seite gestemmten Armen sich zu ihnen niederbog und leise sagte: Ich wollte wohl darauf schwören, daß er der ersten jungen Madame ihr Sohn ist. — Ja, ich sage, schloß sie ihre Mittheilung, so ein Haus gibt es nicht weiter in der Stadt. Immer passirt da ganz was

Absonderliches, und wer weiß, was noch Alles geschieht, wenn der Herr stirbt, oder gar, wenn er wieder besser wird, wozu Herr Doctor Alberti Hoffnung gibt. Ich faßte mir heute Mittag ein Herz und fragte ihn geradezu um seine Meinung. —

Endlich schliefen die Eltern und Meta konnte nun nach Herzenslust ihre Augen in Geibels Gedichten umher wandeln und an den Stellen ruhen lassen, wo die kleinen rothen Striche sie unwiderstehlich dazu verlockten. Zuletzt nahm sie das Buch mit vor das Bett, und im Entschlummern wiederholte sie sich noch die Stelle, die ihr am meisten zugesagt:

„Schlägt die Zeit dir manche Wunde, manche Freude bringt ihr Lauf,
Aber eine sel'ge Stunde wiegt ein Jahr von Schmerzen auf."

Ach, mehr als ein Jahr, flüsterte sie, und entschlief. —

VIII.

Wenn die auffallendsten äußeren Gunstbezeugungen, die Madame Lovel Oswald zu Theil werden ließ, ihre Schuld hätten sühnen oder sich selbst damit genug thun können, so würde sie Ruhe gefunden haben. Allein sie vermehrte dadurch nur ihre quälenden Sorgen hinsichtlich einer noch kaum mehr zu verhütenden Entdeckung. Sie fühlte, daß mit jedem neuen Glanzschimmer, den sie über das Dasein ihres Günstlings verbreitete, ihre beiderseitige Rolle immer schwieriger ward, sie sich damit ein Dementi nach dem andern gab, die nur so lange nicht laut gerichtet werden konnten, als ihr Sohn noch immer das Krankenzimmer hütete und von all diesen auffallenden Veränderungen in seinem Hause nicht mehr erfuhr, als seine Mutter ihn wollte wissen lassen.

Sie war jetzt fest entschlossen, ihn, koste es was es wolle, zu der Adoption seines eignen Sohnes zu bewegen, und Alberti, Lambert, Hannah, und selbst die Hähnlein mußten, was sie aus Furcht selbst sich zu verrathen nur selten wagte, den neuen Volontär bei ihrem Sohn das Wort reden, der dadurch wieder zuerst an die Veranlassung seiner Krankheit war erinnert worden, und dem sie auf seine Frage sagte, daß Oswald allerdings Selheim's weitläuftiger Verwandter, aber auch der ihrige und ihr Pflegesohn sei, und ihm dann ein eben so enthusiastisches Lob ertheilte, wie alle oben genannten Personen.

Lovel ward dadurch natürlich neugierig gemacht, aber auch, wie alle mißtrauische Menschen, gegen einen ihm so von allen Seiten angepriesenen Gegenstand eingenommen.

Oswald hatte begreiflicher Weise die glühendste Sehnsucht, seinen Vater kennen zu lernen; allein das Glück, das ihm der Augenblick gewährte, war so groß, daß er doch leichter, als man hätte denken sollen, den Aufschub ertrug, den der Arzt noch immer für nothwendig hielt.

Unterdessen verging ihm die Zeit im Fluge. Am Morgen war er Lambert's fleißiger Schüler und Gehülfe, mitunter auch Lehrer und Rathgeber, während

Madame Lovel und Hannah seinen Vater unterhielten und pflegten, der nun wieder das Bett verlassen hatte, und eben so erstaunt über die Heiterkeit und Gefälligkeit seiner Mutter, als über Hannah's sich täglich steigernde Schönheit und Liebenswürdigkeit war. Die Nachmittage und Abende wechselten Betti und Frau Hähnlein ab, dem Genesenden Gesellschaft zu leisten, dann schlug für Oswald die Stunde des Glücks, und wenn er eiligst seine Toilette für das Diner im Landhause vollendet hatte, stand schon die Karosse mit den prächtigen Rappen bereit, ihn im Fluge dorthin zu führen. Wunderbar schnell hatte er sich in der Rolle gefunden, die seine Großmutter ihm gewissermaßen aufdrängte. Er beachtete, sie bedachte nicht oder wollte nicht darauf Rücksicht nehmen, was die Welt hiervon sagte, und dies gränzte bisweilen an das Fabelhafte. Alles was Alberti gelegentlich zur Erklärung des Räthsels um Madame Lovel's Entschuldigung äußerte, genügte den Lästerzungen nicht, und es waren vielleicht noch die wohlmeinendsten, die mit launischem Lächeln sagten: „Alter schützt vor Thorheit nicht." Die Gewitter, die in der Nacht sich entladen, sind die gefährlichsten, und selbst Göthe hat den Beweis geliefert, daß man noch im höchsten Alter in leidenschaftlicher Liebe zu einem jungen Kinde entbrennen kann. (Schluß folgt.)

Unterhaltungen.

— **Die Ausstellung der Werke Frankfurter Künstler** wurde am 3. März in den Räumlichkeiten des Städel'schen Kunstinstitutes dem Publikum geöffnet. Es entspricht gewiß schon lange dem Wunsche aller Kunstfreunde, ein gemeinsames Bild der Thätigkeit, die sich unter der hiesigen Künstlerschaft entwickelt, vor Augen zu haben. Dem regsamen Wirken der Künstler und der anerkennungswerthen Bereitwilligkeit der Administration bei der Einräumung ihrer Lokalitäten danken wir es, diesen Wunsch verwirklicht zu sehen, und in der That, der Eindruck, den die kleine Ausstellung macht, überbietet gewiß die gehegten Erwartungen. Die Kunstwerke sind nicht allein in ziemlicher Zahl eingelaufen, sie bieten auch in Hinsicht der verschiedenen Richtung, welche sie repräsentiren, ein interessantes und charakteristisches Ganzes.

Der Raum erlaubt es uns nicht, auf alle Schöpfungen der hiesigen Künstler näher einzugehen, und so müssen wir uns mit einem kürzeren Ueberblicke des Ganzen begnügen. Von Professor Eduard Steinle sehen wir ein Oelbild „Christus am Oelberge", ferner eine reizende Sepiazeichnung, die Leidensgeschichte der heiligen Margaretha von Cordona darstellend. Das Bild ist in 3 Felder getheilt und behandelt eben so sinnreich als in correkter Zeichnung jene Legende aus der katholischen Kirchengeschichte. Ein Aquarell desselben Meisters stellt den Propheten Daniel dar; ein Blatt voll Leben, Kraft und Ruhe. Ein anderes Aquarell Steinle's hat die Verkündigung zum Vorwurf. Von Carl Morgenstern sind zwei große Portraitlandschaften ausgestellt, die in ihrer lichten farbereichen Wirkung des Künstlers technische Vollkommenheit kennzeichnen. C. W. Pose und Ernst Schalk sind durch je zwei größere Bilder vertreten, die ein treffliches Zeugniß ihrer künstlerischen Begabung ablegen. Professor Moritz Oppenheim lieferte ein höchst gelungenes Genrebild, Raphael, welcher das Modell zu seiner Poesie sieht; Wilhelm Lin-

denschmit eine Jagdscene; Carl Hausmann eine Landschaft, ein Genrebild „Mutter und Kind" und eine Skizze aus der Sixtinischen Kapelle, so wie ein kräftig ausgeführtes Aquarellbild dreier Damherren; Daminik Masler eine Madonna (Oelbild) so wie zwei Cartonzeichnungen. Carl Hohnbaum mehrere genreartige und landschaftliche Oelbilder von reizender Wirkung; Adolph Dreßler und Friedrich Metz, Heinrich Hoffmann, Peter Burnitz, Chr. Heerdt, Adolph Höffler und Peipers sind durch landschaftliche Gegenstände vertreten. Adolph Schreyer gibt Scenen aus dem wallachischen und bulgarischen Steppenleben. Von J. F. Dielmann Oelbilder und Aquarelle, unter letzteren die treffliche Farbenskizze zu seinem jüngst im Städel'schen Institute ausgestellten größeren Oelbilde; August Humbert und Otto Scholderer haben mehrere hervorragende Portraitbilder ausgestellt. Danner, Bade, Haff, Hendschel, Körner ꝛc. historische und Genrebilder. Von den Zeichnungen und Aquarellen erwähnen wir außer den schon genannten vor allen Dingen die trefflichen Zeichnungen des Herrn Professors Schäffer nach Tizian, Rafael ꝛc., ebenso seine bekannten Stiche nach Rafael, Carnelius, Kaulbach. Ferner Ballenberger's sinnige, sein inneres Leben und Weben mit der Romantik verrathende Aquarellbilder aus den Nibelungen und den christlichen Legendengeschichten; Schall's reizende Zeichnungen zu den deutschen Dichtern; Reifenstein's landschaftliche und architektonische Zeichnungen und Aquarelle; ferner Zeichnungen und Aquarelle von Maurer, P. Becker, Buhl, Beer, Haff jun., Bauer, Delkeskamp, sawie der Halzschnitte van Klimsch, Gräf ꝛc. Von Werken der Plastik haben sich die Herren Professor Zwerger durch Ausstellung van Portraitbüsten, van der Launitz durch Raeenköpfe ꝛc., Nordheim durch Portraitstatuetten, fowie Frensch und Schierhalz betheiligt. Dieser kurze Ueberblick wird genügen, auf das erfreuliche Resultat eines vereinten Zusammenwirkens der hiesigen Künstlerschaft hinzuweisen, wie denn auch die Ausstellung nicht verfehlen wird, einen bleibenden Eindruck auf die Beschauer zu machen.

— **Der literarische Verein zu Nürnberg** wurde 1840 van dem dortigen Buchhändler Julius Merz und dessen literarischen Freunden gegründet. Merz ist noch jetzt Varstand des Vereins. Die Zahl der Mitglieder geht jetzt weit über 300.

Dem noch heute bestehenden „pegnesischen Blumenorden" stellt er sich — jedoch in freundschaftlicher Beziehung — insofern gegenüber, als er mehr denn dieser die literarischen Bestrebungen seiner Mitglieder zum Gemeingute zu machen dachte. Er erreicht diesen Zweck hauptsächlich in den alle 4 Wochen stattfindenden größeren Versammlungen. Dieselben finden regelmäßig im Saale des Gasthauses zum Reichsadler statt. Es vereinigen sich hier vorzugsweise Leute von akademischer Bildung, solche, die dem höheren Kaufmannsstande angehören, überhaupt, wer aus der Bürgerschaft Interesse an der Literatur zeigt. Die großen Versammlungen sind immer sehr zahlreich besucht und werden dort Vorträge der produktiven Mitglieder gehalten, von denen ein Theil in dem Album, welches der Verein alljährlich herausgibt, veräffentlicht wird.

Nebenbei finden „kleinere", vorzugsweise kritische Versammlungen allwöchentlich statt. Denselben pflegt nur der strebsamere, vorzugsweise der produktive Theil des Vereins beizuwohnen. Gesellige Vergnügungen, bei welchen jedoch der literarische Charakter beibehalten wird, sind nicht ausgeschlossen, und den diesjährigen Fastnachtsball wird eine glänzende Vorfeier des bevarstehenden Schillerfestes verherrlichen.

— Die Revue germanique ist, wie Maritz Hartmann in der Köln. Ztg. berichtet, nun nach fünfzehnmonatlicher Existenz völlig gesichert, indem sie jetzt ganz auf eigenen Füßen stehe, ein Erfolg, dessen sich in so kurzer Zeit bisher nicht eine einzige Revue erfreue, und welcher sich leicht dadurch erkläre, daß die Zeitschrift vermöge der Universalität der französischen Sprache zur Dolmetscherin zwischen Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien geworden sei. Sie erfreut sich auch wirklich einer starken Verbreitung sowohl in den obengenannten

Ländern, als auch in England und Amerika, der schwächsten in Deutschland. In letzterer Zeit brachte sie Berthold Auerbach's „Spinoza" und Franz Grillparzer's „des Meeres und der Liebe Wellen." Binnen Kurzem sollen weiter unter anderen Novellen Paul Heyse's „Kreisrichter", und unter anderen Dramen desselben Dichters „Sabinerinnen", Julius Mosen's „Otto III." und Glasers „Galilei" darin erscheinen. Durch den Erfolg der Revue germanique angeregt, brachte die Revue française Paul Heyse's „Rabbiata", ebenso die Contemporaine, Julius Mosens „Ismael", und wird nächstens dessen „Heimweh" in ihren Blättern erscheinen lassen.

— **Julius Fröbel's** neuestes Buch, Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart (Berlin, Verlag von Julius Springer, 1859) gewährt bei der jetzigen Lage der politischen Combinationen ein außergewöhnliches Interesse. Die leider betrübende Thatsache, daß seit der Auflösung des deutschen Reiches Deutschland seine Centralstellung als politische Macht verloren und Frankreich an diese Stelle getreten, zeigt sich im Augenblick in voller Wahrheit, und Fröbel hat diese Lage trefflich charakterisirt. Und Frankreich — „dieselben historischen Mächte, welche Frankreich in die Mitte des Weltsystems gebracht, haben Deutschland aus dieser Mitte geschoben, und wie für Frankreich durch die Veränderung ein neuer Beruf entstanden ist, so auch für Deutschland." Für Frankreichs Beruf ist nach Fröbel's Ansicht das Kaiserthum sowohl innerlich wie äußerlich historisch nothwendig geworden, und nur eine Vernichtung der Unabhängigkeit Frankreichs würde das Kaiserthum definitiv und gänzlich beseitigen. Welcher Beruf Deutschland geworden, ist heute eine Frage, die die Verhältnisse vielleicht nicht in allzuweiter Ferne beantworten werden; ob es seine Centralstellung wieder einnehmen wird — wird eben die Zukunft lehren. Wir empfehlen oben genanntes Buch von Fröbel als eine wichtige Lektüre zur Erkennung der politischen und culturhistorischen Lage, in welcher sich heute die Völker gegen einander befinden.

— **Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust** ist der Titel eines kleinen Schriftchens Dr. David Asher's (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1859.) Dieser Erläuterungsversuch zum ersten Theile der Tragödie ist dem greisen Philosophen zu seinem 71sten Geburtstag vom Verfasser zugeeignet. Dr. Asher versucht ein Zusammenstimmen der Dichtung mit den Ideen Schopenhauer's nachzuweisen. Wie weit dies dem Verfasser gelungen, wollen wir der Einsicht der Leser anheimstellen, jedenfalls aber ist das Schriftchen ein, wenn auch kleiner, doch willkommener Commentar zu den Werken des berühmten Philosophen.

— **Ein Roman unter dem Hammer.** Das Dresdner Journal bringt als Beweis, wie in Rußland bei seinem jetzigen freieren Aufblühen der Literatur mit patriotischem und im ersten Anlauf über das richtige Maß hinausgehendem Eifer die heimische Schriftstellerei bezahlt wird, folgendes Curiosum. Das Manuscript von Gontscharoff's letztem Roman: „Oblomoff", wofür ein Buchhändler 20,000 Franken geboten hatte, ward vom Grafen Bezborodki schon beinahe für 80,000 Franken erstanden, der damit dem Rußkoje Slowo ein Geschenk machen wollte, als der unternehmende Krajewsky für den Roman 40,000 Fr. bot.

— **Französische Literatur.** In Paris erscheinen aus der Feder des geistreichen Akademikers Ampère: Scènes historiques. Sie bilden zusammen ein dramatisirtes Leben Julius Cäsars in 88 Scenen. Das Buch ist in alexandrinischen Versen geschrieben und zerfällt in in vier Hauptabtheilungen. Die Verschwörung des Catilina, Cäsar in Gallien, der Bürgerkrieg und Cäsars Tod.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 11. Frankfurt a/M., den 12. März. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Frankfurt, 9. März. Was hat er gesagt? Das Gerede von den Rüstungen Frankreichs ist eitel Lug und Trug, hat er gesagt. Und die Course fliegen in die Höhe und Alles ist wieder guten Muthes, und die Erhaltung des Friedens gilt als gesichert, sagen die Börsenberichte.

Es ist klar, entweder sind sämmtliche Correspondenten sämmtlicher größeren europäischen Journale, welche seither Tag aus Tag ein von kolossalen Rüstungen und Kriegsvorbereitungen Frankreichs schrieben, ausgemachte Lügner oder er — der Moniteur nämlich. Schon dieses Dilemma mit seiner verzweifelten Einfachheit könnte die guten Leute bedenklich machen, da die Erfahrung einigermaßen für die zweite Alternative sprechen dürfte. Nur ein paar Beispiele. Im Moniteur von 1851 steht eine Rede des damaligen Präsidenten der Republik zu lesen, worin er u. A. sagt: „Ich habe es oft erklärt, wenn sich Gelegenheit gab, meine Gedanken öffentlich auszusprechen, daß ich diejenigen für große Missethäter ansehe, welche darauf ausgehen, den Bestand der öffentlichen Dinge, den die Verfassung geschaffen hat, aus persönlichem Ehrgeiz zu stören. — Nur die Feinde der öffentlichen Ruhe können den einfachsten Schritten, welche meine Lage mit sich bringt, eine falsche

Deutung geben. — Welche Lösung der gegenwärtigen Verwickelungen auch die Zukunft mit sich bringen mag, seien wir einverstanden darüber, daß es nicht die Leidenschaft, nicht ein Ueberfall, nicht eine Gewaltthat sein darf, welche über das Schicksal eines großen Volkes entscheidet" u. s. w. Im Moniteur von 1852 findet sich eine Eröffnungsrede des Prinz-Präsidenten, worin folgende Stellen vorkommen: „Weil ich die Staatseinrichtungen des Kaiserreichs wieder herstelle, sagt man, daß ich das Kaiserreich selbst wieder herstellen will. Wenn mein Sinn beharrlich auf diesen Zweck gerichtet wäre, so würde derselbe längst erreicht sein. — Wenn ich mir das Consulat und das Kaiserreich zum Muster nehme, so geschieht es, weil ich in der Politik des einen wie des andern das Gepräge der Nationalität und der Größe erkenne. Ich bin heute wie von jeher entschlossen, Alles für Frankreich, Nichts für mich zu thun, und ich würde auf eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge nur dann eingehen, wenn eine augenscheinliche Nothwendigkeit mich dazu zwänge. Was kann eine solche Nothwendigkeit herbeiführen? Einzig und allein das Verhalten der Parteien. Wenn sie sich fügen, so wird Nichts geändert, wenn sie aber meine Regierung zu untergraben suchen, wenn sie die Zukunft in Frage stellen — dann, aber auch nur dann könnte es zweckmäßig sein, von Frankreich, im Namen seiner eigenen Ruhe, einen neuen Titel zu fordern, durch welchen die Macht, welche es mir übertragen hat, mir ein für allemal verliehen würde. Aber befassen wir uns nicht mit Schwierigkeiten, die ohne Zweifel nicht eintreten werden. Erhalten wir die Republik, sie bedroht Niemand und kann Jedermann beruhigen." Die Parteien thaten ihm bekanntlich nicht den Gefallen, sich auf jene Nothwendigkeit zu berufen, aber das Kaiserreich kam doch, wie seiner Zeit der Staatsstreich. Sind die Stockjobber von so kurzem Gedächtniß, daß sie dergleichen Erfahrungen gänzlich vergessen haben sollten? Die Aehnlichkeit springt in die Augen; auch heute wird „den einfachsten Schritten, welche die Lage mit sich bringt", z. B. Umgestaltung der Marine, Anschaffung von 4000 Pferden für die Artillerie, eine „falsche Deutung gegeben"; auch heute könnte nur die „augenscheinliche Nothwendigkeit" Schwierigkeiten herbeiführen, welche „jedoch ohne Zweifel nicht eintreten werden" u. s. w.

Sehen wir indeß von der Börse ab, deren politischer Verstand nun einmal nicht weiter reicht, als von einer telegraphischen Depesche zur andern, so gibt es doch auch ernsthafte Politiker, welche in den neuesten Moniteurnoten, so wie in der ein paar Tage später erfolgten Entbindung des Prinzen Napoleon von seinem afrikanischen Ministerposten, die ersten Symptome des beginnenden Rückzugs erblicken wollen. Das Hauptmotiv, warum der Kaiser seine Aggressionspläne wenigstens vertagt habe, ist nach dieser Ansicht die Einmüthigkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland, dazu die kriegsfeindliche Stimmung in Frankreich selber. Möglich, daß man Recht hat, nur

darf man, wir wiederholen es, im eigenen Interesse unserer Nation, der man mit solchen Einbildungen wohl schmeichelt, aber wenig nützt, den Einfluß der patriotischen Kundgebungen Mittel- und Süddeutschlands auf die vorausgesetzte Umstimmung des französischen Kaisers ja nicht überschätzen. So lange Preußen in seiner jetzigen reservirten Haltung beharrt und als leitenden Gesichtspunkt seiner Politik nach wie vor, um mit dem Schleinitz'schen Rundschreiben zu reden, die allseitige und sorgfältig bewahrte Freiheit der Stellung betont: so lange kann Louis Napoleon ziemlich ruhig darüber sein, was die Mittleren und Kleineren für Gesinnungen und Absichten haben. Besonders da auch von Seite des preußischen Volkes und seiner Organe, der Presse und Landesvertretung, bis jetzt durchaus keine Kundgebung laut geworden ist, wodurch entgegen der Politik des Kabinets und in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Mittel- und Süddeutschen, einem unbedingten Anschluß Preußens an Oesterreich für alle Fälle und ohne Bedingungen das Wort geredet würde. Uns übrigens erscheint der österreichisch-französische Handel als eine unmittelbar deutsche Angelegenheit, und ein Angriff auf Oesterreichs Position in Italien als eine Bedrohung der Machtstellung Deutschlands. Zwar, die österreichischen Verträge mit den italienischen Kleinstaaten möchten nach unserer Ansicht ohne Schaden aufgehoben werden; aber wir wollen diese Aufhebung nicht durch so brutale Manöver erzwungen wissen, erzwungen von dem alten Reichsfeind, der durch jede Concession nur immer übermüthiger gemacht wurde. In Preußen dagegen machen Manche Miene, die Angelegenheit mehr als eine fremde, specifisch-österreichische zu betrachten, man stellt sich auf den Standpunkt der europäischen Großmacht und theilt sich vorläufig nur eine vermittelnde, keine Parteirolle zu. Diese Differenz in der Auffassung kann noch von verhängnißvoller Bedeutung werden, wenn sie nicht gegenüber der vorsehenden Gefahr bald einer wärmeren Auffassung Platz macht. Denn wir unserntheils glauben gar nicht einmal an ein wirkliches Einlenken in Paris, sondern halten das augenblickliche Gebahren für nichts weiter als eine, in doppelter Absicht angebrachte Finte. Erstens sollte damit die eben zum Schlag ausholende Opposition des gesetzgebenden Körpers parirt werden; denn um Alles in der Welt dürfte man dem lauschenden Europa jetzt nicht das Schauspiel bieten, daß gegen die kaiserliche Politik selbst die loyalste aller Körperschaften Widerspruch erhebt und diesem Widerspruch sogar einen offenen Ausdruck zu geben wagt. In der That hat sich denn auch die Budgetcommission über Nacht bekehren lassen. Zweitens aber — und dies ist die Hauptsache — sucht man durch diese neuesten Handlungen und Betheuerungen das Odium der Hartnäckigkeit und Kriegssucht wo möglich auf Oesterreich abzuwälzen. Nach allen von Wien kommenden Meldungen ist das dortige Kabinet nicht gesonnen, weitergehende Concessionen als die bereits bekannten zu machen, und namentlich will es keine Revision d. h. aus dem

Diplomatischen ins Deutsche übersetzt, Aufhebung seiner Spezialverträge. Man glaubt aber in Wien, daß man damit auf die Dauer keine Ruhe bekommen, sondern die natürliche und von Paris und von Turin nicht nur gewünschte, sondern auch eifrigst beförderte Folge jener Nachgiebigkeit eine Erhebung Mittelitaliens sein würde. Die Geschichte ginge dann auf's Neue los, nur mit dem Unterschied, daß Oesterreich strategisch ungünstiger als heute gestellt wäre. Ohne Zweifel hat Louis Napoleon von diesem Stand der Dinge in Wien Kunde erhalten, und beeilt sich nun, der erstaunten Welt zu versichern, er sei weit entfernt, den Krieg zu wollen, um gleich hernach sagen zu können: seht Ihr's, ich habe Alles aufgeboten, sogar meinen geliebten Vetter auf dem Altar des Friedens geopfert — und wahrlich, er vereinigt in seiner Person eine ganze Hekatombe — aber dieses obstinate Oesterreich, es will den Krieg um jeden Preis! Wenn er also doch kommt — ich wasche meine Hände in Unschuld!

Man wird gestehen, daß diese Auslegung mindestens eben so viel für sich hat, als die der Moniteurgläubigen. Welche von beiden die richtige ist, wird sich binnen Kurzem entscheiden, da Cowley morgen nach London zurückkehrt und das Parlament über den Erfolg seiner Sendung Auskunft verlangen wird. Hoffen wir denn, da ja der Fasching vorüber ist, daß man die Masken bald fallen lassen wird. Einstweilen ist nur so viel gewiß, daß die jetzige Spannung unmöglich lange mehr dauern kann, und daß vor dieser Art von Frieden bald Jedermann einem „frischen fröhlichen Krieg" den Vorzug geben wird. Louis Napoleon, für seinen Theil, muß schon um seines Alliirten willen dem Erwartungsfieber ein Ende zu machen suchen. Dieses Sardinien gleicht in seiner heutigen Lage einem sonst schwächlichen Menschen, der sich durch berauschende Getränke zur furchtbarsten Kampfwuth aufgeregt hat; kommt der Gegner nicht bald, dann verfliegt der Alkohol und an seine Stelle tritt ein schaudervoller Katzenjammer. Der Sturz Cavour's, von dem man in den letzten Tagen wieder gemunkelt hat, ja das wäre ein wirkliches, wenn auch nicht gerade untrügliches Symptom, daß in Paris der Rückzug angetreten worden. Vorerst sehen aber die Dinge in Italien gar nicht darnach aus, im Gegentheil scheint, nachdem eine Zeitlang leidlich Ruhe gehalten worden, seit ein paar Tagen wieder die Krawallparole ausgetheilt worden zu sein. Wir lasen gestern den Brief eines in Piacenza stehenden österreichischen Offiziers, wonach die Truppen von Tag zu Tag einen Zusammenstoß erwarten. „Und wenn wir lauter Engel wären", schreibt er u. A., „die Welschen würden uns doch nicht haben wollen; nur durch eine neue blutige Lehre, die wir ihnen geben, können wir uns wieder für einige Zeit Ruhe schaffen." Es entsteht da freilich die Frage — die nur gerade jetzt nicht gestellt werden darf — ob man einen solchen Besitz, der in alle Ewigkeit ein Pfahl im Fleische zu sein verspricht, nicht am Ende doch lieber aufgeben soll? —

Nachtrag. Wir hatten so weit geschrieben, als uns die neuesten Depeschen zu Gesicht kamen. Vorweg die Erklärung des offiziellen Wiener Blattes, daß Oesterreich die Verträge nicht aufgeben werde, sodann die Debatte im englischen Unterhause, wonach das englische Ministerium anfängt gegen die Kriegsgelüste Sardiniens (also nach dem bekannten Sprichwort auch Louis Napoleons) sich mit größerer Entschiedenheit auszusprechen, und endlich die bedeutungsvollste Nachricht seit der Neujahrsgratulation, die Eröffnung des Ministers des Auswärtigen in der Berliner Kammer über die preußische Politik, daß Preußen entschlossen ist, „Deutschlands Unabhängigkeit, Ehre und Nationalität kraftvoll zu vertheidigen", mit andern Worten, ohne Klausel zu Oesterreich zu halten. Sonach hat der gute Geist der deutschen Nation in dem Kabinet zu Berlin den Sieg davon getragen über die specifisch borussischen Anschauungen. Es leidet keinen Zweifel, daß noch in dem oben erwähnten Rundschreiben des Herrn von Schleinitz ein ganz anderer Ton angeschlagen war, der zu schlimmen Befürchtungen berechtigte. Mit um so aufrichtigerer Freude haben wir den eingetretenen Umschlag, den Sieg des wahren über das vermeintliche Interesse Preußens, zu begrüßen. Vor der ungeheueren Wichtigkeit dieser neuesten Wendung tritt alles Andere in den Hintergrund. Die Tripelallianz zwischen Oesterreich, Preußen und England scheint, nach den gleichzeitigen Meldungen aus Wien, Berlin und London, eine vollendete Thatsache. Nun mögen Frankreich und Rußland anbinden, wenn sie noch Lust haben! Wir wissen, wer in Paris die nächsten Nächte nicht schlafen kann.

Die Dame mit dem Hute.

(Schluß.)

Doctor Alberti machte im Stillen selbst seine Glossen über die Veränderung, die seit der Anstellung des jungen Volontärs mit seiner alten, sonst so starren und unbeweglichen Gönnerin vorgegangen, und auch ihm wollte es nicht recht einleuchten, was sie als Grund für ihre, an Leidenschaft gränzende Liebe zu dem jungen Manne angab. Der Doctor combinirte und kam in so fern der Wahrheit näher, als alle anderen Neugierigen, daß er Oswald's Aehnlichkeit mit der schönen Cläre entdeckte, die er freilich nicht als die Gattin seines Freundes — denn damals war er noch auf Reisen — aber auf dem Wiener Theater gesehen, während sie noch der vergötterte Liebling des dortigen Publikums war. Er hielt nun den Pflegesohn Selheim's für einen natürlichen Sohn desselben und der nachherigen Gattin seines Freundes, und rechnete es Madame Lovel als einen Act der Buße an, dem Sohne zu vergüten, was sie, wie er sehr wohl wußte, an der Mutter verschuldet, und was jetzt um so unbedenklicher geschehen konnte, da Lovel keinen gesetzlichen Erben mehr besaß.

Ihm, dem Freunde und Arzte hatte man den Betrug, der Lovel von seiner letzten Gattin gespielt worden war, nicht verhehlen können. Zu neu war die Entdeckung, zu furchtbar droheten die Folgen. Und wie gut war der Rath des besonnenen Mannes gewesen, jeden Eclat zu vermeiden, den armen, unschuldigen Knaben für den noch kurzen Rest seines Erdendaseins zu vergönnen in dem bisherigen Verhältnisse fortzuleben; diejenige aber, die so lange für seine Mutter gegolten, mit ihrem Eingebrachten in ein fernes Land ziehen und sie dort die Früchte ihrer Handlungen ernten zu lassen.

Lovel und seine Mutter hatten diesem Rathe endlich beigestimmt, und der erstere dem Vermögen seiner Frau noch eine Jahresrente hinzu gefügt, sie selbst aber in Alles eingewilligt, weil sie einsah — daß sie es mußte.

Der arme kleine Otto verlangte in der ersteren Zeit oft recht sehnlichst nach seinem lieben Papa; allein Frau Steinbach, die in Erfindungen, das kranke Kind zu zerstreuen, unerschöpflich war, wußte ihn immer wieder glücklich von diesem Wunsche zurück zu bringen. Der arme Papa litt am Fieber, kannte Niemand, durfte auch nicht gestört werden, und nur die Großmama war immer bei ihm, konnte deßhalb auch nicht zu Otto kommen.

Aber diese kam doch bald und brachte Oswald mit, der in wenig Tagen dem kranken Kinde das ward, was er gelobt, sein bester Freund. Er setzte es auch bei der Großmutter durch, daß der arme Kleine seine früheren Zimmer wieder beziehen durfte, nach denen er sich so sehr sehnte. Hier konnte er ihn noch öfterer besuchen, und wunderbarer Weise traf er dann dort regelmäßig die holde Hannah, und es würde schwer zu entscheiden gewesen sein, ob sie oder der Knabe mit mehr Andacht und Entzücken auf die schönen Märchen und Parabeln horchte, mit denen Oswald den letzteren glücklich über manche schmerzvolle Stunde hinweghalf, die der November mit seinen stürmischen und naßkalten Tagen ihm brachte.

Die schönsten Stunden verlebten die Liebenden in den lieblichen Räumen, in denen sie sich zuerst wieder gefunden, wohin Madame Lovel den Flügel hatte bringen lassen, auf dem Hannah eine Meisterin war, und sie und Oswald sagten sich in manchem leidenschaftlichen Duett, was die Zunge sonst nicht auszusprechen wagen durfte. Unter Madame Lovel's Augen, und wie wie es fast schien, mit ihrer Bewilligung, erstarkte in Oswald und Hannah das beseligende, sich täglich mehr bewußt werdende Gefühl, für einander geschaffen zu sein und nicht mehr ohne einander leben zu können. Dennoch gab der Jüngling demselben keine Worte, und des Mädchens Wangen begannen den rosigen Schimmer, ihre Stimmung den Sonnenglanz zu verlieren. Wenn Oswald fern war, versank Hannah oftmals in recht melancholische Zweifel, ob er sie wirklich liebe, und er erlag fast dem Drucke des Zauberbannes, mit dem das der Großmutter geleistete Versprechen seine Zunge gefesselt hielt, so lange sie lebe die Rolle des Verwaisten fortzuspielen.

Die harte, starrsinnige, stolze Frau sah den Kampf in der Seele ihres Enkels, sie las in Hannah's oft feuchten Augen die bangen Zweifel, mit denen das liebende Mädchen sich quälte; sie selbst litt mit beiden, und doch vermochte sie nichts daran zu ändern, denn an ein Geständniß der Wahrheit dachte sie niemals. Alles hing, wie sie sich eingeredet, von ihres Sohnes Einwilligung in die Adoption, von Selheim's Ansicht des Verhältnisses ab, das sie ihm zwar auch so dargestellt wie ihrem Sohne, in welchem er aber diesem gegenüber selbst eine Rolle übernehmen mußte, die dem wahrheitsliebenden Manne vielleicht nicht zusagte, und dem auch diejenige, die Oswald im letzten Falle künftighin spielen würde, für einen Schwiegersohn sicherlich nicht genügte.

Sie hoffte nun von einem Tage zum andern auf die Antwort ihres Freundes, in der er ihr auch zugleich den Tag melden sollte, an welchem er Hannah nach Wien zurückholen würde, die sie jetzt so bald als möglich entfernt zu sehen wünschte.

Der Treue des charakterfesten Mädchens hielt sie sich versichert, auch wenn Oswald sich augenblicklich noch nicht mit Worten erklärte, denn die aufrichtige und treuherzige Hannah hatte ihr längst verrathen, wie gut sie ihm von der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft an gewesen, und wie treu, selbst ohne die Hoffnung, ihn je wieder zu sehen.

Allein Selheim blieb noch immer aus, und Alberti erklärte seinen Patienten für so weit hergestellt, daß er allenfalls das Zimmer verlassen, jedenfalls auch jetzt schon fremde Besuche bei sich empfangen könne. Jetzt blieb keine Zeit zu verlieren, und mit Madame Lovel's Einwilligung sollte der gefällige Arzt nun den letzten Schritt thun, Lovel zu bewegen, sich seinen jungen Volontär, den Protege seiner Mutter, den ihm von allen Seiten angepriesenen Oswald vorstellen zu lassen.

Mißtrauisch sagte der Kranke: Am Ende ist wieder ein neuer Betrug ausgeheckt, der mir gespielt werden soll, — — und Sie, der letzte Mensch, in dessen Redlichkeit und Wahrheitsliebe ich bisher noch Vertrauen setzte, sind mit in dem Complott? —

Nun, das könnten Sie sich gefallen lassen, entgegnete der Doctor lächelnd. Wenn ich jemals ein Complott gegen Sie schmiede, wird es nur zu Ihrem Besten sein.

Nein, auch nicht in der besten Absicht will ich jemals mehr getäuscht werden! rief Lovel heftig. Geht mir mit Euren wohlmeinenden und sogenannten Nothlügen! ich liebe die Wahrheit, mag sie noch so bitter und häßlich sein. Der Lüge verzeihe ich Nichts, der Wahrheit Alles!

Nun gut, Sie Priester der Wahrheit, so sagen Sie mir denn, was wir, wenn Sie sich eigensinnig weigern, mit dem liebenswürdigen Telemach Ihrer Mutter beginnen, die von Ihnen so gern diesen ihren Pflegesohn adoptirt sähe und ihm mit dieser Hoffnung bisher geschmeichelt hat? Mit der Weisheit des

Mentors ließ sie ihn die Schule des Lebens praktisch durchmachen; jetzt, da er ein vollendeter Jüngling ist und zu einer Zeit, wo Ihr Herz mehr als eine Lücke empfinden muß, wo Sie durchaus einer treuen und festen Stütze in Haus und Geschäft bedürfen, hat sie ihn herbeigerufen. Er ist dadurch, und zwar gegen seine eigenen Wünsche, aus allen seinen bisherigen Verhältnissen gerissen, die ihn bis dahin vollkommen befriedigten, und die nun schwer wieder derart anzuknüpfen sind, daß sie ihm genügen. Wirklich, lieber Freund! Sie haben die Verpflichtung, den jungen Mann wenigstens kennen zu lernen. Gefällt er Ihnen dann nicht so, wie uns Allen, so einigen Sie sich freundlich mit Ihrer Mutter, die hierbei ja doch nur Ihr Bestes im Auge hat, über die Mittel, wie Sie dem jungen Manne das Erwachen aus dem kurzen Traume eines unerhörten Glückes vergüten und vergessen machen.

Sie sprachen noch länger über diesen Gegenstand, und das Endresultat war Lovels Einwilligung, Oswald am nächsten Morgen bei sich zu empfangen.

Das gab eine Freude nach allen Seiten hin! Jeder versprach sich im Stillen von diesem Ereignisse ein Glück nach seinem Sinne, und sehnsuchtsvoller hatte Oswalds Herz noch nie geklopft, als er in dem Augenblicke, da er aus dem Wagen sprang und seine Großmutter ihm schon an der Thür des Gartensaals mit der Nachricht entgegen kam: Alles sei aufs Beste eingeleitet und sie könnten jetzt gleich und ungestört ihren Sohn besuchen.

Sie sah mit Schrecken, daß Oswald sehr bleich und erschüttert war, und ermahnte ihn eindringlich seines Versprechens eingedenk zu sein, standhaft zu bleiben und sie und sich nicht zu verrathen. Ein stummer Händedruck war seine Antwort, und auf seinen Arm gestützt schlug sie beruhigt den Weg zum Krankenzimmer ein.

Der genesene aber noch immer sehr schwache Lovel wußte sich selbst die Spannung und Aufregung nicht zu erklären, mit der auch er dem ersten Erblicken dieses ihm gänzlich fremden und ihm nun plötzlich von allen Seiten zu dem allerinnigsten Verhältnisse aufgedrungenen jungen Mannes entgegensah. Ihn ängstigten auch die Verfügungen, die seine Mutter getroffen, um alle fremde Zeugen fern zu halten, und die sie nicht von ihm beachtet glaubte. Die Hähnlein war mit einem Auftrage für sie zur Stadt, Betti zu Otto gesendet. Allen Domestiken in entfernten Räumen Beschäftigung aufgetragen, und selbst Hannah von ihr ersucht worden, auf ihrem Zimmer zu verweilen, bis man ihr melden würde, daß angerichtet sei.

Als Lovel die Schritte der Nahenden vernahm, erhob er sich unwillkürlich, als wollte er ihnen entgegen gehen, aber wie von einem Gespenst erschreckt fuhr er zusammen, als seine Mutter an Oswald's Arm erschien, und sobald sie ihren Sohn erblickte, mit unsicherer Stimme sagte: Hier, mein theurer Arnold, stelle ich Dir meinen Pflegesohn Oswald, unsern jungen Verwandten, vor. Ich hoffe — —

Weiter konnte sie nicht reden, denn Lovel, welcher sogleich Oswald's Aehnlichkeit mit seiner Mutter entdeckte, taumelte von einem furchtbaren Verdachte in den Lehnsessel zurück. Oswald? — Hatte er denn noch nie den Namen des jungen Volontairs gehört? — Oswald war ja der Geburtsname seiner ersten Gattin; dies ihr Sohn, die Frucht ihrer Untreue, der sich auf schlaue Weise wie eine Schlange an ihn heranschleichen wollte. Außer sich vor Wuth schrie er auf: Fort, fort, von hier, Du Höllenbrut! — Ha! schickt Deine schändliche Mutter Dich zu mir, damit Dein Anblick mich vollends tödte? Fort, fort, sage ich! oder ich erdrossele Dich mit meinen letzten Kräften. Dabei sank er erschöpft zurück.

Oswald aber blieb wie angewurzelt stehen. Schweigend warf er einen mitleidflehenden Blick auf seine Großmutter, der zu sagen schien: Kannst Du diesen Jammer ertragen? — Hält falsche Scham auch jetzt noch Deine Zunge gefesselt?

Eine schrecklichere Situation als diejenige war, in der er selbst sich befand, konnte es nicht geben. Dort droheten Zorn und der furchtbarste, ungerechteste Verdacht den schwachen Faden zu zerreißen, an dem das Leben seines Vaters hing. Hier stand die Greisin wie eine Bildsäule der Verzweiflung. Er selbst in dem Banne eines Schweigens, das gebrochen oder gehalten von mörderischer Wirkung für eine der beiden Personen werden mußte, die ihm die theuersten auf Erden waren.

In diesem qualvollen Kampfe seiner Seele beachtete er es kaum, daß seine Großmutter plötzlich ihren Hut abnahm, und ihn, nachdem sie eine kleine darin verborgen gewesene Tasche aus Wachstaffent daraus hervor genommen, verächtlich zur Erde fallen ließ. Ihr nun entblößtes schneeweißes Haar, ihr bleiches Antlitz, die sichtliche Erschütterung, der sie zu erliegen drohte, flößten ihm so großes Mitleid ein, daß er zu ihr eilte. Sie aber wehrte ihn schweigend mit der Hand von sich ab, und wie eine Geistererscheinung schritt sie auf ihren Sohn zu, der sich die gemarterte Brust hielt, und keiner Bewegung, keines Wortes mehr mächtig war.

Das Couvert auf seinen Schoß legend, stammelte sie mühsam die Worte hervor: Arnold, m e i n Sohn! dort steht der Deinige! —

Deine treue, unschuldige, aus Haß von mir verläumbete Cläre hat ihn Dir geboren, bei seiner Geburt ihr Leben geendet. — Er weiß Alles. — Er hat mir vergeben, vergib auch Du mir, — wenn Du kannst! — Sie wendete sich hierauf der Thüre zu, Oswald wollte sie unterstützen, als er ihren schwankenden Gang sah, allein ihre letzte Kraft zusammen nehmend winkte sie ihn zurück und deutete auf seinen Vater. Da endlich bezwang der Jüngling die heiße Sehnsucht seines Herzens nicht länger, sondern warf sich dem noch wie vom Donner gerührten Lovel zu Füßen, und rief ihn mit den zärtlichsten Worten zur Besinnung zurück.

Höre mich an, mein geliebtester Vater! flehete er, sobald er gewahrte, daß seine Worte Eingang fanden. Ich bin Deiner treuen und unschuldigen Cläre Sohn, und der Deinige. Willst Du Beweise? — In jenem Couvert werden sie enthalten sein.

Aber ist denn ein solches Verbrechen, solche Grausamkeit der Mutter gegen den einzigen Sohn denkbar? stöhnte Lovel endlich hervor.

Denke nicht mehr an das Verbrechen, mein theurer Vater! nur an die Freude einen Sohn gefunden zu haben, der — o, ich schwöre es Dir in dieser heiligen Stunde, — Dir keine Unehre gemacht, und von jetzt an unserm Namen noch größere Ehre bringen, Dir stets nur Liebe und Gehorsam beweisen will.

Wieder fielen Lovel's noch immer nicht völlig erhellte Blicke auf das Couvert, und Oswald unternahm es endlich, dasselbe zu öffnen. Es enthielt zwei kleine Blättchen Papier, das eine war sehr vergilbt, das andere augenscheinlich von neuerem Datum. Oswald überflog das erstere, und reichte es mit Thränen des kindlichsten Schmerzes seinem Vater. Es enthielt nur die paar Worte:

Mit schon brechendem Auge schreibe ich diese Zeilen: — — Sterbend schwöre ich Dir, mein Arnold! ich war oft unvorsichtig, aber niemals treulos. — Nie liebte ich einen andern Mann als Dich! — Vergib Deiner Mutter! ich habe ihr verziehen. — Sei meinem und Deinem Sohne ein liebreicher Vater. — Jenseits erwartet Dich in treuer Liebe

Deine Cläre.

Das andere Blatt enthielt von der Hand der Mutter die Versicherungen und Aufklärungen, die noch nöthig waren, um auch Lovel noch die letzten Zweifel zu benehmen, die wir aber nicht mittheilen, weil der Leser sie längst errathen haben wird.

Endlich ward es licht in dem trüben Herzen des vielgeprüften Mannes, und die Wonne, mit der er den Sohn, den ihm seine geliebte Cläre wie aus dem Himmel selbst zuzusenden schien, an seiner Brust sein überschwängliches Gefühl ausweinen ließ, ist leichter nachempfunden als beschrieben.

Man sagt oft, allzugroße Freude könne tödlich werden, in Lovel bewirkte sie das Gegentheil. Ihm hatte stets nur der Sonnenstrahl der Freude gefehlt, um ihn sich wieder aufrichten zu lassen in Gesundheit und männlicher Kraft.

Als daher Oswald endlich der Großmutter gedachte, die in tödtlicher Spannung der Entscheidung ihres Sohnes entgegen sehen mußte; als er so flehentlich für sie bat, da entschloß sich Lovel selbst mit ihm zu ihr zu gehen und sie mit dem Versprechen zu beruhigen, daß er ihr verzeihen wolle um des Glückes Willen, welches sie ihm, wenn auch theilweise durch ein Verbrechen und wider ihren Willen, bereitet hatte.

Allein sie fanden die stolze Frau nicht mehr unter den Lebenden. Der

letzte furchtbare Kampf hatte ihr das Herz gebrochen. Sie lag mit der Haube bekleidet, die sie erst in der Gruft ihrer Väter mit dem verhängnißvollen Hute hatte vertauschen lassen wollen, in ihrem Sopha zurückgelehnt, das Haupt auf die Brust gesenkt, als ob sie schliefe, die krampfhaft gefalteten Hände auf dem Herzen, das nun ruhete. Sie war schon starr und steif, und nur ihrer irdischen Hülle konnten Sohn und Enkel die letzten Opfer ihrer Herzen darbringen, die nur noch des Guten bedachten, das sie ihnen erzeigt hatte.

IX.

Wir übergehen nun den Zeitraum von 16 Monden, um den Leser aus den tragischen Scenen eines düsteren Decembertages in die heitere des 28. Maies zu versetzen.

Lovel ist genesen. Er hat seinen Sohn öffentlich anerkannt und mit kirchlichen, ärztlichen und gerichtlichen Documenten belegt, daß Oswald wirklich sein und seiner ersten Gattin ehelich geborner Erbe sei.

Selheim hat freudig seine Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter Hannah mit dem Erben des Hauses Lovel und seinem Sohne, den wir „den jungen Brummbär" nennen hörten, sein Geschäft gegeben, um mit seinen Hamburger Lieben künftighin seine Tage zu verleben.

Der kleine Otto ruht seit einem Jahre im Lovel'schen Erbbegräbnisse, und Frau Steinbach wohnt in Oswald's ehemaligem Zimmer im Hause Martin's. Ihr sowohl wie dem alten Todtengräber ist von der Firma „Lovel und Sohn" eine Rente ausgesetzt, die beiden erlaubt, nur noch zu ihrer Zerstreuung zu arbeiten. Ihr hauptsächlichstes Geschäft besteht darin, die Blumenbeete zu pflegen, die das Lovel'sche Erbbegräbniß umgeben, und dieses selbst stets rein und sauber zu erhalten und mit Kränzen zu schmücken, die im Sommer aus natürlichen Blumen, im Winter aus solchen bestehen, die Meta's kunstgeübte Hände gearbeitet. Meta selbst hat ihre stille Heiterkeit wieder gefunden, seit der Gegenstand ihres kurzen Liebestraumes in der ihr fremden Welt eine so glänzende und glückliche Rolle spielt.

Lambert hat seine Betti geheirathet, und sie führt so lange das Scepter des Lovel'schen Hauswesens, bis Hannah, die junge Madame Lovel, ihr es abnehmen wird.

Daß ein junger Mann, der mit so viel Auszeichnung studirt hatte, die kaufmännische Laufbahn bald sicher zu betreten vermochte, befremdet gewiß Niemand, und ist Oswald auch hierin der Stolz und die Freude seines Vaters. Lovel kann sich keinen Augenblick mehr von seinem Sohne trennen und hat ihn auch begleitet, als derselbe vor einem Monate nach Wien reiste, um sich seine Hannah zu holen.

Des Priesters Segen ist nun über den schönen Bund gesprochen. Ohne Unfälle haben die Glücklichen die Reise in die Heimath zurückgelegt, und der

Mai ist erschienen, um die schöne Villa vor dem Dammthore noch schöner zu schmücken, als der geschickte und dienstbeflissene Gärtner im Verein mit vielen andern kunstgeübten Händen es vermochten. In den Seitenflügeln des Gewächshauses stehen noch die beiden langen, reich besetzten Tafeln, an denen heute eine große Gesellschaft die Nachfeier der in Wien vollzogenen Verbindung mit einem königlichen Schmause beging.

Die Gäste haben sich jetzt zerstreut in Haus und Garten, das schöne und überselige Paar aber hat sich mit Wilibald, Oswald's Busenfreunde, der die Sommermonate bei ihnen zubringen will, auf einige Augenblicke fortgestohlen. In dem Glasthurme lehnen sie in dem Sopha, den die Statuen der Liebe und Gerechtigkeit zu beschützen scheinen, auf das Heiterste sich miteinander unterhaltend.

Und nun sage mir doch endlich, mein Oswald, welches die eigentliche Veranlassung zu dem so plötzlichen Tode Deiner Großmutter war, deren ich an dieser Stätte stets am lebhaftesten gedenken muß? fiel Hannah ein.

Weßhalb, mein süßes Weib, wollen wir uns das heitere Sonnenlicht unseres Glückes willkürlich mit Schatten des Todes trüben? entgegnete Oswald. Versprich mir, nie mehr nach den Räthseln der Vergangenheit zu forschen, ich habe gelobt, ihrer nicht mehr zu gedenken. Diese beiden Göttinnen stritten sich einst um die Herrschaft in dem Herzen der Entschlafenen, und als die Liebe den Sieg davon trug, löschte die Gerechtigkeit das Flämmchen aus, das ein mehr als siebenzigjähriges, unter großen und schweren Kämpfen verlebtes Dasein nur noch schwach auf Erden leuchten ließ.

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Nach Timbuktu! Dies war Barth's Gedanke, seit er, fern in Masena, das Schreiben von der englischen Regierung erhalten hatte, in welchem der Name dieser Stadt erwähnt war. Es wäre eigentlich noch die vollständige Erforschung der Ufer das Tsad vorzunehmen gewesen; aber einerseits die diesem Unternehmen im Wege stehenden Hindernisse, die B. auf der Kanem-Reise kennen gelernt hatte, andrerseits der Tod Overweg's hielt ihn davon ab. So machte er sich denn, nachdem er von dem Scheich und dem Vezier von Bornu die Unterzeichnung eines Handelsvertrags mit England erlangt hatte, am **25.** November **1852** auf den Weg nach dem fernen Westen. Die Beschreibung seiner Reise von Kukaua bis nach Timbuktu und der ersten Zeit seines Aufenthalts in letzterer Stadt bildet den Inhalt des **vierten Bandes** (**688** S., Nov. **1852** bis **31.** Dec. **1853**).

Wir hören hier wieder von kalten Nächten; das Thermometer stand im November und December mehrmals um Sonnenaufgang zwischen + 3 und + 4 °. (Clapperton sah am Morgen des 26. December 1823 in derselben Gegend Eis.) An den Nachmittagen stieg aber die Wärme gewöhnlich über 24 °.

Etwa 20 Meilen westlich von Kukaua sind die Ruinen der ehemaligen, 1809 von den Fulbe zerstörten Hauptstadt von Bornu, Ghasr-Eggomo oder Birni (letzterer Name bedeutet eigentlich nur „Hauptstadt“). Die Reste der Mauer haben über eine Meile im Umfang. Die hauptsächlichsten Gebäude waren aus gebrannten Backsteinen erbaut, während in der gegenwärtigen Hauptstadt Kukana nicht der kleinste Versuch gemacht ist, diese solidere Bauweise nachzuahmen. Dichter Wald umgab die Mauer; der Boden dieser alten Königsstadt war mit einem hohen Grasteppiche überwachsen; zwei Strauße fand B. als die einzigen Bewohner dieses einst lebensvollen Raumes. — Der Komadugu Waube, der damals, 3. December, fast seine größte Wasserfülle hatte und gegen 200 Schritte breit war, mußte überschritten werden. Zwei einheimische Reisende waren gerade beschäftigt, dies auf die landesübliche Weise zu thun: ein Paar ausgehöhlte kolossale Kürbisschalen waren durch Rohre zusammengejocht, die Leute legten ihre Kleider in die Schalen, setzten sich auf die Rohre, und kamen so, allerdings bis an den Leib im Wasser sitzend nnd durch die Strömung eine bedeutende Strecke weit abwärts getrieben, glücklich am jenseitigen Ufer an. — Kähne waren nicht vorhanden, also mußte B. ebenso übersetzen. Jedes seiner Kameele wurde von einem auf ähnliche Weise berittenen Manne gezogen, während ein anderer Mann den Rücken des Thieres bestieg, um es im Gleichgewichte zu halten. Es ist wohl früher vermuthet worden, dieser Fluß leite das Wasser des Tsadsees in den sogenannten Tschadda (Benne). Allerdings ist sein Bette manchmal fast trocken, so daß man über die Richtung seines Stromes in Zweifel sein könnte; damals aber konnte keine Unklarheit darüber bleiben: er fließt nach Osten und ergießt sich, wie wir wissen, nicht weit von Yo in den Tsad.

Nachdem B. einen ihm schon von der Hinreise her bekannten Landstrich durchzogen, wandte er sich nördlich nach der gebirgigen Grenzlandschaft Munio. Bei Bunne sah er plötzlich einen ausgedehnten Natronsee von schneegleicher Weiße zur Rechten des Pfades. „Der Contrast der nackten Dürre desselben mit der reichen Vegetation, welche seinen Rand umsäumte, war in der That überaus bemerkenswerth. Die ganze Oberfläche des Beckens, welches augenblicklich nicht einen einzigen Tropfen Wasser enthielt, war von Natron gebildet, und Leute waren gerade damit beschäftigt, an seinem Rande Salz oder vielmehr Salpeter zu graben; es waren Gruben von etwa 6 Fuß Tiefe und 1½ Fuß Durchmesser. Ungeachtet dieser Boden so mit Salztheilen geschwängert scheint, ist doch in geringer Entfernung vom Rande des Beckens,

ganz nahe unter der Bodenoberfläche, frisches Wasser zu finden, und diese Fülle des belebenden Elementes ist es, welche die in diesem Landstrich so fremdartig erscheinende Vegetation nährt."

Das Ländchen Munio bildet ein Mittelglied zwischen dem flachen Fruchtlande im Süden und dem höher gelegenen, von Granit- und Sandsteinzügen durchzogenen Wüstengebiete; und in politischer Beziehung ist es in jener Gegend die äußerste Provinz mit festen Ansiedelungen und einem leiblich geordneten Regierungswesen, im Gegensatze zu dem ruhelosen Gebiete nomadischer Tuaregstämme im Norden und Osten. Der in der Hauptstadt Gure wohnende Statthalter — B. fand in dem damaligen einen Mann von edlerer Geistesrichtung und von fast europäischem Gesichtsausdrucke — ist ziemlich unabhängig von Bornu; der Tribut seiner Unterthanen — der zehnte Theil der Kornernte, außerdem eine Kopf-, Sklaven- und Viehsteuer in Muscheln — wird ihm zu Theil und fließt nicht nach Kukana; das Land vertheidigt er gegen die Tuareg ebensowohl oder noch mehr in seinem eigenen Interesse als in dem seines Oberherrn, des Scheichs von Bornu.

Etwas westlich von Gure, bei Wuschek, fand B. ausgedehnte Weizenfelder. Weizen wird sonst im Sudan nicht viel gebaut; er ist bei den Negern nicht sehr beliebt; auch sind vielleicht weiter südlich die tropischen Regengüsse, die hier, an der Grenze der Wüste, weniger häufig vorkommen, seiner Entwickelung nicht günstig. — Vieles Einzelne müssen wir natürlich bei dieser kurzen Darstellung übergehen.

Am Weihnachtstage betrat B. Sinder, die nordwestlichste bedeutende Stadt des Reiches Bornu (13½ ° N. B., 9 ° O. L.). Sie liegt in hügeliger, wasserreicher Gegend mit mannigfaltiger Pflanzenfülle; viel Tabak wird gebaut; Palmbäume erhöhen den Reiz der Landschaft. Die Bewohner leben von Indigofärberei, hauptsächlich aber vom Handel. Denn Sinder ist ein „Thor des Sudans"; seine Wichtigkeit in dieser Beziehung hat besonders in der letzten Zeit, seit die östliche Straße von Mursuk nach Kukaua, über Bilma, durch Einfälle der Tuareg in das Gebiet der Tebu unsicher gemacht worden ist, bedeutend zugenommen. Während Barth's Anwesenheit war die Stadt besonders belebt: eine Salzkarawane aus dem Norden war angekommen; alle Weiler um die Stadt her waren voll von Wüstenhändlern, Kelowi, einem Tuaregstamme angehörig, die es sich während ihrer Mußestunden angelegen sein ließen, bei Musik und Tanz so lustig wie möglich zu sein. — B. erhielt bei dieser Veranlassung eine Sendung von 1000 Thalern, und benutzte die Gelegenheit, sich mit solchen Waaren, die ihm als Geschenke oder Tauschmittel nützlich sein konnten — Burnusen, Turbanen, Spiegeln, Gewürznelken, Rasirmessern, Rosenkränzen u. s. w. — reichlich zu versehen. Solche Salzkarawanen bringen nämlich zugleich viele arabische und europäische Produkte mit, die dann zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu haben sind.

Am 30. Januar 1853 verließ B. Sinder und zwei Tage darauf das Reich Bornu, in dem er so heimisch geworden war; er kam an die Grenze der Haussa-Länder, die zum größten Theil von den Fulbe beherrscht werden. Es wird gut sein, wenn wir, ehe wir ihm dahin folgen, in Klarheit über das Wesen dieser Völker zu kommen suchen. „Es sind Neger", würde man wohl früher gesagt haben, und damit hätte man geglaubt, sie hinreichend zu charakterisiren, als Menschen mit schwarzer Hautfarbe, wolligem Haar, aufgeworfenen Lippen, der Kultur nur bis zu einer gewissen Stufe zugänglich, u. s. w. Aber unser Barth zerstört, so wie die Meinung, als sei Afrika selbst durch große Einförmigkeit seiner Natur ausgezeichnet, so auch die andere, als hätten seine Menschen, namentlich die von der sogenannten äthiopischen Race, alle ein und dasselbe Gepräge. Die Haussa-Völker, westlich von Bornu, südlich von der Wüste, östlich vom Niger wohnend, sind von schwärzlicher, manchmal ins Gelbliche spielender Farbe, haben angenehme, regelmäßige Züge und anmuthigere Formen als die Kanori; sie sind lebendig, heiter, witzig; sie lieben Schmuck in der Kleidung. Von ihrer Gewerbthätigkeit hören wir später. Sie sind zum Theil noch Heiden. Einige ihrer Stämme, wie die Leute von Gober im Norden, haben ihre Unabhängigkeit bewahrt; die verweichlichtere Mehrzahl hat sich der Herrschaft der Fulbe gebeugt; doch tragen sie dieses Joch nur unwillig und es fehlt nicht an Bestrebungen, sich ihm zu entziehen.

Die Fulbe (Fellani, Fellata; Einzahl: Pullo) sind eines der merkwürdigsten Völker Central-Afrika's. Es ist von ihnen schon in Nr. 48 des Jahrgangs 1857 dieser Blätter die Rede; doch mag hier Einiges davon wiederholt, Manches zugefügt werden. Sie sind schlank gebaut, haben feine Gesichtszüge, kleine Hände und Füße, eine röthliche Hautfarbe. B. glaubt in ihnen die „rothen Aethiopen" des Ptolemäus zu finden. Neger sind sie nicht. Aber zu welcher der Menschenracen gehören sie denn? Man hat sie wohl mit den Malaien verglichen und von Osten kommen lassen wollen. Doch ist Letzteres nicht geschichtlich nachzuweisen, jene Verwandtschaft auch sehr zweifelhaft. Sie lebten als Rinderhirten in den Gegenden westlich vom obern Niger, einzelne ihrer Stämme siedelten sich allmählich, dieselbe friedliche Beschäftigung beibehaltend, weiter östlich an; so finden wir sie in Bornu und bis nach Baghirmi, wo wir einen Mann dieses Volkes, den blinden Ssambo, bereits kennen gelernt haben. Sie sind schon seit sehr langer Zeit Muhamedaner. Zu Anfang dieses Jahrhunderts fuhr ein neuer Geist in sie. Von 1802 an strebte Othman, ein gelehrter und für seine Religion eifriger Pullo, sich und sein Volk von seinem heidnischen Oberherrn, dem Könige von Gober, frei zu machen; es gelang ihm, er eroberte die bedeutenden Städte Kano und Katsena und gründete ein großes Reich, das sich über den Haupttheil der Haussa-Länder und im Westen bis über den mittleren Niger hin-

aus erstreckte. Zur selben Zeit fand am obern Niger eine ähnliche Bewegung statt, und die dortigen Fulbe bemächtigten sich 1826 selbst der Stadt Timbuktu, deren Besitz ihnen später jedoch nicht unbestritten verblieb.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Seebach und Bogumil Dawison.

Da uns in kurzer Zeit vielleicht das Gastspiel der beiden in der Theaterwelt berühmten Persönlichkeiten in Aussicht steht, so dürfte eine kurze Charakteristik, welche Dr. H. Th. Rötscher in seinen gesammelten „Kritiken und dramaturgischen Abhandlungen" (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1859) gibt, von einigem Interesse für unsre Leser sein.

Wir haben durchweg erkannt, daß die eigenthümliche Stärke des Frl. Seebach das Gebiet zartbesaiteter weiblicher Naturen ist, in welchem das seelische Princip vorwaltet. Wenn es sich um ein Wort zur Bezeichnung dieses Kreises handelt, so entspricht der Ausdruck sentimentale Naturen, im weitesten Sinne und in der Bedeutung genommen, in welcher Schiller in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung das Sentimentale verstanden hat, am meisten zur Bezeichnung des Kreises, in welchem die Kraft, Schönheit und Eigenthümlichkeit des Frl. Seebach ihre künstlerische Heimath hat. Persönlichkeit, Empfindungsweise und vor Allem der Charakter ihres Tones weisen Frl. Seebach auf diesen Boden hin. Hier, wo es gilt, zartes Seelenleben, Schmerzen des Gemüths, die Innigkeit des Herzens gefärbt durch die Reflexionsbildung einer hohen Culturstufe an das Licht zu stellen, dem Zuschauer den Einblick in diese Zustände zu eröffnen, fanden wir Frl. Seebach auf einer Höhe der Kunst, welche ihr eine der ersten Stellungen im Reiche der dramatischen Kunst sichert. Hier berührt Frl. Seebach oft zauberisch das Gemüth, hier stehen ihr Tonschwingungen zu Gebote, welche das geheimste Seelenleben offenbaren und daher unwiderstehlich wirken. Dagegen sind zwei Gegensätze weiblicher Naturen nicht in dem Maße im Bereich des Frl. Seebach, daß sie dadurch eine hinreißende Gewalt auszuüben vermag. Diese Gegensätze sind die Kraft tragischer Leidenschaft, der Erguß einer gewaltigen Gemüthsbewegung einerseits, und die Darstellung einfacher, kräftiger, markiger weiblicher Naturen ohne Reflexionsbildung, aber von starkem Gemüthe, jene eigentlich ideal-naiven Naturen andererseits. Zur Versinnlichung des Sturms der Leidenschaft, zur Beredtsamkeit und Schwungkraft des eigentlichen Pathos, gebrechen unserer Künstlerin sowohl die physischen Mittel, als jene Macht der Tonbildung, um den Zuschauer in das Reich der großen Leidenschaften zu versetzen. Wir sprechen hier natürlich von jenen großartigen Wirkungen, welche wir von tragischen Schauspielerinnen erlebt haben, und welche wir von ihnen fordern, wenn sie

wirklich diesen Namen ganz verdienen sollen. Daß dem Frl. Seebach auch hier Einzelnes gelingt, bedingt noch keine wahrhaft tragische Größe. Immer wird in unserer Künstlerin auf diesem Gebiete ein Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen herrschen, der den Zuschauer nicht zur völligen Illusion, nicht zur tragischen Erschütterung gelangen läßt, in welcher wir wie vor einem Medusenhaupte starren, und unser Athem vor innerer Bewegung stockt. Die andere Gattung, welche wir als von der Eigenthümlichkeit unserer Künstlerin nicht völlig darstellbar ausschloſſen, sind die ideal-naiven Naturen, von einfacher, aber großer, markiger Gemüthsstärke. Zur Darstellung dieser Naturen gebricht es unserer Künstlerin an Einfachheit, an ungekünstelter Wahrheit. Frl. Seebach ist wesentlich eine geistreiche Schauspielerin, ihr Gedankenleben drängt sich überall hervor, auch da, wo wir es vergessen möchten, wo wir gar nicht an einen, wenn auch noch so geistreichen Reflexionsproceß erinnert sein wollen. Gretchen und Klärchen wurden unserer Künstlerin erst völlig faßbar, sie übte erst dann über diese Gestalten eine künstlerische Herrschaft aus, sobald der Bruch in diese Naturen eingetreten ist, sobald sie, sei es durch das Schuldbewußtsein, sei es durch die Gewalt des Schicksals, aus ihrer naiven Natürlichkeit herausgetreten sind, sobald sie aufgehört hatten, ungebrochene Naturen zu sein. Von diesem Augenblicke an standen diese Gestalten im Bereich des Frl. Seebach. Diese Erscheinung hängt damit zusammen, daß so einfache, naive Naturen von markiger Empfindung durch unsere Künstlerin zu viel Reflexionsbildung empfangen, und dadurch auf eine Stufe der Cultur gestellt werden, wodurch ihre schöne Naturwüchsigkeit, ihre einfache Schönheit leidet. Der letzte Grund dieser Schranke unserer Künstlerin liegt aber darin, daß sie in ihrer ganzen Auffassung und Darstellungsweise zu sehr, so zu sagen, aus dem Stande der Unschuld herausgetreten ist, daß sie der Natur nicht ihre volle Wahrheit läßt. Nun ist es klar, daß eine Abirrung von der einfachen Wahrheit da am meisten heraustritt, wo Alles, Ausdrucksweise, Lebensstellung, Weltanschauung u. s. f. die einfache, gesunde Natur offenbart, wie bei einem Gretchen oder Klärchen. Sobald uns da etwas Gesuchtes, wenn auch Geistreiches, entgegen tönt, werden wir um die eigentlich poetische Stimmung gebracht, die Einheit des Bildes wird verletzt, wir vermögen uns wohl an geistreichen Einfällen und Einzelnheiten zu erfreuen, aber unsere volle, warme Hingebung an die poetische Gestalt ist getrübt. Dies ist für die künstlerische Entwicklung des Frl. Seebach ein hartnäckiger Feind, der erst allmälig erwachsen und groß gezogen worden ist, als die Künstlerin, durch rasche Triumphe gehoben, angefangen hat, überraschen, durch Ungewohntes, bisher noch nicht Dagewesenes fesseln und alle früheren Wirkungen überbieten zu wollen. Vermag Frl. Seebach diesen Feind, der schon eine bedeutende Stärke gewonnen hat, zu tödten, d. h. überall zur edlen, einfachen Natur zurückzukehren, den Gelüsten

nach dem Aparten, dem Ueberraschenden zu widerstehen, so werden ihre Gebilde eine viel höhere Weihe empfangen, als jetzt. Dieser Feind aber gewinnt durch jeden Triumph, den die Künstlerin von der Masse und den um jeden Preis exaltirten Lobrednern empfängt, an Nahrung. Sie muß ihn daher, wie Herkules den Antäus in der Luft erdrückte, um ihn jeder Berührung mit der Mutter Erde zu entziehen, ganz durch eigene Kraft vernichten. Zu dieser Selbstverläugnung aufzufordern, auch einem augenblicklichen Staunen, einer Beifalls-Explosion, welche oft gerade dem Unwahren folgt, wenn sich darin nur etwas Neues, scheinbar Originelles ankündigt, zu entsagen, sich mit dem höchsten Schmucke ächter, edler Naturwahrheit zu begnügen, die glänzende Einzelheit, den frappanten Einfall der Totalität des Bildes aufzuopfern und so die künstlerische Größe des Frl. Seebach zu steigern, ward der Zweck unserer Kritiken, welche alles Bedeutende in Frl. Seebach anerkannt, aber auch ihre Schranke herausgekehrt haben. Frl. Seebach kam mit einem Rufe nach Berlin, wie ihn bis dahin kaum eine deutsche Schauspielerin hatte. Dem gegenüber galt es, besonders auf einem Kunstgebiete, auf welchem bei der Bereitung und dem Wachsen des Rufes so viel unreine Hände ihr Spiel treiben, sich dagegen nicht blos gläubig und andächtig, sondern kritisch, sogar mißtrauisch zu verhalten. Der Wissenschaft ziemte es, die Grenze des Talentes unseres Gastes festzusetzen, den Kern seines künstlerischen Wesens herauszuwenden und endlich den Feind zu bezeichnen, welcher die Künstlerin um den dauernden Ruhm einer schönen Einheit und Harmonie ihrer Gebilde, wo dieselben ihrem Talente faßbar sind, bringen kann.

Herr Dawison erstrebt in seinen Darstellungen wesentlich Einfachheit und Natürlichkeit des künstlerischen Ausdrucks; seine Rede wie seine Geberde wollen überall der Gestalt, die sie zu verkörpern haben, menschliche Wahrheit und Wirklichkeit geben. Von diesem schönen Streben durchdrungen, sehen wir Herrn Dawison in seinen Gebilden von falschem Pathos, von hohler Declamation, von aufgespreizter Rhetorik durchaus fern — die schönste Basis ächter Charakterdarstellung. Zu diesem Zwecke wird Herr Dawison durch Scharfsinn in der Auffassung, durch Witz in der Combination und besonders durch eine große Mannichfaltigkeit in der Färburg der Rede trefflich unterstützt. Sein außerordentlicher Fleiß wie sein künstlerischer Eifer haben ihn unverrückt sein Ziel ins Auge fassen lassen, das lebendige Wort von den Schlacken einer störenden, fremdartigen Aussprache zu befreien. Von der mustergültigen Aussprache des Deutschen ist Herr Dawison noch durch häufig wiederkehrende Nasallaute und ein nicht ganz reines, die Grundlage des musikalischen Elements in der Sprache bildendes A getrennt. Diese Laute sind vielleicht das einzige Merkmal, welches die fremde Abkunft verräth, vielleicht unüberwindlich für ihn, aber nichtsdestoweniger den idealen Eindruck des dichterischen Wortes beeinträchtigend. Die Natürlichkeit unseres Künstlers athmet

dabei immer Leben, nichts von einem schlaffen Sichgehenlassen oder einer bequemen Gemächlichkeit wohnt ihr bei. Mit allen diesen positiven Seiten ist man ein ehrenwerther Künstler, ein interessanter Zeichner menschlicher Charaktere, aber noch kein schöpferischer Menschendarsteller, noch kein Prometheus, welcher das göttliche Feuer herunter holt, um die Menschenbrust mit diesem heiligen Funken zu entzünden, noch kein Verkündiger der tiefsten Geheimnisse des Denkens und Empfindens, welche im Abgrunde der menschlichen Natur wohnen. Von diesen, durch eine unsichtbare Kette mit einander verbundenen Geistern der Kunst ist Herr Dawison durch seine, nicht sowohl aus einem Gusse schaffende, als vielmehr aus glänzenden Einzelheiten virtuos zusammenfügende Weise seiner Darstellungen getrennt. Vielleicht ist es unser Künstler selbst, der in edler Bescheidenheit und Selbstbeschränkung eine solche Stufe künstlerischer Vollendung von sich abweist, welche wir nur darum ausdrücklich verneinen müssen, weil Unverstand und oberflächliche, mit der pathetischen Lobeserhebung zufriedene Bildung unserm Künstler einen Geleitsbrief gegeben haben, welcher die Kritik zwingt, das künstlerisch Dargebotene auf sein richtiges Maß und die gerechte Würdigung zurückführen. Herr Dawison besitzt in der Kunst, die Rede in Prosa wie in Versen zu behandeln, ihr mannichfache Schattirungen zu verleihen, eine große Virtuosität, welche, verbunden mit einer unvergleichlichen Deutlichkeit, bedeutende Wirkungen hervorbringt, aber er besitzt nicht diejenige schöpferische Kraft, das Wort stets als Ausdruck in sich wirklich unterschiedener Individualitäten erscheinen zu lassen. Wir haben daher wohl sehr verschieden nüancirte Reden, weniger einen, nach der jedesmal darzustellenden Persönlichkeit verschiedenen Grundton vor uns. Die Gestalten unseres Künstlers haben daher eine gewisse Familienähnlichkeit; die Verschiedenheit derselben wird nicht bis zu einem lebendigen Unterschiede des ganzen Grundtons, auf welchem die Farben für jeden besonderen Charakter aufgetragen werden sollen, fortgetrieben. Dies kann nur das Werk der schöpferischen Phantasie sein, welche aus dem Reichthum ihrer geistigen Anschauung den Ton schafft, in welchem sich die Persönlichkeit des darzustellenden Wesens sogleich abspiegelt. Damit hängt es zusammen, daß Herr Dawison uns die letzten Knoten, auf welche das Gewebe eines Charakters zurückzuführen ist, nicht enthüllt, die innersten, geheimsten Prozesse der empfindenden Seele nicht offenbart. Wir haben wohl ein fertiges, von allen Auswüchsen freies, mit großem Geschick in Tonwandlungen, Mienen und Geberden ausgestattetes Individuum vor uns, das uns Beifall, ja selbst bisweilen Bewunderung vor der fein gestaltenden Virtuosität des Künstlers abnöthigt, aber kein Geschöpf, welches uns in sein Inneres zu blicken nöthigt, uns unwiderstehlich bannt, seinem inneren Prozesse zu folgen, weil es sich mit Nothwendigkeit vor uns darlegt. Weil Herr Dawison mehr Virtuose in seiner Menschendarstellung ist, als schöpferischer Künstler, begegnet es ihm

auch, daß er durch Combinationen, durch ein Abweichen von dem Traditionellen wohl überrascht, aber nicht leicht ein neues, aus der Tiefe stammendes Licht über Charaktere ausbreitet, welches uns die darzustellende Persönlichkeit schärfer und lebendiger anschauen ließe. Mit der von uns hervorgehobenen Schranke, durch welche unserm Künstler jene höchste, aus einem Gusse gestaltende Schöpferkraft versagt ist, hängt es endlich auch zusammen, daß wir an unserem Künstler jene Akte dämonischer Aeußerungen vermissen, durch welche sich gleichsam ein zweites Geschöpf aus dem Innern des darzustellenden Subjektes entbindet, welches den Zuhörer unwillkürlich an etwas Uebermenschliches, über alle Berechnung erhaben Gewaltiges mahnt, und dadurch in tiefster Seele erschüttert. Dieses Aufflammen des Dämonischen, mag dies als diabolische Schärfe, als verzehrender Grimm eines Mephistopheles, oder als die den ganzen Bau zertrümmernde Leidenschaft eines Othello erscheinen, das uns bis jetzt stets als das untrüglichste Zeugniß tragischer, erschütternder Gewalt erschien, dies Aufflammen dämonischer Kräfte haben wir in der Darstellungsweise unseres Künstlers nicht gefunden. Es wohnt seinen Gestalten vielmehr ein zwar wohlthuender, aus einer Fülle glänzender Einzelheiten geformter Charakter bei, aber sie entbehren auch andererseits jener höchsten Energie des Gemüths und des Geistes, der man sich beugt. Mathematisch läßt sich freilich diese unsere Auffassung der Künstlerschaft des Herrn Dawison nicht beweisen, wie dies bei keiner Charakteristik von Künstlern möglich ist; aber wir sind überzeugt, durch diese Feststellung der Vorzüge und Schranken des Künstlers Dasjenige zum Bewußtsein gebracht zu haben, was sich mehr oder minder klar in den Gemüthern so Vieler regte und was wir von so vielen Seiten her vernommen haben. Den in einer anderen Anschauungsweise ehrlich Befangenen wird dadurch ihr Empfinden nicht getrübt werden.

Literatur und Erziehung der Japanesen.

Nach dem Englischen.

Wer durch die Straßen der japanesischen Städte und Dörfer wandelt, wird über die Menge von Büchern erstaunen, welche in fast jedem Laden zum Verkaufe liegen. Blickt man in's Innere dieser Läden, so gewahrt man häufig Anwesende in Büchern eifrig lesend oder dem lauschen, was von Einem der größeren Gesellschaft vorgelesen wird, oder geht man um die Außenlinie der Stadt, so geschieht es nicht selten, daß man plötzlich auf Kinder stößt, welche in einem einsamen Winkel vor der Sonne geschützt mit dem Lesen eines Erzählungsbuches beschäftigt sind, oder Andere, die sich an den komischen Bildern eines Buches ergötzen, welche sie an einem benachbarten Stande gekauft haben.

Die große Zahl der kleineren Bücher, welche zu außerordentlich billigem Preise verkauft werden, beweist die große Nachfrage nach dieser Art von Literatur. Als die Engländer zum ersten Male Hakotadi besuchten, wurde ich beauftragt, ein Werk zu kaufen, welches die religiösen

oder militärischen Sitten des Volkes veranschauliche; ich suchte jedoch durch kleine Schmeicheleien eine Anzahl der kleineren Bücher zu erlangen. Als ich in einen der Laden eintrat, verlangte ich nach kurzem Gespräche „shü mots" d. h. Lesebücher. Es entsteht Verzögerung, Versuch zur Verhehlung, und ein schlauer Ladenjunge stiehlt sich hinweg, sagt aus, er habe anderswo zu thun, während er sich auf einen Kasten im hintern Theile des Ladens lagert, wo vorher ein ziemlicher Vorrath der Bücher hingeschafft wurde. Nur mit vielen Schwierigkeiten konnte ich meinen Wunsch befriedigen.

Der Charakter der Bücher, welche zum Verkauf gehalten werden, kann einiges Licht auf die japanesische Literatur werfen. Von den wichtigsten, die in meinen Besitz kamen, ausgehend, muß ich zuerst der „classischen Bücher" der Chinesen Erwähnung thun. Sie sind unter den Zeilen mit japanesischem Texte versehen, welche in den Katakana-Charakteren, den einfachsten von allen in Japan gebräuchlichen, geschrieben ist. Diese Bücher bilden in der That die Basis des nationalen Erziehungssystemes in Japan wie in China; doch ohne die Engherzigkeit und Bigotterie, die sich in letzterem Lande breit macht, mit sich zu bringen. In Japan erfreut man sich der Ausübung einer vergleichsweise reinen Moralität, die sich wohl aus dem Studium dieser Werke herleitet, während man diese Letzteren nicht als das einzige Criterium der Unfehlbarkeit und den einzigen Weg zur Vollendung betrachtet. Daher einentheils der Unterschied des Nationalcharakters beider Völker.

Das philosophische System, welches bei den Japanesen am meisten in Aufnahme, ist dem „Yih-King", dem ersten der fünf classischen Bücher, entnommen. Die Yang- und Yin-Grundsätze werden als „Fiko und Fime" besprochen. Von diesen zwei Quellen, die eine das thätige, die andere das leidende Princip aussprechend, werden alle Bewegungen und alle Veränderungen, welche die physische Welt erlitten, abgeleitet.

Die nächsten im Range und in der Verbreitung sind die Bücher über die Erziehung der Jugend beider Geschlechter. Darunter das populäre „kaiserliche Instruetionsbuch". Es enthält eine Anzahl von Briefen, von verschiedenen Beamten des kaiserlichen Hofes zu Miyako geschrieben, und betrifft die Lehr- und Unterhaltungsgegenstände der Jugend. Das Werk ist entsprechend illustrirt und ist in den gekürzten chinesischen Charakteren abgefaßt und von einer Art Commentar im Hirakana'schen Stile begleitet, zum Nutzen derer, welche des eigentlichen Textes nicht mächtig sind. Die Briefe, welche sich über religiöse, militärische und bürgerliche Gegenstände auslassen, scheinen ursprünglich für die Beamtenkinder geschrieben zu sein, später aber eine allgemeine Verbreitung gefunden zu haben. Exemplare davon finden sich fast in jedem Laden, namentlich eine neue Ausgabe, im sechsten Jahre d. Kawei, d. i. nach unserer Rechnung 1856, veröffentlicht.

Ein anderes ist „eine vollständige Anweisung für junge Mädchen." Es ist ebenfalls illustrirt und beschreibt die verschiedenen Pflichten der Tochter, des Weibes und der Mutter auf das Genaueste. Viel Aufmerksamkeit ist auf die Ceremonien verwendet, welche die Japanesen mehr als man glauben würde anwenden, wie denn auch die Art eine Tasse Thee anzubieten oder eine Verbeugung zu machen langes Studium und beständige Uebung erfordert. Geselliger Umgang, Musik rc. bilden einen namhaften Abschnitt in der Erziehung.

Die kleinen Werke, welche man für einen billigen Preis in allen Läden kauft, sind eigenthümlicher Art. Sie sind meistens sehr geschickt und sorgfältig illustrirt. Der Text steht zwischen den Illustrationen und dient zu ihrer Erklärung. Er ist in dem populären Tone gehalten und die Charaktere sind eine Mischung des Hirakana und des gekürzten Chinesischen. Sie sind indessen nur für Solche verständlich, welche mit den gesprochenen Dialekten des Volkes vertraut sind; der Inhalt ist meist aus der National-Geschichte und bezieht sich häufig auf die Kriege zwischen den Gheus und Feis (ähnlich dem Kampfe der weißen und rothen Rose). So werden die Kinder in früher Jugend mit den Thaten ihrer Vorväter bekannt gemacht und der kriegerische Geist wird in ihnen ungleich mehr als bei den benachbarten

Chinesen geweckt. Wie der japanesische Adel sich durch die Macht der Waffen geltend macht, und es eine Auszeichnung ist zwei Schwerter zu tragen, so tritt in der populären Literatur die Liebe zur Kriegskunst überall als charakteristische nationale Tugend hervor: Erzählungen von Kämpfen, Gefechten, von Mord und Rache bilden den Inhalt und stets wird der japanesische Edelmann (tono sama) als rauher kühner Mann im vollen Waffenschmucke, zu jeder That der Grausamkeit und zu blutigen Scenen bereit dargestellt. — Die Literatur der Japanesen stammt größtentheils aus China, ihre Kunst, ihre Bodenbebauung ebenfalls, selbst ihre Sprache nimmt mehr und mehr von der chinesischen an, und dennoch verachten sie das Volk, dem sie so viel schulden. Die Ursache dazu ist, daß sie glauben der Chinese sei kein Soldat, weil sie wissen, daß in früheren Tagen die japanesischen Krieger eine ganze chinesische Armee durch die ganze Länge von Corea trieb, daß Coxinga selbst, die Geißel der See und der Schrecken des chinesischen Reichs ein geborener Japanese war, wie der größte Theil seiner Nachfolger. Ihr Land war nie durch einen fremden Feind erobert; der einzige Versuch, der von einiger Tragweite sein konnte, geschah durch die Nachfolger des Koublai Khan (1286) des Eroberers von China: wo er die Dynastie Juen begründete. Der Plan, Japan in die Grenzen eines universalen Kaiserreichs zu bringen, mißlang aber. Diese Thatsachen werden überall gelesen und erzählt und stärken den nationalen Charakter.

Ich sah auf meinen Wanderungen selten ein Kind, welches den gewöhnlichen Schriftstyl nicht verstehen konnte, während ich häufig Knaben fand, die mit dem reinen Chinesischen vertraut waren.

Vielleicht ist das Chinesische die Basis für alle schriftlichen Symbole der Japanesen. Die Art, welche als Katakana (gebrochene Lettern) bekannt ist, ist die einfachste. Sie kam im Jahre 700 nach Japan; sie ist eine Annahme von 48 chinesischen Symbolen, welche eben so viele Sylben ausdrücken und die in ihrer Verbindung das Gesprochene in geschriebener Form repräsentiren. Das Hirakana besteht nicht aus den breiten chinesischen Charakteren, denen das Katakana entstammt, sondern von jenen, welche in China als Tzao-Tze (Blüthen- oder Blatt-Charakteren) bekannt sind, weil ihre Züge wie Blätter oder Blüthen in einander greifen. Um jedoch diese kennen zu lernen, ist es nothwendig, vorher vollständig mit dem Tzao-Tze vertraut zu sein. Einem Fremden wird dies als eine herkulische Aufgabe erscheinen, allein ich sah Kinder, welche das Hirakana in ihrem zartesten Alter mit Leichtigkeit lasen. — F. R.

Unterhaltungen.

— **Eine neue Theorie der Erdbeben und Vulkane.** Dr. G. H. Otto Volger hat in seinem jüngst erschienenen Werke: Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz, (3 Bde., Gotha, Justus Perthes) eine neue Theorie der Erdbeben und Vulkane aufgestellt. Ein Referent über dieses Werk (Dr. Mohr) in der Kölner Zeitung, nimmt entschieden Partei für Dr. Volger's neue Theorie, und die Vertreter der allgemein geltenden s. g. plutonistischen Theorie, A. v. Humboldt, L. v. Buch, Arago, werden arg mitgenommen. Sämmtliche Geologen werden als eine von orthodoxem Eifer beseelte wissenschaftliche Hierarchie bezeichnet, welche, im Autoritätsglauben befangen, die ganze Ehre und Verantwortung des Standes der Wissenschaft an einige „große Namen" knüpfe und „dem mit der Physik nicht näher vertrauten großen Haufen der s. g. Gebildeten" Erdichtungen aufbinde, welche ungeprüft von Lehrer zu Schüler übergingen. Den Schluß bildet eine förmliche Herausforderung: „So erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß eine von den höchsten Autoritäten der Wissenschaft anerkannte und verfochtene Ansicht in ihren Grundvesten erschüttert wird, und daß ein in den Wissen-

schaften erst kurz genannter Name die alten Meister in die Schranken fordert. Ob sie den Handschuh aufnehmen?" —

Daß die „großen Meister" den in diese Arena geschleuderten Handschuh nicht aufheben würden, dürfte wohl sicher erwartet werden: Arago und L. v. Buch sind todt, und A. v. Humboldt hat Besseres zu thun. Dagegen durfte das Publikum, welches an den Resultaten der Naturforschung lebhaftesten Antheil nimmt, wohl erwarten, daß ein Geolog (diese huldigen alle der Humboldt-Buch'schen Ansicht) die geltende Theorie gegen die Volger'schen Angriffe vertheidigen und die schwachen Seiten der neuen Hypothese aufdecken würde, sofern überhaupt jene sich vertheidigen, diese sich angreifen ließe.

Dr. Nauck hatte versucht, dies in einer für den gebildeten Laien verständlichen Weise zu thun; allein das Blatt, welches keinen Anstand genommen hatte, einen Angriff aufzunehmen, in welchem die anerkannt ersten wissenschaftlichen Autoritäten zurechtgewiesen und sämmtliche Geologen der größten wissenschaftlichen Sünde, des blinden Autoritätsglaubens, beschuldigt werden — die „Köln. Zeitung" weigerte sich beharrlich, der Entgegnung einen Platz in ihren Spalten einzuräumen.

Dem Referenten der Kölner Zeitung entgegnet Dr. Nauck im Berggeist Nr. 6 also: Daß die seit mehreren Jahren von Herrn V. verkündigte Theorie der Erdbeben und Vulkane noch keinen ernstlichen Widerspruch von wissenschaftlicher Seite erfahren hat, erklärt sich einfach daraus, daß Herr V. es bis jetzt nicht für gerathen oder der Mühe werth gehalten hat, seine Ansicht den Fachgenossen vorzulegen; er hat sie in einer Reihe populärer Schriften, die sich durch einen frischen, gewandten Styl auszeichnen, und durch die eingestreuten Seitenhiebe auf seine Gegner (obwohl ihm noch Niemand widersprochen hat) einen pikanten Beigeschmack haben, an das größere gebildete Publikum gewandt. Die wissenschaftlichen Fachgenossen nahmen aus leicht begreiflichen Gründen Anstand, ihm in diese Arena zu folgen und dem Publikum, welchem ein entscheidendes Urtheil nicht zusteht, das Schauspiel eines Kampfes zu bieten, in welchem am Ende demjenigen der Sieg zugesprochen wird, der auf die gewandteste Art um sich haut. Hätte Herr V. seine Theorie früher den Fachgenossen vorgelegt, so würde er bei seiner außerordentlichen Fähigkeit sich in den Gedankengang Anderer hineinzudenken, längst von seiner Ansicht zurückgekommen sein.

Das von ihm eingeschlagene Verfahren halten wir nicht für das richtige. Das große Publikum sollte nicht mit neuen Theorien behelligt werden, welche den Gährungs- und Klärungsprozeß des begründeten Widerspruches noch nicht durchgemacht haben. Für sehr gefährlich halten wir es aber, den Sieg zu verkündigen, bevor ein Kampf stattgefunden hat, und bedauern es sehr, daß das Sieges-Bulletin der „Köln. Zeitung" einen Namen an der Spitze trägt, welchem mancher Leser auch in geologischen Fragen ein entscheidendes Urtheil zutrauen möchte. Dr. Nauck sucht nun zu beweisen, daß die von V. erhobenen Einwendungen gegen die plutonistische Theorie auf falschen Voraussetzungen beruhen; daß die zur Stütze seiner eigenen Theorie angeführten „Thatsachen" zum großen Theil unwahr sind, und daß aus den citirten physikalischen Gesetzen meist das Gegentheil dessen folgt, was Herr V. daraus ableitet.

Am Schlusse seiner Zurechtweisung des Referenten, welche in No. 6 und 8 des Berggeistes, einer in Cöln erscheinenden Zeitung für Berg- und Hüttenwesen, zu finden ist, sagt Dr. Nauck: „In Summa: Wir wollen gern zugeben, daß Herr V. ein fleißiger Jünger der von Herrn Professor Bischof eingeschlagenen physikalisch-chemischen Richtung der Geologie ist, und daß er in dieser Richtung schätzbare Beobachtungen gemacht und Resultate gefunden hat, welche die Wissenschaft mit Anerkennung acceptiren wird. Alles aber, was derselbe über die Entstehung der inneren Erdwärme und der Vulkane sagt, ist völlig haltlos. Wir wünschen zum Heile der Wissenschaft, daß Herr V. seine sorgfältigen Beobachtungen fortsetze, das ist das Feld, auf welchem er Treffliches leistet; von aller Theorie möge er sich dagegen fernhalten!

— **Schillerfest in Weimar.** Der großherzoglich sächsische General-Intendant des Hoftheaters und der Hofkapelle, Franz Dingelstedt in Weimar, veröffentlichte am 28. Februar folgende Erklärung: „Deutschland begeht im laufenden Jahre die 100jährige Geburtsfeier Schiller's. Die Weimarische Hofbühne, als diejenige, welche die reifsten Früchte seines Genius sowohl zeitigte als erntete, hat nicht nur die Pflicht, mit besonderer Pietät dieses Säcularfest mitzufeiern, sondern sie besitzt in ihren großen, kunstgeschichtlichen Erinnerungen das ausnahmweise Ehrenrecht, für diesen Zweck die Unterstützung fremder Hofbühnen bittend anzusprechen. Unter solchen Voraussetzungen, so wie in der Ueberzeugung, daß auf Schiller's Bühne die Jubelfeier Schiller's nicht würdiger, als durch Schiller selbst zu begehen ist, faßte der Vorstand des großherzoglich sächsischen Hoftheaters den Plan:

Zur Jubelfeier von Schiller's Geburt, Schiller's sämmtliche dramatische Originalwerke, in der Reihenfolge ihrer Entstehung, unter der Mitwirkung namhafter deutscher Bühnenkünstler auf der Weimarischen Hofbühne zur Aufführung zu bringen."

Da Schiller's Geburtstag auf den 10. November fällt, eine Zeit, wo die Theatersaison angefangen und die Bühnen ihre Mitglieder nicht entbehren können, so wird die Feier des Schillerfestes in Weimar zur Pfingstzeit abgehalten werden, und ist das Programm folgendermaßen festgesetzt. Am 11. Juni die Räuber, am 13. Fiesco, am 15. Cabale und Liebe, am 17. Don Carlos, am 19. die Glocke mit Musik und lebenden Bildern, dazu Goethe's Epilog zur Glocke und zum Beschluß Wallensteins Lager, am 21. die Piccolomini, am 22. Wallensteins Tod, am 24. Maria Stuart, am 26. die Jungfrau von Orleans, am 28. die Braut von Messina, am 30. Wilhelm Tell. Am 9. Juni als Vorfeier soll ein Festspiel aufgeführt werden, das Friedrich Haim zu dichten und Franz Liszt in Musik zu setzen übernommen haben. Diesem wird noch Beethoven's 9. Symphonie mit den Chören „Freude schöner Götterfunken" zugefügt werden. — Der etwaige Ueberschuß des Ertrags der Vorstellungen wird zwischen der Schillerstiftung und der Perseverantia vertheilt werden.

— **Jahrbuch für romanische und englische Literatur.** Herausgegeben von Dr. Adolph Ebert (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag, 1859.) Von dieser neuen literarischen Zeitschrift liegt uns bereits das zweite Heft vor. Wie schon der Name bedingt, bildet sie ein Compendium für das Studium der englischen und romanischen Literatur, namentlich der älteren. So weit sie bis jetzt erschienen, hat sie es in trefflicher Weise gethan; Dr. Adolph Ebert hat eine anziehende und gründliche Charakteristik der englischen Mysterien gegeben. Dr. C. A. F. Mahn besprach den Troubadour Cercamon und Karl Bartsch die Reimkunst des Troubadours u. s. w. Bei dem Mangel einer wirklich genügenden englischen oder romanischen Literaturgeschichte ist das Unternehmen Dr. Ebert's doppelt anerkennungswerth. Die Schätze der mittelalterlichen Dichter jener Völker sind uns noch allzuwenig bekannt und eine Vermittlung, wie sie diese Zeitschrift anzubahnen sucht, ist für den, welcher sich mit dem Studium der Literatur- oder Cultur-Geschichte abgibt, nicht allein von großem Interesse und Nutzen, sondern eine Nothwendigkeit. Wir empfehlen gerne dieses Unternehmen der Aufmerksamkeit aller Freunde der Wissenschaft und Dichtkunst.

— **Aime Bonpland**, der verstorbene Freund und Reisegefährte Alexander v. Humboldt's, hat in Corrientes werthvolle Sammlungen und Manuscripte hinterlassen, die Frankreich in Anspruch nimmt. Der Marineminister hat dem Contre-Admiral v. Chabannes, Befehlshaber der Station in den brasilischen Gewässern, Befehl ertheilt, den Dampfaviso Bisson nach Salto Uruguay zu schicken, um jene wissenschaftlichen Schätze zu holen.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 12. Frankfurt a/M., den 19. März. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Diese schöne Seele fängt nachgerade an mit ihren Bekenntnissen langweilig zu werden. Die letzte Moniteur-Note brachte doch wenigstens ein paar Thatsachen — zwei Waizenkörner in einem ganzen Scheffel Spreu; es war zwar wenig, aber ein Schelm gibt mehr als er hat. Erstens, daß 4000 Pferde aufgekauft worden seien. Verläumdung, Lüge und Wahnsinn behaupten zwar, es seien eigentlich 20,000 Stück; allein wenn auch, man muß die Wahrheit auch auf Abschlag annehmen. Zweitens, daß Frankreich mit Sardinien eine Defensiv-Allianz abgeschlossen habe. Bekanntlich wurde noch vor wenigen Wochen beharrlich geleugnet, daß bei Gelegenheit der Heirath des Prinzen Napoleon irgend ein politisches Bündniß zu Stande gekommen sei. Pure Liebe, hieß es damals, sonst rein gar nichts ist im Spiele — jetzt aber ist es eingestanden, daß man doch nicht bloß eine Birchpfeiffer'sche Familien-Tragikomödie in Scene setzen wollte. Das arme Clotildchen — sie weint!

Was soll uns nun aber diese neueste Note? Man erinnert sich, daß wir schon in der letzten die Tendenz fanden, die Last der Verantwortung für den Ausbruch eines Krieges auf Oesterreich abzuwälzen. Nun gut, dieses Spiel geht weiter; die Fabel vom Lamm und vom Wolf soll jetzt mit ganz Deutschland aufgeführt werden. In Deutschland wird ein Kreuzzug gegen Frankreich

gepredigt, in Deutschland ist man von Gefühlen „niedriger Rache" beseelt, in Deutschland beschwört man längstvergessene Erinnerungen wieder herauf. Der Moniteur sagt's, und der Moniteur ist ein ehrenwerthes Blatt, wenigstens das offizielle Blatt der Regierung Louis Napoleons. Aber wir sollen das doch nicht glauben? Wir denken nicht, sondern der Artikel ist offenbar für die Franzosen geschrieben, die absolut nicht warm werden wollen; also probirt man, ob es vielleicht mit 1814 und 1815 Reaumur geht. Der Kaiser, sagt der Moniteur, verschmäht es, das Gedächtniß an jene Jahre wach zu rufen — die bekannte Redefigur: ich will davon gar nicht sprechen, daß dieser Mann ein Lügner ist, u. s. w. — Nebenbei mag man in dem Artikel immerhin das unwillkürliche Geständniß finden, daß sich an der Seine gewisse Leute in den Deutschen verrechnet haben. Es ist nicht schwer, etwas wie Aerger der Enttäuschung herauszulesen. Ohne Zweifel hatte man nicht anders geglaubt, als Deutschland werde einem Angriff auf Oesterreich mit dem größten Gleichmuth von der Welt, ja sogar nicht ohne schadenfrohe Genugthuung zuschauen. Und diese Voraussetzung war auch gar nicht so dumm; hatte doch Oesterreich durch den Abschluß des Concordats alle mühsam erworbenen Sympathien im übrigen Deutschland so ziemlich wieder verloren, und war es doch bisher Brauch bei uns gewesen, daß wir über dergleichen Dingen stets das Nächstliegende und Nothwendigste übersahen. Dieser gewaltige Fortschritt des politischen Geistes in Deutschland: daß wir endlich dahin gekommen sind, wenn es sich um die Fragen der Existenz und nationalen Machtstellung handelt, alle übrigen Zänkereien und Beschwerden bei Seite zu setzen — wie konnte man ihn in Paris voraussehen? Sind doch in Deutschland selbst gar viele Leute davon überrascht worden.

Am übelsten ist Preußen bei dieser neuesten Ergießung weggekommen — es hat eine Belobigung erhalten. Ihr andern deutschen Kinder, sagt der aufdringliche europäische Schulmeister, seid recht unartig, aber Preußen das ist ein braver Junge, es schreit nicht wie ihr, es beobachtet vielmehr eine kluge Zurückhaltung. Die Frage ist nur: verdient Preußen dieses Lob in der That? Die Antwort hierauf hat manches Bedenkliche. Wir für unsern Theil würden nichts eifriger wünschen, als daß der Moniteur recht bald und recht bitter enttäuscht werden möchte. Daß wir in Bezug auf die preußische Politik keinerlei Voreingenommenheit hegen, dafür berufen wir uns auf unsere letzte Rundschau, an deren Schlusse wir die Rede des Herrn von Schleinitz ohne allen Vorbehalt als eine Manifestation zu Gunsten der Interessen Deutschlands, d. h. wie die Dinge stehen, Oesterreichs, als des zunächst angegriffenen Gliedes unseres nationalen Körpers, begrüßten. Freilich lautete der wörtliche Inhalt dieser Rede etwas anders als der telegraphische Auszug, der gleichsam ihre einzelnen Lichtstrahlen concentrirt hatte und auf diese Weise einen großen Wärmeeffekt hervorbrachte. Aber es hilft durchaus nichts und

es ist eine absolute Verkehrtheit, wenn wir in der kritischen Lage, in der wir uns befinden, uns durch patriotische Vorspiegelungen blenden und unsere Hoffnungen und Wünsche in Thatsachen verkleiden. Die Wahrheit ist, daß Preußen der gegenwärtigen Verwickelung gegenüber noch in diesem Augenblick einen Standpunkt einhält, der von dem in Mittel- und Süddeutschland herrschenden ziemlich weit abliegt. Preußen sieht, um es kurz zu sagen, in dem Conflikt mit Frankreich vorzugsweise nur eine österreichische Angelegenheit und — Verlegenheit, und es ist noch nicht über die Versuchung hinaus, sie in specifisch preußischem Interesse, das heißt im Interesse der Erweiterung seiner Machtstellung, vor allem in Deutschland selbst, ausbeuten zu wollen. Daß dies so ist, dafür sind zu viele sprechende Beweise vorhanden, als daß es erlaubt wäre, die Augen dagegen zu verschließen. Ganz gewiß, im Rathe des Prinzregenten befinden sich Männer, welche nicht nur des Satzes „heute dir, morgen mir“ eingedenk sind, sondern auch grundsätzlich das wahre Interesse Preußens in seiner, wenn auch vorerst unbelohnten Hingabe an Deutschland erkennen; aber aus der bisherigen Haltung der preußischen Politik scheint hervorzugehen, daß diese Richtung noch keineswegs zu entschiedenem und unwiderruflichem Durchbruch gekommen ist. Diesen Durchbruch zu befördern, Preußen mit aller Gewalt auf den rechten Weg zu drängen, sei es auch nicht ohne ein wenig Schelten, dies scheint uns gerade die Aufgabe der Presse im übrigen Deutschland zu sein. Wir im Südwesten, liberal, vorwiegend protestantisch, durch Sitte und Bildung Preußen näher stehend als seinem Rivalen, haben sicherlich nicht zu befürchten, in den Verdacht einer einseitigen Vorliebe für Oesterreich zu gerathen.

Schließlich wollen wir eine an sich scheinbar unbedeutende Thatsache constatiren, die aber zu den „Schatten der kommenden Ereignisse“ zu zählen ist. Das bekannte Schriftchen „Das Leben der Herzogin von Orleans“ ist in Frankreich bereits so zerlesen, wie es seiner Zeit die Geheimnisse von Paris waren. Von der Gräfin bis herab zum letzten Nähmädchen schwärmt Alles für das Buch. Man hat eine Volksausgabe zu 1 Franc veranstaltet, die reißenden Absatz findet. — Wo weilt gegenwärtig der junge Graf von Paris?

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

1. Der Vorabend.

Der Postsekretair sortirte verdrießlich den Inhalt des Briefbeutels und verschloß einen Stoß Briefschaften in eine Ledertasche, auf welcher in großen Buchstaben „Hochadeliges freiweltliches Damenstift S....“ zu lesen war.

Gott weiß — murrte der Expedient, indem er mit einem Ruck seine schmutzige, schlotternde Uniform glatt zog, ohne jedoch die Runzeln seines hageren Gesichtes mit auszuglätten — Gott weiß, wer Alles an die alten Schachteln schreibt, die sollten sich doch wahrhaftig nicht mehr in die Welthändel mischen. — Indeß die Postboten und Siegellack-Fabrikanten wollen auch leben — sind das Siegel — groß wie Flaschenuntersätze, und ganze Menagerien darin, Löwen, Bären, Drachen, Hirsche, Hähne, ein respektabler Viehstand, und mir kann's gleich sein, fünf frankirte und zwei unfrankirte Briefe macht vier Gutegroschen sieben Pfennige. Holla, Stiftsbote, Jürgen, wo steckst du freiweltlicher Saufaus? Hier ist die Posttasche!

Der Briefträger ging von dannen durch Wald und Flur, den gewohnten Weg stolpernd, und dachte so wenig dabei, daß er anzuschauen war wie ein rechter Weltweiser, der nur noch anscheinend zwischen den Staubgebornen daher schreitet, eigentlich aber schon in höheren Regionen wurzelt und wohnt. Das Stift ist ein großes, viereckiges Gebäude mit einem inneren Hofe, durch den man die Kirche erreicht, und welcher, ursprünglich zum Friedhof bestimmt, jetzt ein Blumengärtchen bildete, dessen Blüthen hell und fröhlich in der Asche so vieler still gewordenen Frauenherzen gediehen, als erhöben sich die begrabenen Hoffnungen noch einmal in ihrer ganzen Kraft und Innigkeit, eine Auferstehung der vergessenen Träume über den Grüften. Um diesen Todes- und Blumengarten liefen durch beide Stockwerke des Gebäudes die Corridore, deren Glaswand jede Art von Spionage ungemein erleichterte und ein so vortrefflich organisirtes Klatschsystem ins Leben gerufen hatte, wie sich dessen wohl wenige Klöster, Stifter, Frauenvereine, Sonntagskränzchen oder vereinsamte billige Badeorte zu rühmen haben. Fünfundzwanzig verblühte hochgeborne Jungfrauen woben unverdrossen an diesem Nessus-Hemde, ohne einen andern als den Lohn des schönen Bewußtseins zu verlangen. Wo die eignen Kräfte der Damen nicht ausreichten, liehen fünfundzwanzig Stiftsjungfern freudig die jüngern Augen und Ohren für den großen Zweck, der für das Vaterland von unberechenbaren Folgen gewesen wäre, wenn nicht innere tiefgreifende Zerwürfnisse die Kräfte des frommen Amazonenstaates ein wenig zersplittert hätten. Doch nein, es gab auch schöne Feierstunden, wo eine große Harmonie, eine Springfluth desselben Gefühls sich aller Damen bemächtigte, nicht in der Kirche, wo so viele falsch sangen, nicht im Kapitel, wo von fünfundzwanzig Ansichten jede die beste war — bis auf die der jüngsten Capitularin, welche nicht sprechen, sondern nur das Blatt im Rechnungsbuche umwenden durfte — nicht im Speisesaal, wo man das Material zu einer ganzen Bibliothek, voll der unerhörtesten Küchenphantasien hätte sammeln können — nein, diese Harmonie stellte sich gewitterschwer jeder neu eintretenden Novize entgegen, und grade heute war ja eine angekommen, von der man das Unerhörteste erwarten mußte, denn man wußte

nicht das Mindeste über sie und ihre Vergangenheit, was allemal sehr verdachterregend ist. In diese Erregung trat Jürgen mit der Brieftasche; nach Vertheilung aller Briefe blieb noch einer in der Hand des Portiers, adressirt „Fräulein Eva von Haidebrink, Capitularin des Stiftes S ....“ Ach die Neue! rief der Portier und wandte den Brief um. Das große Siegel desselben war in so viele Felder getheilt, als ein Spittelgarten in Beete oder eine Marzipan-Torte für fünfzig Personen in Stücke. Ein Elephant, der den Rüssel schnüffelnd nach dem Monde ausstreckte, welcher in dem benachbarten Quarree wohnte, wiederholte denselben Versuch an drei verschiedenen Stellen ohne sichtbaren Erfolg, was ein gepanzertes Bein an der andern Seite ermunterte, ihn mit einem Tritt zu bedräuen. Der Portier war indeß kein Heraldiker, er sagte nur: Drei Pfennige und den Novizen-Gulden für Jürge! wobei er an die letzte Thür der nördlichen Ecke klopfte, mit dem schönen Bewußtsein, daß mehr als die Hälfte der hochwürdigen Gnädigen ihn dastehen und klopfen sähen, wenngleich sie selbst nicht zu erblicken waren. Endlich erschien ein Kammermädchen in der coquetten Bänderhaube, die ihr und ihren Standesgenossinnen im Stifte vorgeschrieben war; sie nahm den Brief und sagte laut genug, daß es wenigstens *eine* Ecke des Corridors verstand: Auf *unseren* Briefen sind Grafenkronen, Herr Portier, zum Glück weiß man mit aller Neugier nicht was drinnen steht! Nach dieser flüchtigen Kundgebung für Jeden dem's paßte, schloß sich die Thür.

Die Capitularin saß in ihrem düsteren, tiefen Zimmer, mitten zwischen den Toiletten-Gegenständen, die morgen, wie sie versicherten, „eingeführt werden sollten in den freiweltlichen Convent“, der freilich officiell auf nichts sieht, als den untersiegelten Stammbaum und die vorgeschriebene Novizen-Tracht. Das Moire-Kleid saß steif und ernsthaft auf dem achtbeinigen niedrigen Sopha, in welchem der Todtenwurm zuckte mit dem widerspenstigen Faltenwurf dieses Stoffes. Schleier und Fächer lagen in ihren angestammten Cartons, daneben das kostbare Taschentuch und die weißen Schuhe, die in bestimmter Vorahnung die seidenen Strümpfe im Rachen hielten, so weit sich die zierlichen Hüllen nur ausdehnen ließen. Alles weiß, bis auf den rothen Rosenkranz, den die Novize eben zurecht bog. Noth lehrt beten! sagte die Dame; nehmt mir's nicht übel, meine lieben Rosen, daß ich euch an solchen Ort gebracht habe — euch und mich! Man sah nicht sogleich, wie alt Eva von Haidebrink sein mochte, das starke dunkle Haar, die frische Farbe, das helle Lächeln ihrer Züge war Jugend, aber ein gewisser Zug von Moquerie, die höhere Haltung ihres schlanken Körpers ließen auf eine reifere Jugend schließen. War der letztere Zug eben vorwaltend, so wich er dem angenehmeren Mienenspiel beim Anblick des Briefes. Die festen, gedrängten Schriftzüge zogen sich in geraden, schweren Zeilen über's Papier, die Schrift sah beinah zu feierlich für den Inhalt aus.

„Theure Eva! — lautete derselbe — Du, die immer Muth hat, wo es gilt unserm gemeinsamen Ziele entgegen zu streben, wirst lächeln, wenn Du erfährst, daß ich mit fast kindischer Angst den Tag Deiner Aufschwörung und Einführung herankommen sehe. Das Herz fürchtet immer, es könnte dennoch ein Anspruch gegen seine geheiligten Rechte an Dich erhoben werden, es drückt mich, daß Du handelst, während ich in der vollsten Manneskraft, mit der innigsten Liebe im Herzen, nichts leiste, nichts für uns erringe, als was der allergewöhnlichste Mensch auch vollbringen konnte. Zu all dem innern Unmuth kommt nun noch die lange Trennung von Dir, die wie ein erdrückendes Gewicht auf meiner Brust liegt; es scheint, Du bist mir nie so unentbehrlich gewesen, als eben jetzt, wo Du in Fesseln gebannt wirst, deren glückliche Lösung ich stündlich ersehne und erflehe; nimm allen Muth zusammen, geliebtes Mädchen — ich möchte Dir geben, was mir selbst fehlt, aber es wird ein Tag kommen — —"

Fräulein von Rosthelm! meldete das Kammermädchen.

Ist willkommen! seufzte die Novize und schob den Brief in die Tasche. Fräulein von Rosthelm watschelte neckisch lächelnd herein. Man sagt, die Schminke schadet der Gesundheit, weil ihre Stoffe ins Blut gehen; diese Ansicht widerlegte die Eingetretene, die Schminke war bei ihr schon in die Seele gekommen, ohne ihrem Embonpoint und ihrem guten Appetit den mindesten Eintrag zu thun.

Lassen Sie sich nicht stören! nein, ich setze mich nicht, durchaus nicht, mon ange! rief der Gast. Ich wollte nur sehen, was unsere kleine Capitularin triebe, natürlich mitten im Putz — nun morgen ist ja auch der größte Ehrentag Ihres Lebens! Da kömmt mir ein Gedanke, ich scherze gern! wie es eine Tochter des Regiments gibt, so werden Sie nun die Tochter des Stiftes sein, als Waise sowohl wie durch die besonderen Verfügungen Ihrer Tante, der hochwürdigen, hochseligen Frau Seniorin; ach die herrliche Seele! aber das knüpft doch ein Band zwischen uns und Ihnen, mein Herz, ja das thut es!

Während dieser Rede und ihren wechselnden Positionen stellten die kleinen glitzernden Augen der Sprecherin eine genaue Haussuchung nach dem Briefe an, nachdem die Inquisition auf dem Gesichte der Novize erfolglos geblieben war.

Das stärkste Band — erwiederte die Letztere mit leichtem Spott — soll das der Wahlverwandtschaft sein!

O Sie Schelm, Sie hätten anders gewählt! rief die Andere, aber wir gewiß nicht, wir können uns nur gratuliren! Ach, was denken Sie, aber ich bin zu offen, zu offen, aber — da liegt ein Briefcouvert, warten Sie, kleine Geheimnißkrämerin! und Fräulein von Rosthelm fuhr wie ein Raubvogel auf die Enveloppe nieder.

Das Couvert schenke ich Ihnen, gnädige Mitschwester — lächelte Eva — wenn Sie mir erlauben, das was es enthielt als meinen untheilbaren Besitz zu bewahren!

Die gnädige Mitschwester hatte bedeutende Aehnlichkeit mit einem gereizten Puter, als diese ruhig gesprochenen Worte sich den Weg unter ihre Haube gebahnt hatten; da man so grade auf ihre Schwäche zielte, glaubte sie das mit treuherziger Biederkeit zu erreichen, was ihrer schmeichelnden Geschwätzigkeit entschlüpfte. Behalten Sie Ihr Geheimniß, meine Liebe! rief sie; aber machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich mit scharfem Auge Ihr Thun überwache; ich weiß alle Geheimnisse im Stifte, und werde auch das Ihre erlangen!

Ohne an Ihrem Scharfsinn zu zweifeln — gab Eva munter zurück — verspreche ich Ihnen, im Gefühl so vieler Anstrengungen unwürdig zu sein, mein Geheimniß selbst mitzutheilen, sobald eine nähere Bekanntschaft mich zu solchen Vertraulichkeiten berechtigt, gnädigste Mitschwester!

Das rothe Gesicht ward wieder unaussprechlich freundlich, ja schwärmerisch: O meine liebe Freundin — flüsterte sie — in gewissen Dingen verstehen wir Frauen uns immer, und hätten wir uns nur einmal ins Auge geblickt!

Da zuckte ein stolzes Lächeln über das Antlitz der Novize; es widerte sie vor der gemeinen Hand, die sich auf ihr edelstes Besitzthum legte, und sie sagte kalt: Sie und Ihre Absichten, gnädiges Fräulein, habe ich wenigstens keinen Augenblick mißverstehen können; aber ich finde es in der Ordnung, meine Erfahrungen im Verkehr mit bejahrteren Leuten zu bereichern!

Die Hände der Besucherin faßten nach denen des Mädchens wie zwei Krebsscheeren, ihre Blicke waren Giftpfeile, aber ihre Worte mild wie Honigseim: Die zarte Jugend, mein Kind, wird mündig unter dem Einfluß solcher Erfahrungen, und es ist eine schöne Ausgleichung des Schicksals, daß kindischem Vorwitz immer die reichste Ernte der Erfahrungen zu Theil wird. — Leben Sie wohl, beste Novize! Sie knixte mit mühsam geretteter Würde heraus.

Wir haben uns die Krallen gezeigt! rief die Novize; die Katzennatur, scheint es, steckt an; aber sie weiß nicht, daß ich siegen muß, daß ich nie und nimmer mich erniedrigen kann, weil ich den Talisman der Liebe besitze! Sie küßte den Brief, das Abendroth schien durchs Fenster hinein auf sie und auf den Rosenkranz.

Ich wollte — beschloß Eva ihren Gedankengang — es wäre etwas Ernsteres mit dem Noviziat; warum verlangen sie, daß ich weiße Kleider tragen soll, und scheuen sich nicht, mit ihren unsauberen Intriguen meinen ersten Schritt in diese Mauern zu umspinnen? Es kann nichts so gut und schön erdacht werden, daß es der Mensch nicht schlecht und verächtlich machte, wenn nicht — —

Sie schwieg, aber blickte ins Abendroth und dann auf das Papier in ihren Händen, im Bewußtsein das Gegengewicht für die Waagschale menschlicher Ungerechtigkeit zu besitzen. Die erzürnte Mitschwester trug indeß ihre lächelnde Maske und ihre tiefsten Verbeugungen in die geheiligten, halb dunkelen, halb todten Räume der Abtissin. Der Ausputz dieser Salons fiel dem Beschauenden nicht nur ins Auge, sondern wie ein lästiger Ballast ins Gedächtniß; die Gemälde, die Stickereien, die Broncen, die Statuen, sie sahen aus wie lauter vornehme Sträflinge, die hier eingesperrt waren. Die größte der Statuen war ohne Zweifel die erhabene Beherrscherin des Stiftes selbst, welche eben dem Fräulein von Rosthelm gegenüber stand — ein Rendezvous zwischen Gletscher und Vulkan, Eismeer und Gaiser.

Das Testament — sagte die Stiftsdame in ihrem demüthigen, durchdringenden Pizzicato — das Testament verspricht die bewußte Erbschaft nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nach vollendetem Noviziat eine Stimmenmehrheit im Capitel der neuen Schwester diesen Besitz zuerkennt! Kann diese Clausel eine andere Deutung zulassen, als die Eine: das Vermögen soll dem Stifte zum Glanz und Vortheil mit dessen Erbin gesichert sein?

Wünschen Sie das Testament anzutasten, so dürfte ein Advocat — —

O, hochwürdige Frau, wie könnte mir solcher Gedanke kommen? ich wollte nur fragen, ob nicht jeder Versuch von Seiten der Novize, sich und ihr Vermögen unserm theuren Stifte zu entziehen, ein Hohn gegen das Testament, gegen uns, dessen Vollstrecker sein muß?

Wenn Sie Beweise eines solchen Versuches haben — gab die Vorgesetzte ihre kalte, dünne Erwiederung — dann wird morgen übers Jahr der Tag sein, dieselben dem Capitel vorzutragen!

Hochwürdige, das kann ich schon heute Ihnen, deren tiefe Einsicht das Rechte erforschen wird; hier der Beleg einer, durch kein verwandtschaftliches Band motivirten Correspondenz! — Ihre bebende Hand zuckte mit dem Briefcouvert der Machthaberin entgegen, welche lange Zeit auf das große Siegel blickte. Eine leise Röthe zog über die weiße Stirn der Betrachtenden, ihre blauen starren Augen warfen einen stechenden Blick auf die Anklägerin, dann reckte sich die lange Gestalt bis in die obersten Schneeregionen empor, von denen herab sie sprach:

Liebe Rosthelm, Ihr gewöhnlicher Vorwitz hat Sie und Ihre Combinationen wiederum auf eine falsche Fährte geführt, der erste flüchtige Blick schon zeigt mir unumstößliche Motive dieses Briefwechsels; da diese aber nur meine Person betreffen, so enthebe ich Sie hiermit jeder ferneren Verantwortlichkeit!

Das geräuschlose Wollkleid glitt über den geräuschlosen Teppich, und die arme biedere Rosthelm taumelte an dem Abgrunde zweier Feindschaften, stieß

an den Doppelfelsen zweier Geheimnisse. Ihr zähes Nervensystem vibrirte unter der Dissonanz dieser neuen Kränkung von Seiten der Abtissin, welche sich mit so vielen alten zu einer racheschnaubenden Kriegsmusik in ihrer Brust vereinte. Aurora von Rosthelm sah die steinernen und gypsenen Statuen fragend an, ihr Auge glitt herausfordernd über die Oelgemälde, senkte sich dann gierig in die Etagere, deren Börte mit kleinen Spielereien und großen Prahlereien in Form geöffneter Silberbestecke, die mit ihren zurückgeschlagenen Deckeln dummdreist zu glotzen schienen, beschwert war. Silberne Thee- und Kaffeekannen reckten neugierig die Hälse hervor, indeß der Rahmguß den Arm trotzig in die Seite stemmte und gar nicht auf die goldenen Theelöffel achtete, welche ihm dutzendweise zu Füßen lagen. Zwischen all diesen herzlosen Dingen war auch ein Herz, freilich leer, aber innen und an den Flammen stark vergoldet. Es steckte wie eine Artischocke in einem Strauß Vergißmeinnicht, en quatre couleurs gearbeitet; faßte man an die Flammen, so klappte das Herz mit einem Querschnitt auseinander, die oberste Herzkammer bewohnte ein schnäbelndes Taubenpaar, die untere stand zur beliebigen Disposition. Dies Kunstwerk entlockte der Beschauenden einen Schrei, so wenig sie Enthusiastin war, so unpraktisch und unbequem sie einen Trinkbecher in Herzform finden mußte — doch in diese ingeniöse Attrape war ein Wappen eingegraben, und dieses Wappen zeigte den nach dem Monde schnüffelnden Elephanten und das gepanzerte Bein mit seiner unzweideutigen Drohung. Ein ganzer Alterweibersommer von leitenden Fäden ward plötzlich von dem Kunstherzen aus erleuchtet; Fräulein von Rosthelm hätte in ihrer kindlichen Freude gern dem Rüssel eine Prise und dem Fuß ihren Sonntags-Pantoffel offerirt, wenn sie hätten Gebrauch davon machen können — so aber hüpfte sie braunroth hinaus, zum Erstaunen der Abtissin, welche sie in einem Spiegel vis-à-vis der Glasthür, die auf den Corridor führte, beobachtete.

2. Der erste Tag im Noviziat.

Der Mensch, gleich den Schlingpflanzen, streckt unzählige Luftwurzeln in die Zukunft hinaus, seinen Wünschen und Hoffnungen entgegen. Diese Luftwurzeln entstehen auch an Stellen, wo eine Reibung der Pflanze und der Seele sagt: hier gilt's sich zu halten, oder unterzugehn! Alles was aber eine schlummernde Kraft weckt, führt uns unsrer eigensten Natur näher, macht uns klarer, bestimmter, mag die Veranlassung eine feindliche oder freundliche heißen.

Fräulein von Rosthelm, der ihre Pläne die Nachtruhe geraubt hatten, ahnte wenig, daß schon die erste Kundgebung ihrer gehässigen Gesinnung der Abtissin ganz neue und wichtige Entwürfe, der Novize eine Freudigkeit und Zuversicht gegeben hatten, die sie ohne diesen Zwischenfall schwerlich so schnell

erlangt hätte. Eva von Haidebrink legte nicht viel Werth auf Aeußerlichkeiten, deßhalb war ihre Toilette lange vor der anberaumten Zeit vollendet, und sie trat noch einmal vor den Spiegel, nicht um mit ängstlichem Frauenblick noch etwas zu ordnen, sondern um sich gleichsam mit den Augen ihres Geliebten zu betrachten. Die Besichtigung fiel befriedigend aus, nicht etwa weil das Kleid gut saß und der Schleier vortrefflich durch die Frisur geschlungen war, sondern weil eine sichere Freudigkeit über den hellen Augen, um die rothen Lippen thronte. Selbst bei den Frauen, die nicht eitel sind, wirkt das Bewußtsein einer gelungenen Toilette fördernd auf die Harmonie ihres Wesens.

Was ist nun der Beruf des Weibes? sagte Eva; ist es der, den ihr die Verhältnisse aufdrängen, oder der, zu dem sie ihr Herz drängt? einer meiner Bestimmungen muß ich untreu werden — hier gebietet die Stimme der theuren Todten, dort fleht die des Lebenden, — aber mein Paul, fürchte nichts, der Verstand kann hier von einer Wahl reden, das Herz nicht! Wohlan denn, so will ich festen Blicks der Zukunft entgegen treten; daß gleich die erste Stunde eine Warnung brachte, soll mich lehren mit doppelter Kraft dem Glücke entgegen zu steuern; Gott segne dich, mein braver Paul! ich bitte ihn, es durch meine Hand zu thun.

So rüstete sich Eva für das Noviziat. Die Abtissin war zu vorsichtig, um jemals mit sich selbst laut zu reden, so ist das Belauschen ihrer Toilettestunde eben so unerfreulich als fruchtlos, nichts desto weniger war bereits jeder Schritt vorgezeichnet, den sie thun zu müssen glaubte, noch ehe sie die helmartige Stiftshaube von gefalteten Spitzen, Schleier genannt, auf das dünne, röthliche Haar gesetzt hatte. Die Kriegsführung der Hochwürdigen hätte einem Indianer-Häuptling Ehre gemacht; nie sah man sie kommen, und immer war sie da, sie liebte nicht den offenen Kampf, sie that keinen Schritt vorwärts, ohne den vorherigen zu verwischen, sie zielte und traf sicher, und entwand sich schlangenglatt der Hand, die sie fassen wollte. Zwar scalpirte und verspeiste sie ihre Feinde nicht, aber sie hatte nichts dagegen, sie bei mäßiger Wärme zu Tode zu rösten, nicht als ob selbst in ihrem Hasse noch ein Tropfen warmes Blut in ihr Herz geflossen wäre, — nein, sie war nur der Brennspiegel, der die wohlthätigen Sonnenstrahlen in zündende Raketen verwandelte. Sie duldete kein lebendes Wesen um sich, das nicht vor ihr zitterte, der hörnene Siegfried würde sie gewiß freudig als seine würdige Enkeltochter anerkannt haben in ihrer Unnahbarkeit, wenn nicht der schöne Fritz gewesen wäre. Der schöne Fritz lag in einem türkischen Schlafrock auf der Chaise longue und hatte das Lockenhaupt auf das schönste Rückenkissen der Frau Abtissin gebettet. Gedankenlos memorirte er eine Rede, als die Dame eintrat.

Guten Morgen, lieber Fritz! begrüßte sie ihn. Guten Morgen, Täntchen! wie geht's? klang die Gegenfrage, ohne daß die Stellung verändert wurde.

Guten Morgen, gnädige Tante! sprach ein Officier, der in der Fensternische gestanden hatte.

Ach früh, bist Du schon da? das ist gut, so gibt es keinen Aufenthalt!

Ich kam mit Fritz und war so frei, meine kleine — —

Wir haben Sara mitgebracht! rief Fritz dazwischen etwas derbe und murmelte seine Rede weiter.

Du weißt, Erich — sagte die Abtissin — daß das Kind meine Nerven angreift, die Bonne soll mit ihr in den Gastzimmern bleiben.

Und wenn sie sich dort langweilt — fiel der Schöne ruhig ein — so soll sie zum Onkel Fritz kommen.

Du bist wirklich von einer seltenen Herzensgüte, Fritz, begann die Abtissin, und setzte sich neben ihn; auch Fräulein von Haidebrink wird Dir sehr dankbar für die Bereitwilligkeit sein, mit welcher Du die Einführungsrede übernommen, sie hat keine nähere Bekannte und Verwandte. Hier ist eine beglaubigte Abschrift des Testamentes, die der Stiftsamtmann nach dem officiellen Theil Deiner Rede —

Ich werde das Testament auch vorlesen, unterbrach sie Fritz sehr befriedigt. Da dieser Act ein Ausnahmefall ist, so wird nichts darauf ankommen, wer ihn spielt.

Wenn es Dir Freude macht, so mag es geschehen, lieber Fritz; habe die Güte, diesen Satz besonders hervorzuheben: „Ehe meine Nichte das ihr von den Mitschwestern zuerkannte Erbtheil in Empfang nimmt, gibt sie ihr Wort an Eidesstatt, kein Eheverlöbniß mehr einzugehen, widrigenfalls über die Hauptsumme von 90,000 Thalern nach Maßgabe des beigefügten versiegelten Codicills No. 2. Lit. a. verfügt werden wird."

Tausend noch einmal, Tante, Du hättest mir zu Lebzeiten der würdigen Seniorin einen Wink geben sollen, ich hätte sie geheirathet! rief Fritz.

Ich fürchte — bemerkte die Abtissin ruhig — das arme Stift kann noch um seinen rechtmäßigen Besitz gebracht werden, das Document ist beispiellos leichtsinnig abgefaßt.

Das finde ich nicht — mischte sich der Hauptmann bescheiden ein — die Novize könnte vorher verlobt sein; aber das Interesse der andern Stiftsdamen hat ein volles Jahr Zeit darüber klar zu werden, und endlich eine unbeschränkte Entscheidung; denn schwerlich wird das versiegelte Codicill eine andere Willensmeinung darthun als die, welche im Testament deutlich ausgesprochen wurde.

Die Hochwürdige schien Erichs Rede gar nicht gehört zu haben, sie deutete nur auf die Pendüle mit dem Bemerken: In einer Viertelstunde, Fritz! und ging hinaus.

Siehst Du, Fritz, daß es besser gewesen wäre, Sara zu Hause zu lassen! rief der ältere Bruder.

Durchaus nicht, Erich, die Tante wird das Kind nie lieben, aber sie soll sich an dasselbe gewöhnen, damit sie ihr später nicht in den Weg tritt, wie sie es Deiner armen Frau that; überhaupt, Bruder, wirst Du mit Deiner Unterwürfigkeit nie etwas ausrichten; man muß der Tante imponiren, und man kann es, wenn man keinerlei Rücksicht auf sie nimmt. Gott weiß, wie es die Novize angefangen hat, von der Tante bemerkt zu werden, ja, sie scheint sogar besondere Absichten an die junge Dame zu knüpfen; wenn diese Absichten vielleicht auch bis zu mir reichen, so hat sich Minervens Eule allerdings für dies Mal geirrt!

Der schöne Fritz warf bei diesen Worten einen Blick auf die Seitenthür und las dann in seiner Rede weiter, während der Hauptmann zu den Gastzimmern der Abtissin hinabstieg, wo sein Töchterchen ihn erwartete.

Das Fräulein Pförtnerin hätte bei ihrer großen Engbrüstigkeit beinahe den Starrkrampf bekommen, als Fräulein von Rosthelm sich in aller Frühe den Schlüssel zur Bibliothek ausbitten ließ; die hektischen Flecken auf ihren Wangen erweiterten sich von der Größe eines Thalers auf die eines Zweithalerstückes, und da sie sich in der That zu schwach fühlte, ihren sechs intimsten Mitschwestern die Nachricht selbst zu bringen, so schrieb sie denselben einen Laufzettel, dessen verkrümmte, asthmatische Buchstaben den Satz bildeten: „Gott steh uns bei, die Rosthelm hat sich den Bibliothekschlüssel gefordert; hoffentlich überwinde ich den Schrecken bis zur Einführung; Fanny reibt mir die Schläfen mit Salmiakgeist. Eure treue Elfriede von Unglimpf, Stiftspförtnerin.“

Fräulein von Rosthelm war wirklich oben, ihre Stumpfnase eilte an den Regalen entlang, sie stieg sogar auf die Leiter, haschte nach einer Bilderbibel, einem geographischen Monsterwerke, einem Vieharzneibuche mit erklärenden Kupfern, und Alles wurde verworfen; endlich kauerte sie wie ein Laubfrosch oben auf der Leiter und wandte eine buntfarbige Seite nach der andern um, es war ein großes Wappenbuch, das sie ausgewittert hatte. Ihr Herz sehnte sich nach dem ihr so werth gewordenen Mondelephanten, wie nach einem Geliebten, und da ist er denn auch mit dem Monde, dem gepanzerten Bein und allen Attributen. „Wappen derer Grafen Wittnig von und zu Stammerbrühl und Oberbrühl“, las die Dame. „Diese alte und berühmte Familie, die früher zu den ersten und reichsten des Landes gehörte, verdankt angeblich ihren Namen einem Vorfahren, der eine Kaiserwahl durch die Worte: Wilt nich! oder: Witt nig! d. h. Ich will es nicht! hintertrieben haben soll. Das Wappen deutet auf die Kreuzzüge und Saracenen-Kämpfe — — das Lehen war ein reichsunmittelbares — — die Söhne des tapfern Hubert — — der jetzt regierende Graf — las endlich das Fräulein wieder, nachdem sie mit großen Kängurühsprüngen die andern Erläuterungen überhüpft hatte — Edmund, Magnus, Siegbert, Paul, hat neun Söhne, Heinrich, Magnus, Roderich, geboren 1738“ — — Ih, ist das langweilig! rief die Lesende

und überzeugte sich, daß die, welche beim Erscheinen dieses Werkes lebten, jetzt noch schwerlich zarte Correspondenzen führen würden. Der verstaubte Foliant reihte sich wieder zwischen seine Gefährten, und die Ruhestörerin verließ, zum Theil befriedigt, die Bibliothek. (Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

So verbreitete sich die Herrschaft der Fulbe über einen Landstrich von mehr als **300** Meilen Länge, vom **7°** W. L. bis zum **15°** O. L. Jetzt gibt es drei Fulbereiche: im W., am obern Niger, das Reich Massina, am mittleren Niger das Reich Gando und im O. das Reich Sokoto. Aber schon geht diese Herrschaft, wie es scheint, ihrem Verfalle entgegen. Die Fulbe konnten wohl erobern, verstehen aber nicht zu organisiren und zu erhalten. Von Massina sind die beiden östlichen Reiche durch unsichere, kaum dem Namen nach unterworfene Landstriche getrennt; auch sind die Herrscher von Gando und Sokoto gegen den von Massina nicht sonderlich freundlich gesinnt; dieser nämlich stellte, als muhamedanischer Puritaner, an sie das Verlangen, sie sollten sich mit je zwei Weibern begnügen. In Sokoto folgte auf Othman († **1817**) sein Sohn Bello, ein kriegerischer Fürst, durch Clapperton's Reisen bekannt. Barth traf dort als Herrscher dessen Sohn Aliu, einen wohlmeinenden, aber schwachen Mann. Noch unbedeutender erschien ihm der König von Gando, Chalilu, ein Brudersohn Othman's. Und diese Männer, auf deren Persönlichkeit bei dem Zustande ihrer Staaten so viel ankommt, haben beständig nicht nur gegen Einfälle von außen, sondern hauptsächlich gegen Empörungen der von ihrem Stamme unterworfenen Völker zu kämpfen. Diese Unsicherheit erschwerte auch unserm Reisenden seinen Weg.

Wir begleiten ihn weiter in das schon bekannte Katsena. Auf der Strecke zwischen Sinder und dieser Stadt fand B. bei einem Dorfe Reisbau, den östlichsten in dieser Gegend von Afrika. Nach dem Niger hin und diesem Flusse entlang ist Reis die Hauptnahrung der Bewohner; in ganz Bornu dagegen wird dieses Getreide nicht angebaut; auf dem Mußgu-Zuge trafen wir zwar schon Reis an, aber wilden.

In einem Städtchen auf diesem Wege, im Gober-Gebiete, traf B. einen da in der Verbannung lebenden Pullo, der ihm sagte, Overweg habe ihm einst versprochen, ihm ein arabisches neues Testament zu schicken, er habe es aber nicht erhalten. Es war allerdings abgesandt worden, aber wahrscheinlich einem Scherifen in die Hände gefallen, der es, als ein ketzerisches Buch, nicht weiter beförderte. B. gab ihm nun eins von den Exemplaren,

die er bei sich hatte. So waren öfters Muhamedaner begierig nach diesem Buche. Man dürfte aber darum nicht meinen, daß sie leicht zum Christenthum zu bekehren seien, denn sie glauben ja auf einer höheren Stufe zu stehen.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen in Katsena reiste B. am **21.** März weiter nach Wurno zu, der jetzigen Hauptstadt des Reiches Sokoto. Das Land war im Ganzen eben, fruchtbar, zum Theil wohl angebaut, aber unsicher durch einen Kriegszug der feindlichen Goberauer. Hie und da zerstörte Städte, dann auch wieder neu gebaute, stark befestigt, um der Bevölkerung feste Zufluchtsstätten zu bieten. Die Reisenden — B. machte diesen Weg in Begleitung eines hohen Beamten von Sokoto und seiner Reiterschar so wie mehrerer Kaufleute — machten, um einen Zusammenstoß mit den Feinden zu vermeiden, Umwege und forcirte Nachtmärsche.

Die Wasserscheide zwischen Tsad und Niger ist nicht durch Höhen bezeichnet; selbst Eingeborene waren nicht klar darüber, wohin dieses oder jenes von den vielen Flüßchen seinen Lauf richte.

Am **27.** März verkündete ein leichter Regenfall die Annäherung der Regenzeit. Diese begann also hier damals weit früher als zwei Jahre zuvor bei Kukaua. Auch das lernen wir aus Barth's Reisebeschreibung, daß in den tropischen Ländern Afrika's nicht, wie man wohl glaubte, vollständige Regelmäßigkeit in der Erscheinung der atmosphärischen Niederschläge herrscht. Es gibt auch hier nasse und trockene Jahre, die Regenzeit dauert bald kürzer, bald länger. Sogleich mit dem Eintritte der Regenzeit werden dann auch die Feldarbeiten begonnen.

Auf dieser Reise sah B. den ersten „Rubu." — „Dies ist eine Art leichter Hütte, nur aus einem Strohdach bestehend, das auf vier **8—10** Fuß hohen Pfosten ruht und den Einwohnern während ihrer nächtlichen Ruhe gegen die Schwärme von Mücken, welche diese ganze Landschaft an den sumpfigen Armen und Hinterwassern des Niger heimsuchen, einen sichern Zufluchtsort gewährt. Die Leute betreten nämlich diese erhabenen kleinen Schlafgemächer von unten vermittelst einer Leiter, und schließen hinter sich den Eingang mit einer dichten Matte."

Der letzte Theil des Weges nach dem nächsten Ziele führt durch eine ungeheure waldige Wildniß. Nach einem anstrengenden fast dreißigstündigen Marsche durch dieselbe kam Barth am **1.** April bei dem östlich von Wurno (**13¼** ° N. B., **5½** ° O. L.) gelegenen Dorfe Gaua ssu an. Hier hatte der Sultan Aliu ein Lager bezogen. Er bereitete sich eben vor, einen Heereszug gegen die Goberauer zu unternehmen.

Der Empfang, der unserm Reisenden von dem Beherrscher von Sokoto zu Theil wurde, war freundlich. Von den Geschenken, die diesem dargebracht wurden, gefielen besonders ein Paar reich mit Silber ausgelegte Pistolen. Es war klar, daß der Sultan nie etwas Aehnliches gesehen hatte.

Barth hat ihn erstens um einen Freibrief für englische Kaufleute, zweitens um Erlaubniß zur Weiterreise nach Westen. Der Freibrief wurde sofort ausgestellt, die Weiterreise, sagte Aliu, könne er nicht erlauben, ehe er von dem Feldzuge zurückgekehrt sei, was nicht lange dauern solle. So mußte denn Barth in Wurno, wohin er sich nach Aufbruch des Heeres begab, bis zum 8. Mai bleiben.

Auf dem Feldzuge pflückte Aliu nicht eben viele Lorbeern. Die Goberauer machten, wie jedes Jahr, einen Einfall in das Grenzgebiet, Aliu ging ihnen eine Strecke weit entgegen, vermied aber eine offene Feldschlacht, und begnügte sich damit, einige Dörfer, die sich dem Feinde unterworfen hatten, für den Augenblick zum Gehorsam zu zwingen. Der Feind war nicht geschreckt; noch während Barth's Anwesenheit in Wurno wurde aus einem kaum anderthalb Meilen von dieser Stadt gelegenen Dorfe Vieh geraubt.

Die Stadt Wurno, von etwa 15,000 Menschen bewohnt, seit 1831 Residenz des Sultans von Sokoto, liegt an der linken Seite eines nach dem Niger zu strömenden Flusses, an dem Ende eines gegen 120 Fuß über diesen sich erhebenden Sandsteinzuges. Die hohe Lage ist nöthig wegen der jährlichen Ueberschwemmungen des Thales. Die Stadt hat ein vernachlässigtes und schmutziges Aussehen; es herrscht in ihr wenig Gewerbthätigkeit und wenig kriegerischer Geist. Viele ihrer Bewohner scheinen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Herrschaft der Fulbe in dieser Gegend ihrem Ende entgegengehe. Auf den Markt wurde besonders eine große Menge Baumwolle gebracht, ein Beweis „von dem, was diese Thalebenen hervorzubringen fähig sind, und was sie leisten könnten, wenn die Einwohner, anstatt in gefühllose Unthätigkeit versunken und den täglichen Einfällen eines erbitterten, für seine religiöse und politische Unabhängigkeit kämpfenden Feindes ausgesetzt zu sein, sich des Schutzes einer starken Regierung erfreuten." — Vor den Thoren befinden sich auf dem Abhange der Felsterrasse Gruppen von Brunnen und neben jeder derselben steht ein kleines rundes Thonhäuschen, wo der Eigenthümer der Brunnen seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort hat und von jedem großen Wasserkrug einen Zoll von fünf Muscheln erhebt. — Die nähere Umgegend der Stadt ist öde und war wenigstens damals fast ohne Pflanzenwuchs.

Während der Verzögerung der Weiterreise besuchte B. auf einige Tage die drei Meilen südwestlich von Wurno gelegene ehemalige Hauptstadt Sokoto, durch Clapperton bekannt, der dort 1827 den Beschwerden der Reise erlag. Auf diesem von zahlreichen Dörfern belebten Wege durch größtentheils fruchtbare Gegend sah B. besonders viel Reis angebaut, und zu seinem Erstaunen eine kleine Zuckerplantage, eine große Seltenheit in diesen Ländern.

Sokoto hat eine ähnliche Lage wie Wurno, nur niedriger, und darum ungesunder; Blindheit ist häufig. Auch hier sind Zeichen des Verfalls zu merken, doch herrscht bedeutend größere Gewerbthätigkeit als in Wurno.

Berühmt sind die Lederarbeiten von Sokoto, namentlich die Schuhe, sie werden bis nach Timbuktu ausgeführt. Auch das Eisen von Sokoto ist geschätzt. Außer diesen Artikeln waren auf dem Markte Pferde, Schlachtvieh, Lastochsen und — Sklaven zu kaufen; auch, da kurz zuvor eine Salzkarawane aus dem Norden die Stadt besucht hatte, Datteln. Als Tauschmittel gelten Muscheln.

Es möge bei dieser Gelegenheit einiges Allgemeinere über die in Afrika im Handel geltenden Verkehrsmittel gesagt werden. (Vergl. auch Museum von 1857 Nr. 46). Das hauptsächlichste im westlichen gangbaren Sudan sind eben diese Muscheln (Kurdi), Gehäuse einer kleinen Porzellanschnecke, Cypraea Moneta, etwas über ½ Zoll lang, gelblichweiß, mit mehreren stumpfen Höckern und ungezähnter Mündung; man sieht bei uns solche wohl manchmal als Verzierung an Pferdezäumen. Diese Kurdi werden von der Küste des atlantischen Meeres in das Innere geschafft und haben im Allgemeinen Geltung bis Agades (17 ° N. B.); seit 1850 sind sie auch in Bornu eingeführt; die östlicheren Länder, Baghirmi und Wadai, haben sie noch nicht angenommen. Ein Kameel trägt ihrer 100,000, höchstens 150,000 (eine Kameellast wird von B. zu 300 ℔ angegeben). An der Westküste sind diese Muscheln in Reihen von je 100 zusammengebunden, im innern Lande müssen sie einzeln gezählt werden; es werden wohl manchmal Summen von 20,000 in Mattensäcken zusammengepackt, doch nimmt kein Privatmann diese ungezählt an. Im Zählen sind die Handelsleute sehr gewandt, doch nimmt dieses immer bedeutende Zeit in Anspruch. B. berichtet von einem Manne, der mit fünf oder sechs Genossen an einem Tage 500,000 Muscheln gezählt habe. Es ist, müssen wir gestehen, immerhin doch etwas Barbarisches, die Kultur Hemmendes in dieser ungefügen Art des Verkehrs.

In Wadai, Baghirmi, auch noch in Bornu und einigen andern Gegenden gelten Baumwollenstreifen von bestimmter, aber in verschiedenen Gegenden verschiedener Länge und Breite als Tauschmittel für kleinere Gegenstände; für größere hat man Kleider (Toben, Turkedis); solche werden z. B. regelmäßig von Kano nach Timbuktu verführt. Eine Goldwährung hat Timbuktu, Kano und Agades; letzterer Ort aber nur noch nominell, da kein Gold selbst dahinkommt; es wird hier fast aller Handel mit Getreide abgeschlossen. Bornu hatte früher ein bestimmtes Gewicht (Rottel) Kupfer als Währung; diese wurde durch die Baumwollenstreifen und neuerdings die Muscheln verdrängt; der Name „Rottel" existirt aber noch als Werthbezeichnung (= 4 Baumwollenstreifen oder 32 Muscheln). Einheimisches Silbergeld gibt es nicht, an Silber ist Afrika sehr arm. Von ausländischen Silbermünzen haben zwei Arten in jenen Ländern fast allgemeine Geltung, nämlich spanische Thaler (Piaster) und österreichische (eigentlich ungarische) s. g. Maria-Theresia-Thaler (Conventionsthaler, 10 = 1 f. Mark). Letztere müssen übrigens eine bestimmte Jahrszahl (1788) und sonst noch gewisse Zeichen

haben, sonst kennen und nehmen die Afrikaner sie nicht. Solche Thaler mit der Jahrszahl 1788 werden, eben des afrikanischen Handels wegen, noch fort und fort geprägt; noch bei dem neuesten Münzvertrage hat sich Oesterreich das Recht dazu vorbehalten.

Nicht überall ist das Verhältniß dieser Tauschmittel zu einander genau festgestellt; doch wurde zu Barth's Zeit für einen spanischen oder österreichischen Thaler (die gleiche Geltung hatten, obgleich sie sich eigentlich verhalten wie 215 zu 208) in Kano und im ganzen Reiche Sokoto in der Regel 2500 Muscheln gegeben; in Bornu, wo der Cours mehr schwankte, meist etwas weniger; in Timbuktu dagegen 3000 Muscheln. Wenn wir nun die 2500, beziehungsweise 3000 Muscheln gleich einem österreichischen Thaler nehmen und diese Werthe nach dem uns immer noch geläufigen 24 Gulden-Fuß reduciren, so gingen demnach in Kano auf einen Gulden rheinisch ungefähr 1041, auf einen Kreuzer 17 Muscheln, in Timbuktu auf einen Gulden 1250, auf einen Kreuzer gegen 21 Muscheln. Die schwerste Kameellast solcher Kurdi, 150,000 Stück, hätte also nach dem Fuße von Kano einen Werth von 144 fl.

Das Wechseln der verschiedenen Tauschmittel hatte manchmal seine großen Schwierigkeiten. Einst wollte B. in Kukaua Getreide kaufen, er hatte nur Thaler, und die kleinen Kornbauern wollten nur Baumwollenstreifen nehmen; er mußte zuerst seine Thaler gegen Muscheln vertauschen, und diese wieder gegen Baumwollenstreifen, dann erst konnte er das Korn haben.

Das Leben ist im Sudan weit wohlfeiler als bei uns, oder vielmehr, das Geld hat dort einen viel höheren Werth. B. sagt, in Kano könne eine Familie mit 60,000 Kurdi (gegen 58 fl.) jährlich in sehr angenehmen Umständen leben.

Wir wollen hier einige der von ihm angegebenen Preise, auf rheinische Gulden reducirt, angeben, wobei wir es uns freilich in diesem kurzen Berichte versagen müssen, auf manche nähere Umstände, deren Kenntniß zur richtigen Beurtheilung dortiger Zustände wichtig wäre, tiefer einzugehen.

Ein Kameel 9⁶/₁₀ — 57⁶/₁₀ fl.; ein Pferd 14⁴/₁₀—57⁶/₁₀ fl. (Luxuspferde allerdings weit theurer); ein Esel 4⁸/₁₀ — 7²/₃ fl; ein Ochse 3⁸/₁₀ — gegen 12 fl.; ein Schaf 24 kr. — gegen 3 fl.; ein „guter Hammel" (theuer) 4⁸/₁₀ fl.; ein Huhn (theuer) 5 — 6 kr.; eine junge Taube (in Timbuktu „unglaublich billig") ungefähr ½ kr. — Zwiebeln für 1 kr. 8 — 22 Stück. — Ein Pfund Salz in Timbuktu während B's. Anwesenheit 2½ — 5 kr. (gewöhnlich theurer), in Kano 7½ — 12¼ kr. — Ein Pfund Zucker (Luxusartikel!) 34½ kr. — — Ein Paar Sandalen in Agades gewöhnlich 5 — 6 kr., schöne 28 — 29 kr.; in Kano ein Paar „von der besten Art" 11½ kr. — Ein Turkedi (Frauenkleid) von 1¾ fl. an; eine Tobe (größeres Gewand) von gegen 4 fl. an. — Eine Solinger Schwertklinge gegen 1 fl. — Für Nadeln,

die B. in großer Menge mit sich führte, wurden ihm sehr verschiedene Preise bezahlt: in Kano erhielt er für ein Tausend nur 600 Muscheln (= 34½ kr.), dagegen brachte er anderswo große englische Stopfnadeln zu dem Werthe von beinahe 3 kr. an. Seine Rasirmesser verkaufte er zu ⅓—1 fl. — Das Haus eines wohlhabenden Mannes in Timbuktu hatte einen Werth von 640 fl. (Fortsetzung folgt.)

Gedanken bei der Ausstellung der Frankfurter Künstler im Städel'schen Kunst-Institute *).

Sehr oft sind heut zu Tage die Kunstberichte nicht viel mehr als Namen-Cataloge; bei manchen der Namen wird ein Schlagwort, einerlei ob es paßt oder nicht, angebracht, bei anderen genügt es, den Namen zu sagen und was er „geliefert." Diese Art hat ihre Bequemlichkeit, die Gedanken, der Geist werden dabei nicht zu stark in Anspruch genommen, und der beschränkte Raum in der Presse gebührend berücksichtiget. Es scheint uns aber, als ließe sich über große und kleine Kunst-Ausstellungen auch auf beschränktem Raume mehr und Bedeutsameres sagen, wenn wir überhaupt die Bedeutung unserer Kunstbestrebungen näher in's Auge fassen. Bei der Vielgestaltigkeit unserer Richtungen, wodurch die Kunst in so viele Fächer zerspaltet ist, wäre es eine Ungerechtigkeit, an allen, was sie uns bietet, den höchsten Maßstab anzulegen: hat sie ja doch in Zeiten ihres lebendigsten Strömens, dem Humor, der Erholung, dem angemessenen Schmucke den richtigen Platz zu gönnen gewußt. Ist aber in unserer Zeit das, was in jenen gleichsam als Blattwerk sich um einen ernsten Kern gestaltete, zur überwiegenden Hauptsache geworden, so mögen wir hier die Gründe davon nicht untersuchen, sie liegen zu tief im Bewußtsein eines jeden Menschen, welcher denkt. Die so oft wiederkehrende Klage über den Mangel an historischen Kunstwerken ist übrigens häufig eine ungerechte, denn sie geht von Leuten aus, welche nur das Historisch nennen, was in ihren Gesichtskreis paßt. Wir haben hiermit bereits eingestanden, daß unsere kleine Künstler-Ausstellung in Frankfurt so wie jede große, welche nach Tausenden zählt, im Genre- und in der Landschaftsmalerei einen überwiegenden Reichthum bietet. Wir wollen nicht murren, nicht klagen, sondern genügsam das uns Gebotene empfangen; wer da weiß, welche hingebende Liebe, welcher Fleiß und Anstrengung es dem Künstler kostet, auch nur einen gewissen Grad von Vollendung bei seinen Darstellungen zu erreichen, der wird auch zugestehen müssen, daß uns hier vieles sehr Beachtenswerthe, ja recht Gediegenes vor Augen gestellt ist.

Wir können zwar von den ausgestellten Porträten nicht zu Thränen gerührt werden, wie manchmal vor dem eines großen Meisters, der uns mit dem Gefühle, daß wir Unsersgleichen vor uns haben, übermannt; doch sind Genre- und Landschaftsbilder da, die wohl geeignet sind, uns in die Natur und ihre Stimmungen zu versetzen; wir erkennen daran, daß wir in der Natur selbst schon Aehnliches mit Behagen betrachtet haben und fühlen uns befriediget. Wir sehen da, wie die Leute plaudernd unter perlengrauem Himmel nach der Kartoffelernte ruhen, und sie sind so wohl getroffen, daß man ihnen fast ein Schicksal anfühlt; ein Geißhirte liegt im aufsteigenden Hohlwege mit seinen Thieren am kühlen Brunnen, schwerwandelndes Hornvieh kommt über eine Straße im Taunus daher; wir werden in die Lust einer Hirschhetze sehr lebhaft versetzt und das Bild gibt alles, was der Gegenstand an Poesie

*) Wir nehmen diesen uns zugesandten Aufsatz gerne auf, da er für unsere Leser von Interesse sein mag, unterschreiben indessen weder die darin ausgesprochenen Ansichten über Kunst überhaupt, noch über die Ausstellung insbesondere, da wir vielfach anderer Meinung sind. D. Red.

bietet; wir sehen einen ungarischen Bauer durch die Pusta fahren, und fühlen fast mit seinem Gespanne, daß es an einem gefallenen Pferde vorüber muß; wir finden uns in Venedigs glänzenden Himmel, unter seine glänzende Architektur, an sein glänzendes Wasser versetzt, und denken nicht ohne Befriedigung an Canaletto; der Geruch eines Dorfkrämerladens steigt uns in die Nase und das Ladenmädchen mit dem Burschen versöhnen uns durch die Liebeswerbung des Letzteren, welcher offenbar dadurch die Nadeln des Strickstrumpfes in raschere Bewegung setzt; eine schön colorirte Skizze führt uns in die Capella sixtina, und wir müssen bedauern, daß uns hier eine weitere Ausführung nicht auch jene edlen und feinen Köpfe, wie wir sie dort in Wirklichkeit gesehen, wiedergibt; ein großes Aquarell führt uns in die Gebirgsdorffreude bei der Ankunft neuer Glocken, eine Reihe anderer Aquarelle mit sicherer Meisterschaft behandelt, in die mannigfachste Natur, und endlich sind auch Bilder und Zeichnungen da, welche hohe und ernste Gegenstände sich zur Aufgabe gestellt haben, und es wird nicht zu läugnen sein, daß auch Manches darin erreicht ist. Wir wollen hier nur an Christus am Oelberge, an eine Margarita von Cortona, an Scenen aus Shakespeares Macbet, an einen Daniel, so wie an die Kohlenzeichnung erinnern, welche Marie, Johannes und Magdalena vorstellet, welche in der Nacht an der Stelle verweilen, an der das Kreuz gezimmert wurde Mit wahrer Freude verweilen wir auch an einer Reihe kleiner und kleinster Bilder, die uns in ihrer Gediegenheit an alte gute deutsche Kunst erinnern.

Das löbliche Streben, die Natur wieder zu geben, ihr recht nahe zu kommen, ist allenthalben nicht zu verkennen, vergessen wir aber nicht, daß dieses fundamentale Gebiet in der Kunst eine bedeutungsvolle Stufenleiter hat, deren Höhe im Genre- und Landschaftsfache wohl da sein dürfte, wo uns der Künstler gestattet, wenigstens an ein noch höheres anknüpfen zu können. Genre- und Landschaftsbilder müssen nach unserem Dafürhalten entweder die höchste Vollendung von Naturwahrheit an sich tragen, weil uns dann die Reinheit und Heiligkeit der Natur an und für sich tief ergreifen kann, oder sie müssen einen Gedanken, eine Idee, welche den Beschauer geistig anregen kann, enthalten. (Der Landmann, welcher im Anblicke der Telegraphendrähte in Verzweiflung vor seinem unbeweglichen Thiere steht, würde uns, wäre er auch weniger gut gemalt, fortwährend genügen, weil die Idee ihren Humor nicht verlieren wird.) So allein können Kunstwerke dieser Art ein bleibendes Interesse bieten und werden ihre Aufgabe nicht damit schon erfüllt haben, daß man sie, einmal angesehen, für immer vergißt, weil uns derlei fast bei jedem müßigen Blick auf der Straße begegnet. Wohin bloße, von jeder Idee ausschließende Naturnachahmung führt, das versinnlicht das gefallene Pferd auf der ungarischen Puste vortrefflich, selbst seines Gleichen scheuet sich davor und es braucht der festen Fäuste des Lenkers, um das lebendige Gespann an ihm vorbei zu bringen. Kommt es bei der untersten Stufe von Auffassung der Natur nur auf den Liebhaber an, so müssen wir, wollen wir die Bedeutung unserer Kunstbestrebungen in ihrem tieferen Ernste ins Auge fassen, uns eine Stufe höher stellen. Ohne Zweifel ist es Wahrheit, wenn wir auf das Feld hinaus gehen, und das Gesicht an die Erde legen, allein trotz aller Anstrengungen die Wahrheit auf diese Gränzen zu beschränken, haben die Menschen und Kunstkritiker dieses Ziel noch nicht erreicht; der Mensch will und verlangt nun einmal bewußt und unbewußt mehr, und es ist oft wunderlich genug sehen zu müssen, wie die einfachsten Naturen von Kunstwerken, die es nur im höheren Sinne sind, tief ergriffen werden.

Welchen Einfluß die Tagespresse in ihren Kunstbesprechungen auf das Publikum nimmt, wohin es von ihr geführt wird, darüber wollen wir später noch ein Wort sagen, denn bei der Künstler-Ausstellung wollen auch noch die plastischen Werke und der Kupferstich einer Aufmerksamkeit gewürdiget werden.

Wir können es der Renaissance nicht übel nehmen, daß sie zu ihrem wohlerworbenen Erbe mittelalterlicher Kunst auch noch die Schönheit der Antike wollte; allein, beides war zu viel, das eine ging verloren oder wurde wenigstens stark alterirt, und für das andere waren

die Lebensbedingungen nicht mehr da. Daher also der Zwiespalt in aller plastischen Kunst, sie hinkt zwischen der Antike der Akademie und der Natur umher, und wir läugnen nicht, daß sie uns da, wo sie sich unbedingter der Letzteren zuneigt, am liebsten ist. Die Ausstellung bietet darin Vorzügliches an Porträt-Büsten, an trefflich gearbeiteten Raceköpfen, an einer Statüe des Seehandels, die nicht allegorisirt, sondern ein wirklicher Seemann ist, an einem reizend gearbeiteten neapolitanischen Piffararo, der durch Feinheit der Auffassung sich dem Besten dieser Art anschließt; es sind Porträt-Gruppen da, die sich durch fleißige Arbeit und Naturtreue auszeichnen, auch sind Porträt-Büsten da von Männern, die uns oft begegnen, und wir freuen uns, ihre lebendige Charakteristik ruhig in der Nähe betrachten zu können, obschon sie sich grade nicht durch antike Schönheit auszeichnen. An Stichen aber finden wir einen modernen Kleinmeister von edlem Streben und die bekannte Madonna della Sedia vom Meister des kleinen Meisters, so wie auch die trefflichen Zeichnungen nach Raphael und Titians himmlischer und irdischer Liebe, welche uns noch Bedeutenderes in Aussicht stellen. Der Kupferstich ist in seiner neuesten Entwickelung ein fast selbstständiger Kunstzweig geworden, dem eine gewisse Anerkennung nimmer versagt werden darf; hüte man sich aber, von den Stichen auf die Originalbilder zu schließen; wir wissen aus Erfahrung, daß das Originalbild von so manchem sehr berühmten Kupferstich nicht nur einen ganz anderen, sondern sogar entgegengesetzten Eindruck hervorbringt. Es kann bei der mühevollen und langwierigen Hervorbringung eines vollendeten Kupferstiches nicht fehlen, daß der Stecher mehr sich selbst gibt, als das Original, welches meist einer längst vorübergegangenen Zeit angehört.

Wir haben bei der Frankfurter Künstler-Ausstellung die bestimmte Ueberzeugung, daß man an ihr nicht mit einem vornehmen Achselzucken und nicht mit einer absprechenden oberflächlichen Kritik vorüber gehen darf, denn es ist wirkliche Kunst da und die meisten Bestrebungen verdienen eine würdigende Anerkennung; die Technik klärt sich, sie ist nicht mehr bloße Nachahmung fremdländischer Manier, sie strebt großen und guten Vorbildern nach. Mit einem Worte, wir sehen in so ferne wahre Kunst, als unverkennbar allenthalben die Dichtung dahin geht den rothen Faden traditioneller und somit organisch lebendiger Kunst wieder anzuknüpfen. Die Mehrzahl der ausgestellten Werke darf sich in der besten Gesellschaft heutiger Hervorbringungen sehen lassen. Ganz anders aber verhält es sich mit den Schreibern über Kunst, den Leuten, welche sich für berufen halten, das Publikum zu bilden und es über die ihm vorgeführten Kunstwerke aufzuklären. Die Gelehrten unter ihnen haben sich die ganze Kunst von ihren ersten Anfängen an nach so ziemlich nagelneuen philosophischen höchst eigenmächtigen und unhistorischen Ansichten zu rechte gelegt, nach solchem Schnitte werden alle ehrwürdige Meister, welche durch positives Wissen und Glauben groß geworden sind, völlig unkenntlich gemacht, sie müssen tanzen, wie ihnen nun gepfiffen wird; diese Herren tragen ihre Systeme in Zeiten hinüber, welche ihrer darum nicht benöthigt waren, weil sie Besseres hatten; die Geschichte ist ihnen kein ehrwürdiges Herkommen mehr, sondern sie wird nach der Mode gemaßregelt; das wird Fortschritt und Fortentwickelung genannt, und unter so glänzender Firma und der gelehrten Form fühlt sich das Publikum geschmeichelt, auf einen überaus hohen Standpunkt erhoben und ahnet nicht, daß ihm dabei der Boden unter den Füßen hinweg gezogen wird.*) Wir haben gesagt: wer da weiß, welche hingebende Liebe, welchen Fleiß und Anstrengung es dem Künstler kostet, auch nur einen gewissen Grad von Vollendung seiner Darstellungen zu erreichen, der muß auch die Billigkeit haben, wirklich Erreichtes anzuerkennen; dies ist nun aber in der That bei den gelehrten Herren nicht der Fall; ohne daß sie in ihrem Leben jemals eine Reißkohle oder Pinsel und Palette in der Hand gehabt,

*) Wir können kaum annehmen, daß dieser Satz gegen den Referenten des Museums gerichtet ist, da letzterer ausdrücklich in Nr. 16 angibt, keine Kritik, sondern nur einen einfachen Ueberblick über das Vorhandene gegeben zu haben, und sein Artikel nichts weiter als eine Anzeige in andrer Form sein soll, die schon an demselben Tage, als die Eröffnung geschah, dem Drucke übergeben wurde. D. Red.

belehren sie über Technik, Auffassung und Form mit unbeschreiblicher Sicherheit, sie sind weit über jede mühevolle Schwierigkeit erhaben und behandeln Dinge, welche jahrelange Studien erfordern, mit einer Leichtigkeit, welche der ihrer Federn in Nichts nachgibt. Alle Nebenzwecke, welche häufig bei ihnen nur die verdeckte Hauptsache sind, alles Cotterien- und Intrikenwesen, dem namentlich Künstler, welche nicht mitmachen wollen, ausgesetzt sind, übergehen wir gerne mit Stillschweigen; glücklicher Weise wird damit nur Momentanes erreicht, weil die Kunstwerke dauerhafter als Zeitungsblätter sind. Daß es vorkommen kann, daß eine Zeichnung, welche einen Legendenstoff behandelt, „Legende aus der katholischen Kirchengeschichte" genannt wird, das ist freilich noch bedauerlicher; doch wissen wir nicht, ob der Schreiber solcher Worte, die einen Mangel jeglichen Verständnisses über sehr einfache Dinge beurkunden, sich zu den berufenen Kunstkritikern rechnet oder nicht *). Es genüge, daß wir im Stande wären, fast in jeder Kunstkritik, wie sie nur gang und gäbe sind, und zwar von den Berufenen, eine reiche Zusammenstellung von ähnlichen Aussprüchen zu machen, und wir fühlen uns oft von dem Wunsche beseelt, daß diese Herren doch erst in die Schule gehen möchten, um Etwas zu lernen. (?) Die Grammatik, eine Reihe von Schlagwörtern, wozu erfunden wurde die Bilder nach Rahmen zu verarbeiten; ein leicht und leichtsinnig dahin fließender Styl im Schreiben mag immermehr ausreichen, dem Publicum ein wahres, ernstes, wahrhaft bildendes Interesse für die Kunst und ihre Hervorbringungen einzuflößen. Doch das Publicum ist genügsam, fügsam und verlangt nach Speise, ist mit dieser nicht sehr wählerisch, und zufrieden wird es nur gesättiget. Ein ernstes Wort legt es vielleicht noch viel ruhiger bei Seite, als ein solches, welches geschickt einen Kitzel zu erregen wußte, was ihm in der That bleibt, ist Weniges, und darum ist es um so mehr Pflicht, Wahres, Bescheidenes und auf positives Wissen Gegründetes zu sagen. Möge die Frankfurter Künstler-Ausstellung die Veranlassung werden, daß so viele erfreuliche Kräfte sich ermuthiget fühlen zu erneuetem Aufschwunge und Fortschritten auf ihren Bahnen.

Unterhaltungen.

— **Zur Auswahl.** Skizzen und Artikel von Thaddäus Lau. Hamburg. Hoffmann und Campe, 1859. Wir haben hier eine Reihe vortrefflich geschriebener Abhandlungen über die verschiedensten Objete des geistigen Lebens vor uns. Der Verfasser geht in seinen kritischen Artikeln mit Klarheit und Verständniß zu Werke und versteht es in seinen biographischen

*) Wir nehmen diese Belehrung mit Dank an. Da indessen der geehrte Einsender uns keine Aufklärung über jene Legende gibt, so wollen wie es hier versuchen. Friedrich Herlet gibt in seinem Buche: Legend der Heiligen, das ist: Leben und Geschichte der fürnehmsten Heiligen Gottes, (erschienen Nürnberg, Würzburg und Prag 1756) die folgenden näheren Details. Margarita von Cortona ist in der Stadt Perusin in Welschland geboren. Sie führte, obgleich sie einen Ehemann und einen Sohn hatte, ein ausschweifendes Leben und zog durch ihre ungemeine Schönheit viele Herzen und Gönner an. Als sie jedoch ihren Ehemann einst in einer Schlucht ermordet fand, „kame die barmherzige Hand Gottes über sie, eröffnete ihr die Augen und berührete ihr das Herz." Sie kehrte in's väterliche Haus zurück, wo sie der Vater erst nicht aufnehmen wollte, bis er endlich ihrem Flehen und ihren Bitten nachgab. Sie schnitt sich selbst, wie es im Buche heißt, die verführerischen Haare ab und legte düstre und schlechte Kleider an. Innere Gewissensbisse trieben sie zu den Franziskanern nach Cortona, wo sie sich in einer stillen Hütte, „dem Beten, Fasten, Betrachten, Wachen und Weinen" hingab und mit Geißeln, Schlagen und Stoßen den Körper abtödtete. Von ihrem Wenigen gab sie den Armen, und übte die Werke der Barmherzigkeit. Gegen ihren Sohn bewieß sie keine mütterliche Liebe, da sie nur noch eine Liebe kannte, die zu ihrem Erlöser. Sie sagte selbst zu ihrem Sohne: „Mein Sohn! wenn du in mein Hüttlein kommest, so nehme verlieb mit dem Ungekochten und genieße dasselbe mit Stillschweigen, dann ich hab mit dem HErrn zu thun, und kann solche Zeit nicht mit dir unnützlich verzehren." Einst sah sie den Erlöser, der ihr Verzeihung versprach, wenn sie noch eine reuevolle Beichte ablege. Mit einem Stricke um den Hals ging sie zur heiligen Communion. — Sie starb am Peterstage 1297. Später wurde sie heilig gesprochen. D. Red.

Aufsätzen durch eine höchst interessante ansprechende Darstellung zu fesseln. Als die besten literarhistorischen Skizzen der kleinen Sammlung erkennen wir: „Ein Kampf um Dasein und Geltung" und „David Garrik". Erstere behandelt das Mühen und Ringen Jean Paul Friedrich Richters. Der Verfasser führt uns die tiefsten Gemüthsbewegungen des deutschen Dichters — denn dieser war Jean Paul im vollsten Maße — die Kümmernisse und Leiden in Leipzig und seinem Heimathsorte vor, bis ihm endlich die spätere Mitwelt die Palme der Anerkennung und damit ein sorgenfreieres Dasein sicherte. Mit Dingelstets Worten:

— die bittern, die niedern
Die eklen, die gemeinen „Nahrungssorgen!"
Du Dichter-Fluch und Bann und Joch und Kette,
Wer zählt die Geister, die an dir verdarben?
Die edlen Leiber, die im Lazarethe,
Auf Kerkerstroh, auf fremdem Dünger starben?

leitet Lau seine Skizze über Richter ein, und wahrlich, diese Nahrungssorgen haben sich bei Letzterem in erschreckendem Grade gezeigt, wenn, wie wir mit dem tiefsten Mitgefühle lesen müssen, die höchste Einnahme seiner Familie, aus Mutter und Geschwister bestehend, im Jahre 1793 sich auf 4 fl. 9 kr. 3 Pf. im Monat belief; daß sie im September 1794 nur 2 fl. 1 kr. eingenommen, und daß in demselben Monate für den jüngsten Sohn Samuel neue Stiefeln gekauft werden mußten, welche drei Thaler kosteten, beinahe die Einnahme eines ganzen Vierteljahres. Sehr wahr bemerkt der Verfasser: „Ist es doch ein Vorrecht der begabten Naturen, die sich bedeutsam durch Charakter und Fülle der Intelligenz von der Masse und dem Haufen abzeichnen, daß an ihnen Elend und Schmerz in seiner ganzen nackten und bittern Schärfe offenbar wird. Geistig begabte Naturen empfinden nicht nur Elend und Schmerz tiefer und länger, sondern gleichzeitig mit der Wucht des Kummers und dem Druck der Noth empfinden sie das Unrecht des Schicksals, welches sie erniedrigt und mit Füßen tritt, welches ihnen Arbeit und Armuth als Erbe zuwies, während der Mittelmäßigkeit die reifen Früchte in den Schooß fallen, die Welt und ihre Genüsse. Ein tiefer Schmerz, hat man mit Recht gesagt, ist das Stigma des Genius. Es war auch ihm auf die Stirne gedrückt, aber geläutert ging er aus dem Elende ein herrlicher strahlender Apostel der Menschheit hervor. Er sagte selbst: „die meisten Menschen urtheilen so elend. Warum willst du von einem Kinde oder Thoren gelobt sein? Niemand achtet dich in einem Bettelrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeigt." Und er genoß später einer besseren Achtung; im Jahre 1796 erschien der Hesperus und von nun an war am deutschen Dichterhimmel ein neuer Stern aufgegangen, dessen vorher ungeahnter Glanz diejenigen mit vollem Rechte höhnte, die kurzsichtig und verblendet genug waren, im Sohne der Hofer Waschfrau einen „halbwahnsinnigen Schwachkopf" zu erblicken.

Ebenso interessant ist David Garrick geschildert, der englische Schauspieler und der Schüler Johnson's von dem im Jahre 1777, als ein neugewähltes Mitglied des Hauses der Gemeinen den Antrag machte die Gallerie räumen zu lassen, da sich unter den Zuhörern ein Komödiant (Garrick) befinde, Burke in erhobener Stellung sagte: er finde es unvereinbar mit den Grundsätzen des Anstandes und der Schicklichkeit, daß dem Hause angerathen werde, den größten Meister der Beredtsamkeit, in dessen Schule sie Alle die Kunst des Vortrags gelernt hätten, von den Berathungen der Commoners auszuschließen.

Die kritischen Aufsätze, die deutsche Literatur und die deutsche Schaubühne angehend, sind mit Geist und Schärfe geschrieben, und mögen mit zu den Vorboten gehören, die den Geist einer besseren, zu regenerirenden Epoche des deutschen geistigen Lebens anbahnen werden.

— **Henrik Conscience** wurde am 3. December 1812 in Antwerpen geboren. Sein Vater diente unter Napoleons Regierung in der französischen Flotte. Als der Knabe 14 Jahre alt war, starb seine Mutter, und sein Vater zog nun mit ihm auf's Land,

wo der junge Henrik in dreijähriger fast abgeschlossener Zurückgezogenheit dem Lernen und Träumen obliegen konnte. Er war von schwächlichem Körperbau, und man fürchtete bis zu seinem zwanzigsten Jahre für seine Gesundheit. Im Jahre 1829 verheirathete sich sein Vater zum zweiten Male und Henrik trat nun als Assistent in die Dorfschule zu Bergenhont bei Antwerpen. Hier studirte er nun fleißig die französische und flämische Sprache. Als die Revolution ausbrach, trat er als Freiwilliger in die Armee des Generals Niellon, blieb drei Jahre in Kempenland, wo er bald Geschmack an Land und Leuten fand, die er später in seinen Erzählungen so trefflich zu schildern wußte. In der Schlacht bei Löwen wurde er verwundet. Während seiner militärischen Laufbahn erwarb er sich die Kenntnisse in der englischen und deutschen Sprache, in der französischen schrieb er Gedichte, welche ihm den Titel Chansonnier du Regiment erwarb. Im Jahre 1836 zog er sich vom militärischen Leben zurück und zog nach Antwerpen, wo er vergeblich Beschäftigung suchte. Bei Gelegenheit lernte er eines der Werke Guicciardini's kennen und stieß auf eine Erzählung, die einen flämischen Gegenstand behandelte, und die er in einem Roman in flämischer Sprache unter dem Titel „Het Wondergaer", das Wunderjahr, wiedergab; der Versuch brachte ihm indessen keinen Vortheil. Er veröffentlichte bald eine zweite und dann eine dritte Erzählung „der Löwe von Flandern", welche letztere ihm europäischen Ruf, aber ihm nur einen wirklichen Vortheil von — 9 Franken verschaffte. Endlich bekam er einen Jahrgehalt vom Könige der Belgier ausgesetzt und wurde zum Secretair der königlichen Maler-Akademie zu Antwerpen ernannt. Nun veröffentlichte er eine Reihe von Erzählungen aus der flämischen Geschichte und dem flämischen Leben und den Volkssitten, welche bald in's Deutsche, Schwedische, Böhmische, Polnische, Dänische, Italienische, Französische und Englische übersetzt wurden. Ehren wurden ihm nun vollauf dargebracht. Er wurde erwählt, die Geschichte der herrschenden Dynastie in Belgien zu schreiben, zum Lehrer der flämischen Sprache bei dem Herzog von Brabant berufen, und gilt heute als das Haupt der flämischen Literatur, geachtet und geehrt von allen seinen Landsleuten.

— **Die alte Stadt Guatemala** in Centralamerika. Fünf und zwanzig Meilen von der heutigen Stadt Guatemala liegt die alte Stadt desselben Namens, fünfzig Meilen (engl.) von dem stillen Ocean entfernt. Sie liegt mehr als 4000 Fuß über der Meeresfläche, in einer reizenden Lage, wie sie wenige Städte der Welt aufzuweisen haben. Das Clima ist ein höchst angenehmes, selten sinkt das Thermometer unter 60° Fahrenheit im Schatten und steigt selten höher als 68°, obgleich die Stadt unter der tropischen Zone 14° N. B. an den Flanken der Cordilleras steht. Der Gründer der alten Stadt war der kühne Alvarado, einer der Generale Cortes', welche mit zur Eroberung Mexico's auszogen. Er unternahm es, 1542 die große Strecke Landes zwischen Mexico und Peru zu erobern, und erbaute am Fuße der beiden Vulkane, (Volcan de Fuego und Volcan de Agua) die Stadt, von der noch die Ruinen von mehr als 30 Kirchen zeugen, mit Hülfe der Indianer. Alvarado wurde in der Kathedrale von Guatemala begraben, die später ein Erdbeben in einen Schutthaufen umgewandelt hat. Da 1773 eine neue Zerstörung die Stadt verwüstet und den Tod von unzähligen Menschen verursacht hatte, wurde 1776 durch das Gouvernement der Grund zu der neuen Stadt Guatemala gelegt. Noch leben aber gegen 40,000 Menschen, meist Indianer und Mischlinge zwischen den Ruinen der alten Heimath, und nähren sich vom Anbau von Cochenille, Cocoa, Mais, Waizen, Kartoffeln und tropischen Produkten. Auch die in der Nähe gegründete Ciudad Viejo de Almonego wurde, ehe sie ganz aufgebaut, durch den Ausbruch des Vulcans de Agua (Wasservulkan) hinweggeschwemmt.

— **Historische Zeitschrift**, herausgegeben von Heinrich von Sybel. (München, Literarisch-Artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.) Erster Jahrgang 1859. Erstes Heft. Wir begrüßen das Auftreten dieser neuen Zeitschrift mit Freude. Es ist der historischen Forschung mit ihr ein kritisches Organ gewonnen, das einerseits dem antiquarischen

Charakter, andererseits einer unerquicklichen Polemik fremd, in frischer, wissenschaftlich begründeter Form und Weise das Interesse für sie zu heben und die culturgeschichtlichen Fragen der Vergangenheit wie der Gegenwart zu erörtern sucht. Das erste Heft bringt Aufsätze von Wilhelm Giesebrecht, Georg Waitz, Leopold Ranke, G. H. Pertz, J. G. Droysen zur Charakteristik der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland. Einen kritischen Aufsatz über Macaulay's Friedrich der Große und einen Nachtrag über Carlyle von Ludwig Häusser. E. Zeller bespricht den platonischen Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit. H. v. Sybel gibt ein Lebens- und Wirkensbild des Grafen Joseph de Maistre. Ueber die unter sonderbaren Umständen aufgefundene sogenannte Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern, läßt sich M. Büdinger in einem längeren Artikel aus. Schließlich befindet sich eine Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858 angehängt, und es wird künftig jedem Hefte eine Besprechung der Novitäten letztvergangenen Vierteljahres beigefügt werden. Möge diese neue Zeitschrift dazu beitragen, den Geschmack an einer ächten Geschichtsforschung und einem frischen Studium zu kräftigen und zu erhöhen.

— **Die russische Literatur im Ausland.** Wir erhalten folgende Berichtigung:

Dem Herrn Verleger des Frankfurter Museums.

Geehrtester Herr! Da der Aufsatz in Ihrer werthen Zeitung, betittelt: „die materielle Richtung der russischen Poesie und Iwan Golowin" *) von keinem Russen herrührt, so ist es natürlich, daß einige Irrthümer sich hineingeschlichen haben, die Sie mir vielleicht, als einem Russen, erlauben werden zu berichtigen.

Die Memoiren von Iwan Golowin sind in Leipzig vor Kurzem in russischer Sprache erschienen. Da sie aber dem Dictionnaire des Contemporains unzugänglich waren, so hat es so manchen Irrthum in der Biographie von Iwan Golowin begangen. So ist er in 1849 nicht in Deutschland gewesen. Zum Polarstern oder zu der Glocke hat er keine Beiträge geliefert und ist keineswegs ein Freund von Herzen zu nennen. Indem er in Berlin den Wohlgesinnten und in Leipzig den Pfeil gestiftet, hat er nicht im Auge gehabt Herzen eine Opposition zu machen. Sein Zweck war größer, die soeben erschienene zweite Nummer des „Wohlgesinnten" enthält zwar eine Antwort auf die Stimme in Rußland, aber sie ist von L.... geschrieben und die „Stimmen" selbst sind nicht von Herrn Herzen, sondern von russischen Correspondenten verfaßt. Der Flüchtling liegt vor mir und ist, seiner cosmopolitischen Richtung wegen, zu einer besseren Aufnahme in Deutschland wie in England berechtigt. So eben ist von Iwan Golowin in französischer Sprache: La Russie depuis Alexandre le Bien Intentionné erschienen, ein Buch, welches neben seine La Russie sous Nicolas sich stellt und bei weitem nicht so bitter ist. Dies letzte Werk, sowie die Russischen Charaktere und der Caucasus sind dem deutschen Publikum schon seit lange bekannt.

Die Frage, ob Iwan Golowin nach Rußland zurückkehren wird, ist durch die Frage zu beantworten: Was er für eine Aufnahme dort finden würde? Wenn ihm verboten sein sollte, seine schriftstellerische Thätigkeit dort fortzusetzen, wird er wahrscheinlich auf dieser Seite der Weichsel bleiben. Censoren hat man in Rußland vermehrt, aber die Censur nicht abgeschafft. Auch in der immateriellen Richtung hat die russische Literatur vor Kurzem ein neues Leben bekommen, aber die Regierung von Nicolaus, die Tradition von Peter I. dauern noch immer fort. Der Kaiser selbst ist bewacht, in seinen liberalen Tendenzen gehindert und selbst zu halben Maßregeln geneigt, so daß Leute, die mit ihrem Gewissen nicht handeln und das allgemeine Wohl aufrichtig wünschen, nur Enttäuschungen und Leiden zu erwarten haben.

Ergebenst ein Russe.

*) Siehe Nr. 3 des laufenden Jahrganges.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Buchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.
Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 13. Frankfurt a/M., den 26. März **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Frankfurt 23. März. Die Situation trägt einen Januskopf, der dem ängstlich lugenden Publikum bald ein kriegerisch drohendes, bald ein friedlich lächelndes Antlitz zuwendet. Im Augenblick ist wieder die Friedensmiene an der Reihe: ein europäischer Congreß behufs gütlicher Austragung des italienischen Zwistes wird angekündigt. Grund genug, um die Nationals, Creditaktien, Dreiprocentige u. s. w. und mit ihnen die Herzen ihrer diversen Besitzer zu neuem Aufschwung zu begeistern. Wenn nur der flüchtige Sonnenschein nicht schon in der nächsten Stunde von neuen Sturmwolken verdrängt wird!

In der That, es gehört ein Maß von Kurzsichtigkeit und Gedankenlosigkeit dazu, so groß als das im Durchschnitt herrschende wirklich ist, um in dem bloßen Umstand, daß ein Congreß zusammentreten soll, schon eine Garantie oder auch nur ein irgendwie begründetes Anzeichen für die Erhaltung des Friedens zu erblicken. Nur sehr selten in der neueren Geschichte wurde ein Krieg begonnen, ohne daß ihm Verhandlungen zu dem Zwecke, ihn abzuwenden, vorausgegangen wären. In neuester Zeit nun hat man angefangen, diese Verhandlungen in der Form europäischer Congresse zu führen. Dies hat seinen Grund einfach in dem hohen Grade der Ausbildung, welche das System

gegenseitiger Beziehungen der europäischen Mächte (das sog. Gleichgewichtssystem) heute erreicht hat. In Folge davon wird es immer mehr Mode, Conflicte zwischen einzelnen von ihnen erst vor einer Art Schieds- oder Sühnegericht, gebildet von sämmtlichen Mitgliedern des hohen Raths von Europa, vorzubringen, bevor die streitenden Theile zur ultima ratio der Kanonen greifen. Indeß hat dieser Areopag leider keine Executive, es steht im Belieben der Parteien, ob sie sich ihm unterwerfen wollen oder nicht. Es kann freilich unter Umständen der Ausspruch dieses europäischen Schiedsgerichts insofern von größerem Belang sein, ja sogar die nämliche Kraft haben wie ein förmlich exequirbares Urtheil. Angenommen z. B., in dem bevorstehenden Congreß vereinigten sich Rußland, England und Preußen zu der Erklärung: du Frankreich oder auch du Oesterreich mußt dich auf die und die Bedingungen hin zur Ruhe geben, außerdem rücken wir dir mit dem Gegner zu Leibe — dann allerdings wäre Hundert gegen Eins zu wetten, daß der Krieg durch den Congreß verhindert würde. So einfach steht die Sache aber eben nicht. Es ist nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit, daß England und Preußen — von Rußland einstweilen abgesehen — für den Fall, daß kein Vergleich zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande kommt, sofort auf die Seite eines der Beiden treten, vielmehr werden sie vorläufig eine neutral abwartende Haltung einnehmen, denn so viel scheint schon jetzt gewiß, daß man weder in London noch in Berlin gesonnen ist, für die mittelitalienischen Verträge mit den Waffen einzustehen. Und nur um diese Verträge handelt es sich ja für die Diplomatie; ob sie mit dieser Beschränkung Recht hat, ist freilich eine andere Frage. Ebensowenig aber denken England und Preußen daran, die Aufhebung der fraglichen Verträge, wie sie diese im Interesse des lieben Friedens auch noch so sehr wünschen, im Bunde mit Louis Napoleon zu erzwingen. Aber auch Rußland für seinen Theil wird vorerst aus seiner Zurückhaltung nicht heraustreten, sich vielmehr gleichfalls mit der Abgabe seines Votums begnügen. Es wird also bei der „moralischen Wirkung" des Ausspruchs, mag derselbe ausfallen wie er wolle, vorläufig sein Bewenden haben; daß aber dadurch der Krieg nicht verhindert wird, sah man z. B. bei der vorigen Verwickelung, wo Rußland auch darauf zählen konnte, daß die beiden deutschen Großmächte über die protokollarische Mißbilligung seiner Politik nicht hinausgehen würden. Der Zar würde, darüber kann kein Zweifel sein, auf der Stelle und ohne Kampf nachgegeben haben, wenn er eine bewaffnete Execution der vier Conferenzmächte hätte erwarten müssen.

Allerdings, jene moralische Wirkung ist keineswegs ganz zu verachten; auch hiefür liefert der vorige Krieg einen schlagenden Beleg. Diejenige von zwei in Conflict gerathenen Mächten, gegen welche sich der Ausspruch der Uebrigen richtet, ist dadurch der andern gegenüber in Nachtheil, daß sie, wenn auch zunächst eben nur „moralisch", isolirt wird. Natürlich hat der

Theil, für den sich die Anderen einstweilen auf dem Papier erklären, mehr Chancen als sein Gegner, daß sie ihm später auch mit den Waffen beitreten; und wenn auch dies nicht, so ist es ihnen doch immerhin erschwert, sich später der Partei zuzugesellen, welcher sie anfänglich Unrecht gegeben. Endlich ist auch der Einfluß nicht zu vergessen, welchen dergleichen schiedsrichterliche Aussprüche auf die „sechste Großmacht“, die öffentliche Meinung, äußern, mit der sich keine der fünf andern ungestraft brouillirt. — Nun gut, um es kurz zu sagen, was wir von dem diesmal projektirten Congreß denken: wir halten den Vorschlag für eine von Rußland, dem stillen Associé Frankreichs, im Einverständniß mit diesem angezettelte Intrigue, um wo möglich Oesterreich in eine Isolirung der Art zu drängen. Wir erinnern dabei an die letzten Moniteurnoten, die so friedlich flöteten, im Gegensatz zu den von Wien herübertönenden Kriegsfanfaren, an die neuerliche Taktik der offiziösen Pariser Presse, alle Artikel deutscher und namentlich österreichischer Blätter, in denen sich etwas wie Herausforderung aufspüren läßt, breit und lang in ihren Spalten aufzunehmen u. s. w. Das Spiel soll nunmehr von dem Gebiet der Presse in das der diplomatischen Verhandlungen übergetragen werden. Bei diesen hat Frankreich insofern Aussicht in eine günstigere Lage zu kommen, als Oesterreich, da die Majorität des Congresses ohne Zweifel für die „Revision“ der mittel-italienischen Verträge stimmen wird, worauf man in Wien bis jetzt verweigert hat sich einzulassen. Und mit vollem Recht, so lange keine Bürgschaft gegeben wird, daß diese Verträge keinen bloßen Vorwand bilden, und daß ihre Aufhebung nicht lediglich der erste Schritt zur völligen Vertreibung Oesterreichs aus Italien sein soll. L'appétit vient en mangeant; wenn man dem Napoleon den Finger gibt, so nimmt er die ganze Hand, denken die Wiener. Und man wird ihrem Argwohn beipflichten müssen, Angesichts aller der bekannten Manifestationen, von der nach Italien geschleuderten Bombe des Orsinibriefs bis zu den letzten Flugschriften herab, ganz zu schweigen von der Haltung Sardiniens, das ja Frankreichs Alliirter ist.

Und wie? Oesterreich soll seine Schutz- und Trutzverträge aufgeben, und dieser französisch-sardinische, dessen bloße Existenz eine permanente Kriegsdrohung ist, soll fortbestehen? Kann man dies im Ernste verlangen? Wir denken nicht, sondern, wenn die übrigen Großmächte, vorab Preußen und England, wirklich einen gerechten Schiedsspruch thun wollen, so müssen sie sagen: Oesterreich soll uns zu Gefallen, nicht etwa aus Nachgiebigkeit gegen die Drohungen Frankreichs, in die Aufhebung seiner Verträge mit den Staaten Mittelitaliens willigen. Dagegen macht sich Frankreich verbindlich, seinen Allianzvertrag mit Sardinien gleichfalls aufzuheben; fängt dieses mit Oesterreich Händel an, so mögen beide ihre Sache allein ausfechten. Wir aber für unsern Theil verpflichten uns, in Schutz und Trutz zu Oesterreich zu stehen, sobald von Frankreich irgend weitergehende Forderungen an dasselbe

gerichtet werden sollten. Wäre dieses Arrangement nicht vollkommen gerecht und der Sachlage gemäß? Trotzdem wird ein Vorschlag der Art von Preußen und England schwerlich gemacht werden, freilich würde auch durch ihn der Krieg kaum abgewendet — denn Rußland ist auch noch da.

Uebrigens ist es sehr die Frage, ob die gutgemischten Karten des diplomatischen Gaukelspiels nicht durch einen plötzlichen Windstoß aus Welschland trüb und feucht durcheinandergeworfen werden. Es sieht dort Alles darnach aus; die Funken fliegen lustig um die offene Pulvertonne. Zu glauben, daß der Ausbruch wenigstens eines lokalen Kampfes zwischen Sardinien und Oesterreich jetzt durch Diplomatisiren noch vermieden werden könne, erscheint uns, offen gesagt, geradezu lächerlich. Und wenn Louis Napoleon in der That ernstlich noch jetzt an Rückzug dächte, dann würde allerdings das todtgehetzte Gleichniß vom Zauberlehrling auf ihn seine volle Anwendung finden. Wir haben dies indeß niemals geglaubt, sind vielmehr fest überzeugt, daß er den Krieg von langer Hand vorbereitet hat und ihn, trotz aller Friedenskongresse, auch eröffnen wird, sobald er mit seinen Rüstungen fertig ist. Qui vivra verra!

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Die Heimschreitende hätte vielleicht für heute sich einer unfreiwilligen Neutralität hingegeben, wenn nicht das Geschrei eines Mopses ihre Aufmerksamkeit auf die Thür der Priorin gelenkt hätte. Fräulein von Rosthelm hatte keinerlei Sympathie mit der alten Dame, aber es blieb immerhin wahrscheinlich, daß der Letzteren die Jugenderlebnisse der Abtissin, ihrer weitläuftigen Verwandtin, nicht fremd waren, so wurde dem Mops die Thür geöffnet und die Canonisse trat unter seiner Aegide unangemeldet ein. Der Empfang war etwas tumultuarisch, ein Arras schrie auf seiner Stange und sträubte die Federn, ein großer Kater nahm auf dem Tabouret ein defensive Position ein und zwei Canarienvögel schrieen gellend der hellen Morgensonne und der hinterlistigen Besucherin entgegen. Frau Priorin war nicht allein, neben ihr saß die kleine verkümmerte Stiftskellnerin, die mit dem Aufgebot all ihrer Stimmkräfte zum sechsten Mal den tauben Ohren und dem zerstreuten Geist der Vorgesetzten die Speisekarte zum heutigen Diner einzuverleiben suchte.

Ich störe gewiß, ich störe! schrie Fräulein Rosthelm; ich bringe nur den Mops, liebe Priorin, ach wie das arme Geschöpf winselte, Sie glauben es nicht!

Die Augen der majestätischen Dame irrten mit dem planlosen Blick der

Kurzsichtigkeit über die Sprechende; der edle Schnitt ihres Gesichtes, so wie ihr hoher, kräftiger Wuchs ließen ein sonores Organ erwarten, nichts desto weniger erwiederte sie mit der schwankenden Betonung einer in der Entwickelung begriffenen Stimme:

Ach, meine Liebe, der Mops ist sehr gütig gegen Sie, von Ihnen, wollte ich sagen! Die gute Bürk liest mir eben die Speisekarte vor, war's nicht Rehbraten? ganz richtig! Ach da fällt mir noch ein, hat man Ihnen die letzten Missionshefte gebracht? Ach der edle Pastor H..... hat wieder einen herrlichen Beitrag geliefert, lesen Sie nur das über die Hottentotten — einen Agenblick, gleich werde ich bei den Hottentotten sein!

Während die schön gebogene Nase der Frau Priorin sich ganz in die Missionsangelegenheiten vergrub, rief Fräulein von Rosthelm in die Pause: Haben Frau Priorin schon die heutige Expectantin — —?

Ja gerade von dieser Expedition rede ich, das ist ja eben die Bekehrung der Hottentotten!

Ist Frau Priorin die Novize bekannt? schrie nochmals die Canonissin.

Sah sie, aber da ich kurzsichtig bin, nichts erkannt — so endlich, hier ist Afrika! — sie soll eine glückliche Bildung besitzen! war die etwas zerrissene Antwort.

Ach das glaube ich — piepte Fräulein von Bürk in ihrer kläglichen Weise — wenn man so viel Geld erbt, muß man allerdings sein Glück preisen; ich kann nicht klagen, ich habe das Glück ein kurzes Bein zu besitzen, aber meine fünf unversorgten Schwestern — —

Ja es ist eine enorme Summe, die sie bekommt! — rief Fräulein von Rosthelm überlaut — sie wird doch nicht so thöricht sein sich zu verloben und dem Stifte die 90,000 Thaler abstehen!

Aber — wimmerte die Stiftskellnerin — das ist ja noch versiegelt, man weiß ja nicht, ob das Stift sie bekömmt, die 90 oder 100,000 Thaler, Einige sagen 500,000 Thaler!

O — rief die Rosthelm — man weiß es doch, das Capitel wird über diese Summe zu bestimmen haben; im Grunde ist es doch auch besser, daß Viele den Vortheil davon ziehen, als daß eine Fremde Alles besitzt!

Sehr recht — sprach Frau Priorin — sehr recht, meine Liebe, ich stimme dafür, daß dieser Besitz für die armen Hottentotten gleichsam im Himmel angelegt wird! — still, mein Mopsel, hast du Durst, mein Thierchen?

Ich stimme nicht für die Hottentotten — ächzte Fräulein von Bürk — es gibt so viele unversorgte Mädchen von Stande in unserem eigenen Vaterlande, die Alles entbehren. Mich selbst hat ja nur das kurze Bein gerettet, und ohne das kurze Bein wäre ich ja auch nie Stiftskellnerin geworden, und die 120 Thaler für diesen Posten kommen ja doch am Ende meinen fünf unversorgten Schwestern zu gut!

Wahr, wahr! rief die Rostheim enthusiastisch. Ja, es ist unsre heiligste Pflicht, der Hottentotten und der armen Fräulein von Stande zu gedenken, wie vielen Hottentotten können mit einer halben Million das Heil gebracht werden — wie viele Fräulein können dem Druck entzogen werden! o ich wünsche innig, die Novize verlobte sich!

Gewiß, bestätigte die Priorin. Hören Sie, Beste, was der edle H.... hier sagt: Können wir nach dem im vorigen Heft Gesagten nur trüben Blicks der Karaiben gedenken, so berechtigen die Hottentotten zu den schönsten —

Ihre Frau Cousine — unterbrach Fräulein von Rostheim den Vortrag mit fieberhafter Ungeduld — protegirt sie!

Nicht möglich! — wunderte sich die Andere — die Karaiben?

Nein, die Novize meine ich.

Ja so, erwiederte gutmüthig die Priorin und blickte ins Leere, um zwischen den wilden Völkern die Cousine und die Novize hervor zu suchen; endlich schien das zu gelingen, und die alte würdige Frau fragte nur noch: Welche Cousine, die Schladenbach oder Baronin Hammelberg oder die Gräfin Witt — — aber das Mopsel hat wirklich Durst, komm, komm Mopsel!

Ich habe mich nicht getäuscht! jubelte die Rostheim. Nein, nein! ihn durstet; sehen Sie wie er leckt! Du liebes Engels-Thierchen! — jauchzte die Rostheim — und hier, hier, ein halber Thaler für die Hottentotten! Also die Gräfin Wittnig ist Ihre Cousine!

Meine brave Rostheim, da muß ich Ihnen Abbitte thun, ich glaubte immer Sie interessirten sich nicht für Missionen und —

Unendlich! aber wo wohnt denn die Gräfin Wittnig?

Je nun, in Baiern oder Baden oder sonst wo, wenn sie noch lebt — o Mietzchen, bist du auch durstig? — ich schenke Ihnen den ganzen Jahrgang dieser Missionshefte, liebe Mitschwester!

Großer Himmel! — rief Fräulein von Bürk — da geht der Küster schon zur Kirche, es ist die höchste Zeit!

Wirklich wurde es die höchste Zeit, denn die entscheidende Stunde war bis auf wenige Minuten heran gekommen.

Die Einführung einer protestantischen Novize, ihre Aufnahme in einen Schwesternbund und in den Schooß einer Heimath für die Dauer ihres Lebens könnte immer ein ganz poetischer Act sein, wenn nicht alle Theilnehmer sich bemühten, ihn zu einer gedankenlosen Ceremonie herab zu drücken; das Diner pflegt der erste Moment zu sein, wo die Theilnehmer sich erlauben, wieder als selbstständige, freie Individuen aufzuathmen. Eva von Haidebrink erwartete nur eine hergebrachte Form und freute sich, daß ihr der Einzelkampf gegen ernstere Erregungen erspart werden sollte.

Die langen, im Capitelsaal aufgestellten Doppelreihen der Damen in ihren weißen Tüchern, Schürzen und wunderlichen Hauben bekam ein eigenthüm-

liches Ansehen durch das kostbare Ordensband, das jede mit dem Stern auf der linken Seite, über ihrer Herz- oder Mördergrube trug. Am Ende dieses Spaliers, das so viel ungenießbare Früchte zu tragen schien, stand die Abtissin. Eva ging ruhigen Schrittes durch die also gebildete Gasse und küßte die Hände der Allmächtigen mit tiefer Verbeugung; die so Begrüßte brachte ihre eisig kalten Lippen in die Nähe der bekränzten ruhigen Mädchenstirn und stellte die Expectantin den Mitschwestern vor, die nach der Reihe ihr die Hände reichten. Dann ward der alte Stiftsprediger und die Beamten des Stiftes der neuen Mitgebietenden vorgeführt und sie empfahlen sich ihrem Wohlwollen. Von einer Gesellschaft aus der Umgegend bezeichnete man zwei Herren, den Hauptmann von Röhritz, der schon erwähnte Neffe der Hochwürdigen, und einen langnäsigen langweiligen Landrath, als Eva's Aufschwörer, diese schritten ihr zur Seite, nachdem der Zug durch den Stiftsamtmann mit dem Stammbaum eröffnet, sich in Bewegung setzte. Hinter der Novize wandelte, wie eine Norne, Frau Abtissin, ihr folgend die übrigen Damen paarweise. Die Feierlichkeit wurde nicht in der Kirche, sondern auf einem Chor mit farbigen Glasfenstern, dem Portrait des Schutzheiligen dieser frommen Heerde, einem geschmacklosen Altar und einigen gelangweilt aussehenden Sesseln, vorgenommen. Die Rückseite dieses Raumes zierten die Stiftsjungfern, an ihrer Spitze die Kammerfrau der Hochwürdigen, als lebendige Staffage. Gleich nach der Novize trat von der andern Seite der schöne Fritz in einer krebsrothen, ritterschaftlichen Uniform ein, seine Verbeugung war gedankenlos, wenn nicht nachlässig, sein Blick haftete auf nichts und senkte sich bald fest auf den Teppich, der den Estrich verhüllte, indem die linke Hand mit dem Manuscript der Rede leicht auf dem Altar ruhte. Der Zug ordnete sich indeß auf die verschiedenen Plätze; Baron Röhritz blieb stehen, während der Stammbaum verlesen und beschworen wurde, dann erhob er sich mit derselben träumerischen Haltung und begann mit unbewegter klarer Stimme die Gründung und Vergangenheit des Stiftes zu entwickeln und die verschiedenen Ordensregeln zu verlesen. Sein Auge erhob sich nicht einmal bei der Frage, ob die Novize diesen Regeln sich zu unterwerfen Willens sei? Die dunklen Brauen des jungen Mannes runzelten sich ein wenig bei dem ruhigen Ja! der Befragten. Hierauf ward, dem Wunsche der in Gott ruhenden Seniorin von Haidebrink folgend, das Testament nochmals vorgelesen. Der erste Theil desselben, der bereits seit zwanzig Jahren ins Leben getreten war, blieb ohne Interesse, das sich ungetheilt dem zweiten Abschnitt zuwandte. Die Erblasserin verordnete:

„Ich will, daß die meiner Großnichte Eva von Haidebrink zuerkannte Expectanz auf das Damenstift S... erst nach deren zurückgelegten sechsundzwanzigsten Jahre durch ihre Aufschwörung erfüllt wird, und sollen ihr bis dahin alle andern Expectantinnen vorgehen.

Erst nach untadelig zurückgelegtem Noviziat tritt meine Nichte in die Rechte meiner Erbin, und werden bei der Aufnahme in die Schwesterschaft, nach dem hergebrachten Probejahr, die sämmtlichen Stiftsdamen des freiweltlichen Stiftes S... an meiner Statt entscheiden, ob meine Nichte dieses Besitzes würdig denselben zu beanspruchen hat oder nicht! Eine Abstimmung des Capitels genüge durch ihren Ausspruch zur Beurtheilung meiner Nichte, und mag jede Mitschwester ihre Meinung darthun in der Form mütterlicher Rathschläge und Ermahnungen an die Novize. Stimmenmehrheit ist entscheidend.

Ehe meine Nichte die ihr von den Mitschwestern zuerkannte Erbschaft in Empfang nimmt, gibt sie ihr Wort an Eidesstatt, kein Eheverlöbniß mehr einzugehen, widrigenfalls über die Hauptsumme von 90,000 Thaler nach Maßgabe des beigefügten Codicills No. 2. Lit. a. verfahren werden wird.

Ist meine Nichte wider meinen Wunsch und mein Erwarten standesgemäß verheirathet bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Jahre, so wird besagtes Codicill an ihrem schon benannten Geburtstage entsiegelt.

Erfüllt Eva von Haidebrink alle obigen Bedingungen, so mag sie in freier Disposition ihres Eigenthums bedenken, daß an das Herz der Unvermählten jedes Leid eine doppelt berechtigte Stimme hat, und daß sie, mehr als die Familienmutter, eine Trösterin der Bedürftigen, sich den Weg zu dem segensreichsten Erdenwallen geebnet sieht. Dies ist mein letzter Wunsch und Wille."

Aus nur dem Redner bekannten Gründen waren diese Mittheilungen von einer Länge und Monotonie, die sich Eva wie Eis um das Herz legten, sie konnte weder den von seinen gläubigen Töchtern verlassenen Schutzheiligen, noch den schönen redenden Automaten ansehen, sie würde nicht gezuckt oder gestaunt haben, wenn durch das Tönen des hallenden Gewölbes und das harte Ticken der Thurmuhr ihr Todesurtheil erklungen wäre. Die langen Wimpern schatteten sich immer tiefer von den Wangen ab, deren Farbe wechselte. Als sie, um doch etwas Bekanntes zu sehen, mit den Augen Fräulein von Restheim suchte, schienen deren Hände wie in Blut getaucht, weil diese durch eine rothe Scheibe beleuchtet wurden, indeß das würdige Antlitz der Priorin in tiefem Wetterblau wie ein umwölkter Schneegipfel dräute; neben ihr saß das Fräulein Kellnerin, orangegelb, und Eva wagte nicht mehr aufzublicken, sie ergriff die Enden ihres langen Spitzenschleiers, die sie in ihren Armen niederzittern sah, und hielt sie fest, weil dieses Beben ihr Schwindel verursachte. Sie hatte schon lange keine Worte mehr unterschieden, da hob sich die Stimme des Sprechenden, oder senkte sich vielmehr tief und voll in die Brust hinab. Kein Mann — sagte er — soll sich erkühnen, den Beruf des Weibes in Worte zu kleiden oder in Grenzen einzuengen, so wenig als man einen Duft beschreibt oder mißt. Die Seele der edlen Frau quillt weit über die sichtbaren Marken ihres Wirkens hinaus, wie der Strom das ganze Thal und seine Blüthen feuchtet, das er durchschneidet, über das fein lebenath-

mender Hauch weht. Das Weib hat eine Macht, vor der sie selbst erstaunt, durch die sie sich geheiligt und verklärt fühlt, wie von einer überirdischen Offenbarung. Diese Macht, diese Harmonie ist die Schönheit ihres Herzens. Das hohe weibliche Weib unterscheidet, handelt, wirkt nicht durch ihr Wissen, sondern durch ihr Fühlen. Sie fühlt ihren Weg, sie erhebt, verschönt auch den dornenvollen Beruf durch den Abglanz der eignen inneren Vollendung. Die Schönheit der ächten Frau weicht nicht der ergrauenden Locke, nicht der erbleichenden Wange, aus dem schwer und viel geprüften Herzen, nein, jeder Splitter eines Diamanten birgt denselben Strahlenglanz des zerstörten edlen Gesteins, jedes Stückchen Magnet beherrscht die ihm untergeordneten Metalle nach denselben unumstößlichen Gesetzen.

Der Redner machte eine Pause, als wollte er auf den Spiegel seiner Phantasie neue Bilder herauf beschwören. Eva holte ein paar volle Athemzüge, ihr Blut stürzte wieder zum Herzen, sie richtete die Augen groß und fragend auf das regelmäßige Männerantlitz vor sich, das ihrem Blick mit dem dunklen, magnetischen, fast schmerzhaften Anschauen sieggewohnter Männer zurückgab.

Die Macht der Frau — fuhr der schöne Fritz leiser fort — ist eine unbegrenzte, nicht nur für Andere, sondern auch für sie selbst unerfaßlich und deßhalb so geheimnißvoll. Sie besitzt Eigenschaften, die sie vielleicht erst in der Mittagshöhe, vielleicht erst im Abendstrahl ihres Lebens sich entwickeln fühlt, sie liegt, wie die Rose von Jericho, jahrelang still und kraftlos da, es fällt ein Thautropfen, eine Thräne auf sie, und die Blätter entfalten sich, wachen auf und stehen wie ein Wunder in ganzer Lebensfülle da. Der Mann legt das sterile Erdreich des weiblichen Berufes vor ihre Füße und sie schafft einen Blumengarten daraus. Sie kann sich wenigstens einen Blumengarten daraus schaffen! — rief der Baron von Röhritz lauter und blickte über den versammelten Convent — und wehe ihr, wenn sie es versäumt, wenn sie das in ihrem Herzen wurzelnde Gefühl nicht zum Licht und zur Wahrheit empor streben läßt, wo seine Heimath ist! Wenn sie die Krone ihres Lebensbaumes von Stürmen der Leidenschaft durchwühlen läßt, wenn an den Wurzeln der Wurm des Neides, der Selbstsucht nagt, wenn um die Blüthen die Nachtfalter der Eitelkeit, der Gefallsucht ungestört flattern — dann wird die Frau das schwache Geschöpf, das nichts als die Kräfte ihrer enteilenden Jugend, ihres zarten Körpers der Welt entgegen stemmen kann, sie sinkt mit geknickten Schwingen auf das glanzlose Gewebe des Berufes nieder und schafft, was kaum hinreicht, die frierenden Glieder eines Bettlers zu erwärmen, sie, die Herrin und Hüterin des erhabensten Altars, der leuchtenden Opferflamme!

Der Eindruck dieser Worte war sehr verschieden im Kreise der hochgebornen

Schwesterschaft. Die Gedankenlosen gaben sich einer stupiden Rührung hin — die harten, praktischen Herzen fanden die Rede nicht allein unpassend, sondern auch boshaft; Frau Priorin allein schien neutral, denn sie hatte nichts verstanden und dachte an die Hottentotten; das hieroglyphische Antlitz der Äbtissin zeigte eine schwache Morgenröthe der Zufriedenheit; der Hauptmann sah zerstreut, der aufschwörende Landrath bis zur Lethargie ermüdet aus. Der Liebling der Hochwürdigen konnte kaum den Verdruß verbergen, an welchem freilich alle diese seine Zuhörer unschuldig waren, und die er nun auf einen Mißgriff in seiner so bewährten Kenntniß des Frauenherzens schieben durfte. Eva's Unbefangenheit war nicht die leichte Schutzwehr einer überfliegenden Schwärmerei, sondern die Hülle einer innern Reife und Sicherheit; seine trefflichen Effecte hatten sie einen Augenblick erschreckt, dann aber ihr Mißtrauen gegen die Absichtlichkeit seines Verfahrens wach gerufen. Leicht, nur zur Parade bewaffnet, war der junge Baron Röhritz mit phantastischen Courbetten hinausgeritten, aber als er sah, daß er auf diese Weise nicht blendete, warf er sein Steckenpferd in eine andre Gangart, und seine aristokratischen Züge durchfurchte ein spöttisches Lächeln.

Wenn ich, meine verehrte gnädige Capitularin, es übernahm, Sie in diesen Mauern Namens Ihrer Mitschwestern willkommen zu heißen, wie Ihnen ferner, der ehrwürdigen Sitte gemäß, Ihre neuen Pflichten vor die Augen zu führen — hob der Redner ganz im Ton einer gewöhnlichen Unterhaltung wieder an — so lag es nahe, daß ich mich bemühte, einige Blumen in den nonnenhaften und ernsten Kranz zu flechten, welchen man meinen ungeschickten Händen anvertraute. Es ist nicht das erste Mal, daß ich an dieser Stelle einem so ehrenvollen Auftrage mich unterziehe, und ich hoffe, Sie wie Ihre würdigen Vorgängerinnen werden den guten Willen für die That nehmen! Leider ist die Stunde, welche meinen Worten zugestanden wurde, beinahe verflossen, ohne daß ich hoffen darf, sie dürfte Ihnen als der erste Ton jener Seelenharmonie im Herzen lebendig bleiben, welcher Sie sich als Mitschwester und Conventualin einzuverleiben den entscheidenden Schritt gethan haben. Wie jedes Erdenband gleichsam in symbolischer Form sich um unsern äußeren Menschen legt, wie man Wiege und Grab, Brautkranz und Todtenkleid genügend findet, um innerhalb dieser todten Grenzlinien das ganze Reich des Erdenlebens zu erfassen, so wird auch hier zu dem unsichtbaren ein sichtbares Band um Sie geschlungen, ein Wahrzeichen Ihres Eintritts in den würdigen Orden Sanct Bernhardi! Die mütterlichen Hände der hochwürdigen Frau Äbtissin werden deßgleichen den Kranz der vergänglichen Blumen von Ihren Flechten nehmen, um Haupt und Herz in die Kanten des Stiftsschleiers einzuweben, der Sie fernerhin schützen und Ihre Würde bezeichnen wird. Erlauben Sie mir, Sie in die Ihnen geöffneten mütterlichen und schwesterlichen Arme zu führen, aus denen kein Sturm des Lebens Sie reißen mag,

in denen Sie durch Einigkeit stark, die Kälte und den Druck des Erdendaseins nie empfinden werden!

Der schöne Fritz neigte sich auf die Hand der Novize und führte sie vor die Hochwürdige, deren mütterliche Gefühle er kühn genug gewesen zu ahnen. Die Einkleidung erfolgte.

Die unerläßlichen Beglückwünschungen, werthlos gegeben und angenommen, und das Diner verlief ganz so ungestört und langweilig, als dies von jeher der Fall gewesen war. Unter dem Klange der Tischmusik zischelten diejenigen, welche keine taube Nachbarin hatten, und bei den Toasten wurde nichts von der üblichen Breite erlassen. Eva, mit der ernsten Haube, die so wunderbar zu ihren entschlossenen Augenbrauen paßte, die das Lächeln mit seiner kleinen schlecht verhehlten Bosheit so vortrefflich hob, bemühte sich, den Landrath in irgend eine Unterhaltung zu verflechten, bis sie endlich ihre Pflicht guter Nachbarschaft besser zu erfüllen glaubte, wenn sie ihn ganz der Sorge überließe, sein Restchen Seele mit dem sterblichen Ich durch Speise und Trank nach Kräften zusammen zu kitten. Ihr anderer Nachbar, Hauptmann von Röhritz, ward, nachdem er die Schüchternheit lang unterdrückter, wenig verstandener und doch dabei meist so braver Männer, überwunden hatte, ganz offen und vertraulich.

Ich weiß und wußte von jeher — sagte der Hauptmann — daß ich weit hinter den äußeren und inneren Gaben meines Bruders Fritz zurück bleibe; so lange ich denken, das heißt, unterscheiden und urtheilen kann, übte seine Ueberlegenheit eine unbedingte Herrschaft über mich und die ganze Familie aus. Glauben sie nicht, gnädiges Fräulein, er hätte seine Vorzüge jemals gemißbraucht, o nein, ich möchte Niemand rathen, mir mit einem Blick zu nahe zu treten, er empfindet das schneller als ich selbst. Meine arme liebe Frau hat er hoch gehalten wie eine Schwester, obgleich ja ihr bescheidenes Herz mich wählte, wo sie Männer von höchster Begabung finden konnte!

Also Sie sind verheirathet, Herr Hauptmann?

Ich war es! sagte der Hauptmann, und seine Lippen zitterten. Verzeihen Sie, mein Fräulein, der theuerste Gegenstand meiner Gedanken und Worte ist zugleich der schmerzlichste. Sie trug nur ein kurzes Jahr meinen Namen, dann ward sie vor der ganzen Welt, was sie mir immer war, ein lichter Engel. Ich begrub sie an ihrem zwanzigsten Geburtstag; Gott weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht Fritz mich und meine arme kleine Sara an sein Herz genommen hätte!

Ihr Töchterchen ist Ihnen gewiß ein großer Trost?

Ach Gott ja, und vorzüglich wenn ich sehe, wie sehr Fritz sie liebt. Glauben Sie wohl, daß er aus Sehnsucht nach dem Kinde oft einige Tage früher, als es sein Plan war, von einer Reise zurückgekehrt? Bei Tage nimmt ihn seine Oekonomie in Anspruch, aber gegen Abend kommt er zu

meiner Villa geritten und lehrt das Kind lesen, Musikstückchen spielen, Natur- und Weltgeschichte: fast Alles, was ihr kleines Gehirn so lebhaft beschäftigt, sind Fritzens Gedanken; Sara und ich wir haben täglich durch ihn ein Fest.

Es wurde Eva recht fröhlich und wohl zu Muthe bei den Worten des Hauptmanns; warme Herzen entzünden sich so gern zu lichten Flammen, wo ihnen eine fremde Güte begegnet, sie möchten den Dank allein zahlen für jede Freundlichkeit, welche einem Vereinsamten, einem Betrübten gezollt wird. Mit wahrer Pietät vermied sie sich selbst zu gestehen, daß der Hauptmann seine Charakterschwächen so treuherzig enthüllt hatte, ja sie selbst ganz in der Ordnung zu finden schien; sie sah nur die neidlose, hingebende Liebe seiner Handlungen, und malte sich sein stilles, geknicktes Leben romantisch genug aus. Der Kaffee wurde auf einer Terrasse genommen, die sich mit breiten Steinstufen bis zu dem Teich im Grunde des sanften Thales abdachte und sich mit einer Glasthür dem Speisesaal des Stiftes anschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Abschweifung, die uns allerdings weit über den Markt von Sokoto hinausgeführt hat, kehren wir wieder zu Barth zurück. Nach seinem Ausfluge hielt er sich noch bis zum 8. Mai in Wurno auf, und richtete dann, nach warmem Abschiede von Aliu, von dessen wohlwollender Gesinnung er viele Beweise erhalten hatte, seinen Weg südwestlich gegen Gando hin. Die Gegend war großentheils fruchtbar; die Regenzeit hatte begonnen und mit ihr der Feldbau; namentlich auch Indigopflanzungen waren zu sehen; Färberei ist eine Hauptbeschäftigung der Bewohner. Manche Striche waren allerdings verödet und durch Umwohner, die sich der Herrschaft der Fulbe noch nicht unterworfen hatten, unsicher gemacht.

Am 17. Mai erreichte B. Gando (12½ ° N. B., 4⅔ ° O. L.), die Residenz Chalilu's, des Vetters von Aliu, des Beherrschers des mit der Hauptstadt gleichnamigen Reiches, das sich westlich bis jenseit des Niger erstreckt. Die Stadt liegt tief, sie wird von Norden nach Süden von dem breiten, flachen Bette eines Stromes durchzogen, das, mit frischem Grase bekleidet, einen schönen Weidegrund bildete und auf beiden Seiten von einem dichten Rande reicher Pflanzenfülle umgeben war. Ueberhaupt ist der Pflanzenwuchs in Gando viel reicher als in Sokoto oder Wurno. „Die Regen-

menge ist nämlich in Gando überaus groß; sie nähert sich wahrscheinlich dem durchschnittlichen jährlichen Fall von 80 Zoll." Demnach wäre der atmosphärische Niederschlag in Gando mehr als dreimal so bedeutend als in Frankfurt (hier nach Kriegk, physisch-geogr. Beschreibung von Frankfurt a. M., S. 57, 25 Zoll 10 Linien, vielleicht auch etwas mehr). *)

Uebrigens ist Gando ein äußerst todter Platz. „Keine politische Regsamkeit, kein kriegerischer Geist, kein fröhliches Volksleben, und so auch, trotz der dazu günstigen Lage, keine Handelsthätigkeit; die Umgegend beständigen Verheerungen durch die eingeborenen Feinde der Fulbe ausgesetzt. Chalilu selbst, ohne alle Energie, von schlauen Günstlingen beherrscht, lebt in mönchischer Eingezogenheit und zeigt sich seinem Volke fast nie. Auch Barth wurde, trotz der Geschenke, die ihm doch sonst bei allen Fürsten Eingang verschafften, nicht zur Audienz zugelassen. Doch erlangte er von ihm erstens einen Freibrief für Engländer, die Chalilu's Gebiet betreten würden, und zweitens einen an alle Statthalter der westlichen Provinzen gerichteten Ferman, der seine eigene Reise sichern sollte. Letzterer schien hauptsächlich nöthig, denn B. sollte nun in bisher sehr wenig bekannte, noch von keinem Europäer betretene Gegenden kommen.

Am 4. Juni verließ B. Gando und wandte sich westlich nach dem Niger zu. Der erste Theil des Weges führte durch fruchtbares, sumpfiges, reich mit Reis bestelltes Land, über den von Wurno her kommenden Fluß, dessen Bette jetzt (denn in diesen westlicheren Gegenden hatte die Regenzeit kaum noch angefangen) fast trocken lag, und durch einen ungeheuren Wald, dessen Bäume in Blüthe standen und einen lieblichen Geruch rings umher verbreiteten; vorbei an einer wenige Tage zuvor von den Feinden zerstörten Stadt und an den Trümmern einer 1806 von den Fulbe bei der Eroberung des Landes verwüsteten; an Dörfern, deren Bewohner durch beständiges Trommelschlagen ihren kriegerischen Muth zu beleben suchten; an einer Stadt, deren Thor kürzlich wegen der nahen Kriegsgefahr zugemauert worden war, so daß nur ein enges Pförtchen offen gelassen war, zu dem man auf einer über den Graben gelegten Zugbrücke gelangen konnte. Durch den erwähnten Wald, der damals als sehr unsicher galt, reiste B. in Begleitung und unter dem Schutze eines Trupps Tuareg. Ihr Ziel war das Salzthal Fogha. Dieses Thal ist nach S. W. gerichtet, etwa 1500 Schritte breit, die Ränder waren mit Palmen geschmückt, der Boden mit hohem, frischem Grase bewachsen und an einzelnen Stellen von Wasserlachen eingenommen. In ihm sind mehrere „Salzweiler", erbaut auf großen fast regelmäßig viereckigen

*) An einer spätern Stelle schätzt B. die jährliche Regenmenge von Gando noch höher, „vielleicht sogar auf 100 Zoll." Die Einwohner rechnen jährlich im Durchschnitt 92 Regentage. Frankfurt hat, nach Kriegk S. 61, zusammen 172 Regen- und Schneetage, also weit mehr; dafür sind aber dort in Gando die einzelnen Regenfälle weit stärker.

Schutthaufen von etwa 30 Fuß Höhe, „ähnlich wie die alten Städte Assyriens." Der Schutt ist von dem seines Salzgehalts beraubten Boden des Thales genommen. Das Salz wird hier auf folgende Weise bereitet. Das Erdreich wird in große, aus Stroh und Rohr verfertigte Trichter gethan, hierauf wird Wasser durch die so gefüllten Behälter geseiht und die heraussickernde Flüssigkeit in untergestellten Gefäßen aufgefangen und dann gekocht; das am Boden sitzende Salz formt man zu einem kleinen Brote. Das Salz von Fogha ist graugelb, zum Kochen wohlgeeignet, besser als das bittere Salz von Bilma.

Das Thal Fogha ist außerdem dadurch merkwürdig, daß es eine Grenze bildet; zwar nicht eine politische (denn die Gegend zu beiden Seiten ist dem Sultan von Gando unterworfen), aber eine Volks- und Sprachgrenze: bis hierhin westlich gehen die Wohnsitze des Haussavolkes; hier kommt man zu den Sonrhay, deren Stämme bis nach Timbuktu hin wohnen. Natürlich wohnen beiderseits auch Fulbe, die Herren des Landes.

Die Sonrhay sind Neger, dunkler als die Haussa-Völker, nicht so heiterer Gemüthsart wie diese, namentlich gegen Fremde ungastlich; die meisten sind Muhamedaner. Während die Wohnungen in Haussa meist aus Thon bestehen, haben die Sonrhay größtentheils Rohrhütten. Ueber die Geschichte dieses Volks erhalten wir von B., namentlich nach einem von ihm in Gando benutzten Buche eines einheimischen Gelehrten, Nachrichten, die zeigen, daß es nicht richtig ist, wenn man von den Negervölkern behaupten will, „sie hätten keine Geschichte."

Einst bestand ein großes Sonrhay-Reich; bereits am Anfang des elften Jahrhunderts nahmen seine Beherrscher, einem ausländischen, vielleicht koptischen Stamme angehörig, den Islam an, den sie wahrscheinlich von Aegypten her, mit welchem Lande eine uralte Verbindung stattgefunden zu haben scheint, kennen lernten. Den höchsten Gipfel der Macht erreichte die Sonrhay-Herrschaft unter Hadj Mohammed Askia (1492—1529), dem Gründer einer neuen, einheimischen Dynastie. Er dehnte nicht nur seine Eroberungen vom Mittelpunkte Haussa's an bis fast zu den Grenzen des atlantischen Meeres, vom 12 ° bis zum 28 ° N. B. aus, sondern regierte auch die unterworfenen Völker mit Gerechtigkeit und Billigkeit und rief aller Orten innerhalb der Grenzen seines weiten Gebietes Fülle und Wohlhabenheit hervor, so wie auch solche Einrichtungen muhamedanischer Bildung, wie er sie für seine Unterthanen nützlich erachtete. „Er war vielleicht der größte Regent, der je über das Negerland herrschte, und gibt uns ein Beispiel des höchsten Grades von Entwickelung, deren die schwarze Race fähig ist." — 1495—1498 machte er, begleitet von den ausgezeichnetsten Männern aller ihm unterworfenen Stämme und von 1500 Bewaffneten, eine Pilgerfahrt nach Mekka, wo er von dem Scherifen feierlich als Chalif in Sonrhay eingesetzt wurde. Um

1590 begann Mulai Hamed von Marokko Krieg, zu dem ihm der Wunsch nach dem Besitze von Salzminen in der Wüste den Vorwand gab; er schickte 3600 Musketiere gegen die der Behandlung der Feuerwaffen unkundigen Sonrhay, machte so der Dynastie der Askia ein Ende und eroberte das Reich. Später fiel ein Theil desselben, der an der linken Seite des mittleren Niger gelegene, mit der alten Hauptstadt Gogo, an die Tuareg, die Gegenden weiter unterhalb und oberhalb am Niger an die Fulbereiche von Gando und Massina, und nur jenseit des mittleren Niger haben noch einige Sonrhay-stämme ihre Unabhängigkeit bewahrt. Die von den Fulbe beherrschten Sonrhay beugen sich diesem Joche nur mit Unmuth und tragen nicht wenig dazu bei, die Stellung des Sultans von Gando zu gefährden.

Am 20. Juni stand Barth am östlichen Ufer des **Niger**, der Stadt **Ssai** gegenüber (13 ° N. B, 2½ ° O. L.). „So war endlich der berühmte Strom erreicht, der den Europäern seit der Eröffnung der afrikanischen Geographie mystisch vor Augen und Sinnen schwebende Niger. Ruhig glitt er von N. N. O. nach S. S. W. dahin, mit einer mäßigen Bewegung von ungefähr drei (engl.) Meilen in der Stunde; seine Breite betrug hier nur etwa 1000 Schritt. Er ist von felsigem Ufer eingeschlossen, das im Allgemeinen eine Höhe von 20—30 Fuß hat; aber der Strom selbst war ungebrochen, einen einzigen kleinen Felsen ausgenommen, der beinahe in der Mitte des Flusses gegenwärtig 12—15 Fuß über die Oberfläche des Wassers emporragte."

Die Ueberfahrt geschah auf 40 Fuß langen, 4—5 Fuß breiten Booten, die aus je zwei ausgehöhlten, in der Mitte zusammengebundenen Baumstämmen bestanden.

An dieser Stelle des Flusses waren vor B. erst zwei Europäer gewesen, **Mungo Park** und sein Begleiter Martin (1806); sie wurden weiter unterhalb, bei Bussa (10 ° N. B.), erschlagen, und Park's letzte Tagebücher sind verloren; so war denn eine große Strecke des gewaltigen Stromes uns bis auf Barth noch unerforschtes Gebiet geblieben; denn der obere Lauf bis Timbuktu war durch Mungo Park (1795—96, 1805) und **Caille** (1828), der untere von Yauri an (11 ° N. B.) bis an das Meer, namentlich durch die Brüder **Lander** (1830—32) einigermaßen bekannt geworden.

Die Stadt **Ssai**, wahrscheinlich ziemlich neuen Ursprungs, liegt niedrig, ungesund, ist Ueberschwemmungen und Fiebern ausgesetzt; fast alle Behausungen bestehen, nach Sonrhay-Weise, aus Mattenwerk und Rohr; die Umgegend ist baumlos, unfruchtbar, wenig angebaut. „Immerhin ist Ssai für die Europäer der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flußlandschaft, wenn es ihnen einmal gelingt, die Flußschnellen zu passiren, welche den Niger oberhalb Rabba (9 ° N. B.) hemmen, und so dieses schöne offene Wasserbecken, die große Verkehrsstraße vom westlichen Central-Afrika, zu erreichen." B. selbst wählte übrigens jetzt nicht die Wasserstraße, sondern den näheren

Landweg, der ihn etwa 20 Meilen südlich von Timbuktu, bei Ssarayamo, an einen Nigerarm brachte. Der Weg von Ssai nach Ssarayamo ist etwa 100 Meilen lang; er geht in nordwestlicher Richtung; B. legte ihn vom 24. Juni bis 27. August zurück. Das Land, durch welches er führte, ist durchaus nicht einförmig: bald sumpfige Niederungen, dann wieder felsige Wildniß (rother Sandstein), Hügelland (Granit, Gneiß, Grünstein); einmal wurde auch ein etwa 5 Meilen breites Gebirge mit steilen, grotesken, oft burgähnlichen Trachytbergen durchschritten. Zahlreiche Bäche, damals, in der Regenzeit, hoch angeschwollen und den Uebergang erschwerend, fließen nordöstlich dem Niger zu. Die Fruchtbarkeit ist im Allgemeinen nicht groß; doch könnte mehr aus dem Boden gewonnen werden ohne den unsichern politischen Zustand, in dem sich fast diese ganze Gegend befindet. Da wohnen von Alters her einheimische Negervölker, Sonrhay und andere, großentheils den Fulbe unterworfen, aber begierig, dieses Joch abzuschütteln, zum Theil noch frei und in beständigem Kriegszustand mit den vordringenden Eroberern; dann diese, die Fulbe, meist in größeren Ansiedelungen beisammen; endlich Tuareg, die, in neuerer Zeit von Norden her über den Strom in diese Gegend eingedrungen, immer weiter vorzuschreiten streben.

Trotz diesem Gemische einander feindlich gesinnter Völker ist doch der Verkehr ziemlich lebhaft. Ein hauptsächlicher Platz, an welchem Händler aus verschiedenen Gegenden zusammentreffen, um ihre Waaren auszutauschen, ist Dore, im äußersten Westen des Reiches Gando (14 ° N. B., 0 ° O. L.): Araber aus der nördlichen Wüste bringen Salz, Sonrhay von Gogo Korn und Butter, Leute von Wangara, weit im Westen, Muscheln und Kolanüsse (die etwa 1—2 Zoll im Durchmesser haltenden öligen Früchte von Sterculia macrocarpa), Leute von Mossi im Süden Baumwollenstreifen, Esel und Kupfer.

Eine Schwierigkeit erwuchs unserm Reisenden in dieser Gegend aus seiner geringen Kenntniß der Sonrhay-Sprache. Kurz vor Dore traf er mit einem aus Walata, westlich von Timbuktu, gebürtigen, jetzt in Timbuktu ansässigen Araber zusammen, und er nahm diesen als eine Art Führer an. Während ihm aber durch diese Verbindung die Reise einerseits erleichtert wurde, war er andrerseits, der Leitung des schlauen Arabers hingegeben, viel beschränkter als früher und brauchte zu diesem Wege weit mehr Zeit und Geldeswerth, als eigentlich nöthig gewesen wäre.

Einmal rettete ihn die Sorge des Walaters allerdings aus einer großen Gefahr. Es war westlich von Dore, in einer von den Fulbe nicht unterworfenen Gegend. Die Reisenden drangen, um durch ein Gewässer eine Furt zu suchen, in einen Wald vor. „Plötzlich", erzählt B., „sahen wir zwei Männer vor uns, die ein Paar Esel weideten; obgleich wir ihnen Zeichen gaben, daß wir keine Feinde seien, wollten sie es doch nicht glauben, sondern

schlugen an ihre Schilde und riefen kreischend ihre Gefährten zusammen. Diese stürzten dann plötzlich von allen Seiten hinter den Büschen hervor und umzingelten uns in einem Augenblick; es waren 150 — 200 Menschen, alle schlank gewachsen, und in ihrer Halbnacktheit von wildem Aussehen. Sie trugen weiter nichts als ein armseliges, zerlumptes Tuch um ihre Hüften, und einen anderen, noch ärmlicheren Lappen um den Kopf; ein Jeder war mit ein Paar Speeren und einem zerfetzten Schilde aus dem Felle von Leucorix (Antilopenart) bewaffnet. Sie schwenkten ihre Waffen mit kriegerischen Geberden über den Köpfen. Es schien sich eine ernsthafte Angelegenheit entwickeln zu wollen. Hierbei war nun das Geleite meines Walaters jedenfalls von Nutzen; denn als ich, von diesen kriegerischen Gestalten umdrängt, mein Gewehr anlegte, bat mich dieser schlaue Gefährte, ruhig gerade auf die Leute loszureiten. Während ich dies nun that, gab er den Eingeborenen durch Schreien zu verstehen, daß ich ein Scherif sei und ein Freund des Scheichs El Bakay, welchem ich eine Anzahl Bücher aus dem Orient brächte. In Folge dessen ließen sie plötzlich ihre Speere sinken und umdrängten mich mit den dringendsten Bitten, ihnen meinen Segen zu verleihen. Die Umstände, in denen ich mich befand, zwangen mich, ihren Wunsch zu erfüllen, aber es war keineswegs eine angenehme Sache, meine Hand auf alle diese schmutzigen Köpfe zu legen."

Hier zum ersten Male führte also Barth die Rolle eines muhamedanischen Arabers durch. Wenige Tage darauf betraten die Reisenden das Gebiet des westlichen Fulbereiches Massina. Die Fulbe von Massina sind weit unduldsamer als die von Sokoto und Gando; es ist schon oben angeführt, welche Beschränkungen der Herrscher dieses Reiches von seinen Vettern Aliu und Chalilu verlangte; er verbot außerdem seinen Unterthanen das Rauchen und bestimmte die Kleidertracht genauer; er würde nie einem Christen erlaubt haben, sein Gebiet zu betreten. So trat B. denn auch hier als Scherif auf. Der Glaube der Eingeborenen hatte ihn schon früher öfters zu einem solchen gemacht, ja viele hielten ihn „für den ihnen aus Osten verheißenen Mehedi" (Propheten, oder gar Messias, Erlöser aus aller irdischen Noth). Er ging übrigens nie so weit, etwas zu thun, was er seinen Ansichten nach als Christ nicht auch hätte thun dürfen, und legte diese Maske ganz ab, sobald er sich nach seiner Ankunft in Timbuktu unter dem Schutze eines angesehenen, duldsamen Muhamedaners befand. (Vgl. Museum 1857 Nr. 27.) Gar manchmal wurde doch auch an der Wahrheit seines angenommenen Charakters gezweifelt.

Am 18. August kam Barth bei Bambara (16° N. B., $2^1/_2$° W. L.) in das unmittelbare Gebiet des Niger. Diese Stadt liegt an einem Arme oder vielmehr todten Hinterwasser des Flusses. Es enthielt damals wenig Wasser (die Regenzeit hatte hier kaum noch angefangen), sollte sich aber etwa 20 Tage später wieder füllen, so daß von da an 4 — 5 Monate lang direkte Wasserverbindung mit Timbuktu hergestellt sein würde. In der Zeit des

großen Wassers wird dann Korn, das bei Bambara in großer Menge gezogen wird, in jene Wüstenstadt verführt. Einige Tage nach B's. Ankunft in Bambara kamen die Einwohner des Städtchens, vom Emir angeführt, in festlichem Aufzuge zu ihm und beanspruchten seine Vermittelung für sie um einen guten Regenfall. „Diesmal", erzählt B., „gelang es mir, ihren Bitten um ein direktes Gebet auszuweichen, indem ich sie mit dem Ausdruck meiner warmen Hoffnung befriedigte, der Allmächtige werde sich ihrer erbarmen. Aber ich war so begünstigt, daß wirklich am Abend ein mäßiger Regen fiel, der dem dürren Boden unendlich gut that."

Der Marktverkehr in Bambara war zu jener Jahreszeit etwas ärmlich; außer Salz, Milch und Reis war wenig zu haben. Die gangbare Münze besteht in Baumwollenstreifen; nur beim Kauf von Milch werden Muscheln angenommen. Alles, was auf dem Markte verkauft wird, wird von einem „Marktvogt" nachgemessen und genauer Untersuchung unterworfen.

Bei der Weiterreise zeigte sich von einem Sandrücken aus zur Linken ein ausgedehntes Wasserbecken, dessen Oberfläche vom Winde bewegt und dessen Rand von hohem Rohr umgürtet war; es war der See Nyengai; er steht wenigstens während der Zeit des hohen Wasserstandes mit dem Niger in schiffbarer Verbindung. Nun gings durch welliges, in großer Fülle mit dem oben besprochenen Ssiwakstrauche bewachsenes Land, über sumpfige Wiesengründe, über Sanddünen, an Wasserarmen vorbei (27. August) nach Ssarayamo (16½ ° N. B.), dem Orte, wo die Landreise vorerst ein Ende hatte. (Fortsetzung folgt.)

Eine neue Theorie der Erdbeben und Vulkane.

Erwiderung von Dr. Volger.

Wenn allgemein- schönwissenschaftliche Zeitschriften von fachwissenschaftlichen Erörterungen ihren Lesern Kenntniß geben wollen, so kann dies auf ersprießliche Weise in verschiedenen Formen geschehen. Sehr unersprießlich möchte aber diejenige Form erscheinen, welche in Bezug auf obgenannten Gegenstand im Frankfurter Museum vom 12. d. M. gewählt worden ist, indem dort unter gleicher Ueberschrift die Aussprüche eines Parteigängers, mitten aus dem Zusammenhange gerissen, ohne Angabe von Gründen und unter dem Scheine der Zustimmung aufgenommen, die vorhergegangenen entgegengesetzten Besprechungen vernachlässigt und zugleich die bereits erfolgten Zurückweisungen gänzlich verschwiegen werden *). Nur der lebhafte Wunsch ehrenwerther Männer aus dem Kreise meiner Freunde und Zuhörer und die von denselben hervorgehobenen Rücksichten auf meine Stellung als öffentlicher Lehrer meiner Wissenschaft hieselbst bestimmen mich zu folgender thatsächlichen Erwiderung.

*) Wir benutzten die eingesandten Nummern des Berggeistes Nr. 6 und 8 zu einer, wie wir glaubten, interessanten Notiz; wollten aber damit keine Zustimmung unsererseits für die Angriffe des Herrn Dr. Nauck gegen Dr. Mohr geben. Die Nr. 18 und 20 des Berggeistes lagen uns leider nicht vor, als wir jene Notiz beibrachten. Uebrigens hoffen wir, einen befreundeten unparteiischen Geologen zu veranlassen, sich über die für jeden Gebildeten interessante Streitfrage in unserem Blatte auszusprechen. Die Red.

Von einem Zeugen meiner wissenschaftlichen Kämpfe auf den Naturforscher-Versammlungen zu Bonn (1857) und Karlsruhe (1858), dem als Chemiker und Physiker in der höchsten Achtung aller Welt stehenden Medizinalrathe Dr. *Mohr* zu Koblenz, erschien am 1. und 2. December 1858 im Feuilleton der Kölnischen Zeitung über mein im vorigen Jahre vollendetes Werk: „Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz“ eine Besprechung, welche allerdings meine bescheidenen Leistungen weit überschätzte und mich dadurch wahrhaft beschämen mußte. Dieselbe hatte nach des Verfassers eigner brieflicher Mittheilung an mich die Absicht, wissenschaftliche Erörterungen des Gegenstandes hervorzurufen und ist zu diesem Zwecke in Separatabdrücken den namhaftesten wissenschaftlichen Fachgenossen und Autoritäten vom Verfasser mitgetheilt worden. Mir konnte eine solche Anregung nur willkommen sein; denn ich habe genügende Beweise geliefert, daß ich wissenschaftliche Erörterungen nicht scheue, so schwierig es auch erscheinen mag, abweichende Anschauungen geltend zu machen gegenüber einem geschlossenen Lehrsysteme, welches mehr von *Autoritäten* als von wissenschaftlichen Gründen *gehalten* wird. Da meine Untersuchungen mir den gewiß nicht sehr beneidenswerthen Stand bereitet haben, von den Ergebnissen der Untersuchungen Alexanders v. Humboldt in manchen Stücken abweichen zu müssen *), und dieser Umstand von Herrn Medizinalrath *Mohr* hervorgehoben war, so glaubte der Lehrer *Nauck* zu Crefeld, welcher mitbetheiligt ist an der Herausgabe eines Werkes, auf dessen Umschlage Humboldts Holzschnitt prangt und welches das Bedürfniß gefühlt hat, mit einem jener jetzt wie es scheint unerläßlichen Briefe Alexanders von Humboldt vom Verleger empfohlen zu werden, sich an mir die Sporen verdienen zu sollen, indem er für Humboldt in die Schranken trat. Sein unberufener Eifer machte ihn dabei in der zweifellosen Ueberzeugung, daß ein angeblicher Gegner Alexanders v. Humboldt vogelfrei sein müsse, so blind, daß er sich gar nicht erst bemühte, sich nach meinen wissenschaftlichen Werken umzuschauen, sondern ohne Weiteres in vollständiger Verwechslung dessen, was etwa ich und was Andere geschrieben haben, mich über Dinge angriff, die nie in meinem Kopfe entstanden und nie aus meiner Feder geflossen sind. Die verantwortliche Redaktion des Feuilletons der Kölnischen Zeitung hat sich vorsichtiger Weise durch die Aufnahme dieses unverantwortlichen Aktenstückes nicht blamiren wollen. Dagegen in dem von einer anderen Buchhandlung in der gleichen Stadt herausgegebenen „Berggeist“ fand dasselbe, wie es scheint um so willkommnere Aufnahme und ward mir durch Zusendung der Nummern 6 und 8 von Seiten der Redaktion am 14. Februar d. J. bekannt. Vom gleichen Tage datirt meine *Erwiderung*, welche in Nr. 18 und 20 des „Berggeist“ abgedruckt ist und aus welcher unwiderleglich hervorgeht, daß Herr *Nauck* meine Arbeiten selbst gar nicht gekannt, eine Menge von Aeußerungen dagegen, welche gar nicht von mir herrühren, aus sehr getrübten Quellen mißverständlich entnommen und *auf diese untergeschobenen Wechselbälge hin* die Früchte meiner wissenschaftlichen Bestrebungen in leichtfertigster Weise geschmückt hat. Ein derartiges Verfahren mag allerdings fast unglaublich erscheinen — aber durch Vergleichung von Nr. 6 und 8 und Nr. 18 und 20 des „Berggeist“ kann sich Jeder Punkt für Punkt davon überzeugen. In unserer Zeit geschehen eben nicht blos in

*) Meine Hochachtung Humboldts gründet sich nicht auf abergläubisches Verehren, sondern auf die Kenntniß seiner wissenschaftlichen Leistungen, welche der großen Mehrzahl seiner unbedingten „Verehrer“ leider völlig abgeht. Ich habe dem nun neunzigjährigen Gelehrten, der schon so lange sich nach *Ruhe* sehnt, jene Hochachtung stets dadurch bewiesen, daß ich ihn noch nie durch Zudringlichkeit belästigt, insbesondere mir noch nie einen Empfehlungsbrief von ihm erpreßt habe, wie uns solche alljährlich so zahlreich in den Zeitungen zum Beweise des wahren Werthes ihrer Empfänger veröffentlicht werden. Aber ich habe auch nie *Humboldt* oder *seine* Schriften zum Gegenstande wissenschaftlicher *Angriffe* gewählt. Mit vielen anstandliebenden Männern theile ich dabei den Ekel über die schmähliche und schamlose Ausbeutung des Humboldt'schen Namens abseiten der Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit, und so will ich denn auch hier erinnern an Goethe's tiefgefühlten Ausspruch: *Es ist etwas Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen etwas zu Gute thun.* V.

Frankreich in reinster Friedensliebe und Uneigennützigkeit unglaubliche Dinge. So hätte ich auch nie geglaubt, daß Jemand jene Nauck'schen Auslassungen aus Nr. 6 und 8 des „Berggeist", acht Tage, nachdem bereits meine Antwort im „Berggeist" jedem Leser dieses Blattes zugekommen sein mußte, unter Verschweigung der letzteren würde im Frankfurter Museum abdrucken lassen — aber auch dieses Unglaubliche ist geschehen und möge durch diese Darlegung des Sachverhaltes der Beurtheilung des Publikums anheimgestellt sein.

Goethes Promotion.

In Nro. 7 des „Frankfurter Museums" wird Lewes' Behauptung, Goethe habe den Doctorgrad besessen, aus dem Grunde bezweifelt, weil er in dem hiesigen Staatskalender von 1778 in der Reihe der Advokaten nur als Licentiat eingetragen sei und weil Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung" sage, daß er die von ihm in Straßburg geschriebene Dissertation auf Anrathen des Deans der Facultät unterdrückt habe, während von einer anderen späteren Dissertation nichts bekannt sei und doch nur eine solche in damaliger Zeit zum Doctorgrad qualificirt habe.

Die Richtigkeit dieses letzteren Arguments dürfte sich schwerlich nachweisen lassen; im Gegentheil hat bei manchen Facultäten auch schon in älteren Zeiten das sogenannte examen rigorosum, verbunden mit öffentlicher Vertheidigung gedruckter Thesen (Disputation) genügt. (Vergl. C. Meiners: Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten, Bd. I. S. 355) Daß Goethe solche Thesen zum Zwecke der Erlangung des Doctorgrades wirklich vertheidigt hat, stehet außer Zweifel. Ich habe einen Originalabdruck dieser Thesen, welche Lewes im Anhange seines Buches wiedergibt, in Händen gehabt. Der Titel der in kl. 4. erschienenen 56 Sätze lautet:

Positiones juris
quas auspice deo inclyti jure consultorum ordinis consensu
pro licentia
Summos in utroque jure honores rite consequendi in alma Argentinensi
die VI. Augusti MDCCLXXI
h. l. q. c.
publice defendet
Joannes Wolfgang Goethe
Moeno-Francofurtensis.

Argentorati
ex officina Henrici Heitzii, Universit. Typographi.

Hier sagt also Goethe selbst, daß er mit Genehmigung der Facultät pro licentia summos in utroque jure honores consequendi disputiren werde. Das examen rigorosum, wenn es erforderlich war, mußte der Zulassung zur Disputation vorausgehen, und ebenso mußte die Genehmigung schon erfolgt sein, ehe die Thesen gedruckt und der Tag des feierlichen Actes bestimmt sein konnte. Summos in utroque jure honores gewährt nur der wirkliche Doctorgrad, niemals die bloße licentia practicandi. Es könnte hiernach allein noch zweifelhaft bleiben, ob die stattgehabte Disputation der Facultät auch wirklich so weit genügt habe, um daraufhin dem Disputanten summos in jure honores zu ertheilen. Allein bekanntlich wurden schon in älteren Zeiten solche öffentlichen Disputationen nur als eine leere Förmlichkeit angesehen, welche den eigentlichen Bedingungen der Promotion als gelehrte Schlußcomödie zu folgen pflegte. Ich kann mir deßhalb nicht denken, daß der Erfolg

der Goethe'schen Disputation, wobei Freund Lerse den höchst einfachen und unbestreitbaren Thesen zum Scheine opponirte, einen wesentlichen Einfluß auf die Promotion gehabt haben sollte. In der That ist auch über einen unglücklichen Ausgang des Actes nichts bekannt geworden. Die Bedenken, welche in dieser Beziehung aus einem unbatirten, angeblich von Goethe an Salzmann geschriebenen Briefe hergeleitet werden wollen, scheinen mir nicht erheblich genug, um mich glauben zu lassen, daß ohne Berechtigung nicht nur der strenge und förmliche Vater dem Sohne den Doctortitel stets beigelegt, sondern auch Goethe selbst sich dessen öffentlich bedient habe. In den „Ordentlichen wochentlichen Frankfurter Frag- und Anzeige-Nachrichten" vom 10. Juni 1774 unterzeichnet er eine von ihm erlassene Zahlungsaufforderung an die Schuldner der Budde'schen Erben: „**J. W. Goethe Dr. und Adv. ord. dahier.**" Auch ist zur Genüge bekannt, daß der junge Dichter schon während seines Aufenthaltes in Wetzlar und später hier in Frankfurt allgemein und ohne Widerspruch von seiner Seite Doctor titulirt worden ist. Auf einer Silhouette desselben liest man von gleichzeitiger Hand: „Dr. Goethe in Frankfurt 1775."

Was schließlich den Staatskalender betrifft, so ist dieser nicht entscheidend, weil in demselben von 1790 an Goethe als J. U. D. unter den Advocaten aufgeführt wird, was wohl eben so wenig wie die schon seit 1785 hinzugefügte Bezeichnung „Freiherr" ohne seine Mitwirkung geschehen sein dürfte. Ph. F. G.

Unterhaltungen.

— **Bibliographische Notiz aus Amerika.** Welchen ungemeinen Aufschwung die Literatur in allen ihren Zweigen in den Vereinigten Staaten genommen, davon mögen die folgenden Angaben das beste Zeugniß geben. Die ersten Druckereien entstanden 1638 in Cambridge (Massachusetts), 1674 in Boston, 1686 in Philadelphia und 1693 in New-York. Etwa hundert Jahre später, 1776, waren gegen 40, 1810 schon 375, 1828 gegen 900, 1840 gegen 1800 und 1850 wohl 4000 Druckereien vorhanden, die ein Heer von wenigstens 20,000 Setzern, Druckern ꝛc. beschäftigten. In diese Zahl sind indessen nur solche Anstalten gerechnet, welche die Herausgabe von Büchern und Zeitungen vermitteln, während es noch eine Masse von sogenannten „Job offices" gibt, welche Plakate und kleinere Drucksachen besorgen. Den ungeheuren Papierbedarf decken 750 Papier-Mühlen mit 2000 Maschinen, und einer Produktion von jährlich 270 Millionen Pfund, die, wenn man das Pfund Papier zu zehn Cents annimmt, ein Kapital von 27 Millionen Dollars repräsentiren. Im Jahre 1853 existirten 355 Verlagshandlungen in den Vereinigten Staaten; heute mehr als 400. Drei Viertheile davon sind in New-York, Philadelphia, Baltimore und Boston, die übrigen in Cincinnati, Charleston, New-Orleans, Buffalo, Auburn, Albany, Louisville, Chicago, St. Louis und Hartford. Mehr als 3000 Buchhändler besorgen den Verkauf, die 6—7000 Händler nicht gerechnet, die in ihren „Country stores" den Buchhandel als Nebengeschäft betreiben. Wie bedeutend einzelne Geschäfte sind, davon mögen die Harper's in New-York ein Beispiel geben, deren Gebäude einen ungeheuren Flächenraum bedeckt, und das einen Werth von 270,000 pr. Thlr. repräsentirt. Diese Verleger verkaufen jährlich gegen 2 Millionen Bände und beschäftigen mehr als 600 Personen. J. B. Lippincott und Comp. in Philadelphia druckten in der ersten Hälfte des Jahres 1855 gegen 10,000 Octav-Seiten verschiedener gangbarer Bücher und veranstalten von diesen von 2 bis zu 15 starke Auflagen. Sie besitzen die Stereotyp-Platten von mehr als 200 Bänden und verkaufen jährlich gegen 50,000 Bibeln und Gebetbücher. Im Jahre 1853 schätzte man ihr jährliches Geschäft auf 2 Millionen Dollars. Ein einziges Haus in

Boston verkaufte in sehr kurzer Zeit 26,000 Exemplare von Henry Ward Beecher's Vorlesungen, in einem Jahre 46,000 Exemplare von „Shady Side", in 9 Monaten 15,000 Exemplare von Child's Leben Hopper's, in 2 Monaten 40,000 Exemplare des Lamplighter und in Allem ca. 295,000 Exemplare von Uncle Tom's Cabin. A. S. Carnes und Comp. in New-York verkauften 1853 gegen 800,000 Bände von meist Schulbüchern, und ein anderes Haus in derselben Stadt seit 1850 mehr als 300,000 Bände von Cooper's Romanen. In fünf Jahren wurden in den Vereinigten Staaten 80,000 Bände der „Modern British Essayist's", 60,000 Bände von Macauley's Miscellanies, 50,000 Bände von Murray's Encyclopaedia of Geography, 10,000 von McCulloch's Commercial Dictionary verkauft Dicken's Schriften wurden in Millionen Exemplaren und von seinem „Bleak House" allein 250,000 Copien in Büchern, Magazinen und Zeitungen verkauft. Ebenso wurden von Bulwer's Jane Eyre 100,000 Exemplare abgesetzt. Man berechnet den Buchhandel im Jahre 1856 auf 16 Millionen Dollars, die sich auf 12 Millionen Bände, 3 Millionen Nummern von Magazinen und 300 Millionen Zeitungen vertheilen. Im Jahre 1776 gab es 341, 1801 200, 1810 359, 1828 852 Zeitungen mit 68,117,796 Copien, 1830 1000, 1840 1631 mit 195,838,673 Copien, 1850 2800 mit 426,409,978 Copien und im Augenblicke mögen wohl 4000 Zeitungen bestehen. Der New-York Herald verbrauchte 1857 täglich 70,000 Copien, The Times 42,000, The Tribune 29,000, The Sun 50,000. Im Jahre 1856 verkaufte der Herald in seinen verschiedenen täglichen und wöchentlichen Ausgaben 100,000 Copien, The Times 89,000, The Tribune 214,000, The Public Ledger in Philadelphia 65,000 Copien. Im Jahre 1849 gab es nach Jewett's Bericht in den Vereinigten Staaten 10,199 öffentliche Bibliotheken mit 3,753,964 Bänden, 1853 schon 15,615 mit 4,636,411 Bänden. Wir entnehmen diese interessanten Details dem vor Kurzem erschienenen vortrefflichen Werke Nikolas Trübner's (Bibliographical Guide to American Literature. London, Trübner und Comp. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859), das wir Jedem, der nähere Studien der amerikanischen Literärgeschichte machen will, auf das allerwärmste empfehlen, da es neben einem vorausgeschickten Leitfaden einen vollständigen Katalog der amerikanischen Schriftsteller und ihrer Werke gibt. Mögen die Data des Buches dazu beitragen, die häufig so verschrobenen und lächerlichen Ansichten über amerikanische Geistesbildung auf das Rechte zurückzuführen und lehren, daß man ein Volk, welches jährlich 16 Millionen Dollars für seine Lektüre und Bildung verausgabt, das neben heimischen Schriftstellern, wie Benj. Franklin, Wash. Irwing, Bancroft, Prescott, Cooper, Bryant, Longfellow, Dana, Noah Webster, Schoolcraft, John und John Quincy Adams, Edgar Poe, H. Clay, Emerson, Everet rc. die Namen der brittischen Dichter und Schriftsteller hoch verehrt und ihre Werke liest, nicht geringschätzig über die Achsel ansehen soll, wenn von einer geistigen Bildung die Rede ist.

— **Jean Journet.** Edward Copping bespricht in seinen Pariser Bildern (deutsch, Berlin, Julius Springer 1859) das Leben und Wirken des obengenannten Schülers und Anhängers Fourier's in interessanter Weise. Jean Journet wurde am 24. Juni 1799 zu Carcassonne in Languedoc (Aude) geboren. Er zeigte anfänglich wenig Fähigkeit, kam 1817 nach Paris, um die Apothekerkunst zu erlernen, trat in die Verbindung der Carbonaris ein, nahm an dem spanischen Aufstande Theil, wurde gefangen, nach Perpignan gebracht und 2 Jahre in die düsteren Kerker des Castillets gesperrt. Frei geworden, kehrte er nach Frankreich zurück, verheirathete sich und gründete in Limoux in der Nähe seines Geburtsortes eine kleine Apotheke. Nach 7 Jahren trat er als Theilhaber in ein Manufakturgeschäft seiner Brüder und lebte glücklich, bis er Charles Fourier's Bücher kennen lernte und plötzlich alle Schranken brach, um als Apostel der socialen Lehre seine Landsleute zu bekehren. Nachdem er in der Errichtung einer Muster-Meierei nach neuem System in der Gegend von Toulouse unglücklich war, trat er sein Wanderleben von Stadt zu Stadt an und verbreitete überall seine Pamphlete. Bei einer Gelegenheit wurde er als Wahnsinniger in ein Irrenhaus gebracht, das

er erst durch die Vermittlung seiner Freunde wieder verlassen durfte. Er trat nun in die Association, welche John Young in der Umgebung von Dijon gründete, wo er — Holz sägte und dichtete. Im Jahre 1848 griff er seine frühere Methode von Neuem auf und trug nach einander seine Lehre nach Spanien, Italien, der Schweiz, Belgien und England. Nach dem Staatsstreiche lehrte er öffentlich in Belgien, wurde jedoch vom Polizeiminister „im Interesse der öffentlichen Ordnung" aus Belgien verwiesen und mit Mitteln zur Ueberfahrt nach England versehen. Hier war er oft dem Verhungern nahe. Obgleich er wußte, daß seine Wiederkehr nach Frankreich seine Gefangennahme bedinge, wollte er doch lieber „in einem heimathlichen Gefängnisse sterben, als in der Fremde verhungern." Er stellte sich bei seiner Zurückkunft auf französischen Boden sogleich der Polizeibehörde, setzte seine Lage und seine Gründe, England verlassen zu haben, auseinander, wurde unter der Bedingung, sich gesetzlich und ruhig zu verhalten, frei gelassen und lebt seitdem ungestört in Paris.

— **Neue Zeitung.** In Wien soll im April ein neues literarisches Unternehmen ins Leben treten: eine „Allgemeine Zeitung für Wissenschaft", herausgegeben und redigirt von M. v. Riedwald. Sie wird in Wochennummern von je 2 Bogen mit eigenen Beilagen erscheinen. Außerdem werden ihr Monatshefte beigegeben, die im Umfange von 5 Bogen durchschnittlich jenen Stoff aufnehmen, welcher nicht im Hauptblatte Platz findet. Sie soll, wie in dem Prospectus gesagt ist, wenn nicht alle, doch die meisten bedeutenden Produkte der gelehrten Arbeiten aus allen Zweigen des Wissens, von allen Orten und aus allen Sprachen zusammenfassen und die Mittheilung an ein größeres Publikum vermitteln — dem schaffenden Gelehrten und Fachmann zu einiger Genugthuung, vielleicht auch zum Gebrauch als Nachschlageblatt in seinem Fache, oder als Berichterstatter in den ihm fremderen Fächern — dem gebildeten Laien als Führer zur Befriedigung der Wißbegierde, zu theilweiser Belehrung oder doch Anregung — Allen ein Mittel, um das Gesammtgebiet der fortschreitenden Wissenschaft leichter zu überschauen, ihre erhabenen Schätze zu finden und zu genießen, die sonst oft tief und lange Zeit verborgen, ja kurz gesagt t o d t l i e g e n geblieben.

Eine große Anzahl laufender Mittheilungen, nach den Quellen der vornehmsten akademischen und Fachschriften aller gebildeten Völker, sowie geeignete Original-Mittheilungen, wozu wir Gelehrte und Fachmänner einladen, sollen den Hauptinhalt des Blattes bilden, behandelt mit möglichster Gleichmäßigkeit und dabei Rücksicht auf das die weitesten Kreise Interessirende, während das minder Bedeutende, wenn nicht früher oder später zur sachlichen Besprechung Raum ist, wenigstens zum Nachschlagebehelf registrirt würde. Wissenschaftliche Tagesfragen, Entdeckungen oder Erfindungen von besonderer Wichtigkeit sollen an der Spitze des Blattes eigens jedoch möglichst gedrängt besprochen werden, mit Einhaltung des rein objektiven Standpunktes. — Im Allgemeinen wird das Blatt Wissenschaftlichkeit mit Popularität zu vereinigen suchen.

— **Bücherwesen in Sachsen.** Nach dem Dresdner Journal beträgt die Zahl der im Jahre 1858 dem Ministerium des Innern als Pflichtexemplare eingesandten Bücher 2837. Davon betreffen 237 (inclusive Erbauungsschriften) Theologie, Kirchengeschichte, Mission; 123 Staats- und Rechtswissenschaft, Politik, Verwaltung, Polizeiwesen, Nationalökonomie; 12 Philosophie; 168 alte und neue Philologie; 67 Schul- und Unterrichtswesen; 89 Medicin, Chirurgie u. A.; 145 Naturwissenschaften; 37 Mathematik und Astronomie; 178 Länder- und Völkerkunde; 260 Geschichte, Statistik, Heraldik, Genealogie; 66 Land- und Gartenbau, Forst- und Jagdwesen; 20 Kriegswissenschaft; 167 Mechanik, Technik, Bauwesen, Gewerbe und Industrie; 42 Handel und Verkehr; 54 Bibliographie; 168 Belletristik, Erzählungen; 230 Romane; 86 Jugendschriften; 81 Poesie; 31 Dramatik; 80 andere schöne Künste; 11 Theater-angelegenheiten. Die Zahl der erschienenen Zeitungen beträgt 257.

— **Professor Fr. Bodenstedt.** König Max von Bayern hat Bodenstedt einen längeren Urlaub gestattet, den er zu einem Aufenthalte in England benutzen wird, um selbst an Ort und Stelle den Quellen der altenglischen Theatergeschichte nachzuforschen. Der zweite Band seines vortrefflichen Buches „Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke" befindet sich eben unter der Presse und behandelt das Leben und die Werke John Ford's (1586—1640), von welchem sich noch 9 Stück erhalten haben. Ford's vorzüglichstes dramatisches Werk ist „der Bruder und die Schwester." Vor vielen Jahren widmete ihm die Edinburgh Review in ihrem XVIII. Bde. S. 289 einen längeren Artikel. Mit dem Lustspiel-Dichter John Lylly, dessen eigenthümlicher Redestyl in seinem Werke Euphues ihm den Namen Euphuist zuzog, wird sich der 3. Band beschäftigen, und hat Bodenstedt kürzlich schon über denselben in dem Cyklus wissenschaftlicher Vorträge in Liebig's Laboratorium in München gesprochen.

— **Die Ruinen von Carthago.** Die Ausgrabungen des alten Carthago geschehen mit vielem Erfolge und ziehen die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich. Vor wenigen Jahren war es eine Seltenheit, wenn ein Reisender seinen Fuß auf die Küste von Tunis setzte, während heute fast jeder Dämpfer literarische und artistische Touristen aussetzt. Der Spaden und die Hacke schaffen täglich Werke der alten Kunst, welche ebenso von dem Geschmacke als der Geschicklichkeit jenes untergegangenen Volkes zeugen, das einst das Scepter über Afrika schwang und das die geheimnißvolle Stadt der Dido bewohnte. Anfänglich leitete Davis allein die Ausgrabungen, später wurde er von Beulé, Professor der Archäologie in Paris unterstützt und neuerdings fand er einen namhaften Helfer an dem französischen General-Consul Léon Roche, welcher allein zehn Arbeiter aus seiner eignen Tasche bezahlt.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Sgr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Sgr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 14. Frankfurt a/M., den 2. April. 1859.

Unsere gegenwärtige Lage.

Europa wartet auf den Congreß. Mit ihm hebt ein neuer Akt des Drama's an, das seit Neujahr sich abspielt; einstweilen wird die Zwischenpause mit allerlei Vermuthungen über den Weiterverlauf ausgefüllt. Wenn dieser zweite Akt in der That zugleich der letzte wäre, wie so Viele glauben, so müßte man gestehen, daß noch niemals eine kostspieligere Posse über die politische Bühne gegangen. Wir fürchten indeß sehr, daß das Stück nicht heißen wird „Viel Lärm um nichts“, daß es noch sehr ernsthafte und blutige Scenen haben, und daß der Held desselben, der berühmte Retter, Alles aufbieten wird, sich dem verehrlichen Publikum noch viel theurer zu machen als bisher. Die Zeit dürfte nicht fern sein, wo das Geschrei: wer rettet uns vor dem Retter? wahrhaft betäubend erschallen wird.

Unterdeß ist Oesterreich der Schlinge, die man ihm gelegt hatte, vorerst entschlüpft und hat eingewilligt, die Sache Italiens vor eine Diplomaten-Conferenz bringen zu lassen. So ziemlich die gesammte Wiener Presse hat sich während der letzten Tage im Sinne der von uns neulich dargelegten Auffassung ausgesprochen *), daß hinter dem Congreßvorschlag die Absicht lauere,

*) Siehe den letzten Artikel.

Oesterreich diplomatisch zu isoliren und in der öffentlichen Meinung als das Karnickel hinzustellen. Der Gedanke ist v....... gescheidt; unleugbar war es dem Wiener Cabinet nahe gelegt, seine Zustimmung zu versagen, und es hat sie ohne Zweifel nur mit sehr schwerem Herzen gegeben. Vor Allem muß es ihm als europäischer Großmacht principiell widerstreben, Verträge, die es mit seinen Schutzstaaten schließt, einer Erörterung vor dem Forum der übrigen Mächte zu unterziehen. Man nehme nur den umgekehrten Fall: was würde Frankreich sagen, wenn Oesterreich von dem französischen Vertrag mit Sardinien Wind erhalten hätte, ehe der gegenwärtige Conflikt ausgebrochen, und seinerseits mit dem Ansinnen an die Tuilerien hervorgetreten wäre, diesen Vertrag von einer europäischen Conferenz „revidiren" zu lassen? Den Spektakel in der Pariser Presse, das beleidigte Auffahren über solche Anmaßung, das Waffengerassel und Kriegsgebrüll hätten wir hören mögen. Sodann verliert Oesterreich mit jedem Augenblick, um welchen die endliche und doch unvermeidliche Entscheidung durch die Waffen hingehalten wird, ungeheuer an Geld und Kräften, während Frankreich Muße gewinnt, seine Vorbereitungen zu vollenden. Vielleicht daß L. Napoleon außerdem hoffen mag, die öffentliche Meinung in Deutschland, die bisher in der Politik stets den Charakter gezeigt hat, enthusiastisch in ihren ersten Anläufen, aber sehr wenig nachhaltig zu sein, allmälig einzuschläfern, dagegen die Franzosen mehr und mehr, wenn auch nicht mit dem Gedanken des Kriegs zu befreunden, doch daran zu gewöhnen und gleichgültig dagegen zu machen. Bisher, dies läßt sich nicht in Abrede stellen, haben sich die französischen Mittelklassen, trotz aller künstlichen Hebel und Schrauben, den Kriegsgelüsten entschieden feindselig bewiesen. Unstreitig eine wichtige Thatsache, die in den ökonomischen Verhältnissen, vor Allem „der Demokratisirung der Rente", dann überhaupt in dem ganzen Charakter des heutigen Bürgerthums ihre hinreichende Erklärung findet. Von dieser Seite betrachtet, erscheint das heutige Cäsarenthum in seiner letzten Consequenz allerdings als anachronistisch, aber eine andere Frage ist, ob dieser Anachronismus, nachdem er einmal zu so riesiger Macht angeschwollen ist, sich gutwillig und in Frieden und Freundschaft zur Umkehr bestimmen lassen wird, zu einer Umkehr, die, wie die Dinge liegen, zugleich ein vollkommenes Aufgeben seiner selbst in sich schließen würde? Die höheren Klassen in Frankreich haben gegen die Cäsarenpolitik jederzeit frondirt, unter Ludwig XIV. wie unter Napoleon I. und III. — was haben sie verhindert? Die heutigen Mittelstände vollends mit ihrem passiven Widerstand erweisen sich zwar zuletzt immer als ausschlaggebend und siegreich, und werden sicher auch mit diesem Herrn fertig werden; aber bei dem schwachen Maß von Kraft zur Aktion, das ihnen zugemessen ist, müssen sie viel über sich ergehen lassen, bis die Reihe zu lachen an ihnen ist. Freilich, nach dem Sprüchwort lachen sie dann am besten; aber es ist doch recht fatal, daß sie

vorher so und so lange ihr mehr oder minder sauer erworbenes Geld dazu hergeben müssen, um eine Politik möglich zu machen, die ihnen nichts als Schrecken und Kummer bereitet.

Uebrigens sind wir, was das Zustandekommen des Congresses anlangt, noch keineswegs über alle Berge. Erstlich scheint noch nicht entschieden, ob Sardinien allein, oder alle italienischen Staaten, oder gar keiner theilnehmen darf; sodann versichern die offiziösen Organe Oesterreichs, dieses habe seiner Zustimmung die Klausel der Entwaffnung Sardiniens beigefügt. Hierüber wird im Augenblick noch verhandelt. Wahrscheinlich macht man in Paris die Gegenbedingung, daß auch Oesterreich während der Verhandlungen seine Truppen auf eine gewisse Entfernung von der sardinischen Grenze zurückziehe. Jede von beiden Parteien stellt sich aber, als ob sie für ihren Theil zu aller nur möglichen Nachgiebigkeit bereit sei, sucht aber dabei immer dem Gegner gleichsam von hinten einen Stoß zu geben, um ihn zum Ausfallen zu bringen. Ein Schachspiel eigener Art; wer am längsten aushält im Nichtvorrücken, ohne matt zu werden, bleibt Sieger. Zweifelhaft ist nur, ob Sardinien das Spiel noch lange mitmachen kann; diese Blase, sollte man denken, müßte jeden Augenblick platzen. Die größte Gefahr und Schwierigkeit für die Regierung Cavour's liegt in ihrer Allianz mit den revolutionären Elementen der Italianissimi; es ist natürlich, daß jeder Tag der Hinzögerung die innere Disharmonie dieses Bündnisses stärker hervortreten läßt, — beiläufig gesagt, es ist eine sehr trostreiche Erscheinung, daß die Sympathieenpolitik in Deutschland als fast gänzlich ausgestorben gelten darf. Man hört fast Niemand mehr, welcher sagt, weil Sardinien die Nationalität Italiens, also eine an sich gute und gerechte Sache, vertritt, mit der wir sympathisiren, deßhalb können wir nicht für Oesterreich sein. Dies ist ein großer Fortschritt und ein Beweis, daß wir anfangen, wahrhaft politisch zu denken, und man braucht dabei gar nicht, wie dies z. B. die A. A. Z. thut, die sich sonst in dieser Krisis große Verdienste erworben hat, den Gegner zu verkleinern und ihm alle möglichen Schlechtigkeiten nachzusagen. Es ist ein Kennzeichen wahrer Bildung, daß sie die Achtung vor einem Feinde, welcher Achtung verdient, zu vereinigen weiß mit aller Energie der bittersten Feindschaft. Wir finden diesen Standpunkt u. A. sehr bestimmt vertreten in einem Schriftstück, auf welches wir schließlich die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten. Es ist dies die wahrscheinlich noch sehr wenig bekannte Einleitung zu einer eben erscheinenden neuen Ausgabe der „Grundsätze der Realpolitik" von Rochau, worin sich der Verfasser mit großer Schärfe über die gegenwärtige Krisis ausspricht. Er stimmt mit aller Entschiedenheit für den rückhaltlosen Anschluß Deutschlands und vor Allem Preußens an Oesterreich in dem bevorstehenden Kriege, ohne dabei im geringsten zu vergessen, wie viele und schwere Sünden sich Oesterreich an uns hat zu Schulden kommen lassen, und indem er dessen

nachträglichen Undank sogar für „so gewiß als einen mathematischen Satz" erklärt. Zugleich läßt er Sardinien volle Gerechtigkeit widerfahren. „Daß Sardinien", sagt er in seiner kräftigen Weise u. A., „seit nunmehr elf Jahren und inmitten der schwierigsten Umstände unerschütterlich an dem Gedanken, an dem Entschlusse festgehalten hat, Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, das ist die Ehre seines Volkes und der Ruhm seiner Staatsmänner, und es gehört eine seltene Stupidität oder eine wahrhaft dänische Niederträchtigkeit dazu, um dem Nationalpatriotismus der sardinischen Staats- und Volkspolitik nicht bloß die verdiente Anerkennung zu verweigern, sondern denselben gar mit Schmach zu überschütten oder wie eine Missethat zu brandmarken."

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Herren mit der Cigarre hinabgestiegen waren, bildete sich ein respektvoll flüsternder Kreis um die Hochwürdige, welche ihre frostigen, herablassenden Worte den besuchenden Damen zuwandte. Die souveraine Starrheit der Vorgesetzten spiegelte sich mehr und mehr auf allen Gesichtern, nur Fräulein von Rosthelm zeigte eine grinzende Freundlichkeit. Nachdem so viele frühere Angriffe auf sie selbst zurückgefallen waren, eröffnete sie einen unterseeischen Krieg, der kaum auf der Oberfläche sichtbar, dennoch die Achillesferse der Unverwundbaren zu verletzen bestimmt war. Während diese kleine Demonstration ausgeführt ward, erschloß man die Glasthür, und ein Kind mit großen schüchternen Augen trat hinaus. Da die Abtissin mißbilligend zu ihrem Erscheinen schwieg, wagte Niemand von der Kleinen Notiz zu nehmen, bis auf Fräulein Rosthelm, die überlaut: Ach der liebe Engel! rief. Der liebe Engel zitterte indeß an allen Gliedern und barg das Gesicht in den mageren Händen, bis er sich umschlungen und an ein warmes Herz gedrückt fühlte. Sara's dunkle Augen hoben sich zu denen ihrer neuen Beschützerin, und nachdem sie sich so angeblickt, umschlangen sich beide fester. Durch die Stille, welche alle Damen Angesichts dieser Gruppe beobachteten, tönten die Stimmen der näher schreitenden Herren. Sara! rief die Abtissin nicht laut, aber beinahe pfeifend. Das Kind rührte sich nicht. Sara, komm zur Großtante! befahl die Abtissin noch leiser. Eva bemühte sich, die umklammernden Aermchen zu lösen, sie drückte heimlich ihre Lippen auf des Kindes Wange und flüsterte: Geh, meine Sara, worauf Sara ein paar Schritte gegen die Großtante machte. Die Herren waren jetzt am Fuße der Treppe. Frau Abtissin erhob sich und streckte die lange, blauweiße Hand nach der Enkelnichte aus, das geängstete Kind that einen Schritt rückwärts und stürzte die

Stufen hinunter. Was dreißig bis vierzig Damen im Schreien und Lamentiren leisten können, ward nicht versäumt. Eva flog der Fallenden nach, fand sie aber bereits unten betäubt in den Armen ihrer beiden Pfleger und Schützer.

Geben Sie mir das Kind! rief die Novize und riß die Handschuh von den Händen. Holen Sie Eau de Cologne und Wasser, befahl sie dem Stiftsamtmann, der zaudernd ging. Unbesorgt auf ihre Toilette, Alles vergessend setzte sich Eva auf die unterste Stufe. Prüfend glitt ihre Hand über die zarten Glieder, die sie hob und bewegte. Ich hoffe — sagte sie zu dem schreckensbleichen Hauptmann — es ist nichts zerbrochen, nur Contusionen! Hierher ein nasser Umschlag!

Der schöne Fritz hielt die Wasserschaale, man lief nach Tüchern, aber Eva tauchte ihr Spitzentuch ein und legte es auf die bleiche, leblose Stirn, die ihrem Herzen nahe lag. Baron Röhritz rieb unterdeß Schläfen und Händchen mit dem herbeigebrachten Spiritus. Das Kind erwachte und lächelte, als es sich von lauter theilnehmenden Gesichtern umringt sah, erst nach und nach klagte es über Schmerzen. Eva theilte die Sorge der Kinderfrau, die Kleine in ein Cabinet der Hochwürdigen zu betten; erst nachdem alles wohl eingerichtet schien, fiel es ihr ein, ob sie nicht etwas vorschnell gehandelt hätte. Sara wandte ihre Blicke nicht von der weißen Gestalt und bat sie zu bleiben. Ich werde wiederkommen, versprach diese, und das kleine Mündchen verlangte nach einem gern gewährten Abschiedskuß.

Frau Abtissin trat ihr zwei Schritt entgegen bei Eva's Rückkehr in den kritisch gestimmten Kreis und sagte: Ich hoffe, Sie haben sich nicht derangirt?

Durchaus nicht; es macht mir Freude der hochwürdigen Frau melden zu können, daß Alles, bis auf den Schreck, gut abgelaufen ist.

Fräulein Capitularin — erwiederte die hohe Dame — nur die Menschen, welche der Moment beherrscht, kennen ein Erschrecken; wer aber sich selbst und seine Handlungen beherrschen lernte, den vermag die flüchtige Regung des Augenblicks nicht zum Vergessen seiner Würde und Hintansetzung billiger Rücksichten zu verleiten.

Eva's Auge leuchtete unter dieser Lektion muthig auf. Hochwürdige Frau! — sprach sie eben so leise und eben so deutlich, obgleich sichtbar keine Antwort erwartet wurde — ich verzichte gern auf den Ehrgeiz des Be standes, um desto freudiger dem des Herzens zu genügen!

Die alte Dame sah überrascht und forschend in die Augen der Novize und erwiederte dann, gleichsam über ihre Beobachtung zufrieden gestellt: Weder Berechtigung noch Neigung lassen mich Rechenschaft über das Gefühlsleben meiner Schutzbefohlenen fordern, aber ihre äußeren Wege liegen, wenigstens für die Zeit des Noviziats, unabänderlich in meiner Hand, und da

ich den Ehrgeiz des Herzens für eine Schwäche halte, so ersuche ich Sie, weder in eignen noch fremden Angelegenheiten auf denselben bei mir zu bauen.

Ich habe mir keine vorschnelle Vermuthung des Gegentheils gestattet! schloß Eva, sich verneigend, das Zwiegespräch und ließ sich auf den Stuhl nieder, den ihr Fritz von Röhritz dienstbeflissen heranrückte.

Es ist immer mißlich, seine Umgebung durch eine Seelenstärke blenden zu wollen, die selbst der bewährtesten Selbstbeherrschung mitunter nicht ganz zu Gebote steht; lenkt man aber die Aufmerksamkeit der Beobachter so bestimmt, als es die Äbtissin that, auf diese Eigenschaft, so ist gewiß der Augenblick nicht fern, wo das Schicksal eine Demüthigung in Bereitschaft hält. Es stieg ein finsteres Gewitter empor, mehrere Damen fürchteten sich, aber da die Hochwürdige den begonnenen Naturprozeß gar nicht zu bemerken schien, sondern ruhig ihr Glas Himbeer-Essig rührte — sie trank stets saure und kalte Sachen — so wagte Niemand sich ins Gebäude zu flüchten. Das Gespräch verstummte, es redete Niemand als der grollende Donner und die würdevolle Stiftsvorsteherin, Letztere angelegentlich und beinahe heiter, in der Gewißheit, Allen eine Pönitenz aufzuerlegen — nein, Allen nicht, die gute zerstreute Priorin hörte und sah nichts, und hätte sie das Unwetter in Erwägung gezogen, so wäre es ihr nur eine Gedankenbrücke zu den viel größeren Gefahren der Missionäre, Seefahrer und Kriegshelden gewesen; auch an diese dachte sie, denn sie hatte einen Bruder, welcher General außer Dienst war. Diese Selbst- und Harmlosigkeit machten, im Bunde mit ihrem etwas unthätigen Gesichts- und Gehörsinn, die werthe Matrone zu einem unvergleichlichen enfant terrible. Die raffinirteste Tücke hätte nicht so drastisch eingreifen können, als ihre gutmüthigen compaßlosen Worte.

Liebe Äbtissin! — schmetterte jetzt ihre dünne Stimme, als eben die hochwürdige Nase sich zum Essigglase senkte — liebe Äbtissin, da hat mich irgend Jemand an Cousine Arabella erinnert, wo lebt sie denn? oder ist sie todt? Es soll ihr sehr armselig gegangen sein! Die arme Frau, weißt Du noch, Hochwürdige, daß die selige Tante, Deine Frau Mutter, Euch immer ihre inséparables nannte? Wie man doch dergleichen sich einprägt, wenn man ein gutes Gedächtniß —

Es wird gleich regnen! rief der schöne Fritz und bot der Priorin den Arm zum Verlassen der Terrasse; sie hatte natürlich nicht bemerkt, daß der Himbeeressig von der zitternden Hand, die ihn hielt, beunruhigt, sich auf die weiße Muslinschürze der Ordenstracht ergoß, daß ein zerschmetternder Blick auf die arme, ahnungslose Eva glitt, und daß ein Wink, auf eine Anklage der schwülen Gewitterluft gegründet, die Gesellschaft entließ. Die Novize begab sich mehr überrascht als beunruhigt auf ihr Zimmer, sie ahnte, daß irgend ein geheimnißvoller Zusammenhang existire, in den man sie zu verwickeln gedachte; aber es war auch kein Zweifel, daß sie an dem Baron von Röhritz

einen klugen und gerechten Verfechter ihrer Interessen besitze. Kaum hatte sie ihre Staatstoilette mit einer häuslichen vertauscht, als Sara's Bonne erschien, sie an das Lager der Patientin zu bescheiden. Es war überraschend, neben der Kleinen die Abtissin ganz in gewohnter Haltung zu erblicken, sie äußerte einige Worte über den Zustand derselben und reichte dann dem Fräulein ein Medaillon mit der Frage, ob sie das Bild ähnlich finde? Das Bild stellte ein lieblich unschuldiges Frauengesicht dar, mit Augen, welche in unaussprechlicher Sanftmuth und Hingebung strahlten.

Ich kenne diese Dame nicht, hochwürdige Frau, hätte ich sie gesehen, ich würde sie nie vergessen haben!

Freilich die, welche vor achtunddreißig Jahren so aussah, ist jetzt eine Matrone — murmelte die Abtissin — aber Sie kennen die Gräfin Wittnig, ihre Handschrift, ihre Stellung?

Eva erröthete. Ich hörte von ihr — ich — — stotterte sie.

Genug, mein Kind! — rief die Hochwürdige — genug, ich ersuche Sie, Ihren thörichten Plänen Valet zu sagen, und sich überzeugt zu halten, daß ich jeder Feindseligkeit gegen das Stift oder meine Person wie dieser zu begegnen wissen werde. Ich rathe Ihnen zu Ihrem eignen Vortheil! Wenn ich für den Augenblick dennoch angemessen finde, Sie vor den andern Damen, Ihren künftigen Mitschwestern, unter meinen besondern Schutz zu stellen, so bauen Sie nicht zu sehr auf denselben, der ganz mit Ihrer Vorsicht gleichen Schritt halten wird!

Eva fühlte durch die äußere Gleichgültigkeit einen Strahl freundlicher Gesinnung, die sie um so dankbarer erkannte, als sie ihre ganze Zukunft in den Händen dieser Frau sah, die mit einer Discretion verfuhr, die nur das Herz ihr dictirt haben konnte, wie sehr sie es zu verbergen strebte.

Ein dankbarer Kuß auf die gebietende Hand war die ganze Antwort, und nach Beschluß dieses Intermezzo's suchte Eva Trost in den Liebkosungen der kleinen Sara. Das Gewitter hatte lange ausgetobt und es ward bereits dunkel, als die kleine Leidende einschlief, aber sie hielt Eva's Hand noch mit ihrem fieberheißen Händchen fest. Die Novize gönnte sich Zeit, über den Tag und seine Ereignisse nachzudenken. Wie hatte man nur ihr theures Geheimniß entdeckt? Aber Beweise konnte man nicht haben und auf Vermuthungen hin durfte das Erbe nicht zurückgehalten werden; so drückte sie die freie Hand aufs Herz und empfahl sich und ihr Schicksal dem Herrn an, der den Sinn der Menschen wunderbar lenken kann, ach, und Eva ahnte nicht einmal, das das, was ihr Freundlichkeit schien, nichts als versteckte Selbstsucht war.

Ein letzter glühender Sonnenstrahl durchbrach wie ein schmerzvoller Scheidekuß das abendliche Gewölk und umspielte die Stirn der kleinen Sara, zu

welcher sich ihre liebevolle Gefährtin eben niederbeugte, als ein Geräusch sie wieder emporzog und sie Sara's Vater erblickte. Der Hauptmann bemühte sich ihr seinen Dank auszusprechen und brachte eine Einladung zum Thee von der Hochwürdigen, welche indeß abgelehnt wurde.

Ich möchte — sagte Eva auf das Kind deutend — dieses liebe Bild des Friedens durch nichts verwischen, sondern es, wie ein gutes Omen, in meine Klause mit hinüber nehmen. Die Hochwürdige wird meinen Wunsch nach Einsamkeit nicht mißverstehen.

Freilich ganz allein blieb Eva nicht in ihrer Klause; nachdem die Thür verriegelt war, holte sie ein Buch, ihre Bibel, und ein Portrait, das frische, treue Gesicht ihres Verlobten darstellend, und zwischen beiden verklang das bewegte Fest schön und rein. Als Mitternacht die entflohenen Stunden zu Grabe läutete, lächelte Eva im Traum. — So endete der erste Tag im Noviziat. (Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Zum zweiten Male stand Barth am Niger, aber es war nicht der majestätische Strom wie bei Ssai, sondern nur ein etwa 300 Schritt breiter Arm ohne Strömung. Der Niger theilt sich nämlich weiter oberhalb in unzählige Arme, die, bald sich trennend, bald sich wieder vereinigend, ein ungeheures Netz von Kanälen bilden, das in einer gewissen Jahreszeit eine gewaltige Wasserverbindung eröffnet. Erst wenige Meilen südlich von Timbuktu vereinigen sie sich wieder zu Einem Strome.

Damals, in der trockneren, also stilleren Jahreszeit lag nur Ein fahrbares Boot hier; ein anderes kam wenige Tage später von Timbuktu (eigentlich von Kabara) hier an; es brachte Salz, Tabak und Passagiere. Barth miethete es zu seinem ausschließlichen Gebrauche für 10,000 Muscheln. Am 1. September begann die Flußfahrt nach Kabara, der etwa 20 Meilen fast gerade nördlich von Ssarayamo liegenden Hafenstadt von Timbuktu. Der Nigerarm war auf der ersten Strecke von einer Art hohen, saftreichen Grases (Byrgu) so überwachsen, daß das Boot auf einer grasigen Ebene dahinzugleiten schien. Dieses Byrgu bildet hier und weiter abwärts am Niger das Hauptfutter für Rinder und Pferde und versorgt sogar den Menschen mit einem süßen Trank und einer Art Honig.

In vielfachen Windungen, so daß die nördliche Richtung wohl einmal gar mit einer südwestlichen oder südöstlichen vertauscht wurde, glitt das Boot,

bald von den Sonrhay-Bootsleuten mit barbarischem, aber nicht unmelodischem Gesange, der die Thaten des großen Askia verherrlichte, gerudert, bald der Strömung überlassen, auf dem ruhigen Wasser dahin, in breitere, dann wieder schmälere Arme, dann in den prächtigen Gesammtstrom. Meist war es still umher. Hie und da zeigte sich ein Krokodil, oder es streckte ein Flußpferd seinen unförmlichen Kopf über das Wasser hervor, oder Pelikane suchten sich Nahrung, oder es begegneten den Reisenden Kähne mit fischenden Uferbewohnern. Die Gegend ist nicht so stark bevölkert, als sie sein könnte und als sie zur Zeit der Blüthe des Sonrhay-Reiches war. Die Ufer sind flach, zum Theil mit Palmen geschmückt; weiterhin wohl Reisfelder oder weidende Rinderherden. Der Hauptstrom wurde erreicht. „Der Fluß", sagt B., „war an dieser Stelle etwa eine Meile (= 1/4 d. Meile) breit und flößte vermöge seiner Größe und feierlichen Pracht meinen an solche Flußfahrten in schwachem Kahne wenig gewohnten Dienern Furcht und Entsetzen ein. Es war wirklich ein prächtiger Anblick; majestätisch lag der Spiegel des Flusses in der Abenddämmerung ausgebreitet, der Neumond uns gerade gegenüber, seinen schwachen Silberschein in schmalen Streifen über die Landschaft gießend, und dann und wann ein Wetterleuchten, durch den Horizont zuckend. Hoch erfreut über dies herrliche Schauspiel saß ich auf dem gewölbten Mattendache unseres schwächlichen Fahrzeugs und schaute mit forschenden Augen über die gewaltige Wassermasse in nordöstlicher Richtung hinaus, wo das Ziel unserer Reise liegen sollte."

Bei dem kleinen, seiner Schiffswerfte wegen interessanten Dorfe Korome wurde der Hauptstrom wieder verlassen und in einen nördlich abgehenden, jetzt seichten Arm eingelenkt. Bald war Kabara erreicht, die Hafenstadt von Timbuktu. Sie liegt an einem Hügel, die Wohnungen sind meist Rohrhütten, die Magazine Thonhäuser; die 2000 Einwohner sind größtentheils Sonrhay, nur die Beamten sind Fulbe und der Hafenmeister ist ein eingeborener Araber. Die Sonrhay bauen Reis, Baumwolle, Melonen und eine Gemüsepflanze (Corchorus olitorius), die Fulbe halten Rinderherden. — Von hier ging es über Sanddünen, durch eine von mehreren flachen Einsenkungen durchschnittene wüste Landschaft nach dem 1 1/2 Meilen entfernten Timbuktu. Am 7. September zog Barth in diese Stadt ein, und somit war der äußerste Westpunkt seiner Reise erreicht.

Timbuktu galt in Europa lange als prachtvolle Hauptstadt eines großen, gleichnamigen Reiches. Es wurde zuerst durch die Portugiesen bekannt, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts Gesandtschaften auch in diese Stadt, in der damals der Sultan von Sonrhay zeitweise residirte, schickten. Was diese Gesandten berichteten, und was im 16. Jahrhundert der maurische Reisende Leo Africanus erzählte, wurde später durch Phantasiebilder ausgeschmückt zu einem Gemälde, das der Wahrheit wenig entspricht. In neueren Zeiten

haben vor Barth nur zwei Europäer diese Stadt besucht, Laing (1826), der von Norden, Caille (1828), der von Süden her kam. *) Barth war der Erste, der sie von Osten her erreichte. Schon Caille's Beschreibung konnte jenen Wahn von ungeheurer Größe und Pracht zerstören, besser aber als jener einfache, ungelehrte Reisende thut dies unser Barth. Nach ihm wurde Timbuktu um das Jahr 1100 von Tuareg gegründet, nach manchen Wechselfällen 1468 von den Sonrhay erobert, 1590 von Morocco; später beherrschten sie Mauren unabhängig von letzterem Staate; 1826 eroberten sie die Fulbe von Massina. Diese besitzen sie noch, aber ihr Einfluß ist doch nicht bedeutend: von Norden her werden sie durch wiederholte Angriffe der Tuareg bedrängt, und außerdem hat, gerade auch um gegen die Macht der Fulbe ein Gegengewicht zu bieten, der Scheich oder das geistliche Oberhaupt eines Araberstammes, des „heiligen" Stammes, seinen Sitz aus der Wüste nach Timbuktu verlegt. Dieser Mann heißt El Bakay **) und gerade er war es, der unsern Barth freundlich aufnahm und schützte.

Dieser bedurfte aber auch des kräftigen Schutzes. Vom Sultan von Massina, der weiter südlich in Hamd-Allahi seinen Sitz hat, kamen wiederholte Befehle an die Beamten und an alle Bewohner der Stadt, weiße (Fulbe, Araber) sowohl wie schwarze (Sonrhay) gerichtet, den Christen auszuliefern; B. mußte in dem ihm angewiesenen Hause beständig auf Angriffe gefaßt sein; mehrmals ging El Bakay mit ihm hinaus in die Wüste und schlug dort ein Lager auf; aber auch da waren sie nicht außer Gefahr vor feindlichem Ueberfall.

In diesem unbehaglichen Zustande konnte B. allerdings nicht mit Muße genauere Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand von Timbuktu anstellen. Von dem flachen Dache seines Hauses übersah er einen Theil der Stadt, und nur einmal, als ihn sein Beschützer auf einen Ausflug nach Kabara mitnahm, hatte er Gelegenheit, einen größeren Theil derselben durch den Augenschein kennen zu lernen. Die Stadt liegt in ebener, unfruchtbarer Gegend; sie ist nicht ummauert; sie hat jetzt einen Umfang von etwas über einer halben Meile (früher war sie weit größer); sie hat regelmäßige Straßen und gut gebaute Thonhäuser, in manchen Theilen auch runde Mattenhütten; die einzigen öffentlichen Gebäude sind drei große Moscheen. Die eine derselben liegt jetzt in einer tiefen Niederung. So wurde sie nicht ursprünglich gebaut; aber der Boden um sie her hat sich in Folge der Anhäufung von Schuttmassen, hervorgerufen durch die widerholte Zerstörung der Stadt, bedeutend gehoben. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 13,000 Seelen;

*) Daß der amerikanische Matrose Adams, der auch wohl angeführt wird, je in Timbuktu gewesen sei, bezweifelt Barth.

**) Nach dem Brockhaus'schen Conversationslexicon von 1855 (unter „Timbuktu") wäre El Bakay ein „Scheich der Tuariks"; dies ist ein Irrthum.

zur Zeit der größten Handelsthätigkeit, vom November bis Januar, wohnen außerdem auf kürzere Zeit vielleicht noch mehr als 5000 Menschen hier.

Die Stadt ist eigentlich niemals Hauptsitz eines großen Reiches gewesen; ihre Wichtigkeit verdankt sie einerseits dem Handel (über diesen später mehr), andererseits dem Umstande, daß sie seit Jahrhunderten der Hauptsitz muhamedanischer Gelehrsamkeit in diesem fernen Westen ist.

Die geographische Lage Timbuktu's ist außerordentlich verschieden angenommen und auf Karten verzeichnet worden; ich finde deren nördliche Breite zwischen 15 ° und 20½ °, deren Länge zwischen 10 ° westlich und 6 ° östlich vom Meridian von Greenwich schwankend angegeben. Barth ist kein Astronom, er konnte uns also hierüber keine volle Gewißheit geben; nach seinen Winkel- und Distanzmessungen hat Petermann Timbuktu in 17 ° 37′ N. B., 3 ° 5′ W. L. angesetzt, und dies entfernt sich wohl nicht weit von der Wahrheit.

Während des Septembers und auch noch im Oktober regnete es öfters. Der Fluß begann bedeutend zu schwellen. Bereits im November hatte sich die ganze sandige, vorher öde Fläche zwischen Kabara und Timbuktu mit frischen Kräutern bedeckt. Am 21. December bot die Wüste beim Zeltenlager ein interessantes Schauspiel dar; Alles schien ganz verändert; ein ansehnlicher Wasserstrom, von der Ueberströmung des Flusses gebildet, ergoß sein Wasser mit großer Gewalt in die Thäler und Einsenkungen dieser Sandzone und verlieh der fabelhaften Angabe von 36 Flüssen, welche die Wüste bei Timbuktu durchziehen sollen, einen Schein von Wahrheit.

In dieser Zeit waren die Städter und die Bewohner der umliegenden Distrikte mit Einsammeln der Reisernte beschäftigt. Eine Karawane kam von Norden her und brachte Haussa-Manufakturen, Tabak und Datteln. Die Verkehrsthätigkeit war belebter.

Das Jahr 1853 schloß und traf unsern Reisenden noch immer in jener Wüstenstadt weilend.

Der fünfte und letzte Band (804 S.) beschreibt den ferneren Aufenthalt in Timbuktu und die Reise von da dem Niger entlang nach Sai, über die uns schon bekannten Städte Gando, Sokoto, Wurno nach Kukana, über Bilma und Mursuk nach Tripoli, über Malta und Marseille nach London (1. Januar 1854 — 6. September 1855). Außerdem enthält er noch mehrere wissenschaftliche Anhänge, ein ziemlich genaues Register und, nebst einer Karte der Routen zwischen Sai und Timbuktu, eine Uebersichtskarte der ganzen Reise.

Noch bis zum 19. April hielt sich Barth theils in Timbuktu, theils im nahen Zeltenlager auf. Warum, könnten wir fragen, blieb er so lange dort,

wo er doch, wie wir gesehen, wegen der Mißgunst der herrschenden Fulbe in seinen Forschungen so beschränkt war? Allerdings hätte er gerne schon mit Anfang des Jahres seine Rückreise begonnen, aber es war dies nicht möglich. Der Weg, auf welchem er von Ssai hergekommen war, war ihm, nachdem einmal bekannt geworden, daß er ein Christ sei, natürlich verschlossen; der nach der Westküste lag gar nicht in seinem Plane; er hatte die Wahl zwischen der Karawanenstraße, die von Timbuktu über Tauat und Ghadames nach Tripoli führt, und der Straße am Niger abwärts über Gogo wieder nach Ssai. Auf beiden bedurfte er eines mächtigen Schutzes, und den konnte ihm nur El Bakay gewähren, indem er sich mit den beide Striche bewohnenden Tuareg in Verbindung setzte. Aber dieser liebenswürdige, aufgeklärte Mann war äußerst langsam, gab Versprechungen, zögerte aber sie zu erfüllen. Die Straße durch Tauat hatte Manches gegen sich: hier war 1826 Laing ermordet worden; ganz neuerlich drangen Gerüchte von Eroberungen der Franzosen im Süden von Algerien nach Timbuktu, und dies machte die jene Gegenden bewohnenden Stämme mißtrauisch gegen jeden Europäer. Allerdings war es auch eher nach Barth's Sinne, den Niger von Timbuktu abwärts kennen zu lernen und bekannt zu machen. El Bakay versprach, ihn auf diesem Wege selbst eine Strecke weit zu begleiten, aber — er zögerte immerfort. Außer seiner angeborenen Langsamkeit (die er übrigens, wenigstens von europäischem Standpunkte aus betrachtet, mit den übrigen Bewohnern des innern Afrika's theilt) bewog ihn dazu aber, wie sich zeigte, noch etwas Anderes: er suchte die Anwesenheit des Christen zu benutzen, um seinen Feinden, den Fulbe von Massina, einen Schlag beizubringen oder am liebsten ihrer Herrschaft über Timbuktu ganz und gar ein Ende zu machen. Die Fulbe hatten Veranlassung zum Streite dadurch gegeben, daß sie die Auslieferung oder Vertreibung seines Gastfreundes und Schützlings wiederholt verlangten. Der Scheich ließ nun einige seiner Brüder und übrigen Verwandten kommen und suchte mehrere Tuaregstämme, gleichfalls erbitterte Feinde der Fulbe, in die Nähe zu ziehen. Aber der Plan mißlang: die Verwandten waren unter sich nicht einig, mehrere von ihnen hielten es mit den Fulbe; von den Tuareg kam nur eine kleine Schar, eine größere wurde durch Streitigkeiten mit Nachbarstämmen zurückgehalten; die Fulbe, die vertragsmäßig keine stehende Besatzung in Timbuktu halten dürfen, zogen Streitkräfte herbei; am 17. März mußte B. die Stadt verlassen; in der folgenden Nacht standen beide Parteien kampfgerüstet vor den Thoren von Timbuktu einander gegenüber. Doch kam es nicht zur Schlacht. Barth sagte dem Scheich wiederholt, daß nichts seinem Sinne mehr zuwider sei, als wenn seinetwegen Blut vergossen und vielleicht gar das Leben seines edeln Gastfreundes gefährdet werden sollte. Es wurde ein Vertrag geschlossen, demzufolge Barth die Stadt nicht mehr betreten, aber auch die Fulbe ihre Streitkräfte aus derselben zu-

rückziehen und versprechen sollten, B's. bisherige Wohnung unangetastet zu lassen. So hatten also in der That die Fulbe gesiegt. Sie hielten den Vertrag, zeigten aber den Bewohnern der Stadt ihre Macht dadurch, daß sie ihnen unter einem nichtigen Vorwande eine kleine Steuer auferlegten und daß sie in allen Wohnungen der Araber, der Stammverwandten El Bakay's, Haussuchung nach Tabak anstellten, wobei sie etwa 60 — 80 Ballen dieses Krautes wegnahmen.

Noch einen ganzen Monat mußte Barth im Lager verweilen, ehe die Rückreise angetreten wurde. Er benutzte übrigens diese Zeit und fuhr fort, Beobachtungen und Nachrichten zu sammeln, z. B. über Klima und Witterung, über das Steigen und Fallen des Flusses, über den Handel Timbuktu's.

Die ersten Monate des Jahres gehören im Sudan zu den trockenen; doch war der Januar nicht ganz regenlos und vom 21—28. März war die dort gewöhnliche, im östlichen Sudan unbekannte kurze „Regenzeit des Frühlings." Fast der ganze Januar und der Anfang des Februar waren im Allgemeinen kalt, mit unreiner und nebliger Atmosphäre. „Die vierzig schwarzen Nächte" nennen die Tuareg diese Zeit des Jahres. In den „Bruchstücken eines meteorologischen Tagebuchs" ist der niedrigste Wärmegrad um Sonnenaufgang zu 48 ° F. (= + $7^1/_9$ ° R.) notirt. Dies war am 22. Januar. Das Mittel von 13 Beobachtungen um Sonnenaufgang im Januar zeigt etwa + $12^2/_3$ ° R. Im Februar waren die Morgen im Allgemeinen kälter als im Januar. Das Mittel von 8 Notirungen kurz nach Mittag im Januar gibt ungefähr 22 °; am 20. Januar stieg in dieser Tageszeit die Wärme kaum über 15 °. Nach dem 22. Januar, an welchem B. sein letztes Thermometer zerbrach, finden sich keine Aufzeichnungen der Grade mehr. Mit dem 17. Februar wurde die Luft reiner und die Zeit der „weißen Nächte" trat ein; der kurze Winter war vorbei. Zugleich begann der Fluß wieder zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen.

— **Zur Charakteristik der Italienischen Nation** mögen die folgenden Worte dienen, welche Freiherr Director Dr. Carl von Czoernig in einem Vortrag über die Ethnographie Oestreichs aussprach. (Der Vortrag ist aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1857 abgedruckt in Wien im Verlag von Gerold's Sohn. Lex. 8°. 33 S. erschienen.)

Die italienische Nation bestand einst aus Völkerstämmen, die, verschiedener Abstammung, wenig mit einander gemein hatten. Erst mit der Bildung der italienischen Sprache entstand das Band, welches diese Stämme geistig vereinigte und der Kultur entgegenführte. Diese

Entwickelung war eine rasche, denn bald trat die Epoche ein, wo die Italiener sich zum ersten Kulturvolk von Europa erhoben, wo sie in Wissenschaft, Poesie und bildender Kunst allen anderen Völkern vorangingen. Dieß verdankten sie den glänzenden Eigenschaften, mit denen sie die Natur bevorzugte. Es streitet jedoch gegen das Wesen menschlicher Entwickelung, daß ein Volk allzu lange den Primat der Kultur bewahre; andere Völker treten in den Wettkampf, überholen das voranleuchtende, um bald selbst wieder überholt zu werden, und jedes Volk mag in diesem ruhelosen Ringen dafür sorgen, daß es nicht zu weit hinter den vorangeschrittenen zurückbleibe. Die Bewohner des Lombardisch-Venetianischen Königreichs bewahren alle Vorzüge der heutigen Italiener, und zwar zum Theil in einem höheren Maaße als die übrigen. Ein klarer, durchdringender Verstand erleichtert ihnen das Auffassen aller Verhältnisse; ein beweglicher Geist, verbunden mit bewunderungswerther persönlicher Gewandtheit, führt sie früher als Andere dem Ziele zu, welchem sie nachstreben. Das Erbtheil der alten Kultur, die feine gesellige Bildung, eine bis zur untersten Klasse hinabreichende Geschmeidigkeit, verbunden mit schöner körperlicher Gestalt, öffnet ihnen die geselligen Kreise, wie die charakteristische Pflege der schönen Künste, gefördert durch das milde Klima und die eigenthümliche technische Fertigkeit, Italien noch immer zur größeren Kunstschule aller Nationen gestaltet. Beharrlichkeit im Streben nach Erwerb, merkwürdig vereint mit aufopfernder Wohlthätigkeit, folgt ihnen in alle Zonen und äußert sich daheim im mühevollsten, aufopferndsten Fleiße bei Bearbeitung des Bodens, bei Ausübung des Gewerbes. Bekanntlich steht die Bodenkultur in der Lombardei auf der höchsten Stufe, wozu nicht allein die Sonne und die mäßige Fruchtbarkeit des Bodens, sondern hauptsächlich der Lombardische Fleiß das Meiste beiträgt. Solche glänzende Eigenschaften müssen durch Schattenseiten, die an sich wieder meist die Folgen der alten Kultur sind, gedämpft werden. In der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke unbefangen schließt er List und Schlauheit nicht davon aus, doch steht ihm Rohheit und (wo Leidenschaft nicht hinzutritt) Gewaltthat fern. Der Charakter des Italieners geht in der Individualisirung auf; als Individuum leistet er, der Nation nach, das Höchste, aber es fehlt ihm großen Theils der Gemeinsinn; die Lust am vereinten Wirken zur Erreichung großer Zwecke und nur der historisch ausgebildete Municipalitätssinn führt zu großen nationalen Erfolgen. In der Wissenschaft und Kunst strebt der Italiener seinen berühmten Altvordern nach, deren Andenken er mit Pietät pflegt, aber im Wettkampfe des Tages bleibt er hinter den andern Kulturvölkern zurück, weil er, seiner einstigen Suprematie bewußt, sich isolirt und in vielen Richtungen die Fortschritte der Nachbarvölker sich anzueignen verschmäht. Ein Haupthinderniß dabei bildet die geringe Neigung, fremde Sprachen, etwa mit Ausnahme der eng verwandten Französischen, zu lernen. Zu den Deutschen fühlt er sich nicht hingezogen; er achtet sie, es kömmt ihm aber schwer an, ihre Sprache zu lernen. Selbst im Besitze einer Kultursprache glaubt er nicht nöthig zu haben, diese Schwierigkeit zu überwinden. Was inzwischen die Neigung nicht zu bewirken vermochte, das wird das Bedürfniß herbeiführen, und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo eine größere geistige Verschmelzung der Kulturvölker die Schranken lichten wird, welche Gewohnheit und Vorurtheil erhoben hat. Die einstige Verschiedenheit der Abstammung spiegelt sich noch immer in den Bewohnern des Lombardisch-Venetianischen Königreichs. Offen und kräftig, selbst heftig tritt der Gallischem Blute entsprossene Mailänder und Brescianer auf, während der Mantuaner die südliche Weichheit Etruskischer Herkunft nicht verleugnet und der Venetianer in Sprache, Sitte und Betragen die Griechisch-Anatolische Geschmeidigkeit seiner Abstammung zur Schau trägt. Als Kulturvolk hat der Italiener im Süden der Alpen dieselbe Aufgabe übernommen wie der Deutsche im Norden und die Bevölkerung am Ostrande des Adriatischen Meeres durch die dahin entsendeten Kolonien, so wie durch die Verstärkung des dortigen Alt-Romanischen Elementes in die Kreise der Civilisation gezogen. Mit dem Deutschen vermischt sich der Italiener nicht leicht, da der Deutsche geringere Widerstandskraft hat, mit den Slaven

dagegen bildet sich die gegenseitige Durchbringung eher, wie man z. B. in Istrien italienisirte Slaven und slavisirte Italiener antrifft. Mit den Magyaren vereinigen sich die Italiener in alter und neuer Zeit noch leichter als mit den Slaven.

— **Kunstnotiz.** Das Dresdner Journal meldet die Ausstellung des Augsburger Altargemäldes von Lukas Cranach dem Jüngern, welche im Erdgeschosse der k. Gemäldegallerie in Dresden im letzten Canaletto-Zimmer stattfindet. Dieses größte Gemälde des sächsischen Meisters wurde nach dem Jahre 1571 und vor dem Jahre 1575 vollendet und in der im Jahre 1578 eingeweihten Schloßkapelle der Augustusburg aufgestellt.

Das Gemälde selbst zeigt im Hintergrunde eine Gebirgslandschaft, durch welche sich ein Fluß windet, an dessen beiden Ufern sich zwei Bergschlösser erheben, in denen wir Zschopau und Augustusburg erkennen. Bei letzterer sehen wir einen wohlbevölkerten Wildgarten. Der Mittelgrund enthält auf der linken Seite den Oelberg, auf der rechten die Auferstehung Christi. Aus dem blumenreichen Vordergrunde erhebt sich das Kreuz mit der edeln Gestalt des vollendeten Heilandes. Unter den Füßen desselben am Stamme findet sich das wohlbekannte Monogramm des Künstlers. Am Fuße des Kreuzes erblicken wir den Kurfürst August mit seiner Gemahlin Mutter Anna nebst acht Prinzen und sechs Prinzessinnen, sämmtlich in knieender Stellung. Zur Rechten des Kreuzes sind neben dem Kurfürsten dargestellt dessen Söhne: Johann Heinrich, geb. 5. Mai, gest. 12. Nov. 1550, Alexander, geb. 21. Febr. 1554, gest. 8. Oct. 1565; Magnus, geb. 24. Sept. 1555, gest. 6. Nov. 1557; Joachim, geb. 3. Mai 1557, gest. 21. Nov. 1558; Hektor, geb. 5. Oct. 1558, gest. 4. Aug. 1560; Christian, geb. 29. Oct. 1560, gest. 25. Sept. 1591; Augustus, geb. 23. Oct. 1569, gest. 21. Febr. 1570; Adolph, geb. 8. Juli 1571, gest. 12. März 1572. Von diesen Prinzen lebten zur Zeit der Ausstellung des Bildes an dem Orte seiner Bestimmung nur noch Christian, der Nachfolger seines Vaters. Der letzte Sohn August's wurde erst am 13. Juli 1575 geboren und starb schon am 14. Februar des nächsten Jahres. Neben Mutter Anna (gest. an der Pest am 1. Oct. 1585) sehen wir die Prinzessinnen: Eleonore, geb. 11. Oct. 1551, gest. 24. April 1553, Elisabeth, geb. 18. Oct. 1552, vermählt am 4. Juni 1570 an Pfalzgraf Johann Kasimir bei Rhein, gest. 2. April 1590; Marie, geb. 8. März 1562, gest. 6. Jan. 1566; Dorothee, geb. 4. Oct. 1563, vermählt am 26. Sept. 1585, also kurze Zeit vor dem Tode ihrer Mutter, an Herzog Julius Heinrich von Braunschweig, starb im ersten Kindbett am 25. Febr. 1587; Amalie, geb. 23. Jan., gest. 2. Juli 1565, und endlich Anna, geb. 16. Nov. 1567, vermählt am 16. Jan. 1586, 13 Tage nach der zweiten Vermählung ihres Vaters mit Hedwig von Anhalt, an Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg und bekannt durch ihre unglücklichen Schicksale. Sie starb am 27. Jan. 1613 in der Haft.

— **Bücherverkauf.** S. de Sacy meldet im Journal des Débats die am 6. April d. Js. und an den folgenden fünf Tagen stattfindende öffentliche Versteigerung der Büchersammlung des Marquis de Martainville zu Rouen. Der Katalog enthält 1120 Nummern, darunter höchst kostbare Schätze. So: le livre d'Heures de Geofroy Tory, 1527; Coutûmes de Normandie, 1483, das erste Buch, welches in der Normandie gedruckt wurde; viele naturgeschichtliche Werke; Bücher über Kunst und Alterthümer, darunter Werke über die Gallerien von Versailles und Florenz; de Fresco decorations de L. Gruner; le Trésor de numismatique et de glyptique auf chinesischem Papier; Paléographie de Silvestre; Geographische Karten, topographische und Reise-Werke; Les Cérémonies religieuses de Bernard Picart; les Chroniques de Normandie; Annales et chroniques d'Anjou, 1529; Chronique de Bretaigne von d'Alain Bouchard, 1531; Principaux édifices de la ville de Rouen; 1525. Ueber heraldische Kunst und Adelsgeschichte enthält der Katalog 300 Nummern, darunter: La Science des armoiries par Pelliot; le Grand Armorial de Chevilliard; les Nobiliaires de Normandie von demselben; l'Armorial de France

von d'Hozier; l'Histoire généalogique de la maison de France par le P. Anselme; le Dictionnaire de la noblesse de la Chesnay des Bois; le Grand Nobiliaire de la Picardie; les Recherches de la noblesse de Champagne par Caumartin etc.

— **Das neue Orgelwerk in der französisch-reformirten Kirche.** Am 24. Februar d. J. wurde die in dieser Kirche von Walcker und Spaich aus Ludwigsburg in all ihren Haupttheilen umgebaute und durchgängig auf's gründlichste hergerichtete Orgel der Gemeinde zurückgegeben. Die präzise Ansprache aller Stimmen, besonders der Gambe und der Zungenregister, die bei aller Weichheit der Intonation, doch intensive, dem Ortsraume entsprechende Kraft geben dem Werke Vorzüge, die aufs neue den Ruf der Erbauer bekunden. Auch Ludwig Gellert entfaltete bei dieser Gelegenheit durch die vorgetragenen Tonstücke die vollste Sicherheit und das tiefste Verständniß, mit denen er das Orgelspiel, das heut zu Tage leider zu sehr als Nebenberufsgeschäft betrieben wird, bemeistert. Möge der talentvolle Meister den für Orgelmusik sich interessirenden Theil des Publikums durch ähnliche Vorträge zeitweise erfreuen.

— **Die hundertjährige Jubelfeier der k. Akademie der Wissenschaften in München** wurde am 20. März und an den beiden folgenden Tagen feierlich begangen. Auf Einladung der Akademie fanden sich die Mitglieder zahlreich ein. Unter denselben finden wir die bedeutendsten Notabilitäten wie: Freiherr von Aufseß, Cotta, Döberlin, Eisenlohr, Ehrenberg, Fürst L. von Oettingen-Wallerstein, Roth, Schönbein, Wöhler 2c. Es waren durch Deputationen vertreten die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, die k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und Brüssel, die k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, das k. Institut zu Amsterdam, die kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg 2c. Dem Vernehmen nach hat das Institut Royal de France in Paris auf die Einladung nicht einmal geantwortet.

— **Bücherausfuhr aus Frankreich.** Wie bedeutend die Ausfuhr der literarischen Produkte Frankreichs im Auslande ist, mag aus folgenden Zahlen erhellen. Im Jahre 1857 wurden ausgeführt nach der Schweiz Bücher im Werthe von Frs. 600,000, nach ganz Deutschland inclusive Oesterreich für Frs. 940,000, nach Spanien für Frs. 500,000, nach Rußland für Frs. 270,000, nach den Vereinigten Staaten für Frs. 480,000, nach Mexico für Frs. 600,000, nach Peru für Frs. 330,000.

— **Unserm berühmten Johann Friedrich Böhmer**, dem Verfasser der Kaiser-Regesten widmeten am 30. Jahrestage (22. Febr.) des Beginns dieser Arbeiten, die Professoren Joh. Jannsen und Karl Friedr. Stumpf vier von ihnen neu aufgefundene Kaiser-Urkunden. Sinnig stellten sie ein markiges Gedicht:

„Wie herrlich war ich einst geschmückt!
„Beglückend und auch selbst beglückt,
„Da noch mein Stuhl stand unverrückt" u. s. w.

voran und begrüßten den edlen deutschen Mann mit dem Zuruf:

„die kaiser aus Sachsen — Franken — Schwaben — und Baierblut entbieten aus den „stammländern huld und alles gut ihrem kanzler im neunzehnten iarhundert."

Director Johannes Classen, Verfasser der Biographien von Jacob Micyllus und Friedrich Jacob's, feierte am 31. März im Kreise einer blühenden Familie seine silberne Hochzeit. Die herzlichen Begrüßungen und sinnigen Geschenke seiner Collegen und Schüler, seiner Freunde und Mitbürger legten Zeugniß ab, wie das segensreiche Walten des vortrefflichen Leiters unseres Gymnasiums allgemein in der Bürgerschaft anerkannt wird.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 15. Frankfurt a/M., den 9. April. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Die politische Situation hat sich seit acht Tagen nicht geändert. Die Streitfrage ist zwar vorläufig auf das Gebiet der Diplomatie verlegt, allein dieser scheint es nicht gelungen, auch nur die Vorfragen zu erledigen, von welchen die Beschickung des von Rußland vorgeschlagenen und von den übrigen Mächten im Allgemeinen acceptirten Congresses abhängt.

An der Haltung Piemonts, welches eine Stimme im Congreß haben möchte, aber doch nicht zur logischen Consequenz, zur Entwaffnung sich bequemen will, läßt sich erkennen, daß auch bei dem Zustandekommen des Congresses von dem guten Willen der französischen und sardinischen Politik nichts zu erwarten ist, und daß wir daher noch ganz in derselben Lage sind, in welche wir bereits nach dem ersten Stadium der gegenwärtigen Verwickelung getreten waren; d. h. daß nur die Furcht vor übermächtiger Gewalt die Ruhestörer zur Ordnung zu bringen vermag. Nur in der Waffenbereitschaft, in der Einigkeit und in dem entschiedenen Willen Deutschlands, jeden Friedensbruch mit gewaffneter Hand zu ahnden, liegt immer noch die wahre Bürgschaft des europäischen Friedens. Daß man sich darüber auch in maßgebenden Regionen keine Illusionen macht, das beweisen mehrere Maßnahmen, deren Veröffentlichung die

Sorge für das nationale Wohl uns verbieten, welche aber den entschiedenen Entschluß eines mannhaften Auftretens voraussetzen.

Bei den obwaltenden Umständen ist die Frage, ob wir Krieg, ob wir Frieden haben werden, eine problematische, denn die Entscheidung ist in eine einzige Hand gelegt, die längst bewiesen hat, daß sie, wo sie ein vermeintliches Interesse zu befriedigen hofft, vor keiner That, vor keiner Unthat zurückbebt, wenn nicht die ihr gegenüberstehende Gewalt durch ihre Kraft und Entschiedenheit jede Hoffnung auf das Gelingen eines Angriffs abschneidet, und im Fall des Unterliegens auch den gewissen Untergang in Aussicht stellt.

In der Beurtheilung der Situation ganz auf die Resultate angewiesen, welche uns eine aufmerksame Beobachtung Louis Napoleon's und dessen Charakters zu gewähren vermag, wären wir wegen der sprüchwörtlichen Schweigsamkeit dieses Selbstherrschers in mißlicher Lage, wenn uns nicht seine Antecedenzien einige Anhaltspunkte gewähren würden.

Das bezeichnendste Merkmal des Charakters Louis Napoleon's ist dessen Pietät für Napoleon I., welche bei ihm in eine Art Cultus ausgeartet ist. Von seinem ersten Auftreten an war es daher die strenge Nachahmung nicht allein des staatlichen Vorgehens, sondern auch der äußerlichen Formalitäten seines Oheims, welche die politische Haltung Napoleons III. kennzeichneten. Der Staatsstreich, die Kaiserwahl, die Verfassung, die Reden, kurz alles, war ein getreuer Abklatsch des Oheims; und bei der Pietät des Neffen für jenen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er auch in Zukunft so verfahren wird. Wollen wir uns also Gewißheit über die künftige Handlungsweise Napoleon's III. verschaffen, so müssen wir die Geschichte Napoleon's I. nachschlagen.

Da nun ein Congreß bevorsteht, so scheint keine der Friedensunterhandlungen Napoleons I. mehr im Stande zu sein, eine Handhabe zur Beurtheilung der bevorstehenden Unterhandlungen zu bieten, als der Congreß zu Chautillon. Man lese diesen nach und man wird finden, daß Napoleon die Alliirten nur in der Irre zu führen und die Unterhandlungen hinauszuziehen suchte, um Zeit zu gewinnen entweder dieselben zu veruneinigen, oder solche kriegerische Vortheile zu erlangen, welche ihn in Stand setzten, die gemachten Zugeständnisse wieder zurückzunehmen. Letzteres geschah auch, bis endlich der alte Blücher durch seinen kühnen Marsch nach Paris den diplomatischen Winkelzügen ein Ende machte.

Daraus folgt also, daß nur durch das entschiedenste Auftreten, durch das Inaussichtstellen germanischen Schwerterklanges der Friede noch erhalten werden kann — nicht aber durch Leisetreterei oder gar durch jene ängstliche, von einigen preußischen Blättern an den Tag gelegte Vorsicht, den französischen Machthaber nicht zu reizen, — was uns an die bekannte Anekdote erinnert, nach welcher ein Rekrut in seinem ersten Treffen dem Kanonier, der die

Lunte anlegen wollte, den Arm zurückhielt, mit den Worten: Schieß nicht, der Feind wird sonst nur noch böser!

Ist ganz Deutschland einig in dieser Ueberzeugung, einig in Machtbewußtsein und Muth, — entschiedenen Willens beim ersten Kanonenschuß von Seiten Napoleons auf Paris los zu marschiren, um das Uebel an der Quelle zu kuriren, oder wenigstens durch zweckmäßige Aufstellung eines gewaltigen Heeres Oesterreich in den Stand zu setzen, seine ganze Armee nach Italien zu werfen, dann können wir gerade dadurch vielleicht noch den Frieden erhalten — gerade wie Napoleon zur Verschiebung seiner Absichten und zu dem Zugeständniß des Congresses schon durch die bloße Kundgebung der öffentlichen Meinung in Deutschland gebracht worden ist. Schlimmsten Falls aber haben wir dann einen Krieg auch nicht zu fürchten.

Wenn dann der gemeinsame Feind niedergeschlagen, dann erst ist es Zeit, die inneren Fragen zu beherzigen; dann ist es Zeit, Oesterreich mit all dem Ernst, welcher eine Nation an dem Tage der Befreiungsschlacht beseelt, zuzurufen: Der jetzige Verfassungsstand Deutschlands genügt uns nicht; wir haben ein Recht, die Wiederherstellung und zeitgemäße Ausbildung der tausend Jahre bestandenen Reichsversammlung, welche das erste und älteste historische Recht der Deutschen ist; mindestens aber eine Vertretung des Volkes am Bunde zu verlangen, — weil die Volksvertretung überhaupt ein unentbehrliches Glied des germanischen Volksorganismus ist.

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Der letzte Tag im Noviziat.

Es ward bereits gesagt, daß die Terrasse des Stiftes sich in einen Thalgrund senkte, der zu sehr lieblichen Gartenanlagen diente, über welche das strenge Auge der Hochwürdigen unablässig wachte, theils auf Antrieb ihrer natürlichen Herrschsucht, der zu Liebe sie alle Kräfte ohne Zaudern opferte, theils aus Liebe für die sanften, stillen Pflanzen, die sich nie gegen den pflegenden Willen auflehnten. Links breiten sich die Gewächshäuser aus, hinter ihnen das Dorf und die Kirche, rechts zieht sich ein Laubwald bis zu dem Gipfel des Berges empor, der einen Vorsprung seines felsigen Körpers zum Fußgestell eines kleinen Tempels herlieh, den eine poetische Canonisse „Schwestertreu" genannt hatte; da aber weder das Herz noch die Füße der größeren Hälfte der Stiftsdamen bis zu diesem Tempel hinauf die nöthige Ausdauer besaßen, so war er trotz seiner schönen Lage sehr verfallen. Die bunten Glasscheiben durch die heran drängenden Aeste eingedrückt oder zer-

schlagen, das Dach halb abgedeckt, die Thüren und Fensterläden zersprungen, der Farbe entkleidet und der Fußboden seines Quader=Estrichs beraubt, so ist Schwestertreu heute noch und so war es bereits an dem Tage, der das Noviziat des Fräulein Eva von Haidebrink beschließen sollte, denn er warf bereits die ersten Strahlenblicke auf die bethaute Erde mit ihren blühenden Saaten und ihren unfruchtbaren Menschenherzen. Kaum war die von mächtigen Doggen bewachte Klosterpforte vom Portier aufgeschlossen, als die Novize bereits ihre Morgenpromenade antrat. Ihr Schritt war weniger elastisch als sonst, sie folgte den gewundenen Wegen der Blumenanlage bald fast laufend, bald wieder langsam gehend, als sie aber das Gehölz erreicht hatte, hemmte sie die eilenden Füße nicht mehr, sie beachtete es nicht, wenn eine Brombeerranke ihr Kleid fest hielt oder eine vorwitzige Staude ihre blinkenden, feuchten Blätter durch den Kies des Weges emporstreckte, nur zuweilen blickte sie zurück und drückte die Hand auf die schnell athmende Brust. Zehn Schritte vor dem Tempel stand ein hohler Baum, sie steckte die Hand in ein Astloch und endete die hastige Untersuchung mit dem Freudenschrei: Er hat ihn gefunden, ich werde erwartet! Kalter Schweiß deckte die pulsirende Stirn, als Eva drei Mal an die verschlossene Thüre der Halbruine klopfte; sogleich knarrte ein Schlüssel von innen und die Novize stand einem Manne gegenüber, der sie in seinen Armen auffing.

Die Novize wollte reden, aber ihre Stimme versagte; sie sah ihn, der sie an sein Herz drückte, an, mit dem bleichen, leuchtenden Antlitz empor gewandt, irrte tastend mit der Hand über sein volles, blondes Haar, seine Schulter, seine Hände, als ob sie noch an der Wirklichkeit seines Daseins zweifelte; Eva behauptete und behauptet noch, Paul, Graf Wittnig wäre ein sehr hübscher Mann, und da belebte Schönheit nur mit einem ideellen Maßstab gemessen werden kann, oder vielmehr darf, so mag ihre Ueberzeugung den Ausschlag geben. Jedenfalls sah Paul kräftig, brav und gescheidt aus, und Eva gegenüber hatten Blick, Stimme und Benehmen das Gepräge der innigsten Hochachtung, welches mit den Jahren mehr zu als abnahm. Paul also führte Eva nach dem einzigen Sessel des Tempels und verschloß die Thür, dann kniete er vor ihr nieder, erfaßte ihre Hände und sagte: Meine geliebte Freundin, ich hoffe, Dein unerwartetes Verlangen, mich unter diesen Verhältnissen zu sprechen, hat keine unangenehme Veranlassung, und wenn es wäre — hier ist Dein Beschützer!

Gott, ich hätte beinah ganz vergessen, weßhalb ich Dich rief! Ach, Paul, das war ein recht herzloses Jahr, und noch dazu durfte ich Dir so selten schreiben, ja man braucht viel Geduld bei der Liebe!

Liebes Mädchen, was der Reiche mit Gold erkauft, erwirbt der Unbemittelte mit Herzblut; weil wir arm sind, hatte dieses Jahr für uns nur diese eine glückliche Stunde, und sie entflieht; rede mein Lieb', rede! —

O warum drängst Du so, Paul, Du weißt, ich habe freudig gehofft, aber seit einigen Tagen bin ich sehr entmuthigt!

Warum, Eva? Du thatest was in Deinen Kräften stand, und schwankt der äußere Lohn, so steht der innere strahlender und unumstößlicher denn je da!

O Du bist sehr gut! Ich berief Dich hierher, weil Baron Röhritz schrieb, meine Verlobung bedürfe eines officiellen Contractes, als er vorige Woche um meine Hand anhielt.

Eva! — rief Paul und schnellte in die Höhe — um Dich anhielt? Das ist unmöglich, nein er konnte nicht diese Frechheit, diese Niederträchtigkeit begehen, um meine Braut anzuhalten!

Warum sollte er nicht, wenn sie im Begriff steht ein großes Vermögen zu erben, außerdem liebt mich der schöne Fritz!

Mein Gott, Eva, Du marterst mich! Ohne Veranlassung von Deiner Seite hätte er es nie gewagt!

Siehst Du, Paul — sagte Eva, durch seinen Zorn beruhigt, — der innere Lohn, den Du mir verheißest, scheint doch fraglich, also möchte ich mich des äußeren versichern. Laß mich irgend etwas unterschreiben, wenn es Noth thut, damit ich ihnen später beweisen kann, daß ich vor diesem Tage Deine Braut war!

Wenn es solcher Beweise bedarf, so wirf ihnen Deinen Verlobungsring vor die Füße und sag: ich hätte ihn Dir vor vier Jahren unter heißen Thränen angesteckt, wähnend, Gott habe mir das ganze tugendhafte Herz eines Weibes geschenkt, für das ich ihm alle Tage seitdem mit Sorge und Zuversicht gedankt habe, um heute solche entwürdigende Worte zu hören! — Was hast Du dem saubern Baron geantwortet, Eva? Ich muß das wissen, um ihm auch meinerseits eine Anfrage zukommen zu lassen! —

Ich habe meine Entscheidung auf heute Morgen verschoben und mußte das, wenn nicht die Abtissin mich rettungslos berauben sollte, jetzt wird sie nur eine Stunde Zeit zu ihren Plänen haben, sie darf nicht offen gegen mich verfahren, weil sie bis jetzt im Interesse ihres Lieblingsneffen immer meine Partie ergriff.

O Eva — sagte ihr Verlobter, und barg sein kämpfendes Gesicht in den Händen — wollte Gott, Du wärest weniger schlau und berechnet zu Werke gegangen, es ist mir entsetzlich, Dich dieses Gewebe enthüllen zu hören, Du kommst mir sehr herzlos, sehr alt vor!

Eva lehnte an dem öden Kamin, indeß zwei große Thränen langsam über ihr Gesicht flossen. Paul — sagte sie endlich — ich sah, daß ich von neidischen, böswilligen Creaturen umgeben und bewacht war und fürchtete mich nicht, denn ich ging unter dem Panier meiner Liebe durch ihre Hinterlist. Ich sah schon am ersten Tage meine Beziehung zu Deinem Namen beargwohnt, wo

nicht durchschaut, schon da glaubte ich Alles verloren, aber Gott gab ihnen Pläne ein, um sich selbst zu verblenden, ich dankte ihm auf den Knieen und dachte es wäre genug, wenn ich meine Würde bewahrte, denn daß Du den ersten Stein auf mich werfen würdest, das konnte ich nicht ahnen! Aber sieh, Paul, wenn ich in den Mitteln irrte ihre Habsucht zu täuschen, so kann ich Dir dennoch mit meinem geretteten Bewußtsein ruhig unter die Augen treten, ich habe mich keiner Unwahrheit zu zeihen, keines versteckten Gedankens, es geschehe was da wolle! Soll ich den Ränken selbstsüchtiger Frauen hinschleudern, was mir gehört, was zu Deinem Lebensglück, zur Ausführung all unsrer frommen Vorsätze bestimmt ist? Nein, Paul, wenn Du Deine Hand zurückziehst, so wird Eva Haidebrink allein ringen, und wenn meine edle Tante, ein drohender Schatten vor mich träte, ich würde unbeirrt weiter schreiten müssen, so lange ich rechtschaffene Mittel sähe! Das Noviziat ist beendet, ich eile vom Denken zur That!

Paul küßte reuig Eva's Hand und sie verlangte keine andre Sühne. — Eva — fragte er — Du baust so fest auf das Gelingen, wenn nun das Schicksal die Ränkemacher siegen ließe?

Dann — sprach Eva ruhig — werde ich es verstehen in Armuth und Bescheidenheit an Deiner Seite reich und glücklich zu sein, und zu machen, ich bin auf Alles vorbereitet!

Paul's Stirn umwölkte sich mehr und mehr, er drückte die zitternde Hand, welche er in der seinen hielt, und vergegenwärtigte sich schneidender denn je den Schmerz, ein solches Frauenherz an seiner Seite darbend zu wissen, diesen Enthusiasmus unter der Asche tausendfacher Sorgen ersticken zu müssen.

Mein Lieb! — brach der Graf das Schweigen — die Abtissin kann allerdings nichts wissen von unsrer Liebe, sie ist zu klug, um in diesem Falle ihren verzärtelten Neffen einem so fraglichen Gelingen bloszustellen.

Aber wenn sie nichts davon weiß, warum ihr Examen? ihr Verweis?

Leider sehe ich einen andern Zusammenhang, den ich Dir gern verheimlicht hätte, aber da wir so weit sind, mußt Du alles wissen: Meine Mutter ist die arme Stiefschwester der reichen Abtissin von Röhritz! Diese war in ihrer Jugend einem schönen und stattlichen Grafen Wittnig verlobt, bis der Anblick meiner armen Mutter das Herz des Bräutigams der kalten Braut entzog, welche ihre Schwester, ja ihr Pflegekind Arabella, seit jenem Tage unversöhnlich haßt!

O weh! — klagte Eva — ich rechne wenig auf die Großmuth dieses Steinherzens! Wie muß Deine Mutter gelitten haben!

Unendlich! Sie ward früh Wittwe, lebte in größter Entbehrung, aber ihr Schrei um Liebe, um Hülfe blieb unbeantwortet. Vergebens suchte sie durch fremdes Fürwort, durch den Anblick ihres verwaisten Kindes ein Fünkchen Schwesterliebe anzufachen — die Hochwürdige hatte keine Schwester mehr!

Sie beargwohnt Jeden als den Feind, der ihre Wunde berühren und aufreißen will, und diese Wunde heilt nicht, weil der Haß und die Ungerechtigkeit ihr ätzendes Salz hineinstreuen!

Also das ihr Verdacht gegen mich! So achtet Sie mich denn, weil Sie so strenge Gegenmittel gegen meine gerechten Bitten aufhäufte, ich war vielleicht der Wunde nicht fern und wenn sie lind berührt wäre, — wer weiß? — —

Gutes Kind — unterbrach sie der Graf — Seelen, welche so leicht bereit sind zu dem Edlen und Hohen empor zu fliegen, als die Deine, haben kein Augenmaß für die Niedrigkeit gehässiger Charaktere! Meine gute Mutter, um Deine Ruhe zu schonen, hat sich der Wonne beraubt, der Lebensgefährtin ihres Sohnes in das liebe Antlitz zu blicken, wir mußten Dir ihr und mein einziges Geheimniß verbergen! So konntest Du unbefangen die Dir sonst so erschwerte Bahn betreten.

Also dachtet ihr schon immer an mein Vermögen, Deine Mutter und Du?

Paul klopfte lächelnd auf die erglühenden Wangen, die sich an seiner Schulter zu verbergen strebten: Du weißt, meine theure Braut — erwiederte er — daß Du mir die Eroberung Deines Herzens nicht leicht gemacht hast, daß ich, selbst im Besitze deiner Hand, kein glühenderes Verlangen kannte, als Dein ganzes Wesen, das phantastisch und genial umher zu flattern gewohnt war, zu umfassen und an meine prosaische Existenz zu fesseln. Du weißt, daß ich strebte, Alles zu erreichen, was Dir und mir bewundernswerth schien, und daß das irdische Ziel all meines Strebens ein ganzes, himmlisches Herzensglück war!

Ich weiß es! Du edler, lieber Mann, verzeih mein kindisches Wort! bat Eva.

Du hast mir heute mehr zu vergeben, Eva, Gedanken, die ich mir selbst nicht vergebe, aber hör' mich zu Ende, auch der leiseste Hauch soll verwischt werden, damit er nicht einst als Rost auf dem erzenen Grundbau unseres Bundes sichtbar sei. Ja, Eva, wir liebten uns sehr, ohne daß wir den Eigenwillen abthun und den höheren Willen mit seinen geheiligten Forderungen herrschen lassen wollten! Ich war heftig, Du leidend und niedergeschlagen, aber nach jedem schlimmen Tage kamen so viel mehr gute. Wir sahen uns wahrer und klarer, unser Streben webte sich unlösbar in einander, und endlich eilte ich in die Arme meiner Mutter und jauchzte; wenn ich den Stein der Weisen gefunden, Länder und Meer erobert hätte, ich wäre nicht so glücklich, nicht so reich, als ich es bin in der zweiten Hälfte meines Daseins, im Besitz des treuesten, hingebendsten Herzens! An jenem Tage, Eva, habe ich zuerst von Deinem Vermögen gesprochen, mir zuerst alle Consequenzen klar gemacht, die mich jetzt nicht mehr demüthigen konnten. Vorher war mir die Aussicht, auf Dein Vermögen rechnen zu müssen, sehr drückend, meine ganze Sorge war die, Dein Herz zu besitzen: dieses Ziel erreicht, ward alles Andere

gering, Du hattest das Größte mir gegeben, ich zauderte nicht, auch das Unwesentliche zu erwarten!

Du hast mich recht froh und zuversichtlich gemacht, mein Geliebter — sagte die Novize mit einer ganzen Welt von Liebe in ihren Augen — nun laß mich gehen und sehen, was Gott uns zugedacht; o, ich wollte, ich könnte mein Leben einsetzen, um Dir zu zeigen, daß es keinen Werth für mich hat, außer den, welchen ihm die göttliche und Deine Liebe verleihen!

Nicht umsonst sucht das Sprichwort einen Schritt vom Erhabenen weiter das Lächerliche. Während im Tempel die Liebenden ein Wiedersehen verabredeten und umsonst das letzte Wort des Abschieds suchten, hing Aurora wie ein dicker, überreifer Apfel der Erkenntniß an einen Baumast angeklammert, jenseits der morschen Tempelmauern, d. h. nicht jene poetische, mythologische Aurora der alten Griechen, nein die prosaische, indiskrete Aurora von Rosthelm. Die Erkenntniß der unholden Lauscherin war zwiefacher Art, erstens schwebte über dem Gegenstand ihrer Forschungen und Verfolgungen kein Dunkel mehr, zweitens schwebte sie selbst über einem Abgrund an einem Baumast, und suchte vergebens mit ihren kurzen dicken Beinen Grund zu fassen, indem ihre Mantille sich bei diesen unfreiwilligen Turnübungen wie ein Segel im Morgendwind blähte. In dem Augenblick, als Eva sich zu jedem Opfer für ihre Liebe bereit erklärte, faßte, einen Schritt von ihr, Aurora, ohne sie verstanden zu haben, aus reiner Sympathie den Entschluß im Berufe zu sterben, ohne menschliche Vermittlung in Anspruch zu nehmen. Der Zweig, der Anfangs Schnellkraft genug besaß, die sich seiner Stütze anvertrauende Canonisse der Muttererde zu entheben, neigte sich jetzt drohend dem Abhang zu, und ein scharfes, inneres Reißen der Holzfasern bekundete, daß mit jeder Minute die Gefahr zunehme. Fräulein von Rosthelm hörte, wie die Liebenden den Tempel verließen, und glaubte ihr letztes Stündchen gekommen. Eva dachte nicht daran einen Horcher zu vermuthen oder zu suchen, so beklemmt sie zu dem Rendez-vous kam, so sicher und furchtlos machte sie Pauls Gegenwart, und strahlenden Blicks begrüßte sie herniedereilend das Thal zu ihren Füßen. Das Reißen des Astes neben dem Tempel ward indeß lauter und anhaltender, als er sich endlich mit einem Ruck senkte, ließ ihn das Opfer der Neugier fahren und — siehe da, die Füße und Knie erreichten ein Stückchen Felsrand, während die Mantille, welche an den Baum gehakt war, die unternehmende Dame zwar ein bischen strangulirte, aber doch verhinderte, daß sie rücklings in die Tiefe fiel. Aurora's Knie schmerzten sehr beim Hinabsteigen, aber das machte ihren Sieg, ihre Märtyrer-Krone nur noch strahlender; sie ballte die Fäuste gegen die Fenster der hochwürdigen Frau und wiederholte: O es schmerzt nicht, wenn ich daran denke, daß wir heute für viele Jahre abrechnen werden, du stolzes, falsches, altes Crocodill!

(Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Der Niger bei Timbuktu erreicht seinen höchsten Stand nicht, wie der Nil und der Benue, im August oder September, sondern er steigt bis Ende December oder Anfang Januar und erhält sich dann in seinem höchsten Stande bis in den Februar. Dies war unserm Reisenden höchst auffallend. Er erklärt sich diese Erscheinung folgendermaßen. In dem Quellgebiete des Niger, 100 bis 150 Meilen südwestlich von Timbuktu, fallen die tropischen Regengüsse im September und October. Das Land, das der obere Niger durchströmt, ist großentheils flach; der Fluß, welcher sehr langsam und in einem höchst gewundenen Laufe dahinfließt, füllt nicht allein einen sehr breiten Strom aus, der sich weit über das Flachland ausbreitet, sondern bildet auch noch eine große Menge von Hinterwassern und Seen. Darum äußert sich die Wirkung des vermehrten Wasserstandes bei Timbuktu so spät. Während nun hier das Wasser fällt, steigt weiter unterhalb erst der Strom, ja nach Laird's Beobachtungen begann er bei Idda, nicht weit von seiner Vereinigung mit dem Benue (8 ° N. B.), erst am 22. März zu steigen. — Während des höchsten Wasserstandes sind viele Einsenkungen überschwemmt; man kann mit Schiffen bis ganz in die Nähe der Stadt Timbuktu fahren. Allerdings stieg in jenem Winter die Ueberschwemmung zu einer ungewöhnlichen Höhe. Es äußerte dies einen ungünstigen Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse der Bewohner. — Wenn das Wasser zu sinken beginnt und somit weite Strecken Landes bloßgelegt werden, zeigen sich Blutfliegen in zahlloser Menge und quälen Menschen und Vieh.

Das Steigen des Flusses bewirkt vermehrte Handelsthätigkeit. Mit Bezug auf Getreide ist Timbuktu, die Wüstenstadt, von der südlichen, obern Nigergegend abhängig *); am 4. Januar kam das erste Boot mit Korn von Kabara an bis ganz in die Nähe der Stadt; um diese Zeit wird dann das Korn regelmäßig wohlfeiler. Timbuktu selbst erzeugt weder Landesprodukte noch irgend bedeutende Industriearbeiten; es hat fast nur Transithandel, für diesen aber ist es ein sehr bedeutender Platz. Die hauptsächlichsten Handelsleute in der Stadt sind Araber aus Marokko oder Ghadames (30 ° N. B., 9 ° O. L.); letztere bewohnen ein eigenes Stadtviertel; sie sind übrigens meist nur Agenten für Ghadamsier Häuser. Araber sind es auch, die den Karawanenhandel vermitteln. Dieser geht auf zwei Straßen, nordwestlich nach Marokko und

*) Es erklärt sich hieraus auch der Druck, den die gegenwärtigen Herren dieses Landes, die Fulbe von Massina, auf die Stadt ausüben: sie könnten ihr jeden Augenblick die Kornzufuhr abschneiden.

nordöstlich nach Ghadames. Am Niger abwärts wird gar kein Handel getrieben. Die hauptsächlichsten Handelsgegenstände sind Gold, Salz, Kolanüsse, Turkedis von Kano; außerdem europäische Industrieerzeugnisse u. s. w.; Sklaven nur wenige.

Das Gold kommt aus den südwestlichen Gegenden, meist in Form von Ringen, auch wohl in ledernen Beutelchen als Goldstaub. B. schätzt den jährlichen durchschnittlichen Werth des hierher gebrachten auf 150 — 200,000 preußische Thaler.

Salz kommt von Taodenni, etwa 60 Meilen nordwestlich von Timbuktu. Dort bedeckt es einen ausgedehnten Landstrich in durchaus wüster Gegend. Man unterscheidet fünf Schichten; am gesuchtesten ist die vierte; sie ist schwarz und weiß marmorirt. Das Salz wird in Stücken von durchschnittlich 3 Fuß Länge, 1 Fuß Breite und 2 Zoll Dicke, 50 — 65 Pfund schwer, auf den Markt gebracht. Ein solcher Stein kostete während B's. Anwesenheit in Timbuktu 3000 — 6000 Muscheln. Der Preis steigt jährlich gegen Frühjahr, wo in Folge der zahllosen Menge von Blutfliegen die Salzkarawanen seltener werden.

Die Kolanüsse werden aus den südlicheren Gegenden eingeführt. Im Besitze dieser Nuß fühlen die Eingeborenen den Mangel des Kaffees nicht, den sie doch so leicht anbauen könnten.

Turkedis (baumwollene Frauenkleider, die dann zum Theil hier aufgetrennt und zu Männergewändern benutzt werden), in Kano verfertigt, kommen auf ungeheurem Umwege hierher. Der gerade Weg von Kano über Ssai nach Timbuktu würde wenig über 200 Meilen betragen und von einer Karawane in etwa 56 Tagen zurückgelegt werden können. Aber dieser Weg — Barth kennt ihn größtentheils aus eigener Anschauung — führt zum Theil durch höchst unsicheres Gebiet. Die arabischen Händler nehmen einen andern: von Kano nach Rhat, von da über Tauat (27 ° N. B., 1 ° O. L.) nach Timbuktu (ganzer Weg etwa 520 Meilen); oder gar von Rhat erst über Ghadames nach Tauat (ganzer Weg gegen 600 Meilen). Zu solchem Umwege zwingt nicht die Natur des Landes, sondern zum Theil die Völkerverhältnisse, und großentheils das Streben der Ghadamsier Kaufleute, diesen Handel allein in ihren Händen zu behalten. — So ist es denn auch erklärlich, wie der Preis der Turkedis in Timbuktu ein ganz anderer sein muß als in Kano: eine in Kano für 1800 Muscheln gekaufte Turkedi wird in Timbuktu wohl für 4000 Muscheln verkauft; dies gäbe einen Gewinn von 122 %

Von europäischen Waaren kommen über Marokko oder Mogador Matratzen, Leibbinden, rothes Tuch, Spiegel, Messer, Tabak, über Tripoli und Ghadames Kaliko. Alle Messerschmiedwaaren in Timbuktu sind englisches Fabrikat. Die Schwerter der Tuareg haben Klingen aus Solingen.

Artikel von geringerer Bedeutung auf dem Markte von Timbuktu sind

Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Thee (bei den Arabern beliebt), Burnuse oder arabische Mäntel mit Kappe, von Arabern im Norden aus europäischem Tuch verfertigt. So viel über die Handelsverhältnisse von Timbuktu.

Am 19. April 1854 begann Barth endlich seine Rückreise. Bis nach Gogo (16²/₃ ° N. B., ¼ ° O. L.), der alten Hauptstadt des Sonrhayreiches, begleitete ihn der Scheich El Bakay nebst einigen seiner Verwandten und seiner Schüler. Man zog am nördlichen oder linken Nigerufer hin. Die Reise ging sehr langsam, denn der Scheich hatte mit mehreren Tuareg-Häuptlingen, deren Gebiet er berührte, politische Unterhandlungen zu pflegen; ja einmal bewegte sich das ganze Lager wieder rückwärts und der Scheich selbst begab sich auf einige Tage nach Timbuktu, wo seine Anwesenheit nöthig schien. So kam es denn, daß der auf dieser Straße etwa 60 — 70 Meilen lange Weg von Timbuktu bis nach Gogo erst nach zwei Monaten, 19. Juni, zurückgelegt war. So unangenehm für Barth diese Zögerung war, so bot sie doch auch ihm und uns den Vortheil, daß er eine reichere Fülle von Beobachtungen machen und mittheilen konnte.

Zunächst war es der mächtige Strom selbst, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er wird von den verschiedenen Völkerschaften, durch deren Gebiet er strömt, mit verschiedenen Namen genannt: Dhiuliba, Mayo Balleo, Issa, Eghirreu, Kuara, Bakinrua. Jeder dieser Namen bedeutet Wasser oder Strom. Der Name, mit dem wir ihn bezeichnen, und den wir von den Alten überkommen haben (bei Plinius heißt er Niger oder Nigris, bei Ptolemäus Νίγειρ), kommt nach Barth wahrscheinlich von dem Tuareg-Worte Eghirreu. Die erste Kunde vom Niger gibt vielleicht schon Herodot. Er erzählt (II, 32), er habe gehört, es seien einst fünf Jünglinge aus dem die Syrte bewohnenden libyschen Volke der Nasamonen aus ihrem Vaterlande weggegangen, um die wüsten Gegenden Libyens zu besuchen und wo möglich mehr zu sehen als die, die am weitesten gereist. Nachdem sie das bewohnte Land durchzogen, seien sie in das thierreiche gekommen und dann, westlich gehend, in das wüste. Nach vielen Tagen hätten sie eine mit fruchttragenden Bäumen geschmückte Landschaft gefunden und in ihr Menschen, deren Sprache sie nicht verstanden, kleiner als die gewöhnlichen und schwarz von Farbe. Diese hätten sie in eine von lauter solchen Menschen bewohnte Stadt geführt; an der Stadt vorbei fließe ein großer Strom von Abend gegen den Aufgang der Sonne; im Strome zeigten sich auch Krokodile. Diesen Fluß hält Herodot, wie auch sein Berichterstatter, für den oberen Nil. Auch Plinius (H. N. V, 9) scheint eine ähnliche Ansicht vom Niger zu haben. Ptolemäus (Geogr. IV, 6) läßt ihn weit im Westen entspringen und östlich strömen, sagt aber nichts über seinen Ausfluß. Karten des 17. Jahrhunderts lassen ihn, den sie mit dem Senegal verwechseln, in das atlantische Meer fließen. Hiob Ludolf (Hist. Aethiop. I, 8), der auch Bochart's Autorität für sich

anführt, macht ihn zu einem abgezweigten Theile des Nils und sucht seine Mündung gleichfalls an der Küste des westlichen Oceans. Auf Karten des 18. Jahrhunderts (Homann, Robert u. s. w.) ergießt er sich in einen See, in dem wir, obgleich er viel zu weit nach Osten verlegt ist, doch unsern Tsad erkennen. Diese Meinung fand noch in unserm Jahrhundert ihre Anhänger, und nachdem 1823 Denham und Clapperton Bornu bereist und den Komadugu Waube gefunden hatten, glaubte man in diesem den Niger zu sehen. Der obere Theil des Niger war bereits (1795 — 97, 1805) von Mungo Park gesehen und bekannt gemacht worden; den Ausfluß fanden erst (1830 — 31) mit Sicherheit die Brüder Lander. Der mittlere Theil, allerdings auch schon (1805, 1806) von Mungo Park befahren, konnte, da dieser auf der Reise das Leben verlor und seine letzten Tagebücher nicht zu uns gelangt sind, bis auf Barth als unbekannt gelten. Jetzt kennen wir ihn von Timbuktu bis nach Ssai genauer.

Von der Gegend von Timbuktu an fließt der Niger etwa 30 Meilen weit in östlicher, wenig nach Norden geneigter Richtung in breitem Bette, öfters durch Inseln in Arme getheilt, ruhig dahin; an die flachen Ufer stoßen Sümpfe, deren Boden während des hohen Wasserstandes mit zum Strombette gehört. An diese grenzen Sandhügel, der Abfall der Wüste. Die Ufer sind mit dem süßen, saftigen Byrgu-Grase bedeckt, weiterhin wachsen niedrige, dichtbuschige Dumpalmen und an den Abhängen der Sandhügel der Ssiwakstrauch. Die dichte Vegetation bietet zahlreichen Löwen einen erwünschten Aufenthalt.

Später ändert sich die Scene: Felsen (Granit, Grünstein, dann auch schwärzlicher Sandstein) treten an den Strom heran, durchsetzen ihn, lenken ihn ab von seinem Laufe — er fließt von da an südöstlich, dann südlich —, engen ihn ein. An der schmälsten Stelle ist er nach Barth's Schätzung nur 200 — 250 Schritte breit und nach Aussage der Eingeborenen unergründlich tief. Doch wird gerade diese Stelle von handeltreibenden Arabern auf ihrem Wege nach Dore als Ueberfahrtsort benutzt, weil da ihre Thiere nicht so weit zu schwimmen haben. Es wechseln nun felsige Strecken mit offneren. Jene sind, zumal wo durch die Felseninseln der eingezwängte Strom in mehrere Arme getheilt wird, reich an Stromschnellen und gefährlich zu beschiffen, und Barth erklärt es fast für wunderbar, daß Mungo Park auf seiner kühnen Fahrt allen diesen Gefahren entgangen und nicht, früher als den Menschen, dem Strome erlegen sei.

Da, wo der Fluß eine knappe Biegung nach S. S. O. macht ($17^1/_2$ ° N. B., 0 ° O. L.). sucht B. die Stätte der längst verschwundenen Stadt, von der Herodot berichtet; diese Stelle des Nigerufers sei unter allen am nächsten an Aegypten, dem Lande, von woher, wie noch jetzt nicht ganz verklungene Sagen bezeugten, die älteste Kultur und so manche noch bestehende

Sitte, von woher wohl die frühesten Herrscher des Sonrhay-Reiches, von woher im 11. Jahrhundert der Islam in diese Länder gekommen sei.

Die Gegend zwischen Timbuktu und Gogo ist nur schwach bevölkert. Die unstäten, zeitweise in Zeltenlagern wohnenden, häufig mit ihren Kameel- und Pferdeheerden umherziehenden, in viele, oft einander feindliche Stämme zertheilten Tuareg, die von der nördlichen Wüste her bis an und über den Strom vorgedrungen sind, lassen das Land nicht zur Ruhe kommen. Ruinen alter Wohnplätze zeugen von früherer höherer Kultur. Die eingeborenen Sonrhay haben sich auf Inseln oder hinter Sümpfe zurückgezogen, und an solchen geschützten Stellen bauen sie etwas Tabak, Reis, Weizen, Gerste. Einige Ortschaften sind von s. g. Ruma bewohnt, Mischlingen aus Sonrhay und den Nachkommen der Marokkanischen Flintenschützen, die um 1590 für Mulai Hamed das Sonrhay-Reich eroberten. Diese Ruma haben in der Kleidung eine Eigenthümlichkeit mit den Tuareg gemein: sie bedecken nämlich mit einem Tuche oder Shawl den obern Theil des Gesichtes, und mit einem andern den untern Theil mit Einschluß des Mundes; der Mund wird Fremden niemals gezeigt. Unser Reisender war lange im Zweifel, ob die Tuareg Bärte trügen, bis er endlich einmal unter dem Shawl Barthaare hervorragen sah. Selbst beim Rauchen, das sie sehr lieben, lassen Ruma und Tuareg den Mund bedeckt; nur der kleine Pfeifenkopf guckt unter der Gesichtshülle hervor. (Fortsetzung folgt.)

Gastspiel des Herrn Bogumil Dawison.

Der gefeierte Künstler hat bisher in drei Rollen sein außerordentliches vielseitiges Talent entwickelt, und Erfolge erzielt, die an die Zeiten des Seebach-Enthusiasmus erinnern. Wir behalten uns vor, bei seiner nächsten Vorführung eines Shakspear'schen Dramas auf den Richard III. zurückzukommen; was den „Narciß" betrifft, ist uns das Stück in höchstem Grade anwidernd, und wir bedauern herzlich, daß Dawison diesem Musterzerrbild die Ehre erwiesen hat, es zu studiren; es bietet allerdings viel Gelegenheit zu dramatischen Virtuosen-Effekten, aber hierin leisten auch solche Schauspieler Bedeutendes, die weit unter Dawison stehen, und er sollte nicht mit Herrn X. oder Y. in Konkurrenz treten. Unsere heutige Besprechung gilt also vor Allem der Vorstellung vom letzten Mittwoch, in welcher der große Mime den Carlos im Clavigo und den Bonjour in den Wienern in Paris wiedergab.

Die Leistung des gefeierten Gastes in dem erstgenannten Drama war in jedem Momente eine gleich geistreiche, in hohem Grade interessante, ohne einen eigentlichen Ganzeindruck zu hinterlassen. Es ist unmöglich, sich eine elegantere Haltung, klarere Sprechweise, größere Vollendung der Mimik und schärfere Accentuation der einzelnen hervortretenden Momente zu denken, als sie Dawison bietet; und doch soll und kann Carlos gewissermaßen wärmeren Antheil erwecken, als er diesmal gethan. Carlos ist ein sogenannter Verstandsmensch, mit einem Beigeschmack von unmotivirtem, gallsüchtigen Menschenhasse; halb Fatalist, der jeden äußeren Eindruck als nothwendig bedingte innere Anschauung annimmt, und halb Sophist, der dann wieder herausfindet, daß diese seine Anschauung die einzige richtige ist. Er hat nur eine Schwäche (was er Schwäche nennt) und dies ist seine Freundschaft für Clavigo;

diese Schwäche macht ihn blind, er glaubt durch seinen Rath den Freund zum tüchtigen Mann heranbilden zu können, und sieht nicht, daß dieser Mensch unter allen Umständen nichts werden und sein kann, als ein talentirter elender Schwächling, der nach Vermeidung einer Inkonsequenz zehn andere begehen wird. In dieser Selbsttäuschung Carlos liegt übrigens noch etwas Menschlich-Liebenswerthes, das vergessen macht, wie superklug und von oben herab redend dieser Mann zuerst auftritt, das ihn einigermaßen entschuldigt, wenn er sich damit brüstet, daß er den Bruder Marien's vor das peinliche Gericht bringen will, um seinen Freund vor einem Zweikampf zu wahren, den er — Nichts berechtigt, ihn für einen Feigling zu halten — in ähnlicher Lage höchst wahrscheinlich bestehen würde. Die Hauptaufgabe ist nun, diese menschlich-gute Seite Carlos hervortreten zu lassen, zu zeigen, wie er noch mehr als Freund durch das überströmende Gefühl auf den schwachen Clavigo zu wirken suchte, denn als kalter Klügler durch Sarkasmus auf den geistreichen Höfling; dies vermißte man in der Darstellung Dawisons. Die Gemüthsmomente waren offenbar schwächer als die außerordentlich feinen und geistreichen Schilderungen; der Ton war in den witzigen Bemerkungen natürlicher, wirksamer als dort, wo er aus dem Herzen kommen sollte; in dem ganz unübertrefflichen Momente, wo Carlos nach Clavigo's Erklärung, er werde Marie ehelichen, ruhig sagt: da macht wieder Einer einen dummen Streich, war mehr Wahrheit, als unmittelbar vorher in den Ausrufen des Erstaunens und Schreckens während dieser Erklärung, die ihn aufs Mächtigste ergreift. Der Punkt, der hier hervorgehoben wird, ist ein dem größeren Publikum gegenüber vielleicht wenig bedeutsamer, diesem genügt es, daß der Carlos ein durch und durch feiner eleganter, geistreich-redender Intrigant sei, an einen großen Künstler wie Dawison aber können Anforderungen gestellt werden, die eben nur er zu erfüllen im Stande ist.

In der sentimentalen Posse: Wiener in Paris, entwickelte Dawison als Bonjour die reichste Fülle seiner sprudelnden und dabei immer liebenswürdigen und eleganten Komik, seiner schönen Aussprache des Französischen; auch seine Couplets erregten durch die wohlklingende Stimme, sowie durch den ächt französisch-sentimentalen Vortrag allgemeinen, stürmischen Beifall.

Die Mitwirkenden spielten in beiden Stücken mit sichtlichem Fleiße; und Frl. Meyer (Marie) und Herr Schneider (Clavigo) hatten wirksame Momente. Ueber den Darsteller des Beaumarchais darf die Kunstkritik erst dann ein Urtheil zu fällen wagen, wenn er weniger schreien und besseres Deutsch sprechen wird. Hieronymus Frank.

Unterhaltungen.

— **Häuslicher Comfort in Italien.** Wie im Süden überhaupt, so ist auch in Italien für das, was wir häuslichen Comfort nennen, schlecht gesorgt. Begeben wir uns in die Wohnungen selbst der vornehmen Italiener, so würde sich ein Deutscher schwerlich sehr wohl darin befinden. Die schönsten Paläste, oft von einem Materiale gebaut, das unsere Fürsten nur zur Zimmerverzierung gebrauchen, starren bisweilen von Unflath. Die prächtigen Treppen, auf denen sich ein Krönungszug bewegen könnte, führen oft zu ungeheuren Sälen, deren Fenster vielleicht ausgeschlagen sind, deren Thüren nicht schließen. An den Wänden steht einiger ungeschickter Hausrath umher. Die Decke ist zwei Stock über unserm Haupte erhaben, und Alles öde und leer, so daß man in einem verwünschten Schlosse zu sein vermeint. Im Palaste Doria in Rom z. B., dessen Kunstpracht fast unermeßlich ist, möchte man immer eine kleine Leiter bei der Hand haben, um auf die hohen sammetnen Sessel hinauf zu steigen. In den Häusern sonst angesehener Bürger aber muß man mit den elendesten Rohrstühlen vorlieb nehmen. Die zweckmäßige Vertheilung und bequeme Einrichtung unserer kleinen Stuben kennen

die Italiener beinahe gar nicht. Die Reichen, welche sogenannte Conversation geben, wenden hierzu eine Reihe Säle an, die, hinter einander liegend, oftmals nur einen Eingang haben. Die Thüren werden geöffnet, das Licht strömt durch die Marmorpforten, und das Ganze gewährt allerdings einen prachtvollen Anblick, aber für die Bequemlichkeit des häuslichen Lebens und freundliche Geselligkeit ist nach antiker Weise schlecht gesorgt.

— **Volksmund im Luzernergebiet.** Unter dieser Aufschrift veröffentlicht Gerichtsschreiber Ineichen in Ballwyl in der Zeitschrift „Schweiz" eine Reihe von Sprichwörtern, aus denen wir hier einige hervorheben:

Herrengunst und Aprilwetter,
Frauenlieb und Rosenblätter,
Würfellust und Kartenspiel
Aendern viel — wer's glauben will.

Neue Besen wischen gut, alte aber besser aus den Ecken.

Dem Chuppler ghört ein isigs Paar Schuh,
Und damit geraden Wegs der Höll zu.

Eine Stunde nach zwölf ist's eins, was man thue.

Einerlei Vögel sitzen auf einerlei Aest'.

Arm Lüt hent keine Fründ.

Gaffe ist nid schaffe.

Wer mir nix geit (gibt)
Und mir nix leiht,
Der la mir ungheit (ungeschoren).

E Hämpfele Gwalt bringt's witer, als e Sack voll Recht.

Aller Anfang ist schwer, sagte der, der zuerst einen Amboß gestohlen.

Wie der Acker, so die Rüebe,
Wie der Aetti, so die Büebe.

Mit de Gobel ist en Ehr',
Mit dem Löffel kriegt me mehr.

Aber, wenn und gar
Sind des Teufels War.

Wer vil weiß,
Wird nid feiß.

E feistes Meitli, e mageri Frau.
Wie nöcher bi Rom, wie fuler de Christ.

Wer viel gastirt,
Hat bald quittirt.

Wenn einer viel Schwöger heb, so chan er no Götti werden.

Z' Hochsig goh, und z' Gevatter stoh, ist en Ehr', aber es macht den Geldsack leer.

— **Der Aerolith von Montrejéan.** Theile dieses Aerolithen wurden von den Akademikern Laroque und Bianchi untersucht, um die magnetischen Eigenschaften kennen zu lernen. Obgleich dieses Gestein im geringen Grade magnetisch ist, so ist es doch nicht polarisch-magnetisch. Seine Masse besteht aus drei verschiedenen Bestandtheilen, einer Mischung von Eisen und Nickel, einer erdigen Substanz und einer Schale. Jede Schichte wurde einzeln untersucht und kleine Partikeln davon in Wasser gebracht, wo sich dann zeigte, daß seine magnetische Kraft der von gehärtetem Stahle gleich sei, ohne polarisch-magnetisch zu wirken, daß aber die erdigen Theile gar nicht magnetisch sei und sie diese Eigenschaft erst erlangen können, wenn sie durch Hitze geschmolzen werden, in welchem Falle sie auch die polarische Kraft erhalten und endlich daß alle Theile der Schale streng magnetisch sind und in vielen Fällen polarisch. Indem der Aerolith durch unsere Atmosphäre geht, werden Theile seiner erdigen Masse geschmolzen und enthalten dann oft auch Partikeln seiner metallischen Mischung. Hat die geschmolzene Masse keine dieser Partikeln, so besitzt sie magnetische Pole, im andern Falle nicht.

— Die Revue des Deux-Mondes öffnet in ihrer Lieferung vom 1. April den geschichtlichen und politischen Artikeln einen weiten Raum. Saint-Marc Girardin setzt darin seine Arbeit über die Reisenden des Orients fort. Sie ist dieses Mal vollständig politisch, indem er sich mit den Jonischen Inseln beschäftigt, deren Lage und Verhältnisse er mit Geist und Klarheit beleuchtet; J. — J. Baude (vom Institut) bespricht Oesterreich und dessen politische Macht in Italien; Eugène Forcade behandelt in seiner Chronique de la quinzaine die heutige europäische Frage; L. de Viel-Castel bespricht des Grafen Miot's hinterlassene Denkwürdigkeiten über den Kaiser Napoléon und König Joseph, Prosper Mérimée, die historischen Arbeiten des jüngst verstorbenen amerikanischen Schriftstellers Prescott; André Cochut ver-

öffentlicht seine Studien über die Philosophie der National-Politik. Die einzige Novelle Le Chevalier du Coeur Saignant ist von Maxime Du Camp und zeichnet sich durch ihre originelle frische Färbung aus. Die kleineren Arbeiten vertheilen sich auf Ch. de Mazade: Ueber die Aufnahme des Herrn Laprade in die französische Akademie; Emile Montégut: Ueber die neue Comedie „Un Beau Mariage" von Augier und P. Scudo: Ueber den Faust von Ch. Gounod.

— **Archäologie.** Der Archäologe T. Wright gibt folgende Angabe über die Ausgrabungen in Wroxeter (Shropshire). Die Ausgrabungen geschahen an der Stelle, wo das Römische Uriconium sich befand, ohne Zweifel eine der ältesten Niederlassungen der Römer in Britanien. Ihre Ausdehnung erreicht eine Länge von 2 Meilen. Aus dem ausgegrabenen Grunde steigen Mauerwerke von 20 Schuh Höhe empor und sind beträchtlich ausgedehnt. Ohne Zweifel befand sich an der Stelle, „Alter Wall" benannt, ein großes öffentliches Gebäude, das 40 Fuß breit und mehr als 200 Fuß lang war und wie die Bruchstücke eines Daches zeigen, einst theilweise bedeckt gewesen sein mußte. Seine Länge ist durch einen 14 Fuß breiten Gang getheilt, an dessen Seiten Thüren zu kleinen Gemächern führten, deren erstes 35 Fuß bei 25 Fuß mißt und noch gut erhalten ist. An der östlichen Seite befindet sich ein offner Hof. Bei den Ausgrabungen wurden Münzen, Bronzegegenstände, Eisen, Leder, Glas, Töpfereien, Stukkatur- und Fresco-Arbeiten, Inschriften und menschliche Gebeine gefunden.

— **Der weibliche Beruf und die Erziehung** für denselben. Dies ist der Inhalt der Einladungsschrift zu den diesjährigen Prüfungen des Herrn Dr. S. Stern; in sechs Abschnitte eingetheilt. 1) Der weibliche Beruf; 2) die weibliche Bildung; 3) die verschiedenen Gebiete und Grenzen weiblicher Bildung: 4) das Erziehungsgebiet des Hauses und der Schule; 5) wie den weiblichen Schwächen und Charakterfehlern zu begegnen; 6) männlicher und weiblicher Einfluß auf Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend. — Ein goldenes Schatzkästlein für Eltern bei Erziehung ihrer Töchter.

— **Kunstanregungen in Belgien.** Das neue Budget des Departements des Innern für 1860 weist im XIX. Kapitel „schöne Künste" zur Hebung der dramatischen Kunst (littéraire et musical) 18,000 Franken an, für Hebung der Freskomalerei 30,000 Franken und für das Personal du Conversatoire de Liège 2,640 Franken an. Die königliche Akademie der Wissenschaften hatte schon früher (1853) den Vorschlag des Barons Jules de Saint-Genois angenommen: eine jährliche Tantième von 7,500 Franken für flämische dramatische Literatur auszuwerfen.

— Le Pardon de Ploërmel Meyerbeer's neueste Oper hat nach dem Journal des Debats, wo Berlioz die erste Aufführung ein „Ereigniß" nennt, sehr großen Beifall gefunden. Moritz Hartmann, welcher der Generalprobe und der ersten Aufführung beigewohnt, kann in der Kölner Zeitung kaum die passenden Worte finden, um den günstigen und großartigen Eindruck, den das Werk auf ihn gemacht, zu schildern. Das Buch (Libretto) soll sehr schwach sein; viele Motive sollen an Volksweisen aus der Bretagne und ein Gewittersturm an die Pastorale von Beethoven erinnern.

— **Bankwesen in Nordamerika.** Nach dem „American Almanack" waren im Jahre 1858 im Staate New-York 294 Banken mit einem Capitale von 107,449,143 Dollars oder nahe zu 268 Millionen Gulden. Die Zahl der Banken in den vereinigten Staaten war 1422, mit einem Capitale von 394,622,799 Dollars oder nahe zu 1000 Millionen Gulden. Die Banken hatten im Umlauf gemünztes Geld 74,412,832 Dollars und 155,208,304 Dollars in Noten.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Ngr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Ngr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 16. Frankfurt a/M., den 16. April. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage. *)

Congreß oder Krieg? das ist noch immer die Frage. Wie die Dinge liegen, bedeutet sie freilich kaum viel mehr als: Aufschub des Kriegs um einige Wochen oder sofortiger Ausbruch? Alle neuerlich kund gewordenen Anzeichen bestätigen, daß es dem Cäsar des Westens lediglich um Zeitgewinn zu thun ist; er fürchtet, Sardinien möchte sinopisirt werden, bevor er sein Fertig! erschallen lassen kann. Wer nun in diesem diplomatischen Vorspiele Sieger bleiben wird, ob es Oesterreich gelingt, entweder den Congreß zu hintertreiben, ohne sich dadurch seine präsumtiven Alliirten, England und Preußen zu entfremden, oder aber ihn in Scene setzen zu lassen, ohne der Vortheile seiner jetzigen Stellung in Italien verlustig zu gehen: dies läßt sich im Augenblick nicht entscheiden. Die widersprechendsten Gerüchte durchkreuzen die Luft. Gleichzeitig wird von Paris gemeldet, man habe sich über die allgemeine Entwaffnung verständigt, und von London, Oesterreich habe auf eben diese Forderung verzichtet. Auf der andern Seite will man von einem eng-

*) Dieser Artikel ist von unserem früheren Referenten, derjenige in Nr. 15 hat einen andern Verfasser. D. Red.

lisch-preußischen Ultimatum an Frankreich wissen, welches von dieser Macht verlange, daß sie Sardinien zur Entwaffnung veranlasse. Wo nicht, so würden die beiden vermittelnden Mächte für den Fall, daß Frankreich Sardinien mit den Waffen beispringe, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich eingehen. Diese Version hat viel innere Wahrscheinlichkeit für sich; ist sie nicht wahr, so steht doch zu hoffen, daß sie es noch werde. Dabei würde ohne Zweifel der Beistand Englands und Preußens doch an gewisse Bedingungen geknüpft werden, so vor Allem, daß nach dem Kriege Oesterreich sich zu erheblichen Modificationen in dem System seiner bisherigen italienischen Politik herbeiließe.

Mittlerweile empfindet alle Welt mit steigender Pein das ungewisse Schwanken der Atmosphäre. Die Entscheidung kommt heran, wie in unbewegter schwüler Luft ein Wetter heraufzieht, viel zu langsam für die gespannt ausblickende Menge. Die Weltgeschichte hat keine Eile — die Wahrheit dieses bekannten Hegel'schen Wortes fühlt sich niemals lebhafter als in Augenblicken wie der jetzige, wo jedermann voll Ungeduld auf einen Lichtstrahl von Gewißheit harrt: mag es denn auch ein zündender Blitz sein, er ist willkommen im Vergleich zu dem ängstlichen Dunkel, das durch ihn verscheucht wird. Suchen wir für unsern Theil uns die Erwartungspause abzukürzen, indem wir nicht müde werden, mit möglichster Ruhe und Umsicht die Lage und Aufgabe Deutschlands in dieser großen Crisis ins Auge zu fassen.

Nehmen wir an, es säße gegenwärtig ein deutsches Parlament beisammen. Man erschrecke nicht ob solch verwegenem Traum; es ist nichts als eine harmlose Einkleidung. Worüber könnte nun, gegenüber der brennenden Frage, unter den Vertretern der Nation sich ein Streit erheben? Man erinnert sich vielleicht des Ruge'schen Ausspruchs, den Gagern für halben Landesverrath erklärte: die Radetzky's müssen geschlagen werden. Wir denken, die Zeiten, wo eine ganze, wenn auch verschwindend kleine Partei unter uns dergleichen so geradehin wünschen konnte, sind für immer vorüber. Man schwärmt nicht mehr unbesehens für das Nationalitätsprincip, sondern man prüft, man fragt, ob ein Volk, das die Idee der nationalen Unabhängigkeit auf seine Fahnen schreibt, auch in der That fähig und berufen ist, ein selbstständiges Staatswesen zu bilden und zu behaupten; ferner, ob nicht die allmälige Absorbirung so manchen Natiönchens den Interessen der Kultur und des historischen Fortschritts gemäßer ist, als wenn alle möglichen „Völkerabfälle" sich zu besonderen Gebilden versteinern wollten u. s. w. Was nun im Besondern Italien anlangt, so liegt die vielerörterte Controverse, ob es je einmal zur Einheit und Unabhängigkeit gelangen wird, oder ob es im unaufhaltsamen Niedergang begriffen ist, bei der heutigen Verwickelung überhaupt gar nicht zur Entscheidung vor. Die Frage ist vielmehr einzig und allein die, ob die österreichische Herrschaft in Italien durch die französische

abgelöst werden soll. Oder glaubt Jemand im Ernste, dem Erben Napoleons und der „Napoleonischen Ideen" sei es wirklich und wahrhaftig um die Constituirung der italienischen Nationalität zu thun? Mit einem Gläubigen dieser Art, der wie der h. Augustin sich rühmen dürfte: Credo quia absurdum est, wäre allerdings nicht zu rechten. Darüber also herrscht wohl Einverständniß: der bevorstehende Kampf gilt Oesterreichs Machtstellung in Italien, welche zu Gunsten Frankreichs geschwächt oder gänzlich vernichtet werden soll. Stünden sich Oesterreich und Italien allein gegenüber, dann würde in Deutschland wohl kein Mensch den Ruf nach Hülfe für Oesterreich erheben, schon darum, weil sie aller Voraussicht nach überflüssig wäre. Wohl aber möchten eine Menge Leute dem Kampfe mit sehr widerstreitenden Gefühlen zusehen, ja unter Umständen würde die öffentliche Meinung Deutschlands vielleicht die heimischen Regierungen sehr entschieden drängen, Oesterreich in der Verfolgung seines Sieges ein Halt! zuzurufen. Doch, wie gesagt, um die Nationalität Italiens handelt es sich dermalen gar nicht. Man mag Sardiniens nationalpatriotischen Bestrebungen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und es aufrichtig bedauern, daß das Schiff dieses Staates, der in seiner inneren Politik so hoffnungsvolle Blüthen getrieben hatte, in eine so verhängnißvolle Bahn eingelenkt ist; aber daß der Mann am Steuer das Heil Italiens dem Sterne eines Napoleon anvertrauen zu müssen glaubte, darin wird man entweder eine unbegreifliche Verblendung erkennen oder eine Tücke des Schicksals finden müssen, das nur die Wahl gelassen hat, um der Scylla zu entgehen, der Charybdis zuzusteuern.

Indeß wenn auch L. Napoleon, könnte man sagen, lediglich französische Machtzwecke in Italien verfolgt, so ist damit noch nicht ausgesprochen, daß es seine Absicht sei, Oesterreich nicht bloß aus Mittel-Italien, sondern aus Italien überhaupt zu verdrängen, es in seinem lombardisch-venetianischen Besitzstand anzugreifen. Wäre es nicht dennoch möglich, daß er vorerst nichts weiter als die Aufhebung der bekannten Verträge im Auge hätte? Allein — man habe Acht! Fängt man nicht sogar in den offiziellen Kundgebungen von Paris aus schon an, über dieses beschränkte Ziel hinauszugehen? Wir erinnern an die allerneueste Moniteurnote, die im Uebrigen keiner weiteren Besprechung werth ist, nicht obgleich, sondern weil uns darin „Frankreich" seiner gnädigen Theilnahme an unseren nationalen Bestrebungen versichert. Diese halb geckenhaften, halb anmaßlichen Redensarten können nachgerade nicht einmal unsere Galle mehr erregen. Wir fühlen keinen Antrieb, Etwas zu erwidern, eher den — zu gähnen. Bedeutsam jedoch ist darin die Erklärung, daß „Frankreich" die Vertheidigung der Nationalität Italiens zu seiner Aufgabe gemacht habe; aber den Italienern gegenüber ist dies, wie gesagt, eine Phrase und Lüge; aber daß man diese Phrase bereits jetzt, ehe der Kampf noch begonnen hat, im Munde führt, darin liegt denn doch schon ein Schritt

über die bisherige Haltung hinaus. Es ist klar, daß mit der italienischen Nationalität, in dem Sinne und Umfang der Worte, wie es die Italiener verstehen, wie es also auch ihr zeitweiliger Protektor verstanden haben will, der Besitzstand Oesterreichs in Italien ganz und gar unverträglich ist. Europa gegenüber heißt die Vertheidigung der Nationalität Italiens also so viel als die Vertreibung der „Oesterreicher vom italienischen Boden."

Indeß wir wollen vom Moniteur absehen; läßt sich bei einiger Ueberlegung annehmen, die ganze lang und fein gesponnene Politik L. Napoleons seit dem 14. Januar vorigen Jahres, sein Austreten sodann seit dem letzten Neujahr bis heute, dazu die ungeheuren Rüstungen, das Alles gelte keinem weitergehenden Zwecke als dem bisher vorgeschobenen, der Auflösung von ein paar Verträgen, von deren Existenz vorher kaum hin und wieder die Rede war? Aber wohl, man kann einwenden, Oesterreich solle dem Friedensstörer wenigstens den Vorwand nehmen und die an sich gehässige Beeinflussung Mittelitaliens in aller Form aufgeben; wenn er dann trotzdem keine Ruhe gebe, dann, ja dann ...! Hier in der That möchte der wahre Streitpunkt liegen. Die Einen, und mit ihnen, dies wird man nicht leugnen können, hat sich der Volksinstinkt im größten Theil von Deutschland, die Mehrzahl der Organe in der Presse, haben sich die Vertreter von Bayern, Hannover und Kurhessen in Uebereinstimmung ausgesprochen; die Einen wollen, daß Deutschland dem Andringen Napoleons gegenüber, ohne nach dem Recht oder Unrecht seiner Vorwände zu fragen, sofort unbedingt zu Schutz und Trutz auf Oesterreichs Seite trete und die Erörterung der Frage, ob nicht eine Aenderung seines Systems in Italien (und in Deutschland selbst, nicht zu vergessen) wünschenswerth und geboten ist, bis nach Austrag des Conflikts mit Frankreich sich vorbehalte. Die Andern dagegen wollen, daß das außerösterreichische Deutschland, also vor Allem dessen berufener Führer, Preußen, Oesterreich unter gewissen Vorbehalten anempfehle, den nächstliegenden und ostensiblen Anlaß des Krieges aus dem Wege zu räumen, und, wenn darauf in Wien nicht eingegangen wird, dann dem Kampfe, natürlich bis an die Zähne gewappnet, so lange zuzuschauen, als nicht in Paris eine weitergehende Parole ausgegeben, Oesterreichs italienischer Besitzstand selbst bedroht oder gar Miene gemacht wird, den Kampf auf deutsches Bundesgebiet zu spielen.

Wir räumen ein, dies ist eine Frage, worüber sich streiten läßt. Wenn es unseren Lesern genehm ist, so wollen wir in dem deutschen Parlament, von dem wir vorhin träumten, einen Redner zunächst für die erstere Ansicht auftreten lassen. Wie würde er ungefähr sprechen? Die nächste Nummer dieses Blattes soll seine Rede bringen.

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Die Prüfungen der Abtissin begannen bereits, ehe sie als Vorsitzende den Rath des Capitels eröffnete. Fritz, ihr Neffe, trat ohne Umstände in das Boudoir der Tante, schickte die Kammerfrau hinaus und rief mit Hintansetzung alles Respektes: Siehst Du, Tante, daß es Thorheit war, Schleichwege und Klugheitsregeln zu befolgen, wo mein Herz hätte reden sollen und können? Alle Teufel, ist es denn eine Kleinigkeit sich wegzuwerfen? wie ein Wegelagerer da zu stehen vor einer Frau, die — o, ich liebe sie, diese Eva, wie ich seit Jahren nichts geliebt habe, und muß in das verdammte Weibergeträtsch eingehen und Alles verderben!

Fritz, um Gottes Willen mäßige Dich, wenn sie Dich nicht liebt, so liebt sie einen Andern, und bekommt das Vermögen nicht.

Ja! rief der schöne Fritz, und hieb mit der Reitgerte auf die ehrbare Stiftshaube der Tante, die auf dem Tische stand. Ja, Du combinirst verflucht schlau, Tante, sie liebt einen Andern, das thut sie, aber Tante, nie überschreitet dieser Fuß Deine Schwelle wieder, wenn Du ihr das Erbe nimmst! Arm, leichtsinnig, überschuldet wie ich es bin, halte ich mich doch zu gut, mit Hehlern und Stehlern zu verkehren, und sollte unter ihnen meine Pflegemutter sein!

Was schreibt sie denn? fragte die Hochwürdige fast demüthig.

Sacre dieu, was sie schreiben **mußte**, sie sagt: Jede andere Antwort, als ihr entschiedenes „Nein!" könnte uns **beide** nur demüthigen!

Und Du weißt, wen sie einem Baron von Röhritz vorzuziehen wagt?

Das ist ja grade die Teufelei, daß sie allerdings einen Röhritz will, aber nicht mich, und sie hat Recht, wenn sich ein armer Edelmann benimmt, wie ein habgieriger Schurke, dessen vermögenden, redlichen, selbstlosen Bruder vorzuziehen. Wenn Euch Weiber Eure Intriguen nicht ganz verblendet hätten, so würdet Ihr und ich, der ein noch größerer Dummkopf ist, gemerkt haben, daß sie Sara nicht bloß deßhalb von der ersten Stunde an so liebte, weil sie ein hübsches, liebes Kind ist!

Das ist ein sehr harter Schlag — seufzte die Dame — es thut mir leid, wenn mein guter Wille eine Schuld an Deinem Schmerz trägt! Erich also? nein, es ist unbegreiflich!

Unbegreiflich? — lachte der Baron schneidend — wenn Dir eine so einfache Begebenheit unbegreiflich scheint, so erinnere Dich der Wahl, die Erichs erste Frau durch eine **mir bestimmte Erbin** traf.

Ich habe ihr das nie verziehen! sprach die Hochwürdige mit ihrer gewöhnlichen Kälte.

Du verzeihst überhaupt Niemanden, der Deine Pläne kreuzt, worüber ich Dich nur beklagen kann; ich meinestheils finde nichts unverzeihlich, als Dein und mein Betragen!

Fritz! — rief die Abtissin, zitternd vor Wuth — Du mißbrauchst meine Langmuth, Du bist ein Elender, Undankbarer, geh hinaus!

Tante! — gab der Baron ruhig zurück — Du kannst es Dir nicht verhehlen, daß kein Mensch auf der weiten Erde ein wahres Interesse an Dir nimmt, außer ich! Ich allein kenne und verstehe die Strenge, die Du gegen Andre und Dich selbst handhabst, den Muth, die Uebersicht, mit der Du, eines glücklichern Berufs würdig, die Angelegenheiten leitest. Dein schwacher Körper ist wie Stahl durch die seltene Kraft Deines Geistes, aber sieh, wenn ich Dich bewundern möchte, scheint mir von Dir ein Grausen auszugehen, Deine Tugenden sind in Moder und Staub vergrabene Schätze, Du verlorst die Juwelen und imponirst mit elendem Flitter, Du bist das Unerhörteste das die Erde jemals erzeugte — ein Weib ohne Herz!

Fritz, ist das der Lohn meiner mütterlichen Treue? stöhnte die Abtissin. Du weißt, jener verruchte Mann, jenes erbärmliches Weib tödteten jedes sanfte Gefühl bis auf den Nachklang, den Du für Dich weckest, um auch noch das Tönen dieser letzten Saite zu bereuen.

Weil ich Dir die Wahrheit nicht verhehle, o Tante! Du stellst mir ja damit das trefflichste Zeugniß aus! Nun, Tante! — rief der Baron an der Schwelle, im Spott einer unterdrückten Verstimmung — steife das zerknickte Ding da nicht zur Sturmhaube auf, und laß die Gerechtigkeit walten. Ich denke mir, der biedre Erich holt sich eben den ersten Bräutigams-Kuß, der arme Junge verrieth seine Wünsche mit keiner Sylbe, bis er wußte, daß der scheue, treffliche Fritz abgeblitzt war. — Hurrah, Alte! es gibt einen Polterabend!

Es bleibt unentschieden, ob Eifersucht dem schönen Fritz diese Voraussetzung diktirte, oder ob er die Tante täuschen wollte; gewiß ist, daß Eva allein war und sinnend ihre Zöpfe aufflocht, um sie mit einiger Schwierigkeit unter den vorschriftsmäßigen Spitzenhelm zu zwängen.

Hannchen — wandte sie sich an ihre Zofe — ich möchte zur Feier meines beendeten Noviziats morgen ein kleines Fest geben und lasse dazu heute mein Clavier stimmen; wenn der Stimmer kommt, bring' ihn ins Cabinet.

Haben gnädiges Fräulein den Stimmer selbst bestellt? fragte die Dienerin vorlaut.

Ich habe ihn bestellen lassen.

Das heutige Capitel sah aus wie ein Vehmgericht; alle Damen saßen, als Eva vorgelassen ward, um einen schwarz verhangenen Tisch, und vor jeder lag ein versiegeltes Blatt. Eva erhielt keinen Stuhl und stand am unteren Ende der Tafel, den Rücken drei großen gewölbten Fenstern zugekehrt,

von denen die Nische des mittleren durch einen Vorhang zu einen Privat-Sprachcabinet der Abtissin eingerichtet war. Von diesem dunkeln Vorhang hob sich Eva's weiße Gestalt, indem sie gemessen die Bitte aussprach, sie nach vollendetem Probejahr in den Schwesternbund völlig einzuverleiben. Auf diese herkömmliche Anrede folgte das Ersuchen, ihr in der bereits bekannten Privat- und Erbschafts-Angelegenheit Rath und Fürwort schenken zu wollen. Die Abtissin erhob sich.

Eva von Haidebrink, das Stift und die Damen des Ordens versagen Dir die Aufnahme in ihren Bund und Schutz von heute an für alle Zeit nicht, da Du den Bestimmungen und Vorschriften des Noviziats untadelig nachgekommen bist, und wirst Du von heute Theil haben an der Verwaltung der Stiftsgüter, wie an dem ihm zustehenden Einkommen.

Was Deine zweite Bitte anlangt, so hat jede Deiner Mitschwestern ihre Ansicht über Deine Befähigung, das Vermögen Deiner verstorbenen Tante in dem Geiste der Verewigten zu verwerthen schriftlich niedergelegt. Um jeden Mißbrauch zu verhüten, hat der Convent mich ausersehen, diese Urtheile zu lesen, zu prüfen, Dir mitzutheilen und dann meine Stimme laut zu geben, indeß die übrigen Schwestern eine weiße oder schwarze Kugel entscheiden lassen.

Ich gehe auf diese Bestimmung ein! sagte die Novize nach kurzem Bedenken.

Es ist die Frage an Dich unerläßlich befunden worden — sprach die Hochwürdige weiter — ob Du uns mit gutem Gewissen versichern kannst, keinem Manne ehelich anzugehören oder verlobt zu sein?

Ich habe mich Ihren Anordnungen unterzogen, hochwürdige gnädige Frau und hochadeliges ehrsames Capitel, weil ich einsehe, daß sie den kürzesten Weg zum Ziele eröffnen, bin aber keineswegs entschlossen, irgend einen andern Schritt, außer den im Testamente namentlich vorgeschriebenen in dieser Angelegenheit zu thun!

Kurzes Schweigen.

Fräulein Pförtnerin, führen Sie unsere jüngste Mitschwester auf ihren Sitz im Capitel! Die Pförtnerin that es keuchend und Eva setzte sich, nachdem sie sich vor der Versammlung und dann vor ihrem Sessel verneigt hatte.

Fräulein Schatzmeisterin, sammeln Sie die Zeugnisse!

Die größere Hälfte des Capitels war erstarrt von der Würde dieser Stunde; die Stiftspförtnerin, die ja auch eine so wichtige Rolle gespielt hatte, erstickte beinahe in einem Anfall von Krampfhusten, gegen den sie ein vergebliches Bombardement von Brustcaramellen eröffnete. Fräulein von Rostheim hätte gleich dem Salamander unversehrt ein Kohlenfeuer durchlaufen können, die innere Gluth, Spannung und Siegesfreude bemeisterte jedes andere Empfinden. Eva sah mit bitterem Lächeln die silberne Schüssel an, auf

der, wie Butterschnitte, die Briefe aufgehäuft lagen, die sie fürchtete und vor deren Aussage sie doch so wenig Achtung trug. Indeß öffnete und las die Äbtissin ein Blatt nach dem andern, und alle mit derselben Miene. Nachdem das letzte Orakel entziffert war, erhob sich die Gebietende und sprach:

Ich glaube mich des mir geschenkten Vertrauens würdig zu entledigen, wenn ich einzelne Meinungen, welche über unsere Mitschwester Eva von Haidebrink hier ausgesprochen sind, noch unter vier Augen mit der Anklägerin berathe; wer sich meiner Ansicht fühlt, erhebe sich!

Alle erhoben sich wie eine Canonisse.

Fräulein Stiftspförtnerin, Elfriede von Unglimpf, folgen Sie mir! herrschte die Hochwürdige und verschwand hinter der Gardine. Die arme Leidende war mehr todt als lebendig, sie mußte von Eva unterstützt werden um zu gehen, sie glich einer Verurtheilten, die nicht aufzublicken wagt, und ein erregtes Gemurmel deutete das Erstaunen und die heterogensten Vermuthungen ihrer Anklage unter den Zurückbleibenden an. Hinter der Gardine entspann sich folgende Unterhaltung:

Sie haben, Fräulein Pförtnerin, die Novize angeklagt, kein Mitgefühl für Kranke zu besitzen; das ist ein sehr ernster Punkt; Ihre Aussage von Gewicht, weil Sie durch Ihr Leiden von der Geselligkeit zurückgezogen, ein sehr ungetrübtes Urtheil besitzen müssen!

Hochwürdige! der Schreck hat mich gelähmt; ich schrieb das, weil die Rost— Rosthelm meinte, das Capital könnte, wenn es uns zufiele, zu einem Laza— Lazareth verwandt werden.

Das ist ein schöner Gedanke, meine liebe Unglimpf; aber in wiefern hat die Novize gegen die erste Vorschrift des Christenthums fehlen können?

Ja, hochwürdige Frau, ich erzählte von meiner Krankheit und von der meiner sel— seligen Mutter, die eben dieselbe hatte, und der meiner einzigen Schwester, die auch— auch am Husten starb, und da sagte die Novize, es wäre besser, seinen Geist mit heiteren Bildern zu beschäftigen; das war herzlos, die Rosthelm sagt es auch und— und meine Freundinnen auch.

Sie haben Recht, mein Kind; ich werde über den Fall nachdenken und er wird mein Urtheil bestimmen; richten Sie sich also ganz nach mir!

O liebste Äbtissin, wie unend— endlich gut Sie sind!

Die übrigen Anklagen, die in bunter Reihe arme Damen von Stande, unbekehrte Hottentotten, nothleidende Hausarme, Frauenemanzipation, vorschnelles Urtheil, Verspätung im Gottesdienst rc. betrafen, wurden in ähnlicher Weise, ja beinahe heiter erledigt; die Hochwürdige erkannte in Allem die Einflüsterungen der Rosthelm, und als diese zuletzt vorgefordert wurde, hielt sie die Schlinge bereit, die auch dieses revolutionäre Gemüth der souveränen Herrscherin unterjochen sollte. (Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Fortsetzung.)

Als der Scheich El Bakay von seinem Ausfluge nach Timbuktu zu der Reisegesellschaft zurückkehrte (17. Mai), brachte er ein Packet mit Briefen und andern Papieren für Barth mit. Die Briefe waren vom Februar 1853. Das Packet war über Bornu gekommen; der Mann, der es nach Timbuktu bringen sollte, war zwischen Gando und Ssai ermordet worden; kurz zuvor hatte er es zufällig einem Gefährten übergeben, und dieser brachte es nach Assauad, etwa 30 — 40 Meilen nördlich von Timbuktu; dort blieb es zwei Monate liegen, weil einer der einflußreichsten Männer jener Gegend, in der Befürchtung, es enthalte etwas mit dem Vordringen der Franzosen in Verbindung Stehendes und seinem Lande Nachtheiliges, es so lange zurückhielt. Barth stellte seinem Freunde vor, wenn seine Landsleute friedlichen Verkehr mit den Engländern zu unterhalten wünschten, so müsse vor Allem den Briefschaften Sicherheit gewährt werden.

Die wichtigste Nachricht, die B. bei dieser Gelegenheit erhielt, war die von der Absendung des Dr. Eduard Vogel nach Afrika. So eröffnete sich ihm die freudige Aussicht, europäische Gesellschaft, die er so lange entbehrt, in Bornu zu finden.

Am 19. Juni langte die Gesellschaft in Gogo (Gao, Garho) an. Diese ehemals lebenvolle Hauptstadt des weiten Sonrhay-Reiches, der Sitz des großen Mohammed El Hadj Askia, der von hier aus seine erobernden Heere nach allen Weltgegenden führte, ist jetzt bis auf ein Dorf von 3 — 400 Mattenhütten zusammengeschrumpft. Der einzige Rest des alten Glanzes ist ein halbverfallener Thurm, der zu einer Moschee gehörte, und in dem sich noch das Grab Mohammed Askia's befindet. Doch ist die Umgegend von den Sonrhay-Bewohnern gut angebaut mit Reis, Negerhirse, Tabak, und die Ortschaft ist mit schönen Bäumen — Dattelpalmen, Tamarinthen, Sykomoren — geschmückt. Der ganze jetzt unbewohnte Theil der früheren Stadt ist mit Ssiwakbüschen bedeckt. Die Bewohner fand B., nach der Weise der übrigen unterworfenen Sonrhay, zurückhaltend und ungastlich.

In Gogo und der Umgegend blieb die Gesellschaft bis zum 8. Juli; El Bakay hatte wichtige Geschäfte hier, Verhandlungen mit Tuareg-Häuptlingen. Mehrere von diesen lernte B. als sehr verständige Leute kennen; Einer sicherte ihm im Namen seines Oheims und Oberherrn für alle in dem Gebiete seines Stammes reisenden Engländer volle Kauffreiheit und Sicherheit zu, und machte den Vorschlag, die Engländer sollten den Versuch machen, mittelst einer stark bewaffneten Erforschungscolonne am Flusse aufwärts einen regelmäßigen Verkehr

mit ihnen zu eröffnen. Die erwähnte mündliche Zusicherung wurde bald darauf durch einen von dem Geheimschreiber des Fürsten geschriebenen Sicherheitsbrief bekräftigt.

Am 9. Juli trennte sich einige Meilen unterhalb Gogo, bei der Uebersahrtsstelle, Barth von dem Manne, dessen fast täglichen Umgang er seit nunmehr zehn Monaten genossen hatte und ohne dessen Schutz er niemals so weit gekommen wäre. Der Abschied war herzlich. El Bakay gab unserm Reisenden zuletzt seinen Segen und versicherte ihn, daß er nun mit Zuversicht auf sichere Rückkehr bauen könne. Eine aufrichtige Freundschaft schien zwischen zwei weit entfernten Zweigen des Menschenstammes geschlossen. Am andern Ufer angekommen, schoß Barth als letzten Abschiedsgruß seine Doppelflinte ab. Ein kostbares Andenken seines arabischen Freundes hatte er bei sich: einen Brief desselben, in dem er seinen Freunden und Brüdern unter den Arabern, Tuareg, Fulbe und Sudan, namentlich den Herrschern von Sokoto und Bornu, den englischen Christen Abd el Kerim Barth angelegentlichst empfiehlt. Dieser Brief ist uns in einem Anhange zum 5ten Bande (S. 719 — 731) mitgetheilt. Er ist sehr merkwürdig, indem er uns in die Denk- und Vorstellungsweise der Menschen jener Länder, und namentlich eines der edelsten unter ihnen, einen Einblick gewährt. Er ist zum Theil polemisch gehalten, gegen solche Ansichten, wie sie von den fanatischen Fulbe von Massina geäußert wurden.

„Laßt euch nicht täuschen", mahnt El Bakay, „von denen, welche sagen: Siehe, er ist ein Christ! erweist ihm keine Freundlichkeit, laßt es vielmehr als Gott wohlgefällig gelten, ihm Leid zuzufügen! Denn solche Grundsätze sind dem Kuran und der Ssunna zuwider und werden von verständigen Leuten verschmäht. Es stehet geschrieben: Gott verbietet euch nicht Freundlichkeit und Billigkeit denjenigen zu erweisen, welche nicht eures Glaubens willen Krieg mit euch führen, noch euch von euren Wohnsitzen vertreiben, denn Gott liebt den Gerechten. — Der Prophet pflegte allen denen, welche zu ihm kamen, Achtung zu erweisen, mochten sie nun Moslemin sein oder Kitabi (d. h. Leute des Buches, Juden oder Christen) oder Ungläubige. — Freundlichkeit und Billigkeit gegen einen Ungläubigen, der nicht feindlich ist, ist augenscheinlich gesetzmäßig. — Der Emir von Massina sprach zu mir mit Unwissenheit und Unmenschlichkeit von wegen dieses Engländers und bestand auf abgeschmackten und nichtigen Forderungen. Und er, ja sogar seine Rechtskundigen ohne Gelehrsamkeit, Frömmigkeit oder Religion, führte als Beweis gewisse Verse aus dem Buche Gottes an, die in Betreff von Heuchlern offenbaret wurden, und sie beschimpften sich selbst durch die Darlegung ihrer Unwissenheit in dem Kuran und der Ssunna. — Wehe über sie für das, was ihre Hände geschrieben haben, und wehe über sie für den Lohn, den sie ernten werden! — Aber es ist keineswegs nöthig, dabei zu verweilen,

was sie in ihrer Verkehrtheit vorbringen. Die Hauptsache ist, daß ihr, o ihr Gläubigen, wissen solltet, daß Gott uns Propheten gesandt hat mit seinem Buch und seinen Vorschriften. — Behandle also den Moslim gemäß der im Buche Gottes und in der Ssunna des Propheten vorgeschriebenen Behandlung, behandle die Kitabi, wie sie zu behandeln sind, und behandle den schlechthin Ungläubigen, je nachdem er zu behandeln ist; — denn Alle sind seine Diener, sein Wille ist ihnen unwiderstehlich, seine Verordnung haftet eng an ihnen, sein Wissen begreift sie Alle. — Dieser Christ ist nun einmal der Gast der Moslemin, unter ihrem Schutze, ihrem Vertrag und in ihrem Sicherheitsgeleite. Kein Moslim kann ihm, ohne das Gesetz zu verletzen, Schaden anthun."

Es wird dann erwähnt, gegen die Engländer, die den beiden Sultanen Abd e Rahman (von Marokko) und Abd el Medjid (hierbei denkt der Schreiber an den ihm wohlbekannten orientalischen Krieg) Hülfe geleistet, sei eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. — Gegen das Ende heißt es:

„Fürwahr, ich liebe meinen Gast, den Christen! Sorgt dafür, daß er in nichts Hemmung und Schaden erleide; denn der Prophet pflegte die Kuraisch zu lieben trotz ihres Unglaubens an ihn und trotz ihrer Feindschaft gegen ihn. — Der Unwissendste aller Menschen ist derjenige, der das Buch seines Herrn und die Ssunna seines Propheten nicht kennt, so daß er sich erlaubt, was ungesetzlich ist, und verbietet, was gesetzlich ist. — Gott wird durch keine Handlung (keinen Ritus) verehrt, als durch das, was er geboten hat. — Nun soll noch einmal euch mein Gruß wiederholt werden und Ehre sei euch gewünscht! Lebt wohl!"

Die etwa 70 Meilen weite Strecke von Gogo nach Ssai wurde weit schneller, in 21 Tagen, zurückgelegt. Man reiste am rechten Ufer hin. Mehrere in den Niger strömende Flüßchen waren zu überschreiten. Die Gegend wurde allmählich fruchtbarer, dichter bewohnt und besser bebaut. Unter den Bewohnern finden sich außer Sonrhay und Tuareg bald auch einzelne friedliche, schon lange hier angesiedelte Fulbeſtämme. Ein bedeutender Ort, an dem man vorbeikam, den jedoch Barth selbst nicht betrat, ist die Inselstadt Ssinder, nebst dem auf einer andern Insel gelegenen Garu von 16—18,000 Menschen bewohnt, wichtig als Getreidemarkt. Hier ist ordentlicher, regelmäßiger Verkehr und hier wird auch der Fluß, der weiter oberhalb so verödete, gehörig benutzt. Es kommt Salz von Taodenni, Baumwollenzeuge von Gando und den Haussaländern, dafür wird Reis, das Haupterzeugniß des Landes, zum Theil auf Booten ausgeführt.

Bald gelangten die Reisenden wieder in das Gebiet des Sultans von Gando und am 30. Juli kamen sie in der Stadt Ssai an, die Barth dreizehn Monate zuvor schon gesehen hatte. „Wie verschieden", sagt er, „war jetzt ihr Aussehen von dem Anblicke, den sie bei meinem früheren Besuche

gewährte! Damals die außerordentlichste Dürre und Einförmigkeit, jetzt eine solche Fülle der Vegetation auf allen Seiten des die Stadt umgebenden Erdwalles, daß von ihr selbst kaum etwas zu sehen war. Dabei war die Stadt im Innern zur Zeit von einem breiten Wasserbecken durchschnitten, das sie fast in zwei besondere Quartiere zu theilen schien." Der Statthalter bezeigte sich freundlich und schien an dem Plane einer regelmäßigen Beschiffung des Niger großen Antheil zu nehmen. — Am 2. August verließ Barth Say und den Niger.

Der Weg, den Barth von Say aus einschlug, nämlich über Gando, Sokoto, Wurno, Kano nach Kukaua, ist uns großentheils schon bekannt. Doch bot er manches Neue. Im Thale von Fogha waren die Salzweiler, wie gewöhnlich in der Regenzeit, menschenleer und ihre Stätte mit Vegetation überwachsen; in der Gegend von Gando mußten wegen der Ueberschwemmungen Umwege gemacht werden; ganz Sokoto, Vorstädte, Stadtmauer, Hütten, Gehöfte und Gärten, Alles bildete jetzt eine dichte Masse von Pflanzenwuchs, und es war in der That nicht leicht, durch diese reiche Fülle hindurch sich einen Weg zu bahnen und Plätze wieder zu erkennen, welche Einem von früher her wohlbekannt waren; der Bach von Sokoto war zu einem 300 Schritte breiten mächtigen Strome angeschwollen und stürzte mit der gewaltigsten Heftigkeit dahin; das indische Korn (Sorghum) hatte Halme von 15, 20, ja 27 Fuß Höhe; reiches Leben der Natur fast überall. Nicht so günstig war der Zustand der Menschen: hier an vielen Orten dieselbe oder größere Unsicherheit und Schwäche wie früher. Als bei der Abschiedsaudienz in Wurno (4. Oct.) Barth dem Sultan Aliu vom gefährdeten Zustande der Straßen sprach, erwiderte dieser: Gott möge sie öffnen! B. protestirte gegen ein solches Uebermaß von Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und ermahnte ihn, zu solchem Zwecke seine eigene Stärke und Macht anzuwenden, denn ohne Sicherheit der Straßen könne weder friedlicher Verkehr noch Handel existiren. Der Sultan hörte dies freundlich an, es war aber bei der Schwäche seines Charakters nicht anzunehmen, daß er der Mahnung Folge leisten werde.

Unser Reisender selbst erfuhr manches Widrige. Seine Gesundheit war geschwächt und er hatte in Folge des längeren Verweilens in sumpfigen Gegenden mit Rheumatismus und außerdem mit Dysenterie zu kämpfen. In Gando fand er einen Brief wieder, den er länger als ein Jahr zuvor einem Boten zur Besorgung nach Sokoto übergeben hatte, und der von da aus nach Europa geschickt werden sollte. Der Bote trug ihn, als B. ihn traf und befragte, als eine Art Talisman unter seiner Mütze. In Sokoto hörte B. von einer aus Konstantinopel zurückgekehrten befreiten Sklavin, es seien mit derselben Karawane, die sie in das Innere geführt, fünf Christen nach Bornu gereist. Dies mußte die Vogel'sche Expedition sein; aber vergeblich

wartete B. auf unmittelbare Nachricht von deren Mitgliedern. Seine Geldmittel waren sehr zusammengeschmolzen; von Kano aus schickte er (18. Oct.) seinen vertrautesten Diener nach Sinder, um Gelder und Waaren, die er bei der Hinreise dort niedergelegt hatte, und andere Waaren, die ihm dorthin gesendet werden sollten, zu holen; aber — der Diener kam mit leeren Händen von dort zurück. Es hatte sich nämlich das Gerücht von Barth's Tode in Europa verbreitet, es war zu schnell geglaubt worden, und so ließ man ihn denn ohne Nachrichten und ohne Unterstützung; was in Sinder vorräthig lag, war zum Theil gestohlen, zum Theil auf Vogel's Geheiß nach Kukaua gebracht worden. Nur einige Briefe von altem Datum erhielt B. durch seinen Diener, und nebst diesen auch Geldanweisungen auf zwei in Kano ansässige Ghadamsier Kaufleute; diese Anweisungen wurden aber nicht honorirt. Mit Mühe verstanden sich die Ghadamsier dazu, ihm Geld wenigstens zu leihen, und so nahm er die Summe von 500,000 Muscheln (480 fl.) auf, mit der Verpflichtung, nach Verlauf von vier Monaten dafür das Doppelte in Tripoli zurückzuzahlen. (Schluß folgt.)

Gastspiel des Herrn Bogumil Dawison.

Lorbeerbaum und Bettelstab. Faust. Der Geizige.

Eine alte französische Maxime lautet: noblesse oblige, Adel verpflichtet. Sie will bedeuten, daß der durch Geburt höher stehende auch trachten soll, durch Bildung und Moral hoch zu stehen. In unsern Tagen läßt sich diese Maxime besser auf die deutsche Kunst anwenden, als auf den französischen Adel. Wir können bei der allgemeinen Hochachtung, deren ein großer Künstler jetzt überall in Deutschland sicher ist, verlangen, daß er in seiner Stellung bildend und veredelnd wirke, und nicht geldmachende Effektstücke niederer Art, wie dieses Holtei'sche, vorführe. Es ist über dieses Machwerk schon so viel Vernichtendes gesagt worden, daß wir uns Mühe gaben — um der Neuheit willen — eine gute Seite herauszufinden; es gelang aber nicht, es hat sich vielmehr herausgestellt, daß selbst ein außerordentlicher Mime wie Dawison aus den drei Akten dieser Narrenspoße keinen Funken Geist herauszuzaubern im Stande war. Die sentimentalen Stellen des ersten Aktes waren nicht gelungen — vielleicht war auch die näselnde Aussprache und das nicht ganz reine a etwas störend — und in der lächerlichen Scene, wo der Dichter seine Freunde alle sich entfernen läßt, ohne sie zu sehen, und dann nach der bombastischen Anrede an den Lorbeerbaum vor demselben hinkniete, war der Künstler offenbar durch den Unsinn, den er zu schwatzen hat, verhindert, etwas Natürliches zu leisten. Auch der Uebergang zum Wahnsinn in der Schlußscene des dritten Aktes war etwas zu grell gezeichnet. Alle diese Vorwürfe treffen eigentlich von vorneherein mehr die Wahl des Stückes; doch dürfen wir nicht übergehen, daß in dem letzten Rührakte — wo der Held des Stückes als wahnsinniger Bettler endlich doch Anspruch auf menschliches, natürliches Mitleid gewinnt — das Spiel Dawison's von erschütternder Wirkung war; in der Schlußscene vergaß auch der strengste Richter alles Andere über die unübertreffliche Darstellung.

Vorübergehend sei hier noch des Fräuleins Butze anerkennend gedacht, die ihre Rolle ausgezeichnet schön wiedergab.

Im Faust führte Dawison eine hier noch neue Auffassung durch, die in ihrem Ursprunge unstreitig als die richtigste anerkannt werden muß. Sein Mephisto ist der Teufel von gutem

Ton, der Satan-Cavalier, den Goethe gezeichnet hat; ihm macht Alles Spaß, er liebt es beim Zerstören auch zu amüsiren; nur einmal bricht die Teufelsnatur grimmig frohlockend im Monologe bei den Worten hervor: Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, er müßte dennoch untergehen! In diesem kleinen Intermezzo ist Dawison unvergleichlich; in den andern Scenen gibt es Stellen, wo vielleicht weniger aufgetragen werden könnte, wie z. B. in der Hexenküche und bei der Erzählung von dem Pfaffen. Doch wie gesagt, im Ganzen und Großen ist die Leistung eine höchst interessante! Vom Darsteller des Faust würden wir nicht sprechen, hätten wir nicht horresco referens gehört, er solle an der hiesigen Bühne angestellt werden, wir wollen hoffen, daß dies eine Mythe bleiben wird. Fräulein Janauschek spielte das Gretchen in der bekanntesten Weise mit allen Vorzügen und Mängeln ihrer künstlerischen Individualität, der solche Rollen nicht zusagen.

Wenn wir nun der meisterhaften Darstellung des Geizigen nur mit diesen wenigen Worten gedenken, so ists, weil wir uns beeilen, unser Urtheil über die Erscheinung Dawison's im Ganzen auszusprechen, und hierbei auf die Zustimmung des Publikums rechnen zu können glauben. Der große Mime hat bisher außer in Clavigo noch keinen eigentlich lebensfähigen, menschlich interessanten Charakter dargestellt; Narciß ist ein erbärmlicher Kerl aus der Zeit der französischen Skeptiker, Heinrich ein ditto aus den dreißiger Jahren, wo es genügte halbverrückt zu sein, um eine Zeitlang für ein Genie gehalten zu werden; Mephisto ist eine Abstraktion, der Geizige ein Fresebild, und kein psychologisch ganz richtiges. So bleibt nur Richard III. übrig, diese kolossale Figur, die von Dawison ungemein geistreich, aber nicht ganz untadelhaft dargestellt wurde. Wir glauben daher einem allgemein gehegten Wunsche Worte zu verleihen, wenn wir sagen, daß der große Künstler künftighin doch nur solche Rollen wähle, die in sich selbst, d. h. durch inneren Gehalt Interesse bieten, und nicht erst dadurch, daß sie von Dawison gespielt werden. Wir freuen uns herzlich auf Shylock und Hamlet, und — daß wir den Narciß und Consorten hinter uns haben. H. F.

Unterhaltungen.

— **König Victor Emanuel II. von Sardinien.** Theodor Mundt schildert denselben in seinen so eben erschienenen Skizzen aus Rom und Piemont also: Victor Emanuel II. ist noch ein jugendkräftiger Herr, der eben erst das neun und dreißigste Jahr erreicht hat, und dem an persönlicher Tapferkeit kaum irgend ein Kriegsmann oder Fürst voranstehen möchte. In der Schlacht ficht er mit der unbändigen Wildheit eines Indianer-Häuptlings, und auf seinem Gesicht liegt der Stempel einer unendlichen Kühnheit, die aber zugleich den braven, nur den Sieg wollenden Soldaten verräth. Von seinem Vater Karl Albert mit großer Strenge erzogen, hatte er von frühester Jugend an sein Herz vorzugsweise an das Waffenhandwerk gehangen, und Pferde und Jagd machten seine Lieblingsfreuden aus. Seine Verwegenheit, mit der er sich kopfüber in alle Affairen hineinstürzt, und in der er, ohne jede Rücksicht auf die Umstände, leicht das Aeußerste hervorruft, läßt ihm leicht dasselbe Schicksal prophezeihen, das seinen Vater in derselben Frage mit Ehre und Krone scheitern ließ. Die Situation, in die er sich neuerdings mit Frankreich und Rußland eingelassen, und die von ihm mit aller Heftigkeit in die äußersten Consequenzen hineingeführt werden wird, trägt für ihn die Abdankung ebenso sicher in ihrem Schooße, als dieselbe das unvermeidliche Loos seines Vaters geworden war. Victor Emanuel war der eigentliche Held der Schlacht von Goito gewesen, und heldenmüthig an der Seite Carlo Alberto's kämpfend, entschied er hier durch seine unvergleichliche Bravour und durch seine Wunden, die er im heißen Kampfe empfing, den Sieg, und man wurde damals durch diesen ritterlichen und manneskräftigen Prinzen an das berühmte Wort erinnert, welches einst Philibert Emanuel gesprochen, indem er Italien eine Artischocke genannt

hatte, die man verstehen müsse, Blatt für Blatt zu verspeisen. Man sagte damals, daß die Artischocke Philibert Emanuel's jetzt ihren Mann gefunden habe, dem es wohl gelingen werde, mehrere Blätter auf Einmal von dieser kostbaren Frucht zu verzehren. In der verhängnißvollen Schlacht von Novara führte er mit der tollkühnen Tapferkeit, die ihn überall auszeichnete, seine Brigade in das dichteste Feuer, und wagte noch tausendfältig sein Leben, während Carlo Alberto, aus der Schlacht tretend, schon die schmerzensvolle Entsagung in seiner Seele bewegte.

Etwas Theatralisches und Hochfahrendes soll stets mit dem ritterlichen und kriegstapfern Wesen Victor Emanuel's auch in der Schlacht verbunden gewesen sein. Seine Portraits, die man an allen Schaufenstern im ganzen Lande aushängen sieht, sprechen diesen Charakter sämmtlich in den verschiedensten Nüaneen des Hochmuths, des selbstbewußten Stolzes, des Trotzes auf seine geschichtliche Bestimmung, aus, wobei der hintenüber zurückgeworfene, herausfordernde Kopf einen besonders eigenthümlichen Ausdruck gibt. In dieser trotzigen, sich durchaus nicht für überwunden bekennenden Stellung will man ihn auch nach der Schlacht von Novara, nachdem Alles verloren war, bei einer Zusammenkunft mit dem Marschall Radetzky, die auf einem Pächterhof von Vignale stattfand, beobachtet haben. Dorthin war Victor Emanuel auf einem wilden Roß hinausgeritten, und den Hut mit Reiherfedern geschmückt, stolz aufgerichtet, in ungarischem Costüm und die gewaltigen Schnurrbartflügel sich streichend, stand er dem alten gebückten Radetzky gegenüber, der die Schlacht gewonnen, der aber vor seinem besiegten und doch hochfahrenden Gegner beinahe das Ansehen gewann, als habe er demüthig um Verzeihung zu bitten, und dies durch sein liebenswürdiges Lächeln, das auf den Wangen des Heldengreises leuchtete, fast zu erkennen gab. Schlachtberichte von Augenzeugen versichern, daß Victor Emanuel damals, übermüthig und trotzig wie immer aussehend, nichts weniger als den Ausdruck des Geschlagenen gehabt habe, dessen Vater so eben die Krone seines Hauses eingebüßt und in Nacht und Nebel hinaus, ein von seinem Schicksal gejagter Mann, entronnen sei.

— **Thomas Carlyle.** Ueber diesen namhaften englischen Schriftsteller gibt Dr. Julian Schmidt in seiner Ueberſicht der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert (Sondershausen, Verlag von G. Neuse 1859) interessante Angaben, den wir die folgenden zusammengedrängten Auszüge entnehmen. Thomas Carlyle war 1796 in Middlebie geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Pächter, war ein streng religiöser Mann. In der Schule zeigte er (Thomas) keine große Neigung für die klassischen Studien; 1813 kam er auf die Universität Edinburg, von seinen Eltern ward er zum geistlichen Beruf bestimmt, trieb aber mit besonderer Vorliebe das Studium der Mathematik, und wurde bald nach Ablauf seiner Studienzeit als Lehrer dieser Wissenschaft angestellt. Es war 1823, als er sich ausschließlich dem literarischen Beruf widmete. In dieser Zeit erschienen von ihm in der Edinburger Encyklopädie die Artikel Montesquieu, Montaigne u. s. w., ferner eine Uebersetzung von Legendre's Geometrie und von Wilhelm Meister; endlich die Lebensbeschreibung Schiller's im London Magazine, die zu einer sehr lebhaften und unausgesetzten Correspondenz mit Goethe führte. 1825 verheirathete er sich und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, wo er seine späteren Versuche vorbereitete; 1830 begab er sich nach London als eifriger Mitarbeiter an Fraser's Magazine. In diesem erschien sein Sartor resartus, ein Buch, dessen Inhalt eben so wunderlich ist, als sein Titel. Es ist eine Art Sammlung biographischer Reminiscenzen, aber durch Dichtung unterbrochen und in phänomenologischer Dämmerung gehalten; 1837 erschien seine Geschichte der französischen Revolution; Carlyle hat sich die Aufgabe gesetzt, sich nicht auf den bestimmten Gegenstand zu beschränken, wie es bei den Historikern des Alterthums der Fall war, sondern die ganze Zeit in der Fülle ihrer concreten Erscheinungen darzustellen, nicht nur ihr politisches, sondern auch ihr sociales, ihr dichterisches Leben, und das alles in einer wenigstens annäherungsweise novellistischen Form; 1839 schrieb

er sein Werk über den Chartismus, eine Untersuchung über die sociale Lage der verschiedenen Stände in England, die ihrer fragmentarischen Behandlung wegen nach der einen Seite hin als reactionär, nach der andern als socialistisch verschrieen wurde, 1840 hielt er eine Reihe von Vorlesungen über den Cultus der Heroen. — In Past and Present (1843) sind seine einzelnen Ansichten wie in einem Brennpunkt concentrirt. Der Inhalt der Bücher dieses Werkes ist, wie J. Schmidt sagt, eben so confus wie die Ueberschriften der einzelnen Capitel. Prophezeihungen, Beweisführungen, lebhaftes Gezänk mit einem eingebildeten Gegner, Anekdoten, poetische Einfälle, Humor, Witz, das alles mischt sich auf eine höchst unbegreifliche Weise durch einander. Ein Satz stößt dem andern vor den Kopf, und die Capitel taumeln wie Betrunkene in dem Labyrinth dieser Gedankenwelt umher, in welchem es keinen Ariadnefaden gibt, weil in der Construction kein Plan ist. An demselben Fehler leiden auch seine Latter-day-pamphlets, die unter dem Eindruck der gewaltsamen Erschütterungen des Jahres 1848 geschrieben sind. Schmidt sagt von Carlyle: Welche von seinen Schriften man auch aufschlägt, man wird immer durch geistreiche Einfälle, durch ungewöhnliche Gesichtspunkte überrascht, aber es fällt sehr schwer, eines dieser Bücher zu Ende zu bringen, denn wir verlangen von einer raisonnirenden Abhandlung die nämliche Spannung, die nämliche Continuität und Einheit des Interesses, wie bei einem Roman. Dies dürfte indessen in manchen Fällen zu viel gesagt heißen; wir wollen nur das von Schmidt nicht aufgezählte Carlyle'sche Werk: The Life of John Sterling (1851) erwähnen, in welchem logische Ordnung und klare Gedankenfolge gerade eine hervorragende Eigenschaft sind und welches, vielleicht dem allzu genauen Detailforscher zuwider, uns Sterling mit weit größerem Interesse betrachten und beachten lehrt, als wir es nach dessen eigenen hinterlassenen Schriften können. Carlyles neuestes Werk hat eine ebenso allgemeine Besprechung, als einen ausgebreiteten Leserkreis in Deutschland gefunden.

— **Concert des Cäcilienvereins.** Der vortreffliche Verein beging am verflossenen Donnerstag die hundertjährige Todesfeier Händels in würdigster Weise durch die Vorführung des Israel in Aegypten. Es ist dies Oratorium vielleicht die bedeutendste Schöpfung Händels, ja der ganzen Gattung. Die Großartigkeit der Erfindung steht überall auf gleicher Höhe mit der höchsten Kunst der Durchführung und die Mannigfaltigkeit der musikalischen Ideen gestalten dieses Tonwerk zu einer der großartigsten epischen Schöpfungen.

Die Ausführung war im Ganzen lobenswerth. Frau Richter, die Herren Abiger, Baumann und Pichler sangen ihre Partien mit vielem Fleiße. Fräulein Marz schien etwas befangen. Die Chöre waren wie immer vortrefflich, und wären noch wirksamer gewesen, wenn der mächtige Klang der Orgel sie unterstützt hätte, anstatt der Lindpaintnerschen instrumentalen Ueberarbeitung zu folgen.

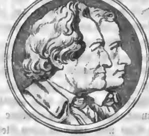
— **Faust**, neue 5aktige Oper von Charles Gounod. Der Goethe'sche Faust ist von den Herren Carré und Barbier mit Geschicklichkeit zu einem wirksamen Operntexte benutzt. Die ersten drei Akte enthalten des Ansprechenden viel, und vorzüglich ist die Partie des Gretchens mit großer Vorliebe behandelt. Der vierte und fünfte Akt fanden dagegen wenig Beifall. — Gretchen antwortet Faust auf seine Ansprache

„Je ne suis demoiselle,
Ni belle
Et je n'ai pas besoin
Qu'on me donne la main."

Auch diese Oper wurde auf dem Théâtre lyrique, unter Herrn Carvalho, zur Aufführung gebracht. Die Direktion dieses Theaters verfolgt einen entschiedenen künstlerischen Weg. Oberon, Euryanthe, Freischütz und Figaro hat sie mit Erfolg den Parisern vorgeführt; Don Juan soll folgen.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Nº. 17. Frankfurt a/M., den 23. April. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Immer noch geht der Fuchs herum. Unsere Leser kennen wohl das Pfänderspiel, wobei ein glimmender Span in der Gesellschaft zirkulirt; in wessen Hand er verlöscht, der muß ein Pfand geben. So geht es dermalen mit den Verhandlungen wegen des Congresses; jeder der beiden Betheiligten hofft, der immer schwächlicher glimmende Friedensspan werde in der Hand des Andern ausgehen. Aber dieser gibt ihn schnell wieder zurück, d. h. erfindet einen neuen Vorschlag oder Gegenvorschlag, und nun ist der Erste wieder an der Reihe. Dieses Spiel fängt übrigens an, trotz des Abgrundes von Ernst, der dahinter liegt, einen beinahe komischen Eindruck zu machen. Oesterreich hatte den glücklichen Einfall gehabt, die allgemeine Entwaffnung als unerläßliche Bedingung seines Eintritts in den Congreß aufzustellen. Preußen und England traten bei — nun galt es für Frankreich, einen Gegenzug zu thun. Man muß sagen, daß die Art, wie es der Schlinge auswich, nicht besonders fein war: es erkannte die allgemeine Entwaffnung „im Prinzip“, d. h. als leere Phrase an, und wiederholte die bekannte Erklärung, daß es für seinen Theil niemals gerüstet habe, also natürlich auch nicht entwaffnen könne. Die Diplomatie hatte dieser nicht allzu verschämten Behauptung gegenüber keine andere Wahl, als entweder grob zu werden, was die Diplo-

matie nicht werden kann oder doch nicht können darf, oder zu thun, als glaubte sie daran. Man stellte sich also blind und beschloß Frankreichs Aufrichtigkeit durch das andere noch übrige Mittel auf die Probe zu stellen, indem man von ihm verlangte, daß es dann wenigstens Piemont zur Entwaffnung veranlasse. Louis Napoleon ging darauf ein. Nun erklärt aber Piemont, sein Heer sei ja gar nicht auf dem Kriegsfuß, mit andern Worten, es habe auch nicht gewaffnet; übrigens sei es bereit, seine Truppen nicht aus ihren gegenwärtigen Stellungen herauszuziehen! Nun fehlt nichts, als daß auch noch Oesterreich erklärt, es habe nicht gewaffnet, sondern bloß einige Dislokationen vorgenommen, dann wäre die Komödie vollständig. — So steht denn in der Hauptsache Alles noch auf dem alten Flecke. Nur in dem einen für uns Deutsche übrigens wichtigsten Punkte scheint ein Fortschritt stattgefunden zu haben: zwischen Preußen und Oesterreich ist, vielfachen neuerlichen Anzeichen nach zu schließen, wenn auch noch keine förmliche und definitive Verständigung, so doch eine stärkere Annäherung in Bezug auf die Eventualitäten der nächsten Zukunft erfolgt. Sehr möglich, daß dadurch die Debatte, ob Deutschland schon jetzt und sofort bei Ausbruch des Krieges sich aktiv auf Oesterreichs Seite stellen soll, binnen Kurzem eine thatsächliche Erledigung findet. Bis jetzt indeß ist diese Frage für die Diskussion noch offen, und so lassen wir denn die neulich angekündigte Rede folgen. Sie lautet:

M. H.! Der Redner vor mir hat gesagt, wir sollten doch die Sentimentalität endlich aus der Politik verbannen, und er meint, besonders wir Süddeutschen ließen uns bei dem Rufe, Deutschland müsse sofort in Schutz und Trutz zu Oesterreich stehen, allzusehr von unseren erregten Gefühlen leiten. Ich bin ganz der Meinung, daß wir keine Gefühlspolitik treiben sollen; aber eben darum stimme ich dafür, daß wir ohne Weiteres gemeinsame Sache mit Oesterreich machen. Wenn ich meinen Gefühlen folgte, so würde ich sagen: laßt die Politik Habsburg ihre Händel in Italien allein ausfechten! Soll Deutschland sich zum Schildknappen einer Politik hergeben, wie dieser österreichischen in Mittelitalien, die den deutschen Lebenszwecken gänzlich fremdartig ist, einer Politik der Mißregierung und Unterdrückung, mithin der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit? Einer Politik, welche lediglich aufrecht erhalten werden soll im Interesse jener traditionellen Habsburgischen Haustendenzen, für deren Weltanschauung die Völker nichts sind als Inventarstücke in dem Vermögen einzelner Familien, und deren Widerspruch mit dem ganzen Sinn und Geist unserer Zeit von Tag zu Tage schneidender und unversöhnlicher wird? Einer Politik, unter deren Drucke wir selbst so schwer und lange geseufzt haben, für ihren Triumph sollen unsere Söhne ihr Blut verspritzen? Doch, m. H., ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß von allen Parteien in diesem Hause die, welcher ich angehöre, am wenigsten Ursache hat, wenn es sich um die Vergangenheit handelt, Oesterreich

und seinem System zugethan zu sein, oder wenn es sich um die Zukunft handelt, von ihm auch nur das Geringste für sich zu hoffen. Wenn wir trotzdem in jenen Ruf einstimmen, so geschieht dies aus einem sehr einfachen, aber wie ich hoffe, durchschlagenden Grunde. Es ist dies die Erwägung, daß bei der Natur des Gegners, welcher den Handel mit Oesterreich über Nacht vom Zaune gebrochen hat, bei den bekannten Zielen der napoleonischen Politik, wie bei den nicht minder bekannten Wegen, welche sie zu diesen ihren Zielen verfolgt, ein Angriff auf Oesterreich nach allem menschlichen Ermessen Nichts ist, als die Einleitung und der erste Akt eines Kampfes gegen uns selbst. Wenn wir daher Oesterreich beistehen, so fechten wir einfach um die Erhaltung unserer Vorwerke. Ich bin überzeugt, m. H., daß die große Masse des Volkes, namentlich im Süden und Westen Deutschlands, die den Anschluß an Oesterreich täglich lauter und dringender fordert, dies gleichfalls nicht aus irgendwelchen Sympathieen oder ritterlicher Anwandlung thut, sondern weil sie, wenn auch vielleicht größtentheils instinktartig von derselben Rücksicht geleitet ist, der Rücksicht auf unser eigenes wohlverstandenes Interesse.

Allerdings, es gibt keinen mathematischen Beweis für den Satz, daß der zweite Akt eines Krieges am Po nothwendig der Krieg am Rhein sein müsse. Es ist ja z. B. möglich, daß L. Napoleon in Folge irgend einer Schicksalswendung gar nicht dazu kommt, seine letzte Karte auszuspielen. Allein wenn andere Staaten gehalten sind, sich auf die nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erwartenden Ereignisse einzurichten, so kann es kaum eine stärkere Aufforderung geben, als die, welche die gegenwärtige Lage an Deutschland richtet, sich für einen Kampf um die Rheingrenzen zu waffnen. So lange der französische Kaiser nicht die Parole Italien ausgegeben hatte, konnte man noch zweifeln, ob er überhaupt je in das Fahrwasser der auswärtigen Politik des ersten Kaiserreichs einlenken werde, man konnte annehmen, der Neffe werde die Klugheit haben, bescheiden zu sein. Jetzt aber zeigt er sich vor aller Welt, was Jeder, der ihn aus seinen Schriften oder sonst wie näher kannte, schon längst gewußt hatte, daß die Wiederherstellung des alten Kaiserreichs sein letztes und heißersehntes Ziel ist, und Alles, was er bisher gethan hat, nur Vorbereitung hiefür war. Nicht dies erscheint ihm — man lese nur seine Schriften. — als ein Fehler seines Onkels, daß seine Politik überhaupt erobernd war, daß er Italien, daß er ein gutes Theil von Deutschland dem Empire einverleibte, sondern nur dies Eine, daß er eine europäische Coalition gegen sich heraufbeschwor, daß er gegen Rußland und England gleichzeitig Krieg führte. Dies allerdings wird Louis Napoleon vermeiden, aber in allen andern Stücken wird er den Onkel mit möglichster Treue kopiren, denn dies ist seine eigentliche Religion. Wenn er Italien gesagt hat, so wird und muß er in allerkürzester Zeit die Rheingrenze sagen. Es ist nicht allzu wahrscheinlich, daß er jenseits der Alpen rasche und glänzende

Triumphe erringt, und wenn dort auch ein paar Schlachten gewonnen werden sollten, so hilft ihm dies doch wenig, um den Krieg in Frankreich populär zu machen. Hierzu gibt es nur ein, aber ein unfehlbares Mittel, „dies ist, die natürlichen Grenzen" auf die Fahne zu schreiben. Hiefür glüht der Republikaner, den die Nationaleitelkeit schwellt, so gut wie der Bourgeois, der auf eine Erweiterung seines Marktes speculirt.

Haben wir nun einen Stoß am Rhein zu erwarten, so versteht es sich von selbst, daß es unser Interesse sein muß, demselben mit möglichst ungeschwächten Kräften zu begegnen. Da nun im Kampfe gegen das Ausland Oesterreich ein Theil unserer eigenen Kraft ist, so folgt, daß wir darauf bedacht sein müssen, diesen Theil nicht im Einzelkampfe sich ermüden und ohne Noth aufreiben zu lassen. Wollen wir erst warten, bis Oesterreich ins Gedränge kommt, so haben wir den Nachtheil, daß gleichsam ein Flügel unserer Schlachtlinie bereits in Unordnung oder gar zersprengt ist. Schon die moralische Wirkung einer Niederlage Oesterreichs würde eine gewaltige sein. Wollen wir unsere Truppen zu einem geschlagenen Heere stoßen lassen? Und was hätten wir gewonnen, wenn wir, statt rasch und freudig dem Uebermuth entgegenzutreten, gezwungen auf den Kampfplatz gehen müßten? Also für den Fall, daß der Krieg ausbricht, ist es besser sogleich daran Theil zu nehmen. Aber freilich, man kann sagen, vor Allem müßten wir suchen den Krieg selbst zu verhindern, und zu diesem Zwecke sollten wir im Verein mit Frankreich auf Oesterreich eindringen, daß es seine Position in Mittelitalien räume und vor Allem die bekannten Verträge aufhebe. Allein angenommen, Oesterreich gäbe nach, so wäre damit weiter nichts erreicht, als daß die napoleonische Politik, mit unserer Hilfe obendrein, einen friedlichen Triumph erfochten hätte, der eben so viel werth wäre als ein paar gewonnene Schlachten; Oesterreich aber hätte an Ehre und Ansehen mehr eingebüßt, als ihm der unglücklichste Krieg kosten könnte. Er wäre dann bewiesen: erstens, daß Oesterreich zu schwach ist, um es auf einen bewaffneten Conflikt mit Frankreich ankommen lassen zu können, und zweitens, daß wir entweder nicht den guten Willen oder nicht den Muth haben, ihm beizustehen. Wie lange glauben Sie wohl, daß ein durch solche Nachgiebigkeit erkaufter Friede anhalten würde? Ich will gar nicht davon reden, daß die Aufhebung der Verträge keine andere Folge haben würde, als den Boden für eine revolutionäre Erhebung in Italien zu ebnen und für den später doch ausbrechenden Krieg Oesterreich in eine ungünstige strategische Position zu bringen. Indeß Oesterreich kann und wird dem Andringen Frankreichs gegenüber, das in Italien absolut nichts zu suchen hat, es seien denn Händel, nimmermehr nachgeben, wenn es nicht sein Todesurtheil unterschreiben will. Können wir Oesterreich dazu bringen, daß es aus Rücksicht für uns sich zu Concessionen herbeilasse, so werden wir dies Alle mit Freuden begrüßen; allein dann muß auch der leiseste Schein ent-

fernt werden, als ob es aus Furcht vor den Drohungen der aufgewärmten Empire geschehe. Außerdem kommt immer und immer das Resultat heraus, daß Oesterreichs Machtstellung zu Gunsten Frankreichs geschwächt wird. Wir mögen aber über die österreichische Macht denken, was wir wollen, wir mögen vielleicht selbst wünschen, sie wäre überhaupt nicht vorhanden — so wie die Dinge nun einmal liegen und dieweil Deutschland keine Insel im Mittel-Ocean ist, sondern eingekeilt zwischen zwei europäischen Großmächten, deren Tendenz dahin geht, sich zu Weltmächten auszuweitern, so können wir keinen Fußbreit der Macht entbehren, welche ein deutscher Staat gegenwärtig inne hat, ohne uns den größten Gefahren auszusetzen. Wenn wir die vielen Beschwerden, die wir gegen Oesterreich haben, nicht durch unsere eigene Kraft abhalten können, so ist dies zu beklagen; aber verloren sind wir, wenn wir, vielleicht auch nur im verborgensten Winkel unseres Herzens, dabei irgendwie auf die Mitwirkung des Auslands speculiren. Den Preis, den uns die Franzosen oder Russen für unsere etwaige Neutralität in einem Kampfe gegen Oesterreich bezahlen, würden sie mit Wucherzinsen von uns sich zurückerstatten lassen. Haben Sie die Sirenenstimmen des Moniteur gehört? sie sangen vom Zollverein und deutscher Union. Wohlan, thun wir das Gegentheil von dem, was unsere Feinde wünschen daß wir thun, dann thun wir sicherlich das Rechte! —

Während dieser Redner gesprochen hat, ist die Nachricht eingelaufen, daß Oesterreich Frankreichs Vorschläge für einen Congreß abgelehnt, in dessen Folge Napoleon sechs Divisionen der piemontesischen Grenze zu dirigirt und Preußen die Kriegsbereitschaft dreier Armeekorps ausgesprochen hat.

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Fräulein von Rosthelm — flüsterte die Abtissin — wenn die vorliegende Berathung beschlossen ist, werde ich über den unbesetzten Posten der Vorsängerin abstimmen lassen; obgleich derselbe nur fünfundsiebenzig Thaler einträgt, ist er doch ganz annehmbar. Leider sind unter den Damen so wenige musikalisch, daß ich nur Sie in Vorschlag bringen kann und Sie daher ersuche, Ihre Bitte um dieses Amt schriftlich aufzusetzen.

Hiermit deutete sie auf die Schreibmaterialien des Tischchens und blätterte zwischen den Eingaben des Capitels herum. Fräulein von Rosthelm, die nicht vor niedrigen Mitteln schreckte, hielt jeden erlaubten Vortheil für eine Schicksalsgabe, die aus Gefühlsrücksichten abzuweisen ein unverzeihliches Verbrechen sei. Sie sah, daß sie gesiegt hatte, weil man sie bestechen wollte;

sie nahm diese Bestechung mit dem Bewußtsein, daß der Hauptschlag erfolgen würde, wenn die Hochwürdige sich alle Wege zurück bereits abgeschnitten hätte.

Sie haben in Ihrem Zeugniß — bemerkte die Abtissin nachlässig — einige kleine Schreibfehler gemacht, und da dasselbe zu den Stifts-Acten gelegt werden wird, so dürfte es Ihnen vielleicht lieber sein, ein neues Blatt auszufertigen!

Fräulein von Rosthelm konnte kaum vor Entzücken schreiben, dann reichte sie der Abtissin Folgendes: „Aurora von Rosthelm schließt, nach deßfallsiger Berathung, sich der Entscheidung der Frau Abtissin von Röhritz unterthänigst an."

Sehr gut, mein Fräulein; die Novize mag eintreten!

Eva hörte die Urtheile vorlesen, ohne jedoch die Namen der Verfasserinnen zu erfahren. So bemerkte sie nicht, daß die Aussage des Fräulein von Rosthelm zurückgehalten wurde.

Was sagen Sie zu diesen Urtheilen? fragte die Abtissin.

Ich weiß — antwortete die Andere gefaßt — daß eine Dame von Ihrer Einsicht mich nicht auf diese Blätter hin für unwerth erklären kann.

Warum nicht, mein Fräulein? Ihre Tante hätte wirkliche Vergehen der weltlichen Entscheidung anheimgestellt; vor unser Forum gehören die zarteren Nüancen; der Arzt erkennt am Pulsschlag den Zustand des ganzen Körpers.

Ich behaupte nicht, Hochwürdige, daß die Sachen zu verwerfen seien, die man aussprach, ich weiß aber, daß Sie der Auffassung solcher Behauptungen nicht beipflichten können!

Sie sind sehr bestimmt in Ihren Ausdrücken — nahm die Abtissin gemessen das Wort — mich berechtigt nichts, die Auffassung dieser Damen als eine unreife oder parteiische zu nehmen, ja einige der Mitschwestern haben sogar einen bewunderungswürdigen Scharfblick, sehen Sie nur, was unsere gute Rosthelm da aussagt!

Die Sprechende reichte Eva das erste Zeugniß der liebenswerthen Aurora, und die Novize starrte sprachlos auf die wenigen Zeilen; diese lauteten:

„Aurora von Rosthelm versichert an Eides Statt als Augen- und Ohrenzeugin eines Stelldichein, daß die Novize Eva von Haidebrink dem Neffen der Hochwürdigen Frau Abtissin verlobt ist."

Nicht wahr — sprach die Abtissin ganz im Conversationstone — das sind unumstößliche Thatsachen?

Eva nickte mit dem Kopfe, mechanisch wie der steinerne Gast.

Obgleich mir diese Thatsache fremd war — fuhr die Abtissin scharf betonend fort — so habe ich dennoch für einen solchen Zwischenfall mich der

Gemüther versichert. Die Braut eines Röhritz — schloß sie sich erhebend — wird in mir stets die Vertheidigerin ihrer gerechten Ansprüche finden!

Schon zuckte die Gardine, als Eva, bleich wie eine Todte, der Enteilenden in den Weg trat.

Hochwürdige! — preßte sie angsthaft hervor — ich könnte Sie gehen lassen und wäre am Ziele, aber ich will nur Ihrer Großmuth verdanken, was mir ein Irrthum entgegen bringt; Gott Lob, Sie tadeln mein Verlöbniß nicht, obgleich Sie vielleicht einem ungeliebten Neffen weniger Nachsicht gönnen als einem geliebten, begünstigten — —

Hat sich Erich über mich beklagt? unterbrach die Aeltere spöttisch.

Ich bin nicht Erichs, nicht Fritzens Braut — stammelte Eva — mein Verlobter heißt Paul, Graf Wittnig, und ich flehe für ihn, für mich, für seine arme Mutter um Versöhnung — und Liebe!

Eva betete in ihrem Herzen, Gott möge einen einzigen Hauch durch die vereiste Seele der Äbtissin wehen lassen, sie faßte ihre zitternde Hand und sah, daß ihre Thränen auf diese harte, zähe Hand flossen, aber statt aller so glühend erhofften Begütigungen tönte es nur „Heuchlerin!" in ihr Ohr, und sie sah sich allein in der Fensternische, in der Hand das unselige Blatt der Rosthelm. Die Damen erhoben sich, als die Äbtissin hochaufgerichtet mit tiefen, dunklen Schatten unter den Augen auf ihren Platz zuschritt, dort schien sie einen Augenblick zu zaudern, dann prüfte sie einzeln jede Anwesende, wie ein Feldherr seine Schlachtlinien mustert, in der Stunde, wo er Alles zu wagen entschlossen ist, um nicht Alles zu verlieren.

Geliebte Freundinnen! — begann sie sehr langsam — Ihr fühlt, mit welchem Schmerz es mich erfüllt, auszusprechen, daß ich, nachdem ich Eure und meine Ueberzeugung erwogen habe, sagen muß: Eva von Haidebrink ist nicht die, in deren Hand unsre theure Verstorbene ihr Besitzthum legen würde — hier ist die erste schwarze Kugel! Aller Blicke, ja aller Seelen hingen an der Urne, bis die Reihe zu Ende war; man schüttete sie aus und fand — dreizehn schwarze Kugeln. Durch die allgemeine unheimliche Aufregung tönte plötzlich die Stimme der Novize: Es wird wenigstens Eine diesen Saal verlassen mit dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, und über das Lebensglück dieser Einen, die Euch nie kränkte, wird Gott einst Rechenschaft von Euch fordern, vielleicht findet sich schon hier auf Erden eine Hand, die Eure Ungerechtigkeit aufdeckt.

Fräulein von Haidebrink — erwiederte die Hochwürdige, welche Eva scharf fixirt hatte — ich werde diese würdigen Damen bitten, Ihr unziemliches Betragen Ihnen, Ihrer getäuschten Hoffnung wegen, zu Gute zu halten. Ueber das, was Sie Ungerechtigkeit nennen, müssen Sie die Verstorbene zur Verantwortung ziehen, wir sind ihren Weisungen buchstäblich nachge-

kommen. Heute Punkt zwei werde ich mit zwei Zeugen und einem Rechtsgelehrten Sie wiederum Angesichts des versammelten Capitels zur Eröffnung des Codicills erwarten. Das Capitel ist hiermit geschlossen.

Fräulein von Rosthelm zerknitterte ihr Bittgesuch und mehrere Damen murmelten, nachdem Eva und ihre Feindinnen den Saal verlassen: Die Hochwürdige ist eine erhabene Frau, wie sehr sie die Novize liebte, sie hat doch gerecht sein wollen, so etwas ist bewundernswerth!

Baron Röhritz war gleich nach dem Gespräch mit seiner Tante fortgeritten, hatte aber seinem Bruder aufgetragen, die Ereignisse zu überwachen. Mit wachsender Unruhe durchwanderte der Hauptmann die Corridore, bis endlich die Damen den Capitel-Saal verließen. Mit ihm ganz fremder Beredsamkeit fesselte der Hauptmann diese und jene Dame; die welche für die Novize gestimmt hatten, schlichen bedrückt in ihre Behausungen, theils aus Furcht vor der Hochwürdigen, theils weil jedes Mißlingen, auch der guten Sache, etwas Demüthigendes in sich hat. Frau Priorin allein schüttelte unverhohlen den Kopf und sagte: Ich fürchte, die Hochwürdige hat sich übereilt — ist heftiger — die Cousine — als man denken sollte — vom Vater geerbt — lieber Hauptmann — guten Morgen!

Viel gesprächiger waren die Anhängerinnen der Abtissin, die ihr in jeden Streit blindlings folgten; sie ließen ihrer Phantasie Spielraum, auch das Kühnste zu vermuthen: Sie soll schon in Criminaluntersuchung gewesen sein! flüsterte eine dem Hauptmann in's Ohr; die Nächste aber zog ihn in eine Nische und tuschelte: Liebster Hauptmann, welches Unglück, eine Kindsmörderin! Der Scharfblick der Hochwürdigen entdeckt Alles! Ach der bleibt nichts verborgen! Ja die Verderbniß ist zu groß heutiges Tags!

Jetzt kam auch das Fräulein Pförtnerin daher, athemlos wie immer; der gute Hauptmann bot dieser gebeugten, luftarmen Hülle den Arm.

Sie scheinen bewegt, meine Gnädige! Mein Gott, das ist ein schreckliches Ereigniß!

Sehr schreck— schrecklich, ich mache mir Vorwürfe, werde sie mir immer machen, und sollte ich noch hun— hundert Jahre leben; meine Anklage, obwohl begründet, hat ihr den Todes— Todesstoß gegeben; ach, Herr Haupt— Hauptmann, ich bin nicht so kräftig, als Sie denken; dieser Morgen wird ein Na— Nagel zu meinem Sarge!

All diese Stechbremsen erhaschte der Hauptmann in der Eile und noch mehrere dazu; er fluchte zum ersten Mal in seinem Leben, und trabte festen Schrittes auf die Thüre der Novize zu. Eva empfing den Hauptmann gefaßt und bat ihn Platz zu nehmen, nachdem sie die Cabinetthür angelehnt, weil drin der Clavierstimmer sei.

Mein Fräulein — begann der Hauptmann — endlich ist die Stunde gekommen, wo Sara's Vater eine Dankesschuld in ihrem Namen abtragen

darf, Ihnen ist — o wie kann man sich gegen ein Gemüth wie das Ihre versündigen? — grausames Unrecht geschehen; bedürfen Sie eines Freundes, eines Vertheidigers, eines bis in den Tod Ihnen ergebenen Herzens — hier bin ich!

Herr Hauptmann — stotterte die Novize befangen — so wohl Ihr Anerbieten meinem gekränkten Gefühl thut, so sehr glaube ich verpflichtet zu sein, meine gerechte Sache selbst, wenn nicht zu retten, doch in dasjenige Licht zu stellen, das ihr vor Gott und Menschen gebührt!

Ich verstehe, Eva — sagte der Hauptmann, während im Nebenzimmer eben eine Saite sprang, — ich verstehe, Sie trauen mir wenig Energie zu, und mit Recht, aber ich werde für Sie können, was mir für mich selbst unmöglich wäre, unnachsichtig handeln, und da Sie den armen Fritz abgewiesen haben, will ich mich bemühen, so klug und umsichtig als möglich zu verfahren!

Herr Hauptmann — erwiederte Eva — man würde Ihnen sagen, daß Sie kein Recht haben, meine Angelegenheiten zu vertheidigen, daß — — wieder sprang eine Saite und die Sprechende schwieg.

Ja, Eva, man könnte das fragen, Sie fühlen gewiß, ich hätte die Bitte, mir dieses Recht zu geben, gern zu einer andern Zeit ausgesprochen, aber es sei denn jetzt. Sie haben Ihr Vermögen verloren, ich biete Ihnen das meinige an; Sie haben einen schmerzlichen Blick in die profanen Menschenherzen gethan — ich biete Ihnen zwei harmlose, unwandelbare Herzen — meins und das meines Kindes. Heute ist's ein Jahr, daß Sie uns beide gewonnen haben. Entscheiden Sie!

Todtenstille folgte diesen Worten, der Künstler im Cabinet mußte wohl neue Saiten aufziehen, man hörte nichts.

Obgleich ich Ihr großmüthiges Anerbieten zurückweisen muß — erwiederte Eva gerührt — so werde ich doch nie vergessen, in welchem Augenblick es mir gemacht wurde, und Ihrer nur als eines Freundes gedenken.

Ja, das werde ich sein! — rief der Hauptmann — obgleich mir Ihre Antwort schmerzlicher ist, als Sie denken mögen; sagen Sie jetzt, was ich thun kann für Sie, um —

Fräulein von Rostheim! meldete die Zofe.

Eva erwiederte kaum den Gruß der Eintretenden; sie führte den Hauptmann an die Thür des Cabinets und sprach: Sie werden alle wünschenswerthen Erklärungen hier finden, haben Sie die Güte von inwendig abzuschließen!

Aurora nahm keine Notiz von dieser defensiven Maßregel, sie lächelte dem Hauptmann nach und rief: Ha! ha! also die Hochwürdige hat den armen Kanz als Abgesandten herbeordert, das ist ein gutes Zeichen, sie will's mit Keinem verderben, liebe Mitschwester! (Fortsetzung folgt.)

Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

Dritter bis fünfter Band.

Von F. A. Finger.

(Schluß.)

Am 1. Dec. traf Barth zwischen Kano und Kukaua ganz unerwartet mit Vogel zusammen, der auf einem Ausfluge nach Sinder begriffen war.

„Wir hießen uns“, sagt er, „einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. Ich selbst hatte in der That nicht die entfernteste Ahnung, daß ich ihm begegnen könnte, und er seinerseits hatte erst kurz zuvor die Kunde erhalten, daß ich noch am Leben und glücklich aus dem Westen zurückgekehrt sei. Es war ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereigniß. Inmitten dieser ungastlichen Waldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Ich holte einen kleinen Vorrathssack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können. Aber unser Gespräch wandte sich bald Gegenständen zu, die keineswegs so ganz erfreulich waren.“ Es betraf hauptsächlich den Mangel an Geldmitteln und außerdem die Verhältnisse im Reiche Bornu. Hier war, seit B. Kukaua verlassen hatte, eine doppelte Umwälzung vorgegangen: Abd e Rahman, ein Bruder des Scheichs Omar, hatte sich der Regierung bemächtigt und Omar's Vezier, den Araber Hadj Beschir, den kräftigsten, einsichtsvollsten Mann im ganzen Lande, der auch unserm Reisenden die besten Dienste geleistet, hinrichten lassen. Bald darauf war aber der Usurpator selbst gestürzt und getödtet worden, und auf dem Throne saß wieder der wohldenkende, milde aber schwache Omar, seiner festesten Stütze beraubt.

Nach zwei Stunden trennten sich die neuen Freunde. Am 11. December langte Barth in Kukaua an. Zum Theil in der Stadt selbst, zum Theil in seinem Zelte nicht weit vor den Thoren derselben blieb er bis zum 10. Mai des folgenden Jahres 1855. Drei Wochen lang genoß er die Gesellschaft Vogel's; sie theilten einander ihre Erfahrungen und Pläne mit und machten zur Abwechselung kleine Ausflüge nach den Ufern des Tsad. Hier bemerkte B. eine gewaltige Veränderung: die ungewöhnlich hohe Ueberschwemmung des letzten Jahres hatte Stücke des Uferlandes weggerissen und fast die ganze bedeutende Stadt Ngornu zerstört.

Am 20. Jan. 1855 brach Vogel auf, um zunächst Yakoba, südlich von Kano, zu besuchen. Er berührte an zwei Stellen den Benue, kehrte nach Kukaua zurück und ging dann 1856 über Kanem nach Wadai. Dort wurde er, wenn wir Gerüchten glauben dürfen, die allerdings noch nicht vollständig

verbürgt sind, gefangen gesetzt und hingerichtet. Möge sich das Gerücht von seinem Tode als eben so unwahr erweisen wie das im Jahr 1854 über den Tod Barth's verbreitete; möge namentlich die englische Regierung, in deren Diensten er diese Reise unternommen, kräftiger als bisher Nachforschungen über sein Schicksal anstellen und ihn, wenn es noch möglich ist, den Seinigen und der Wissenschaft erhalten. Ueber seine Reisen und Entdeckungen vgl. Petermann's Mittheilungen 1855, S. 237—259; 1856, S. 165—170; 1857, S. 130—139; Zeitschrift für allgemeine Erdkunde S. II, 363—387; III, S. 149—182; V, S. 317—318; VI, S. 481—488 u. s. w.

Wir kehren zu Barth zurück. Seine Aufzeichnungen aus der letzten Zeit bekunden eine sichtliche Ermüdung; er hatte vorerst genug Neues gesehen und gehört; auch war seine Gesundheit geschwächt; sein sehnlichster Wunsch war, bald wieder die stärkende Luft des Nordens zu athmen. Am 10. Mai brach er von seinem Lager bei Kukaua auf; er reiste auf der gewöhnlichen Karawanenstraße über Bilma nach Mursuk und von da nach Tripoli. Zu dem etwa 200 Meilen weiten Wege nach Mursuk brauchte er 66 Tage. Er machte ihn zum Theil in Gesellschaft und unter dem Schutze von Tebu-Handelsleuten, die Salz nach Bornu gebracht hatten und Sklaven und getrocknete Fische mit zurück nahmen.

Die Tebu oder Teda „bilden ein merkwürdiges Glied zwischen dem Bornu- oder Kanori- und dem Berberstamme"; sie sind also, obgleich ziemlich schwarz von Farbe, doch keine eigentlichen Neger. Sie bewohnen das weite, aber nur an wenigen Stellen fruchtbare, großentheils ganz wüste Gebiet zwischen dem 15 ° und 26 ° N. B., zwischen dem 12 ° und 23 ° O. L. Im Süden grenzen sie an Bornu, Kanem und Wadai; ihre westlichen Nachbarn sind die Tuareg. Die nördlichsten Tebustämme sind den Türken unterworfen; die übrigen scheinen wenig politischen Zusammenhalt zu haben. Die Tebu erscheinen meist als friedliche Vermittler des Verkehrs durch den östlichen Theil der Wüste; sie sind häufigen Raubzügen der immer weiter sich ausbreitenden wilden Tuareg ausgesetzt.

Die Straße, auf welcher B. von Bornu nach Mursuk zog, ist keine neue; doch erhält sie durch die Beobachtungen unseres Reisenden wieder neues Licht. Als „regenloses Gebiet" wird dieses Land z. B. in Berghaus' physikalischem Atlas bezeichnet; nicht mit vollem Rechte. Während der Wüstenreise fanden an zwei Tagen (5. und 13. Juni, 17 ° und 18¾ ° N. B.) Regenfälle statt; an zwei andern Tagen (28. Mai, 8. Juni, 15½ ° und 18 ° N. B.) sah B., daß es kurz zuvor geregnet hatte; „was wieder", bemerkt er dazu, „einen starken Beweis von der Unrichtigkeit der bis dahin allgemein gehegten Ansicht lieferte, daß dieser ganze Wüstenstrich niemals vom Regen befruchtet würde."

Die interessanteste Oertlichkeit zwischen Bornu und Fesan ist die Oase Kauar. Sie zieht in einer Erstreckung von etwa 12 Meilen von S. nach

N., ist von Sandsteinbergen eingeschlossen, mit Palmenhainen geschmückt, durch zahlreiche Tebu bevölkert, die in ärmlichen Dörfern mit Thonhäusern wohnen, etwas Gemüse bauen und den Salzhandel betreiben. Denn Salz ist der Hauptreichthum der Oase. Es findet sich in einigen Seen, und der ganze Boden ist damit erfüllt. Bei Kalala, nicht weit von **Bilma** (17¾ ° N. B.), besuchte B. die Salzgruben. Sie „bildeten kleine, regelmäßige Becken von **12 — 15** Fuß im Durchmesser, tief in den Fels eingehauen. Hier sammelt sich der ganze Salzgehalt des umliegenden Bodens und wird gewonnen, indem man das so angesammelte, mit Salztheilen reich erfüllte Wasser in Thonformen gießt. Das Salz, das auf den Seiten dieser Gruben hervordrang, hatte ganz die Gestalt langer Eiszapfen. Aber zur Zeit lag hier nur ein kleiner Vorrath zubereiteten Salzes, denn die Jahreszeit, wo die Kelowi (ein Tuaregstamm) es holen, ist einige Monate später. Dann muß allerdings diese Gegend einen ganz anderen Anblick gewähren und einen bedeutenden Grad von Thätigkeit zeigen." Die Salzhüte (Kuchen, Brote) werden in Säcken aus den Blättern der Dumpalme verschickt. Das schönste Salz wird gewöhnlich lose als Pulver fortgeschafft, und dies ist das für Europäer einzig genießbare. Das gewöhnliche Salz von Bilma ist sehr bitter und verdirbt dem Geschmack eines Europäers nach alle Gerichte. Während die Tuareg, wie oben gesagt, die übrigen Tebu anfeinden, schützen sie die Bewohner Bilma's und der übrigen Salzorte.

Der weitere Weg durch die Wüste bot, wie der frühere, Abwechselung von weiten Sandmeeren, felsigen Strecken und kräuterreichen, zum Theil bewohnten Thälern.

Die Reise eilt ihrem Ende zu. Barth erreichte am **14**. Juli Murfuk, am **28**. Aug. Tripoli, am **6**. Sept. London. Er brachte zwei Eingeborene mit sich, befreite Sklaven, einen Marghi- und einen Haussa-Jüngling. Sie wurden später (vgl. die „dem Kollekte-Verein für die Basler Mission" gewidmeten Blätter, neue Folge Nr. 9) in England getauft und der junge Marghi ist bereits wieder nach Afrika zurückgekehrt, um seinen heidnischen Landsleuten das Christenthum zu verkündigen. Er hat ein Exemplar des mit Hülfe Beider vom Missionar Schön in die Haussa-Sprache übersetzten Evangeliums Matthäi mitgenommen. — Barth's Reisebericht schließt mit folgenden Worten:

„Immerhin habe ich die Genugthuung, mir bewußt zu sein, daß ich den Blicken des wissenschaftlichen europäischen Publikums eine höchst ausgedehnte Länderstrecke der abgeschlossenen afrikanischen Welt eröffnet habe. Ja, ich habe diese Gegenden nicht allein leiblich bekannt gemacht, sondern auch die Eröffnung eines regelmäßigen Verkehrs zwischen Europäern und jenen Landschaften ermöglicht, und ich hoffe, daß diese glückliche Erforschung des Inneren Afrika's stets als eine ruhmvolle Errungenschaft deutschen Geistes dastehen wird."

Wir hören gerne, wie der Reisende nach glücklich vollbrachtem Werke mit

edlem Stolze von sich selbst spricht, und wie er dem Geiste seines und unseres Volkes, der ihn zu so Großem befähigt hat, seine Huldigung darbringt. Wir hoffen mit ihm, daß die Früchte seiner Arbeit Dauer haben werden. Zu dieser Hoffnung berechtigt uns einerseits die Art der Reise, andrerseits aber auch die Richtung unserer Zeit. Mancher Reisende strebt hauptsächlich, die Lage der Oertlichkeiten, die er besucht, geographisch festzustellen; manchen zieht vorzüglich die Welt der Pflanzen oder der Thiere an; diese beschäftigen sich mit den Menschen, die ihnen begegnen, nur in so weit, als sie ihnen auf ihrem Wege förderlich oder hinderlich sind. Für Barth war die Hauptsache der Mensch; darum studirte er fortwährend die Sprachen und die Geschichte der Völker, zu denen ihn seine Reise führte; darum näherte er sich menschlich den Menschen, die er traf. Und dieses Streben schützte ihn auch vor Einseitigkeit. Denn auf den Menschen und sein Leben bezieht sich ja alles Andere. So schildert er uns die Länder, die er durchzog, als die Wohnsitze der Menschen oder als die Mittel, die Völker zu verbinden oder zu trennen; so die Pflanzen und die Thiere im Verhältniß zu dem Menschen, so auch Klima und Wetter. Er verschmäht es nicht, auch kleine, scheinbar unbedeutende Züge zu geben, wenn sie dazu dienen, uns das Gepräge jener Gegenden klarer vor Augen zu stellen. So wird uns denn Alles recht nahe gebracht und wir werden nach aufmerksamem Durchlesen seines Werkes gewissermaßen heimisch in diesen Theilen von Afrika. Wir möchten Barth in dieser Eigenthümlichkeit, Alles auf den Menschen zu beziehen und uns die Menschen, von welcher Art sie auch seien, nahe zu bringen, gewissermaßen mit Herodot vergleichen.

Unsere Zeit — die Zeit, aus der freilich Barth auch selbst hervorgegangen — ist vorzüglich geeignet, das, was uns hier geboten wird, aufzunehmen und zu würdigen. Früher suchte man in Reisebeschreibungen wohl am liebsten eine Sammlung von Kuriositäten und Abenteuern. Seit Humboldt und Ritter haben wir gelernt, daß im Natur- und Menschenleben Nichts allein für sich zu betrachten ist, daß Alles im Zusammenhange mit dem großen Ganzen steht; und wenn auch jenes Haschen nach Abenteuerlichem noch nicht ganz verschwunden ist, wenn auch namentlich der Jugend noch — nicht zu ihrem wahren Nutzen — in mancherlei Bearbeitungen von Reisewerken namentlich solche Dinge vorzugsweise gerne geboten werden: so bricht sich doch ein ernsterer Sinn — derselbe Sinn, wie wir ihn bei Barth finden — allmählich Bahn, und man kann hoffen, daß die Stimmen verständiger Männer *) Gehör finden werden, die, zunächst im Interesse der Jugend, ernst mahnen, nicht Speise zu geben, die nur reizt, aber nicht nährt.

*) Vgl. die treffliche Abhandlung über „Gefahren der modernen Jugendlektüre“ in dem vor wenigen Tagen ausgegebenen Programm der Musterschule.

Allerdings enthält aber das ganze Barth'sche Reisewerk manche Partieen, die nur für Männer vom Fach Interesse haben. Es wäre also zu wünschen, daß eine tüchtige Bearbeitung erschien, die das herausnimmt, was dazu dient, auch dem größern gebildeten Publikum, mit Einschluß der reiferen Jugend, jene Gegenden nahe zu bringen.

Herrn Dawisons letzte Gastrolle.

(Hamlet.)

Der geneigte Leser wird dem Verfasser dieser Besprechungen wohl verzeihen, wenn er von allen Darstellungen des Herrn Dawison in der letzten Woche nur die eine obenbezeichnete hervorhebt. Die Kunstkritik hat mit Meßbudenstückchen wie die Unglücklichen Nichts zu schaffen; ihr bleibt, gegenüber einer Wiederholung der Holtel'schen Misere Nichts als die Verwahrung gegen einen etwaigen Irrthum von Seiten Herrn Dawisons oder der Theaterdirektion, daß jenes Verlangen, welches der Theaterzettel als vielfältiges bezeichnet hat, von dem gebildeten Theile des hiesigen Publikums ausgegangen sei! Eine jede andere Wahl hätte — das steht unter allem Zweifel — dieselben pekuniären, und viel achtbarere und höhere künstlerische Erfolge erzielt.

Die Auffassung wie die theilweise Durchführung des Hamlet hat neuerdings und aufs Untrüglichste bestätiget, was wir bereits in den früheren Besprechungen angedeutet haben, aber jetzt mit Entschiedenheit aussprechen, daß in Dawison alle — geistigen wie physischen Stoffe zu einem der gewaltigsten Mimen vorhanden sind, und daß, wenn sie nicht zur vollendeten, überwältigenden Geltung gelangten, dies nur aus dem einen Grunde zu erklären ist, daß Dawison im Nachjagen täglicher Bühnenerfolge — und was drum und dran hängt — die Pflichten der hohen künstlerischen Wahrheit nicht immer wahrnimmt — nicht wahrnehmen kann. Denn einen moralischen Widerspruch, wie der in der Rollenwahl Dawisons vertretene, kann kein Mensch auf die Länge, ohne Selbstschaden durchführen. Man kann auf einige Zeit hindurch den armen Heinrich und den Richard, den Narciß und den Hamlet (oder Antonius) mit derselben Concentrirung aller Kräfte geben; man wird eine Zeit lang die Welt in Erstaunen setzen, zuletzt aber ist man abgenützt, fühlt, daß man Niemanden betrogen hat als sich selbst, und sieht sich von einem vielleicht weniger Begabten, aber der wahren Kunst treuer Gebliebenen, der seine Kräfte und sein Streben nur dem Höchsten gewidmet, vom Throne verdrängt, das war das Laas der Musikvirtuosen, es ist das Loos, das den Bühnenvirtuasen bevorsteht. Und nun wir unser Gewissen gewahrt haben, kehren wir zu der Besprechung des Hamlet zurück.

Dawison veranschaulichte besser als vielleicht irgend einer der jetzigen Darsteller dieser Rolle das innere Zerwürfniß, das Schwanken zwischen dem Erkennen der nothwendigen That und der Unschlüssigkeit, das ewige Suchen und Verpassen, das Selbstverhöhnen, um den Haß gegen Andere aufzustacheln; daher waren auch die Momente, wo die Widersprüche hervortreten, wie z. B. das erste Zusammentreffen mit Rosenkranz und Güldenstern, die Schwurscene, wo er die Freunde immer von der Stelle wegführte, wo die Stimme des Geistes ertönt war, das Begegnen mit Ophelia, die halbwahnwitzige Freude nach der Theaterscene und der eiligen Entfernung des Königs unübertrefflich. Nur die weicheren Töne, gegenüber dem Geiste des Vaters, selbst hier und da im Gespräche mit Horatio und mit der Mutter weniger gelungen. Doch es bleibt immer die wichtigste Leistung Dawisons an und und für sich eine der bedeutendsten der neuern Schauspiel-

kunst. Ueber die andern Darsteller läßt sich nur sagen, daß Fräulein Janauschek die Ophelia als Heroin mit unnatürlichem Pathos gab, und überhaupt besser thäte, derartige einfach gemüthliche Rollen nicht zu geben. „Der Rest ist schweigen."

Unterhaltungen.

— **Graf Camillo Cavour.** Ueber diese moderne staatsmännische Persönlichkeit finden sich in Theodor Mundt's Skizzen aus Rom und Piemont zum Verständniß der politischen Stellung höchst willkommene Aufzeichnungen; wir wollen daraus das Geeignetste und für unsere Leser Interessanteste anführen. Camillo Cavour ist der Sohn eines von Karl Albert zum Grafen erhobenen reichen Kornwucherers, und wurde im Jahre 1809 in Turin geboren. Er gab sich den finanziellen und national-ökonomischen Studien hin und wollte die Wiedererhebung Italiens zuerst auf der Grundlage der materiellen Interessen anbahnen. Bald wurde er ein Genosse von Cesare Balbo, mit dem in Gemeinschaft er das Journal „Il risorgimento" gründete, in welchem das Freihandelssystem zugleich mit dem constitutionellen Staatselement als die beglückende Unterlage aller politischen und gesellschaftlichen Entwickelung herausgearbeitet werden sollte. Er ergriff den Gedanken der sardinischen Demokratie anfangs mit großer Vorsicht und Mäßigung. Dagegen begann er, nachdem er 1851 ins Ministerium getreten war, eine bedeutsame Reaction gegen den alten Adel des Landes und indessen er sich selbst auf hocharistokratischen Fuß in dem in der Gegend von Vercelli von ihm erkauften prächtigen Landgut Leri mit seinem reizenden Schlosse und üppigen Parkanlagen niederließ, verdrängte er den alten Adel, besonders die reiche Aristokratie von Genua aus den obersten Verwaltungsstellen und sammelte die neuen Namen Lanza, Bona, Deforesta, Cossa, Marmora ꝛc. um sich. Cavour war es vornehmlich, welcher die Allianz zwischen Piemont und Frankreich gründete, und, ohne Zweifel aus kurzsichtigem Haß gegen Oesterreich, zur Revision der italienischen Landkarte Frankreich ins Spiel zu ziehen trachtete. Die Erbschaft Carlo Alberto's, die er vor einiger Zeit in der Deputirtenkammer ein „melancholisches aber glorreiches Vermächtniß" nannte, und wegen dessen enthusiastischer Annahme er den König Victor Emanuel pries, glaubt Cavour nur mit Hülfe des napoleonischen Frankreichs und der italienischen Revolution heben zu können. Mißlingt ihm diese gefährliche Combination, so ist es um seine Stellung geschehen, und es wird ihm nicht der Nachruhm eines patriotischen und ideenvollen Strebens bleiben, wie er an das Andenken von Vincenzo Gioberti, Cesare Balbo, Massimo d'Azeglio, den Vätern der heutigen nationalen Bewegung Italiens, sich heftet. Man wird ihn dann nur als einen gestürzten Intriguanten betrachten, obwohl er keine so schlimme Abfertigung von seiner Zeit verdient hat. Denn er bleibt doch in mancher Hinsicht den genannten Männern, die das heutige Italien im besten Sinne feiert, ebenbürtig stehen, wie er selbst zur richtigen Würdigung ihrer Bestrebungen Vieles beigetragen hat. Seinem Freundeseifer ist es beizumessen, daß das schöne Standbild des Grafen Cesare Balbo, des Genossen und Mahners Carlo Alberto's, in Turin errichtet wurde. Er soll wesentlichen Einfluß auf die Herausgabe des philosophischen Nachlasses von Vincenzo Gioberti üben und eben so hat er sich um die Kunst, namentlich die dramatische, manche Verdienste erworben. Mit dem liebenswürdigen Marquis Massimo d'Azeglio ist Cavour in einer innigen persönlichen Verbindung geblieben.

— **Anreden bekannter Feldherren.** In V. B. von Baumann's militärischer Beredtsamkeit finden wir folgende Beispiele, als Anreden vor der Schlacht aufgeführt: Feldmarschall v. Blücher vor der Schlacht an der Katzbach: „Nun Kinder, hab' ich genug Franzosen

herüber, nun vorwärts." Andern ruft er zu: „Kinder heute gilts. Ihr sollt beweisen, daß Ihr Euren König und Euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt Euch wie wackere Preußen!" Unter dem stürmischen Rufe: „Es lebe der König!" setzte sich Alles in Bewegung.

Vor dem Gefecht bei Wartenburg rief Blücher den mecklenburgischen und schwarzen Husaren zu: „Husaren, wer nicht siegt, muß in der Elbe ertrinken!" Vor der Schlacht bei Leipzig rief er der ostpreußischen Cavallerie zu: „Kinder, heute haut einmal auf altpreußische Art ein!" Andern sagt er: „Wer heut' Abend nicht entweder todt oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer H......
— Der erste Consul Bonaparte in der Schlacht von Marengo, wo bekanntlich gegen Abend die franz. Armee völlig geschlagen und in Unordnung sich befand, als die Division Desaix ankam, rief den Flüchtigen zu: „Soldaten, wir sind nun genug zurück gewichen, der Augenblick des Sieges ist gekommen, erinnert Euch, daß es meine Gewohnheit ist, auf dem Schlachtfelde zu übernachten.

General Coutard befahl in der Schlacht von Saumur seiner Cavallerie eine feindliche Batterie zu nehmen; ‚wo senden Sie mich hin?' fragt ihr Anführer, — ‚in den Tod, das Wohl des Vaterlandes erheischt es.'

General Kleber befahl im Treffen von Torfou dem Oberstlieutenant Chouardin: „Nimm eine Compagnie Grenadiere und halte den Feind an diesem Karin auf, Du wirst Dich tödten lassen, aber Du wirst Deine Kameraden retten." — „Ja, mein General", versetzte Chouardin mit heroischer Resignation, hält die Vendéer auf und findet mit seinen hundert Mann den Tod

Als Erzherzog Karl bei Stockach sich in sehr schwieriger Lage befand, ließ er seine Truppen aufmarschiren, um durch die Feinde zu brechen und zu siegen; im entscheidenden Momente stellt er sich selbst an die Spitze der Grenadiere mit dem Ausrufe: ‚Jetzt gilt es Ehre und Vaterland! Erinnert Euch, daß Ihr österreichische Grenadiere seid, wir müssen siegen oder sterben." — „Zurück! Zurück!" schallt es die ganze Linie hinab; „hier ist nicht Platz für Ew. kaiserl. Hoheit." Mit Thränen in den Augen traten mehrere Soldaten aus dem Gliede, fielen dem Pferde des Erzherzogs in die Zügel und sprachen: „Wir haben keinen Muth, so lange Sie in Gefahr sind, verlassen Sie sich auf uns. Wir sind ja Ihre Grenadiere. Wir werden siegen oder sterben." Diese Braven hielten Wort — sie siegten.

— Le Pardon de Ploermel. Ueber diese neue Meyerbeer'sche Oper werden nach und nach die Stimmen der Kritik laut. Obschon das Urtheil im Allgemeinen günstig ausfällt, so fehlt es doch nicht an Rügen der herzugezogenen übermäßigen und einer wahren Musik fremd sein sollenden äußeren Hülfsmitteln. Nach der Indépendance belge spielen Stürme, elektrisches Licht, Mondschein, zerbrochene Brücken, Ströme und rauschende Wasserfälle, sogar eine lebende Ziege eine bedeutende Rolle und „on chante avec la bouche, avec le nez en claquant des mains; il ne manque que des coups de fusil et un cheval." — Im Uebrigen hebt dieses Journal den Werth der Musik hervor. Die Ouvertüre, der erste Chor, die Romanze des ersten Aktes, die Couplets Corentins, das Duett, das Terzett zwischen Corentin, dem Ziegenhirt Hoël und Dinorah, die Jägerarie im dritten Akte, der Finalchor sollen vorzüglich sein. Neu ist die Anwendung eines Chores „Sainte Marie' hinter dem Vorhang während der Ouvertüre. — Der Titel des eigentlichen Süjets ist Le Pardon de Sainte-Anne d'Auray und ist nicht glücklich in „die Wallfahrt von Ploermel" umgewandelt.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. . Sachsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

N°. 18. Frankfurt a/M., den 30. April. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Der Telegraph brachte uns vorgestern auf demselben Blatte den Anfang des Kriegs und den Anfang des Friedens, wenigstens einen neuen Friedensvermittlungs-Versuch. Wie während jedes Krieges, sei er kurz oder lang, wird auch während des jetzt in Italien beginnenden Feldzugs die Thätigkeit der Diplomatie auf Zustandebringung des Friedens nebenherlaufen. Es ist indessen jetzt sehr unwahrscheinlich geworden, daß eine friedliche Lösung gefunden werden wird, bevor nicht die Entscheidung der Waffen eine neue Basis der Unterhandlungen hergestellt hat. Es ist unwahrscheinlich, daß die eine oder die andere der kriegführenden Mächte ein Zugeständniß machen wird, bevor sie ihre Kraft geprüft, und diese sich als unzureichend erwiesen; — es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die eine oder die andere auf dem Punkte, auf welchem die Krisis jetzt angelangt ist, freiwillig nachgeben werde, weil sie dadurch ihre eigene Schwäche eingestehen und sogar ihre Armee beleidigen würde.

Zunächst stehen sich also Oesterreich und Piemont und in den nächsten Wochen auch Frankreich mit den Waffen einander gegenüber. Der Krieg wird zwar vorerst auf Italien beschränkt sein; da aber die Besitzungen

Oesterreichs in Italien an deutsches Bundesgebiet grenzen und leicht eine angreifende Bewegung des Feindes dieses verletzen könnte, der deutsche Bund aber verpflichtet ist, seine Mitglieder zu schützen, so ist es nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß derselbe früher oder später in den Krieg mit verwickelt wird. Bei dieser Lage der Dinge ist die Stellung der übrigen europäischen Großmächte von Wichtigkeit, und man muß die Rolle untersuchen, welche dieselben nach ihrer Lage, ihrer Machtstellung und ihren Interessen in dem Verlauf des anhebenden Conflikts zu spielen für berufen oder verpflichtet sich halten mögen, um ein objectives Urtheil sich bilden und die für unsere Nation zum Heil führenden Maßregeln vorschlagen zu können.

Fangen wir zunächst bei Rußland an. Es ist schon seit geraumer Zeit die Ansicht verbreitet, daß zwischen Frankreich und Rußland eine Uebereinkunft bestehe, kraft deren das Letztere die Pläne Napoleons in Italien und dessen Angriff auf Oesterreich durch seine Passivität unterstützen werde. Viele fürchten indessen, daß jene Passivität je nach Umständen in ein aktives Vorgehen sich verwandeln könne, namentlich wenn es gelte, Oesterreich zu schaden und gegenüber der Türkei Vortheile zu erringen. Diese Besorgniß fand sogar ihren Ausdruck in einem dieser Tage colportirten Gerücht, daß bereits ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen sei. Ist es indessen an sich schon unwahrscheinlich, daß die Dynastie der Romanow's mit einem Napoleon ein so intimes Verhältniß eingehe, selbst wenn es das Interesse der beiden Länder erheischt, so glauben wir doch, wenn wir auch zugeben, daß ein solches Bündniß im Interesse der beiden Staaten liegt, nicht, daß die Zeit schon jetzt dazu reif ist. Wir glauben nicht, daß Rußland es jetzt schon wagen darf, den Zorn der deutschen Nation bis zum Vernichtungskampf herauszufordern. Dazu kann noch ein Jahrhundert vergehen, bis seine Kraft mehr intensiv gestärkt, bis vor allen Dingen sein Eisenbahnnetz ausgebaut ist, mittelst dessen es seine Truppen rasch concentriren und nach dem einen oder anderen Punkte hinwerfen könnte. Wie die Sachen jetzt stehen, braucht Rußland Monate, um eine einigermaßen ansehnliche Armee an die Grenzen vorzurücken, es braucht zur Zusammenziehung einer Armee von gewisser Stärke eben so viel Monate als die Deutschen Wochen, eben so viel Wochen als wir Tage. Jeder russischen Armee, welche die Grenzen Deutschlands zu überschreiten wagte, würde augenblicklich, zu jeder Zeit, und unter allen Umständen eine doppelte und vierfache Uebermacht entgegengeworfen werden können, von der sie erdrückt werden würde, ohne daß darum die Vertheidigung gegen Frankreich hin im Mindesten eine Blöße erhielte. Denn die Russen können schon aus einfachen wirthschaftlichen Gründen keine sehr große Armee ins Ausland schicken, weil sie nicht im Stande sind, eine solche zu verpflegen. Eine Armee von nur 200,000 Mann, welche doch wider die 1,200,000 deutschen Streiter, und wenn man ²/₃ von diesen

gegen Frankreich aufstellt, wider 400,000 Mann unserer ausgezeichnet geschulten und tapferen Leute nichts auszurichten vermag, würde zu ihrer Verpflegung einer so ungeheuren Masse von Transportmitteln erfordern, daß diese auf die Dauer kaum aufzutreiben wären. Deßhalb sind bis jetzt weite Märsche von den Russen nur in kleinerer Anzahl, in Armeen von 50 oder 60,000 Mann unternommen worden, und selbst während der napoleonischen Kriege kamen kaum 150,000 Mann nach Deutschland.

Wir glauben also einen Angriff Rußlands auf Deutschland nicht erwarten, wenn dieses aber wirklich so treulos und verwegen sein sollte, einen solchen zu wagen, selbst bei einem gleichzeitigen Angriff Frankreichs, nicht fürchten zu müssen.

Was England betrifft, so ist die Antipathie der Bevölkerung desselben gegen das französische Centralisations- und Polizeisystem, namentlich aber gegen die despotische Willkür Napoleons bekannt; es ist bekannt, mit welchem Mißtrauen die Regierung Napoleons von dem englischen Volke betrachtet wird. Dieser entschiedenen Abneigung, welche sich in der Presse bei so vielen Gelegenheiten in den heftigsten Angriffen Luft machte, gegenüber steht eine gewisse theoretische Sympathie der Engländer für die Selbstständigkeit anderer Völker, die sie freilich in der Praxis schlecht bewähren — denn auch sie geben ja den Anschluß der jonischen Inseln an Griechenland nicht zu — welche aber bei Italien, wo die Herrschaftsinteressen Großbrittaniens weniger im Spiel sind, zu größerer Stärke gelangt ist. Dazu kommt, daß das englische Volk an und für sich wenig mit äußerer Politik sich beschäftigt, seiner Regierung und den leitenden Ständen die Direktion der auswärtigen Politik vertrauensvoll überläßt, daher wenig von Letzterer versteht, und leichter hinter's Licht geführt werden kann. Daher urtheilt man jetzt in England vorwiegend nach dem Schein; man wünscht die Unabhängigkeit Italiens, man gibt sich dem Glauben oder der Hoffnung hin, daß es Napoleon ehrlich damit meine. Diese Gesinnung muß natürlich das Tory-Ministerium, welches der deutschen Auffassung der Lage sich hinneigt, schonen; dasselbe kann deßhalb nicht sofort mit entschiedener Parteinahme auftreten. Allein sobald einmal durch irgend eine Thatsache die wirklichen Absichten Napoleons unzweifelhaft ans Licht treten, sobald es klar werden sollte, daß Napoleon die Unabhängigkeit Italiens nur vorschiebt, daß sein Endzweck aber der Abklatsch der Politik seines Onkels, die Schwächung Oesterreichs, die Aufhebung der europäischen Verträge, die Rheingrenze u. s. w. ist, dann wird ganz gewiß in England die Stimmung vollständig umschlagen, und der Haß wider die bonapartistische Usurpation in den Vordergrund treten. Ueberdies ist ja die französische Flotte den Engländern längst ein Dorn im Auge. Sobald also die Masken fallen und die Dinge in ihrer wahren Wesenheit erscheinen, wird

auch England am Platze sein; beim Entscheidungskampfe wider einen Napoleon wird es niemals fehlen.

Es ist gestern gemeldet worden, daß auch **Dänemark** einen Allianzvertrag mit Napoleon abgeschlossen habe. Sollte es wahr sein — nun — ein Kläffer mehr oder weniger um die Beine, darauf kommt es nicht an; die Zeit der Abrechnung kommt um so gewisser!

Nehmen wir auch an, daß Rußland für Frankreich entschieden Partei ergreift, so wird dieser Feind bei Weitem neutralisirt durch die Hülfe Englands, welches gerade den Mangel der deutschen Völker zur See ergänzt. Es kommt also nur darauf an, daß Oesterreich, Deutschland und England, d. h. die germanischen Staaten, fest zusammenhalten, — dann haben sie eine Welt in Waffen nicht zu fürchten.

Hinsichtlich Deutschlands war die wichtigste Frage die Haltung **Preußens**. Seitdem dieses aber seinen Entschluß erklärt hat, für die Sicherheit des deutschen Bundesgebiets einzustehen, so dürfen wir um so mehr mit Beruhigung der Zukunft entgegenblicken, als in einigen andern deutschen Staaten die Kabinette, welche anfangs weniger Patriotismus verriethen, durch die Haltung des Volkes rasch zu anderer Meinung bekehrt wurden. Preußen hat nur einen Fehler, oder vielmehr eine Tugend, welche durch ihre Uebertreibung zum Laster wird, ein **Uebermaß des Vertrauens** in die Absichten des Feindes, einen wahren Vertrauenstyphus. Dieser bewirkt, daß es immer noch zögert, bei dem französischen Kabinet Hintergedanken anzunehmen, daher sich immer noch etwas von der öffentlichen Meinung im übrigen Deutschland schieben läßt, statt mit rasch entschlossner Entschiedenheit die äußerste Eventualität in's Auge zu fassen. Dadurch wird der Krieg, (gerade wie der Krimmkrieg,) der anfänglich durch eine ganz entschiedene Parteinahme vielleicht verhütet worden wäre, und jetzt noch in raschen Zügen beendet werden könnte, gerade recht verschleppt, so daß der Conflikt sich tiefer einreißt und allgemeiner wird. Wenn es also auch nichts schaden kann, daß Preußens Bedächtigkeit etwas angefeuert werde, so begehen doch diejenigen ein schweres Unrecht, welche solche Bedächtigkeit mit **Mißtrauen** betrachten, oder gar von einer Wiederholung der Politik des Basler Friedens sprechen. Preußen hat sein Wort verpfändet, daß Deutschlands Interessen seine eigenen Interessen seien, und es wird dieses Wort unverbrüchlich lösen; es wird, dessen sind wir gewiß, sobald das deutsche Bundesgebiet angegriffen wird, gemeinsam mit den übrigen deutschen Stämmen zum Schwert greifen. Sich dagegen sofort mit Oesterreich in den Aggressivkrieg zu mischen, wie es von manchen Seiten verlangt wird, ist unseres Erachtens keine nationale Politik; und nur eine solche wollen wir treiben. Ueberdies ist ja Oesterreich durch die Haltung Preußens und durch den Rückhalt, den es an Deutschland im Falle eines Angriffes auf sein zum Bunde gehöriges Gebiet besitzt, welches ja den Feind auf Italien beschränkt,

in so günstiger Lage, als es nur wünschen kann; — denn es ist im Stande, den größten Theil seiner Streitkräfte nach Italien zu werfen, und, in dem größten Theil seines Gebietes durch Deutschland gedeckt, Frankreich mit einer numerischen Uebermacht entgegenzutreten. Denn dieses darf, wegen der Haltung Deutschlands, sein Gebiet nicht entblößen, und hat überdies wegen der Unpopularität seiner Regierung bei dem eigenen Volke noch eine beträchtliche Truppenmacht zum Polizeidienst im Inneren zu halten.

Bei dieser Lage der Dinge ist es ja überdies gar nicht ausgemacht, daß Oesterreich in Italien geschlagen werde; dasselbe hat vielmehr in Oberitalien eine strategisch so feste Stellung, daß die Chancen des Sieges sich vielmehr auf die Seite seines vortrefflichen Heeres neigen. Sollte aber der Gott der Schlachten es anders verfügen, sollte das deutsche Bundesgebiet von Frankreich angegriffen werden, dann hat Deutschland die Verpflichtung und den Willen, Frankreich den Krieg zu erklären, — und dann ist es eine Sache der Klugheit, daß man diesen nicht auf das eigene Gebiet spielen läßt, sondern mit aller Macht den Stier bei den Hörnern faßt, und der ewigen Beunruhigung Europas am Herd der Ruhestörer radikal ein Ende macht. Zu solcher weltgeschichtlichen That ist uns auch die Hülfe Englands gewiß, die Kraft des vereinigten germanischen Volkes ausreichend genug. Dann darf die deutsche Nation aber auch erwarten, daß ihr der Lohn des Sieges nicht wieder verkümmert, daß das Werk der Nationaleinigung zum glücklichen Ende geführt wird.

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Fremde — warf Eva gemessen ein — pflegen mich Fräulein von Haidebrink zu nennen!

Ah bah! — lachte die Andere — davon ist hier nicht die Rede, die Minuten sind kostbar, ich bringe Ihnen Anweisungen, die Abtissin heute zu stürzen, zu stürzen! sage ich, aber Sie müssen Muth haben, ich rechne auf Sie!

Alles, was noch in dieser meiner Privatangelegenheit zu sagen ist — fiel Eva scharf ein — werde ich heute dem Capitel nicht vorenthalten, Sie mögen dann zu den andern Urtheilen über mich auch das über meinen Muth fällen; bis dahin werden Sie mir aber erlauben, der mir gewiß sehr nöthigen Ruhe zu pflegen!

Ich weiß wer d'rin steckt! rief die Rostheim giftig.

Ich weiß es auch! sprach Eva ruhig.

Es ist der Graf Wittnig! triumphirte die Canonisse.

Sie werden es also grausam finden, mich der Gesellschaft meines lieben Gastes zu berauben! antwortete Eva und öffnete der Besucherin die Thür zum Rückzuge.

Auf dem Corridor sagte sich die Rosthelm: Sie weiß also, daß ich gegen sie stimmte; mag sein, so ist sie in der rechten Erregung, die alte Hexe anzugreifen, und wenn sie ihr Stückchen aufgespielt hat, intonirt die Vorsängerin das Finale; bravo, das Mädchen gefällt mir, sie zeigt die Zähne wie ein guter Dachshund; ßa! ßa! munter in's Fuchsloch — rauft Euch nur, ich werde schon eine Fanfare blasen!

Die liebliche Aurora war ganz in amazonenhafter Extase, so viel verschiedene Intriguen hatten ihre kühnsten Träume nicht gewahrsagt, und wenn es nur irgend einen recht aufregenden Parteienkampf gab, so war ihr der niederträchtigste stets der liebste.

Um zwei Uhr versammelte sich das Capitel abermals. An einem besondern Tische saß der Rechtsgelehrte und ein paar Zeugen. Mit großer Spannung erwartete man Eva's Erscheinen, und sie ließ keine Minute auf sich warten. Ihr Schritt war ruhig, ihre Haltung beinah stolz — die, welche nicht das Bewußtsein einer gerechten Erhebung kannten, nannten es: trotzig! Heute zum ersten Mal erschien sie in der Stiftstracht, deren ernster Schnitt und Farbe allerdings zu dem trüben Vorhaben gut paßte. Einige von den Damen, deren Stammbaum eine ungewöhnliche Länge besaß und welche daher noch dunkle Sympathien für das Faustrecht in sich trugen, hofften, es würde das Signal gegeben werden, der heute Morgen Verurtheilten die ehrwürdigen Gewänder abzureißen; allein keine Stimme erhob sich, außer die der Abtissin, welche fragte: Conventualin von Haidebrink, erklären Sie von dem Zweck des heutigen Capitels, wie der Anwesenheit jener Herren unterrichtet zu sein!

Eva erhob sich: Man hat mir heute Morgen die Erbschaft meiner verstorbenen edlen Tante abgesprochen, indem man auf die Worte ihres letzten Willens bis zum Aeußersten gewissenhaft fußte. Meines Erachtens bedingt das „an meine Nichte", wo die mütterlichen Rathschläge erbeten werden, ein Eigenthumsrecht für mich, welches ich hiermit geltend mache. Vermöge meines Rechtes als Ordensschwester verlange ich ferner, vor Eröffnung der weiteren Förmlichkeiten, dem Capitel die schon benannten Zeugnisse, welche aus „Rücksicht für mich nur der Hochwürdigen Frau Abtissin zur Einsicht vorlagen", allen verehrten Mitschwestern mittheilen zu können!

Ich genehmige nicht — sprach die Hochwürdige, — was geschah, ward im Geiste, wenn auch nicht nach dem ausgesprochenen Wunsch der Verstorbenen angeordnet; wer meiner Ansicht ist, erhebe sich!

Fräulein von Rosthelm hustete so laut, daß es keines besseren Beleges für die außerordentliche Gesundheit ihrer Lungen bedurfte, sie blieb sitzen und

hielt ihre Nachbarinnen an den Röcken fest. Alle die, deren Neugier noch durch eine schwache Gegenwehr des Gehorsams zurückgedrängt war, folgten diesem revolutionären Betragen. Die Abtissin zitterte wie ein welkes, sinkendes Blatt auf ihren Stuhl nieder und rief:

Wohlan, thörichtes Kind, so rennen Sie in Ihr Verderben, ich gebe es auf Sie zu retten, das Capitel soll in geheimer Sitzung Ihrem Vortrag beiwohnen!

Da dieser Vortrag zu den Angelegenheiten der Erbschaft, die ich freilich nicht mehr retten kann — rief Eva — gehört, so bitte ich diesen Herrn und die Zeugen der Schwesterschaft zu bleiben; da Sie diese Zeugen ohne **meine** Zustimmung erwählten, halte ich mich berechtigt, auch meinerseits Zeugen aufzustellen, und dieselben warten draußen.

Tiefe Stille. Die Hochwürdigee nickt leise und ermattet, worauf der Hauptmann von Röhritz und Paul Wittnig eintreten. Die Sprecherin blieb stehen und tauschte einen innigen Blick mit den beiden Männern, dann verneigte sie sich vor der Abtissin, die gesenkten Blickes da saß, und fuhr fort:

Hochwürdige Frau! ich spreche nicht aus thörichtem Trotz, ich rede, weil ich weiß, daß noch das Höchste zu retten ist: mein guter Ruf! Sie und die Damen des Ordens dulden kein Wesen in Ihrem Kreise, auf welchem ein Makel haftet, und den strebe ich abzuwaschen durch diese meine Rechtfertigung!

Laut und ruhig las das junge Mädchen die Urtheile der Damen, ein Blatt nach dem andern, und hatte den geheimen Triumph, daß fast jede Schreiberin nicht eben vor Stolz erröthete, wenn ihr Name so klingend vorgetragen ward, neben ihrer Aussage.

Fräulein Aurora von Rostheim — begann die Angeklagte und wählte zwischen zwei Papieren, einen langen Blick auf das gequälte Stiftsoberhaupt heftend, las sie dann: schließt sich dem Urtheil der Frau Abtissin an!

Aurora stieg jetzt selbstredend auf: Ich klage die Abtissin von Röhritz der Bestechung — —

Verzeihung, werthe Mitschwester — unterbrach sie Eva — nur die Hochwürdige kann mich des Vorrechtes berauben, zu dieser Versammlung zu reden, und mir blieben noch einige Worte mitzutheilen!

Aber — rief die Andere — ich wollte in Ihrem Interesse, zu Ihrem Vortheil Thatsachen enthüllen —

Ich beanspruche Ihre Theilnahme nicht — gab Eva würdevoll zurück — ja, ich werde sie überall als unziemliche Anmaßung zurückzuweisen wissen. Hochwürdiges Capitel! die eben mitgetheilten Anklagen waren es nicht allein, die mich enterbten, es fiel noch dazu ein andrer, erst von meinen Lippen der Hochwürdigsten Frau mitgetheilter Umstand, den ich keine Veranlassung habe länger zu verleugnen, ich bin und war seit lange die Verlobte des hier anwesenden — eine athemlose Pause, die Rostheim schnellte abermals empor,

die Hand der Abtissin griff nervös ins Leere hinaus, aber in Eva's Herzen siegte der gute Genius — Grafen und königlichen Obergerichts-Assessors Paul Wittnig. Obwohl — schloß das Mädchen muthig — nicht direkt von meiner edlen Tante die Entziehung der Hauptsumme von 90,000 Thaler durch meine Verlobung ausgesprochen wird im Testament, so kann ich nicht leugnen, daß meine Tante eine solche Auffassung dennoch zu beabsichtigen scheint, und beuge mich dem Unvermeidlichen. — Da ich mich vor dem Capitel gerechtfertigt halte — Pause — so erlaube ich mir noch ein Wort an die hochwürdige Frau Abtissin zu richten. Mir ward heute vor einem Jahr versprochen, ich solle in Ihnen, gnädigste Frau, eine zweite Mutter finden, so trete ich denn vor Sie und sage: dem mütterlichen Beschluß habe ich mich unterworfen, um des mütterlichen Segens in meinem Namen und im Namen Derjenigen, die Sie einst so innig geliebt, theilhaftig zu werden!

Eva ergriff Paul's Hand und kniete vor der Abtissin nieder. Die Hochwürdige kämpfte einen Augenblick, dann endlich reichte sie Paul die Rechte, legte die Linke auf Eva's Scheitel und stützte ihre mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn einen Augenblick an den Scheitel der Knienden. Obgleich Niemand außer Eva es verstand, tönten doch einige gehauchte Worte von den bleichen, gebietenden Lippen, die ersten milden seit Jahren: Eva, ich danke Dir!

Gefühlsscenen haben, außer auf der Bühne, selten das Glück, auf Unbetheiligte einen befriedigenden Eindruck zu machen, besonders wenn sie mit einer Versöhnung schließen. Die Damen fanden es albern, so viel Redensarten für und wider nichts zu verschwenden, sie kannten seit vielen Jahren die Abtissin und waren doch nicht sehr überrascht, man ist es ja auch nicht, wenn man in einer Maschinen-Fabrik große Eisenstücke bohren und hobeln sieht, weil es so natürlich aussieht. Alle wirklich Betheiligten vermieden ängstlich den Eclat, bis auf die Rosthelm, welche noch mehrere Ausfälle versuchte, die aber von der Abtissin mit Ueberlegenheit niedergeschlagen wurde; die Hochwürdige hatte sich wieder gefaßt, sie mußte siegen, sie wollte herrschen, weil sie Menschen und Dinge verachtete; die Rosthelm brauchte ihre Schlauheit dagegen, weil sie Menschen und Dingen eine übertriebene Wichtigkeit beimaß. Paul würde bewegter Art gewesen sein bei dieser unerwarteten Wendung, wenn es der Hauptmann weniger gewesen wäre, außerdem war ihm eine stumme Rolle zugefallen, die allemal génant ist — kurz er wünschte recht, daß die Sache beendet und er wieder in Eva's Stube mit den altfränkischen Möbels sein möchte. Als der Rechtsgelehrte keinerlei Förmlichkeit mehr auszudenken und anzubringen wußte, schritt er mit gespreizten Fingern zur Lösung des Siegels, das noch vor den Hoffnungen der unbemittelten Fräulein, der Hottentotten, der hoffnungslosen Kranken, einer Kleinkinderbewahranstalt, eines neuen Stiftshühnerstalls, wie es noch keinen gibt, &c. Wache hielt; das Papier schien

vor lauter Feierlichkeit nicht zerreißen zu wollen, und als es endlich zerriß, fand sich drin noch ein gesiegelter Brief an: „Eva von Haidebrink.“

Die Novize blickte auf die verblichenen, zitternden Schriftzüge des Briefes, nicht mit der forschenden Berechnung der Selbstsucht, sondern mit dem verklärten Aufschauen weit, weit hinaus über das Grab. Sie legte ihre warme, pulsirende Hand in die kalte Todtenhand ihrer ehrwürdigen Verwandten und ihr Geist sagte dem Vorausgegangenen: Ich habe gethan was ich thun mußte!

Erst nach längerem Hinschauen gewann die irdische Bedeutung des Briefvermächtnisses die Oberhand, sie sah die Jahrszahl und dachte zurück an jene Zeit, wo sie die gekrümmte, bebende Gestalt, deren Namen sie trug, hatte wandeln sehen, mit den schwindenden Kräften ihre Jugend schützend und stützend. Sie hörte wieder die milde Stimme, die so viel gute, goldne Worte sprach, sie vergegenwärtigte sich das Lächeln dieses alten gefurchten Gesichtes, ein Lächeln, wie das eines Kindes, so anmuthig. Eva hätte die Arme ausbreiten mögen, um die Greisin, welche sie in ihrem Herzen nur den „alten Engel“ nannte, — denn das Engelgleiche im Menschen ist an keinen Lebensabschnitt gebunden — dessen Scheiden von der Erde ihr stets unbegreiflich blieb, weil ihr Segen in so vielen Herzen lebendig fortlebte.

Der Damenkreis, dessen Augen mit dem Aufgebote aller Sehkraft an der Sinnenden hafteten, begriff nicht, wie man eine solche Hiobspost so langsam, so ohne trübe Aeußerung lesen könne, oder war es keine Hiobspost? oder verstand Fräulein von Haidebrink sich mehr auf Verstellung, als man ihr zutraute? Selbst die Hochwürdige schwankte einen Augenblick, was fürchten, was hoffen, sie verstand edle Regungen, aber nicht die hohe, selbstlose Begeisterung, die strebenden Gemüthern schon während der irdischen Pilgerfahrt für ihre Weihestunden die Flügel leiht, welche dereinst den befreiten Geist durch alle Räume zu der Heimath der Engel empor tragen werden. Es gibt Situationen, die das Denkvermögen der Betheiligten aus dem gewöhnlichen Bereich vernünftiger Vermuthung in die unnatürliche Höhe des Hellsehens heraufdrängen, einen solchen Culminationspunkt hatte eben das tugendsame Capitel erreicht, als Eva das Blatt wandte, und erbleichend mit dem Ausruf: O mein Gott! in die Arme Ihres Verlobten sank. Es erhob sich ein vierundzwanzigstimmiges Gemurmel, das sich in ein fast drohendes Schweigen verlor, als die Novize, noch immer Paul's Hand haltend, an den Platz trat, von welchem sie heute Morgen den Bannstrahl ihrer beleidigten Würde auf die versammelten Spitzenhauben geschleudert hatte. Sie öffnete die Lippen, aber die Stimme versagte, es war nur das geflüsterte: Friede sei der Todten! vernehmbar; sie reichte Ihrem Herzensfreunde den Brief und stützte sich kraftlos auf seinen Arm. Die Worte des Grafen Wittnig schienen allein an die Äbtissin gerichtet:

Meine Verlobte — begann er — die Mitschwester des versammelten Ca-

pitels, Fräulein Eva von Haidebrink, hat ihre Vertheidigung nicht in meine Hände legen wollen, weil sie fühlte, daß eine höhere und unbestechlichere Rechtfertigung als die meiner Liebe ihr zur Seite stand, und sie täuschte sich nicht, wenn sie vollständige Offenheit für den einzigen Weg zu diesem und jedem edlen Ziele hielt. Dieser durch sie bethätigten Ueberzeugung schließe ich mich an, indem ich die Bitte ausspreche, das einzige irdische Geheimniß zu offenbaren, das ein edles, längst zu Asche zerfallenes Herz mit in die Gruft genommen hat! (Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Sardinien,

geschildert von Dr. H. A. Daniel im demnächst erscheinenden zweiten Band seines Handbuchs der Geographie.

Wie die Verhältnisse des Ostens von Ober-Italien die Entstehung blühender Freistädte begünstigten, so die des Westens das Aufkommen monarchischer Bildungen. Die Alpenlandschaft Savoyen ist, wie Büsching meint, ein Heldenland, in dem die Wollust kein Futter findet. Das obere Pothal, rings von Bergen umschlossen, damals viel unzugänglicher als jetzt, hatte keinen Handel, der alle Verhältnisse dominiren, keinen Geldreichthum, der Güterbesitz überflügeln konnte. Gegenüber der ganz städtisch und demokratisch sich bildenden Lombardei erscheint diese Landschaft als eine aristokratische, „wie im alten Griechenland das rossenährende Thessalien." Das Kernland des hier entstandenen Königreichs ist das außer Italiens natürlichen Grenzen gelegene Savoyen *), das Land der alten Allobroger, ein Theil des Königreichs Burgund, das unter Konrad II. an Deutschland kam. Hier am Fuße der ewigen Eisgebirge erwuchs aus wenig bekanntem Ursprunge das Haus Savoyen. Ein Graf Berthold oder Berald (aus Wittekinds Stamme?) gilt als Ahnherr. Seine Nachkommen heißen zuerst Grafen von Maurienne, seit dem 12. Jahrhundert von Savoyen. Nüchterne Verständigkeit und praktische Schlauheit charakterisirt das Geschlecht schon in den Wirren des Mittelalters. In den Kriegen der Kaiser benutzten die Grafen klug die Vortheile ihrer Lage. Am Eingange der Alpen, oder wenn die Heere ermüdet aus dem Gebirge kamen, ließ sich gut unterhandeln; alle Parteien suchten der Grafen Freundschaft, und der Kaiser trug ihnen ein ausgedehntes Reichsvicariat in Italien auf. **) Für den Streit der Ghibellinen und Welfen

---

*) Wie S. Frank geradezu sagt: „Sophen ist ein Herzogthumb in Frankreich, darin Jenff die Hauptstadt ist, den Kaufleuten wohl erkannt.

**) Savoyen wurde zum oberrheinischen Kreise gerechnet und hatte Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, ohne davon jedoch Gebrauch zu machen. Der Titel endigte: Fürst und beständiger Vicarius des heiligen römischen Reichs in Italien.

hatte das Haus Savoyen keinen Sinn; es vergrößerte sich auf Unkosten Beider. Als Amadeus VIII. den Herzogstitel erhielt, gebot er über Savoyen, Piemont, Nizza, ja über das Waadtland, vom Var bis zur Aar. Sein Sohn erwarb mit seiner Gemahlin Anna von Lusignan Anspruch auf die Königreiche Jerusalem und Cypern.

Die Verwickelungen, welche die italienischen Kriege brachten, ließen die Schwierigkeit der Stellung zwischen streitenden Mächten wohl erkennen; ein consequentes Anshalten beim Hause Habsburg kostete dem Herzoge Emmanuel Philipp alle seine Länder, die er erst 1559 wieder erhielt. Dazu war die Waadt längst verloren, die Richtung auf das schöne Genf nicht mit Erfolg gekrönt. Bald wurde die alte Schaukelpolitik und mit entschiedenem Erfolge wieder aufgenommen. Die Alpenpässe, zahlreiche Festungen, ein tüchtiges Heer, öfters von Regenten mit entschiedenem Feldherrentalent geführt, ein gefüllter Schatz: — Savoyen warf kein unbedeutendes Gewicht in die Waagschale, und hat seine Hülfe und Freundschaft theuer anzubringen gewußt. „Dannenhero auch", spricht ein Alter, „das savoyische Volk so viel auf sich selbst hält und festiglich glaubt, ihr Herzog sei der fürnehmste Potentat in der ganzen Welt." Montferrat, früher ein Besitz der Herzoge von Mantua, war theils erkauft, theils im spanischen Erbfolgekriege mit einigen Districten von Mailand als Beute davongetragen. Im Utrechter Frieden 1713 erhielt Savoyen das schöne Sicilien und den Königstitel, mußte aber freilich 1720 im unvortheilhaften Tausch Sardinien annehmen. „Die Insel Sardinien verhält sich zu Savoyen-Piemont etwa wie Ostpreußen zu Kurbrandenburg." Begehrliche Blicke richteten sich schon früher auf das schöne östliche Nachbarland. Das Mailändische ist wie eine Artischocke, man muß es Blatt für Blatt essen — so belehrte der erste König von Sardinien den Sohn. Wirklich brachte die Theilnahme am österreichischen Erbfolgekriege 1743 neue Blätter. Savoyen, nach Spittler, ist ein höchst seltenes Beispiel, daß ein kleiner Herr mit großen zusammen spielte und doch am Ende einen beträchtlichen Gewinn machte. Die Zeiten der französischen Revolution brachten freilich arge Stürme; längere Zeit blieb dem König nichts als die Insel Sardinien, und sein Festland bildete die Departements Mont Blanc, Eridan, Sesia, Marengo, Tanaro, Doria, Stura des französischen Kaiserthums. Aber endlich ging das Reich doch durch das schöne Genua arrondirt hervor. Zuerst war die alte Republik nur zur Entschädigung für Savoyen gegeben, welches bei Frankreich blieb; der zweite Pariser Friede ließ die Entschädigung und gab auch das alte Stammland zurück. Die Revolution von 1821, auf die Erzwingung einer modernen Constitution gerichtet, wurde durch Oesterreich rasch unterdrückt. Im Jahre 1831 starb der Hauptast des Hauses, dessen ökonomischem Zuge manche aussterbende Seitenlinie von jeher günstig entgegengekommen war, aus; mit Karl Albert kam der Seitenzweig Carignan

zur Regierung. *) Ihm drängte das Jahr **1848** eine Constitution ab, und von Stund an knüpften sich an den König, die „Spada d'Italia“, alle Hoffnungen der italischen Liberalen und Einheitsmänner, von Stund an war Kampf mit Oesterreich, Streit mit der Kirche unausbleiblich. Radetzky's Siege von **1848** und **1849** zwangen Sardinien gar bald aus der besetzten Lombardei zurückzuweichen und sich mit den alten Grenzen zu begnügen. Aber die Spannung zwischen beiden Mächten ist geblieben und muß bleiben, weil sich an Sardinien, als den einzigen constitutionellen Staat von Italien, fortdauernd alle Gedanken politischer Umänderungen anschließen, und dasselbe mit der alten energischen Hauspolitik diese Sympathien auszubeuten weiß. „Ein kleiner Staat“ — so lesen wir eben in einer liberalen Zeitschrift — „der freiwillig in eine neue Bahn tritt und nach einem kühnen aber unglücklichen Kampfe gegen einen übermächtigen auswärtigen Gegner dieselbe beharrlich festhält, und sich vor Ausschreitungen nach rechts wie links zu wahren weiß, der den Muth behält, sich an einem großen europäischen Kampfe, welcher seine Interessen nicht unmittelbar berührt, zu betheiligen (orientalischer Krieg, Krim), und neben den Großmächten in Congressen sitzt, muß in der That die Aufmerksamkeit des Politikers auf sich lenken. Man hat Piemont das Preußen Italiens genannt **), und wirklich finden sich viele Analogien in der Stellung beider zu dem Gesammtvaterlande.“ Nach der Tradition des Staates geht jedenfalls Vergrößerung und Gewinn noch über die politische Farbe. In der Gegenwart erscheint Sardinien in naher Stellung zu Frankreich und Rußland, und ist sonder Zweifel berufen, in etwaigen europäischen Verwickelungen eine wichtige Rolle zu spielen.

Das Königreich Sardinien begreift auf dem Festlande die jenseit der Alpen gelegene Landschaft Savoyen, Berglandschaften der cottischen und grajischen Alpen, das obere Pothal, den westlichsten Theil der italischen Niederlande, den Apenninenbogen um den Busen von Genua mit dem nördlichen Bergland von Montferrat und dem schmalen Küstensaum im Süden, zusammen **933** □M. Dazu die Insel Sardinien **439** □M., im Ganzen **1372** □M.

Die Bevölkerung betrug **1848** **4,916,084** Seelen, also **3581** auf die □M. In den festländischen Besitzungen wohnten **4,368,972** Seelen, am dichtesten im Genuesischen **6954** auf die □M.; die kleinste Volksdichtigkeit, **1372**, in der Alpenprovinz Aosta. Nach der neuesten Zählung hatte Sardinien **5,194,807** Einw.

---

*) Im Jahre 1834 ist aber wieder ein Prinz Eugen, ein Vetter des Königs, zum Prinzen von Carignan ernannt.

**) Noch richtiger mag man Sardinien das italienische Frankreich, nach Bevölkerung und historischer Entwickelung nennen. Das eigentlich französische Savoyen ist das Stammland, die ganze modern-constitutionelle Entwickelung französisch.

In einigen Thälern an dem Monte Rosa wohnen etwa 7000 Deutsche. Von etwa 9000 Juden abgesehen, sind die übrigen Einwohner Italiener. Doch treten nach Sprache und Charakter drei Nuancen hervor: Savoyarden, Piemontesen, Genuesen.

Die große Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche. Es gibt sieben Erzbisthümer: Chambery, Turin, Vercelli, Genua; auf der Insel Cagliari, Sassari, Oristano; 34 Bisthümer, über 4000 Kirchspiele. Im Jahre 1855 sind alle Klöster (330 Männer- und 78 Frauenklöster) *) aufgehoben, deren Mitglieder sich meist dem Predigtamt, der Erziehung oder der Krankenpflege widmen. Neben den Katholiken gab es von alten Zeiten her in einigen Alpenthälern Piemonts Waldenser, eine im 13. Jahrhundert entstandene Secte, die auf Schriftlesung und eine christliche Vertiefung des Gemüths gegenüber der Verweltlichung der Kirche drang, sich aber durchaus nicht in so hohem Grade von der Kirchenlehre entfernte, als man gewöhnlich annimmt. Erst hussitische Einflüsse im 15. Jahrhundert haben sie in eine schärfere oppositionelle Stellung gebracht. Oft und blutig verfolgt, öfters durch Intercession protestantischer Mächte (Preußen) geschützt, genießen sie jetzt völlige Freiheit. Man zählt in 26 Ortschaften des Districts Pignerol 27,000. Die Zerwürfnisse der Regierung mit dem Pabste, welche 1848 begonnen haben und zur Zeit noch dauern, haben im ganzen Lande einen anti-römischen Zug hervorgerufen, an den jetzt von manchen Seiten die Hoffnung völliger Protestantisirung geknüpft wird. Zur Zeit gibt es protestantische oder waldensische Kirchen in Turin (1000 Seelen), Nizza, Genua.

Die Alpengegenden Savoyens und Piemonts sind nur für die Viehzucht gedeihlich. Die Ebenen, besonders der Antheil am Mailändischen, sind fruchtbare Striche. Die Industrie blüht in Piemont und Genua. Fabriken in Seide (dem Hauptprodukt), Sammet, Wolle, Baumwolle, Strohhüten. Der Binnenhandel wird durch gute Straßen und Bahnen begünstigt. An der Küste wird gewinnreicher Fang von Thunfischen und Sardellen getrieben. Die wichtigsten Ausfuhrprodukte des Seehandels bilden Seidenwaaren, Reis und Oel. Die Handelsflotte bildete 1856 2934 Schiffe mit 197,924 Tonnen Gehalt, 31,987 Seeleuten. Die Ausfuhr betrug 1855 $134^1/_3$, die Einfuhr $210^1/_2$, die Durchfuhr $543^2/_3$ Mill. Francs.

Die Verfassung ist seit 1848 eine constitutionelle Erbmonarchie. Das Parlament besteht aus dem vom König gewählten Senat (105 Mitglieder) und der vom Volke gewählten Deputirtenkammer (210). Die Communalverfassung ist völlig demokratisch.

*) Nach dem Worte „Pfaffengut, Raffengut" hat die Regierung keinen materiellen Gewinn gehabt, da die meisten Güter zu geringen Preisen und mit bedeutenden Inventaristrungskosten verkauft worden sind, und der geringe Erlös daraus kaum zu den gesetzlich garantirten Pensionen ausreicht.

Seit dem 23. März 1849 regiert Victor Emmanuel II., geb. 14. März 1820. Der Kronprinz oder Prinz von Piemont Humbert ist geb. 14. März 1844. Nach dem Aussterben des Mannsstammes fällt die Insel Sardinien an Spanien.

Das Budget von 1857 weist eine Einnahme von fast 136 Mill. Francs und eine Ausgabe von 143 — 144 Mill. Francs auf. Die sardinischen Finanzen befinden sich überhaupt in der größten Zerrüttung. Die Staatsschulden betragen 723 Mill. Francs. Auf den Kopf kommen etwa 6 Fr. 65 Cent. Staatsschulden-Zinsen.

Sardinien ist der italische Militärstaat. Das Heer auf dem Friedensfuße ist 48,273 Mann stark, mit 7700 Pferden. Eine Kriegsarmee von 75000 Mann ist wohl die höchste erlaubte Annahme, und davon wären etwa 45,000 aus festen Formationen hervorgegangen, gleich von Anfang an völlig feldtüchtige Truppen. Hauptorte der Militärdivisionen: Turin, Genua, Chambery, Alessandria, Cagliari. Ein Theil des nördlichen Savoyen, Faucigny und Chablais sind durch den Wiener Congreß mit in das ewig (?) neutrale Gebiet der Schweiz gezogen und müssen im Kriegsfalle von allen sardinischen Truppen geräumt werden. Die Flotte zählt 4 Segel- und 4 Dampffregatten, 4 Corvetten, 3 Brigantinen, 1 Brigg, 10 Dampfboote u. s. w., im Ganzen 40 Kriegsfahrzeuge mit 300 Kanonen und einem Personal von 2860 Mann.

Das Königreich wird in administrativer Beziehung in 14 Bezirke oder Generalintendanturen eingetheilt. Diese zerfallen wieder in 50 Provinzen oder Mandamenti mit 2704 Gemeinden oder Communi.

Unterhaltungen.

— **Das Kremel in Moskau.** Die jüngste Schilderung des Kremel — oder wie der amerikanische Schriftsteller will: Kremlin — rührt von Bayard Taylor her. Er schreibt darüber: „Das einfache Aeußere des Gebäudes läßt den Glanz im Innern kaum vermuthen. Ich habe alle Paläste Europa's gesehen, mit Ausnahme des Escurial, allein ich kann mich nicht entsinnen, daß in einem derselben die größt mögliche Pracht in so hohem Grade zur Dienerin des guten Geschmacks gemacht worden ist als hier. Eingelegte Fußböden von so herrlicher Zeichnung und so kostbarem Holz, daß man nur mit Bedauern den Fuß auf dieselben setzt, Capitäle, Karniesse und Deckengetäfel von Gold, Wände mit gefalteter Seide belegt, riesige Kandelaber aus Silber und Malachit und der sanfte Schimmer vielfarbigen Marmors vereinigen sich hier, eine wahrhaft kaiserliche Residenz zu schaffen. Die große Halle des heiligen Georg, ganz in Weiß und Gold, ist buchstäblich überzogen mit vergoldetem Schnitzwerk, die des heiligen Alexander Newsky ist mit verschwenderischer Pracht in Blau und Gold hergestellt, die des heiligen Wladimir in Purpur und Gold, während in der der heiligen Elisabeth die Wände nicht allein mit Gold überzogen und die Zimmergeräthe von

massivem Silber sind, sondern in der Mitte einer jeden Thür sogar ein griechisches Kreuz, gebildet von den größten Diamanten! Dennoch wird das Auge des ungewohnten Glanzes nicht müde, auch scheint es gar nicht unbehaglich, in diesen blendenden Hallen zu wohnen. In einem unteren Stockwerk befindet sich die Banket-Halle, behangen mit hochrothem Sammet, der mit goldenen Adlern reich besetzt ist. Hier bewirthet der Kaiser die Großen des Reichs am Krönungstag — die einzige Gelegenheit, bei welcher die Halle benutzt wird. — Die Wohnzimmer sind mit gleicher Pracht ausgestattet, mit Ausnahme derjenigen, die zum eigenen Gebrauch des Kaisers bestimmt sind; in diesen ist das Geräth einfach und zweckmäßig. In einigen dieser Zimmer fanden wir Alles kopfüber kopfunter; Beamte waren beschäftigt, ein Inventarium von dem ganzen Zimmergeräthe aufzunehmen bis auf das kleinste Stück, um der Plünderung im Großen einen Riegel vorzuschieben, die seit Peter des Großen Zeiten im kaiserlichen Haushalt gang und gäbe war. Die Unehrlichkeit der russischen Beamten ist allgemein bekannt und Alexander II. thut das Seinige, um derselben Einhalt zu thun und sie zu bestrafen. Er ist auch nicht der am wenigsten Beschädigte gewesen; während der Krönung wurden z. B. 40,000 Lampen zur Beleuchtung des Kremlin gekauft und jetzt — ist nicht mehr eine einzige zu finden!" Hamb. N.

— **Gründung und großartige Austheilung des Ordens der Ehrenlegion.** Um dem Ehrgeiz, dieser großartigen Leidenschaft zu huldigen, veranstaltete Napoleon I. am 15. August 1805 im Lager zu Boulogne das wahrhaft seltene und glänzende militärische Schauspiel der Vertheilung. 80000 Mann Truppen rückten beim schönsten Wetter früh Morgens auf die Ebene aus. Am Ufer des Meeres stand auf dem höchsten Gipfel des Berges bei dem Thurme de l'Ordre ein 15 Fuß hohes Gerüste, zu welchem drei Treppen hinauf führten. Alle waren mit prächtigen Teppichen belegt. Die Fläche des Gerüstes beträgt 20 Quadratellen, und auf ihr glänzte der Thron Napoleons in der Mitte, umringt von 200 Fahnen, den Trophäen seiner Siege. Ihm zur Seite und tiefer waren die Sessel für die ersten Verwandten und Großwürdenträger. 300 Schritte vom Throne stellten sich die 80000 Mann in einem Halbkreise auf. Jetzt kam, angemeldet von einer Salve des ganzes Geschützes, der Kaiser, von fast 300 Generalen und Adjutanten begleitet. Er sprengte im Galopp bis zum Throne und unter dem Klange von Trommeln und Trompeten und dem Donner der Geschütze stieg er hinauf, gefolgt von allen Großwürdenträgern. Die Krieger, welche durch den Orden ausgezeichnet werden sollten, wurden von einem Adjutanten vorgerufen. Sie salutirten unten am Throne, stiegen rechts die Treppe hinauf; der Erzkanzler gab ihnen das Patent, der Kaiser erhielt von einem Pagen aus dem Helme Bayard's, der neben ihm auf dem Tische stand, das Kreuz, und heftete es dem Soldaten auf die Brust. 800 Trommeln verkündeten es, wenn der Krieger damit geschmückt war, 80000 Krieger riefen: „Es lebe der Kaiser!" 1200 Regimentsmusiker spielten, indessen der Glückliche links herabstieg und längs dem Generalstabe sich wieder in die Linie begab. Mußte nicht schon eine so großartige Vertheilung, abgesehen von der Institution selbst, welche zu lebhaftem Wetteifer und schönen Thaten anspornte und mit der Zeit wahrhaft populär wurde, den belohnten Krieger mit wahrhaftem Stolz erfüllen und den noch ungeschmückten mit Gewalt fortreißen, auch nach solcher Auszeichnung glühend zu verlangen? — Wie hier war Napoleon fortwährend beschäftigt, den Ehrgeiz anzuspornen und nach Maßgabe, wie sich einer erhob, schuf er, wie Marschall Marmont treffend sagt: noch eine Stufe höher, um ihm Luft zu machen, dahin zu gelangen und den Gipfel von der Stelle aus, an der man angelangt war, zu erreichen.

— **Ein Vertrag.** Das Aprilheft der in Gotha erscheinenden Monatsschrift: „Stimmen der Zeit", publizirt ein Bruchstück eines geheimen Vertrages, den Oesterreich, Preußen und Rußland nach dem Staatsstreiche vom 2. December abgeschlossen haben. Dieses Aktenstück lautet wörtlich also: „Im Namen der heil. Dreifaltigkeit. II. MM. der Kaiser von

Oesterreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland: In Erwägung — daß dagegen die von Herrn (Monsieur) Louis Napoleon ausgeübte Gewalt eine bloße Gewalt de facto ist, die nicht einmal durch den Grund auch eines Scheines von Recht Seitens des Kaisers Napoleon unterstützt werden kann, indem der Letztere in dem ersten Artikel des Friedens von Fontainebleau freiwillig für sich, seine Nachkommen und Nachfolger, eben so wie für alle Glieder seiner Familie sämmtlichen Rechten und Ansprüchen auf die Souveränetät und Regierung Frankreichs, oder das Königreichs Italien, oder irgend eines anderen Landes entsagt hat; daß ferner der Ursprung der gegenwärtigen Gewalt des Präsidenten der französischen Republik eine Verneinung des Prinzips der erblichen Monarchie enthält: aus diesen und anderen Gründen, deren Aufführung überflüssig ist, betrachten die Unterzeichner des gegenwärtigen Vertrags es als ihre Pflicht, einmüthig im Voraus die Haltung zu bezeichnen, welche sie annehmen würden, falls eines der folgenden Ereignisse eintreten sollte: Wenn Prinz Louis Napoleon, der jetzige Präsident, durch die Wahl des allgemeinen Stimmrechts auf Lebenszeit zum Kaiser ernannt werden sollte, so werden alle Mächte diese neue Form eines Wahlreiches nur anerkennen, nachdem sie von Prinz Louis Napoleon eine Erklärung über die Bedeutung dieses neuen Titels verlangt und von ihm das Versprechen erhalten haben, 1) daß er die bestehenden Verträge achten, 2) keine Territorialvergrößerung versuchen und 3) jeder Prätension, eine Dynastie zu gründen, sich enthalten wolle. (Folgen sodann noch mehrere Artikel, deren Veröffentlichung jedoch für jetzt noch nicht zweckmäßig sein dürfte.

Warschau, im März 1852. Folgen die Unterschriften.) N. C.

— **Louis Napoleon über das Militärsystem in Preußen.** Napoleon III. sagt im zweiten Bande seiner Werke: das preußische Militär-System verdiene bewundert zu werden, weil es jede Schranke zwischem dem Bürger und dem Soldaten vernichtet, und weil es das Gefühl jedes Einzelnen hebt, indem es Jedem begreiflich macht, daß die Vertheidigung des Landes seine erste Pflicht ist. — Darin liegt in der That der große Unterschied zwischen der Landwehr und der Nationalgarde, so wie die letztere bei uns eingerichtet ist. — In Preußen ist das ganze Volk für die Vertheidigung des Vaterlandes, in Frankreich nur die Bürgerschaft für die Sonderinteressen gewaffnet, auch verfehlte man nicht auf die Fahne die Worte, nicht etwa: Ruhm, Unabhängigkeit, aber die Worte „Oeffentliche Ordnung“ zu setzen. In Preußen kennt man diesen Handel nicht, den man den „Handel der weißen Sklaven“ nennen kann und der sich in folgenden Worten zusammenfassen läßt: „Ist man reich, so kauft man einen Menschen, um von dem Militärdienste frei zu sein, und man schickt einen Mann des Volkes in den Krieg, der sich an der Stelle des Käufers tödten läßt.“

Es gibt keine Stellvertreter. Die preußische Einrichtung ist folglich die Einzige, die für unsere demokratische Natur paßt, wie auch für unsere Sitten der Gleichheit unter einander, für unsere politische Lage, denn sie stützt sich auf die Gerechtigkeit, auf die Gleichheit, auf die Sparsamkeit, und hat als Zweck, nicht die Eroberung, wohl aber die Unabhängigkeit! (Progrès du Pas-de-Calais, 5. Mai 1843.)

— **Aus Bern** geht uns so eben eine Schrift von Carl Vogt über die gegenwärtige Lage zu. Derselbe schlägt bewaffnete Neutralität des deutschen Bundes unter Preußens Leitung, bei Verletzung des Bundesgebiets aber Angriffskrieg gegen Frankreich vor.

— **Aus München** geht uns noch eine neue Flugschrift von berühmter Hand zu, welche die Unterstützung Oesterreichs durch den Bund, aber nur unter der Bedingung vorschlägt, daß jenes dem nationalen Einigungswerk, resp. der Volksvertretung am Bund nichts mehr in den Weg legt.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 19. Frankfurt a/M., den 7. Mai. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage. *)

Die Stellung Deutschlands, die Gefahr für Deutschland in dem jetzt entbrannten Weltkampfe — wo könnte es Etwas geben in diesen Tagen, angethan wie dies, so lebhaft, so dringend, so ausschließlich die deutschen Köpfe und Herzen zu beschäftigen?

Es ist wahr, noch ist einem sehr großen Theile unserer Landsleute das eigentliche Wesen und die ganze Ausdehnung der Gefahr verborgen. Noch schmeichelt man sich unter uns mit Hoffnungen, welche, wir fürchten sehr, nur allzubald wie Seifenblasen zerrinnen werden. Wir Deutschen sind ein von Haus aus zu optimistischer Denkart angelegtes Volk, wir sind stets geneigt, auch dem Schlimmsten eine gute Seite abzugewinnen, wäre es auch nur in der Art des sprüchwörtlich gewordenen deutschen Trostes, daß das wirklich eingetretene Uebel zu allem Glück doch nicht das ärgste sei, was möglicher Weise hätte kommen können. Es hängt diese Gewohnheit wohl mit der spekulativen Naturanlage unseres Wesens, ja wir möchten sagen mit einem tiefreligiösen Grundzug des deutschen Charakters zusammen. Oder sollte die überall unter uns anzutreffende Zuversicht, daß wir nicht zu Grunde gehen

*) Dieser Artikel ist wieder von unserem gewöhnlichen Referenten.

können, und daß selbst das tiefste Leid schließlich zu unserem Heil ausschlagen müsse, nicht, wenn auch meist unbewußt, in der ihrem letzten Grunde nach religiösen Anschauung wurzele, daß das Rechte, Wahrhafte, Tüchtige, was der Deutsche in seinem nationalen Wesen findet, auf die Dauer nicht unterliegen, unmöglich dem Untergang geweiht sein könne, daß uns vielmehr, um einen Ausdruck der Schrift anzuwenden, zuletzt alle Dinge zum Besten dienen müssen?

Wir ehren und theilen bis zu einem gewissen Punkte dies hoffnungsreiche Selbstgefühl; jedoch zweierlei möchten wir zu bedenken geben. Erstlich, daß auch die reichsten Gaben und Kräfte, die einem Volke zur Mitgift geworden, politisch nichts werth sind, wenn sie eben nicht auf dem Felde der Politik geübt und gebraucht werden, wenn die Einheit des Entschlusses und die Festigkeit des Willens gebricht, zu rechter Zeit und am rechten Orte jene Gaben und Kräfte für den Dienst der allgemeinen Sache zu verwenden. Gott hilft nur dem Thätigen, die Weltgeschichte soll durch unsere eigene freie Anstrengung gemacht werden, wir müssen die Initiative ergreifen — dies ist der rechte Sinn des Spruches: Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen. Auch mit dem größten inneren Reichthum ausgestattete Völker sind untergegangen, ohne zu politischer Größe und Macht als Nation gekommen zu sein, und haben wie die Hellenen nur die Mission erfüllt, mit der in alle Welt verwehten Asche ihrer einstigen Herrlichkeit den Dünger für die Cultur und humane Entwickelung der Menschheit abzugeben. Sodann, wie es auch wirklich in den Sternen geschrieben stehen sollte, daß die schließliche Entscheidung aller Kämpfe und Geschicke für uns ausfallen muß: so wird es doch jedenfalls von unserem eigenen Verhalten, von unserer eigenen Thätigkeit abhängen, wie kurz oder wie lange die Tage der Prüfung und des Leidens für uns dauern werden. Wenn auch das Schlimmste, der Untergang, nimmermehr zu befürchten steht: Schlimmes, viel Schlimmes haben wir zu gewärtigen, wenn uns das Richtige zu thun die klare Einsicht oder der ernste Wille fehlt. So wollen wir denn mit allem Fleiße umschauen, wie die Anschläge des Feindes beschaffen sind, der jetzt mit „groß Macht und viel List" vor den Thoren unseres Hauses lagert, dann aber auch, wie es in diesem unserem Hause selber steht, und ob es gerichtet ist zu kräftiger Abwehr. Hernach gilt es einen Entschluß nicht bloß zu fassen, sondern auch ohne Zögern auszuführen.

Wir haben es schon früher gesagt und lange vor uns Andere, aber man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Signatur der heutigen europäischen Constellation gefunden werden muß in dem Bestreben Rußlands und Frankreichs, eine dominirende Stellung auf dem Continent zu gewinnen und sich dadurch von bloßen europäischen Großmächten immer mehr zu Weltmächten zu erweitern. Wenn Jeder von Beiden dieses Ziel

für sich allein verfolgte, so brauchte uns darum weiter nicht bange zu sein, denn dann wären wir, wenn ja unsere eigenen Kräfte nicht ausreichten, der stets bereiten Bundesgenossenschaft des Andern versichert. Allein die Befürchtung, die von weitsichtigeren Politikern, die z. B. von G. Diezel schon während des orientalischen Krieges sehr bestimmt ausgesprochen wurde, daß die nächste Folge der damaligen Krisis und namentlich der dabei von Deutschland eingenommenen Haltung die Auflösung der westlichen und die Bildung einer Allianz Rußlands und Frankreichs sein werde, diese Befürchtung ist in verschwindend kurzer Zeit in Erfüllung gegangen. Wen seiner Zeit die mannichfachsten Anzeichen, z. B. der Besuch des Großfürsten Constantin in Paris, die Zusammenkunft in Stuttgart mit ihrem verunglückten Paroli Weimar, die Festsetzung der Russen in Villafranca u. s. w. darüber noch in Zweifel lassen konnten, daß eine solche Allianz, daß die einstweilen gemeinschaftliche Betreibung des Geschäfts der Unterjochung Europa's sich vorbereite: der mußte, falls er nicht mit Blindheit geschlagen war, seit dem Vorgehen L. Bonaparte's gegen Oesterreich erkennen, daß sie zur vollendeten Thatsache geworden sei. Oder hätte es Jemand für möglich halten können, daß ein so methodischer Geist, ein mit so kalter Berechnung seine Pläne verfolgender Intriguant wie dieser Mann, der schon in seiner Jugend bei den Carbonari's eine hohe Schule der Verschwörung durchmachte, daß dieser seine Bomben in das Friedensgebäude Europa's geschleudert hätte mit knabenhaftem Unbedacht und auf die Gefahr hin, durch eine europäische Coalition vom Throne herabgeworfen zu werden? Wer dies glauben konnte, wer in dem brusken Neujahrsgruß vielleicht gar nur eine Börsenspekulation witterte, der mag auch heute noch den Bestand jenes infernalischen Bundes bezweifeln. Trat doch Rußland auch mit dem Congreßvorschlag aus seiner erheuchelten Zurückgezogenheit nur darum heraus, um, wie seit Malmesbury's Erklärungen im Parlament Allen offenkundig ist, durch ihn die Cowley'sche Sendung zu durchkreuzen und seinem Genossen in Paris ein Mittel zur Verschleppung des Conflikts und möglichsten Isolirung Oesterreichs an die Hand zu geben.

Für uns steht die Existenz der französisch-russischen Allianz fest, auch wenn alle neulich durch Europa geflogenen Nachrichten darüber vorerst aus der Luft gegriffen sein sollten. Es ist sehr möglich, daß diese plötzlichen und gleichzeitigen Meldungen von einer russisch-französischen, und, um zur Drohung auch den Hohn zu fügen, von einer französisch-dänischen Allianz nur deßhalb in die Welt geschleudert wurden, um Oesterreich, das eben zum Marsch ansetzte, vor Schreck erstarren zu machen und zum Stillstehen zu bringen. Die paar Tage Zeit, die L. Bonaparte durch das letzte Zögern der Oesterreicher gewonnen, könnten unter Umständen eine ganze Schlacht werth sein, da, wie die Sachen in Oberitalien stehen, es allerdings auf Stunden und Minuten ankommt. Möglich selbst, daß, wie man aus gewissen äußeren Gründen zu

schließen versucht sein möchte, das Manöver sogar von bundesfreundlicher Seite, im Interesse der Erhaltung des Friedens um jeden Preis, ausgegangen wäre. Aber auch möglich, daß der für einen Augenblick blitzartig gelüftete Vorhang nur darum so schnell wieder niedergezogen wurde, um, nachdem eine weitere Wirkung auf Oesterreich nicht mehr zu erwarten stand, die durch den Anblick der ungeheueren Gefahr in Allarm gerathene öffentliche Meinung in Deutschland und England allmälig wieder in Schlaf und zur „trägen Ruhe nichtsachtender Gedankenlosigkeit" zurückzulullen. Die ersten und kräftigsten Dementis des Gerüchts gingen vom russischen „Nord" und vom französischen „Constitutionnel" aus, Blättern, deren rühmlicher Wetteifer im Dienst der Unwahrheit jedermänniglich bekannt ist. Doch sei dem wie ihm wolle: mag die Nachricht über jenes Bündniß immerhin erfunden sein, wahr ist sie dennoch, die nächste Zukunft wird dies lehren. Wenn binnen Kurzem am Himmel des Orients die röthlichen Flammen emporwirbeln, dann wird auch der letzte Zweifel verstummen.

Für uns aber erhebt sich, Angesichts dieser Gewißheit, eine Reihe von sehr ernsten Fragen. Vor Allem diese: wird der Krieg zunächst auf Italien beschränkt bleiben, und sollen wir so lange ruhig zusehen, zusehen auch für den Fall, daß Rußland mittlerweile an der Donau Fuß faßt? Sollen wir warten, bis England „seine Schuldigkeit thut", oder sollen wir vor Allem unsere eigene thun?

Wir wollen versuchen, im Verlaufe dieser Aufsätze hierauf eine möglichst erschöpfende Antwort zu geben.

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Alle Damen nickten so einstimmig die Gewährung dieser Bitte, wie die Puppen eines Marionetten-Theaters. Es war immer der Stolz dieser Canonissen, daß ihr Stift dermaleneinst belagert worden sein soll, man zeigt sogar noch einige zerschossene Steine in einem alten Mauerreste der Befestigung: wenn in diesem Augenblicke aber Kanonendonner eine neue Belagerung verkündet hätte, es wäre keine Seele in die gewölbten Keller geflüchtet, bis sie das Geheimniß der verstorbenen Seniorin hätte mit hinabnehmen können. Graf Wittnig strich über das Papier und las:

„Damen-Stift S. den 15. Juni 1830.

„Ich glaube meinen dreiundachtzigsten Geburtstag nicht besser feiern zu können, als wenn ich mich auf jene Stunde vorbereite, wo es Gott gefallen wird, mich vor sein Angesicht zu rufen. Ich werde nicht, wie Lots Weib, mit

Bedauern zurückblicken auf die Güter der Erde, wiewohl der Herr mich stets so väterlich geprüft hat, daß mir allemal aus dem Leid eine Freude erwuchs, die reiner und höher war, als sie die Angst und Betrübniß kurzer Stunden erkaufen konnte. Wenn ich ja noch einen Wunsch hege, mein Dasein zu verjüngen oder hinaus zu leben, so stieg er Deinetwegen, meine geliebte Eva, in mir auf. Obwohl noch ein Kind, bist Du bereits verständig genug, um Dich, wenn Du nach vielen Jahren diese Worte liesest, im Wesentlichen dessen zu erinnern, was ich Deinem so reich begabten Gemüthe einzuprägen suchte, außerdem habe ich seit mehreren Jahren in einem Buche Alles das verzeichnet, was meine lange Erfahrung mich als unerläßlich, Gottes Gnade mich als unumstößlich erkennen ließ. Dieses Buch wird mit meinem letzten Athemzuge in Deinem Besitze sein, wie auch ein Capital, das zu Deiner wissenschaftlichen und vor Allem zu Deiner religiösen Ausbildung deponirt wurde. Neben dieser, der höchsten und theuersten Sorge meiner letzten Tage, bleibt mir noch die, welche die fernere Verwaltung meines Vermögens betrifft. Ich sage „Verwaltung", geliebtes Kind, denn mir schien dieser Besitz stets nur ein anvertrautes Gut, ich wachte eifersüchtig über meine eignen Lebensbedürfnisse, um denen gegenüber nicht kargen zu dürfen, die tausend Annehmlichkeiten entbehren, deren ich täglich mich freue. Nach manchem inneren Kampfe habe ich mein Testament entworfen und wie ich hoffe, Gott Rechenschaft über mein Thun abzulegen, so denke ich dasselbe vor Dir zu können, die vielleicht manche bittere Thräne auf das einst so ungetrübte Andenken ihrer treuesten Freundin weint, bis diese Alles erklären darf. Eva! Gott hat Dir alle Gaben geschenkt, Dich und Andere glücklich zu machen, aber daneben wohnt in Deinem Kinderherzen eine schwärmerische Leidenschaftlichkeit, die früher oder später die herrlichsten Eigenschaften des Frauenherzens erdrücken und verschleiern wird. Ich sah Dich ein Lieblingsspielwerk die ganze Nacht im Schlaf festhalten, sah Dich im Zorn dasselbe Spielzeug nächsten Tags verbrennen, sah Dich Deine kleinen Ersparnisse ohne Ueberlegung verschenken — und fühlte, daß Deine überfluthende Kraft Auge in Auge mit der ernsten Wirklichkeit zur Festigkeit erstarken müßte, daß Deine Heftigkeit nur einem zwar nicht schmerzlichen, aber nachhaltenden Zwange der Nothwendigkeit weichen würde — und so durfte sich Dein Schicksal, wie es auch der Herr gestaltet, erst entscheiden, wenn die erste Jugend, die größte Gefahr vorüber war. Der Unbemittelte hat den Ersatz für überwiegendere Glücksgaben nicht nur Andere wahren zu sehen, sondern auch von Andern wahrer behandelt zu werden, indeß man jeden Schritt einer vermögenden Erbin zu irgend einer Illusion zu lenken sucht, die sie später oft schwer büßt, oft nie die Kraft hat abzustreifen. Ich habe wohl erwogen, mein theures Kind, daß ich Dir viele, viele harmlose Jugendfreuden raube, daß ich mich, Deine letzte Verwandte, um den schönen Lohn Deiner kindlichen Dankbarkeit bringe, aber ich hoffe

zu Gott, daß der Gewinn für Dich überwiegend sein wird. Deine Jugend mag ruhig und wie eine Vorbereitung für den Werktag des Lebens verfließen. Die Hand der Jungfrau soll nicht aus Habsucht oder Nebenrücksichten erstrebt werden, sie selbst darf sich nicht vorzeitig in einem thörichten Ehebund fesseln, bis sie klaren Blicks alle Pflichten erwägen kann. Endlich werden ihr die Urtheile ihrer Mitschwestern, mögen sie liebevoll oder lieblos sein, eine ernste Mahnung bleiben, das Gewonnene zu bewachen, das Fehlende zu ergänzen, das getrübte Urtheil mit ungetrübtem Muth zu ertragen! — Mit der Einlage empfängst Du die Zusicherung alles dessen, was ich besaß, mit Ausnahme der gleich nach meinem Tode an ihre Bestimmung gelangten Legate. Gott schenke Dir alles Glück, so reich, wie es nur ein gläubiges, demüthiges Herz umfassen kann.

Mit aller Treue bis übers Grab hinaus Deine Großtante

Eva von Haidebrink."

Wenn die gute edle Seniorin, die in ihrem langen Leben nie die leiseste Absicht jemand zu kränken hatte, recht eigentlich in der Voraussicht handelte, ihre Nachfolgerinnen lächerlich zu machen, so war dies vollkommen gelungen. Wie man überhaupt lieber alle unangenehmen Consequenzen aus irgend einer vorsündfluthlichen Ursache, als der eignen Dummheit oder Verblendung ableitet, so glaubte sich jede Zuhörerin auf Grund ihrer ganz entgegengesetzten Erwartungen ernstlich beklagen zu können. Die Hochwürdige allein blieb unerschütterlich, sie hob das Capitel auf und beglückwünschte das Brautpaar, nicht warm, aber in aller Form, um dann zu verschwinden. Frau Priorin ward endlich auch nicht ohne Mühe au fait der letzten Vorgänge gesetzt, sie war ganz zufrieden, denn sie hatte nichts für sich gewollt, und glaubte nur noch dem jungen Hausstande der Verlobten die armen Hottentotten als Adoptivkinder empfehlen zu müssen, falls nicht gegen ihr Erwarten die Karaiben sich bereits dieses Vorzugs erfreuten. Fräulein Stiftskellnerin wollte diese liebenswerthe Familie noch auf einige unversorgte Fräulein von Stande ausdehnen. Was Fräulein Pförtnerin sagen wollte, ist der Welt, gleich den Sybillinischen Büchern, verloren gegangen, denn ein Hustenanfall verschlang Alles wie eine unersättliche Charibdis. Fräulein Aurora von Rosthelm, über deren Augen und Mund die Natur „Selbstschüsse und Fußangeln" zu schreiben vergaß, welche Gegenstände eben so widerstandslos nur zum Schaden Anderer da sind, gab schmunzelnd zu verstehen, daß ihre große Discretion und Klugheit bereit gewesen sei, das Glück des Paars auf kürzerem Wege zu gründen, und um ihrer Namensschwester Ehre zu machen — die ja auch Eisberge und Schneegefilde anlächelt — versprach sie das sehr zurückhaltende Brautpaar auf einer längeren Reise zu besuchen, welche sie demnächst unternehmen wolle. Endlich war das Geschnatter zu Ende, die nichtssagendsten

und originellsten Glückwünsche verhallt, und Eva richtete sich wie aus einem Traume empor, mit fast erschrockenem Blick den leeren Saal überschauend.

Ich werde nie wieder dazustehen brauchen, Paul! rief Eva.

Nein, mein armes Mädchen, Du hast es für alle Zeit Deines Lebens gut gemacht und mir eine Probe Deines Rednertalents gegeben, die wohl Deinen künftigen Ehemann erschrecken kann!

O Du — sagte das Mädchen — Du hast nichts zu fürchten. Und ihr Antlitz wandte sich mit dem Ausdruck liebevoller Demuth zu ihm empor, der ihre Hand in die seine drückte. Sie hatten den Corridor erreicht, die erquickende frische Sommerluft säuselte durch die geöffneten Scheiben und der Blumengarten blühte in unendlicher Farbenpracht. Der Hauptmann, sobald er sah, daß er völlig überflüssig sei, verfiel in seine gewöhnliche Befangenheit, er schritt unentschieden neben dem Paare bis zu Eva's Stubenthür, wo er drei einstudirte Phrasen stammelte, denen er freilich etwas Eintrag dadurch that, daß er sie nicht eine nach der andern vorbrachte, sondern von jeder nur einige Worte. Paul reichte ihm die Hand und sagte munter:

Lieber Hauptmann, ich muß Sie bitten, uns nicht zu verlassen, da eben keine andere Duenna zur Hand ist. Sobald wir, Eva und ich, die nothwendigsten Verabredungen getroffen haben, werde ich mit dem guten Oelblatt der neuen Zuversicht zu meiner angstvoll harrenden Mutter eilen.

Der Hauptmann legte ein überraschendes Interesse für die alten vergilbten Kupferstiche an den Tag, welche in Eva's Zimmer aufgeknüpft waren. Als Taktiker von Fach dachte er sich an den Wänden bis zur Cabinetsthür fort zu inspiciren, dann die Kunstdelinquenten drinnen mit größter Muße zu betrachten, und nöthigenfalls auch das Instrument zu versuchen, obgleich er nur mit der rechten Hand „wer niemals einen Rausch gehabt" im langsamsten Katzenjammer-Tempo spielen konnte. Wer hätte den Hauptmann gehindert, sogar einige Worte zu dieser anmuthigen Melodie zu brummen? Niemand, außer das Verhängniß, das so manchen tapfern Degen verhindert, ein großer Feldherr zu werden. Kaum war noch die Hälfte der Kupferstiche beaugenscheinigt, als ein energisches Rauschen von Damenkleidern ihm verkündete, daß Eva seine Absicht verstehe und benutze; ein dämonischer Zufall aber hatte den diskretesten aller Liebeswächter gerade vor den Spiegel geführt, er sah, wie Fräulein von Haidebrink die Arme ausbreitete, wie ihr Verlobter einen Schritt zurücktrat, ihre Hände gleich denen eines unartigen Kindes festhielt und ganz laut sagte:

Liebes Herz, ich habe schon die Bemerkung gemacht, daß hier jedes Stiftsfräulein einer fixen Idee nachlebt, die Deine ist seit einer Viertelstunde sentimental zu werden; nicht wahr, ich irrte nicht?

Ich glaube — erwiederte Eva leise — es wäre dies wohl der Moment, unsern Dank gegen Gott und meine Verklärte in uns laut werden zu lassen.

Deine gute alte Tante — lächelte Paul — hat die beste Absicht gehabt und für eine Greisin die Sache recht schlau angelegt, aber bei Lichte besehn —

Schweig, Spötter! rief die Novize.

Ich wollte nur sagen — bemerkte der Graf im Tone tiefster Demuth — ich wollte nur sagen, mein Engel, daß ich Dich nicht küssen werde, so lange diese Spitzenpauken Dein Haar verdecken!

Eva ging. Die beiden Männer blickten ihr nach und Paul sprach sehr ernst: Ein herrliches Geschöpf! Der Hauptmann erröthete:

Waren Sie nicht vielleicht — etwas unfreundlich?

Ja, lieber Freund — erwiederte Paul — meine Eva ist sichtbar angegriffen, da ich ihr nun aber einige unumgängliche Ueberlegungen, vielleicht ein tête-à-tête mit Ihrer und meiner Frau Tante, nicht ersparen kann, so darf ich ihre Energie nicht einschlafen lassen. Eine Frau kann Alles mit dem Gefühl im Herzen, nichts wenn dies Gefühl ihren Kopf, ihre Urtheilskraft beirrt!

Also, lieber Vetter — stammelte der Hauptmann erschrocken — beherrschen Sie dieses muthige Mädchen ganz? Paul rieb sich die Hände:

Je nach dem, lieber Hauptmann — zuweilen treffe ich's!

Aber Sie, Graf, Sie gehen selbstständig neben ihr?

Einem Verwandten steht solche Frage zu, bester Hauptmann; nun, wenn ich mir, wie ci-devant Adam, eine Frau aus der Hand Gottes erbitten könnte, ich forderte diese meine Eva, ganz so, als sie da wieder eintritt.

Der Hauptmann seufzte tief und spielte nun wirklich: „Wer niemals einen Rausch gehabt!“ Paul küßte Eva und sagte, auf das Cabinet deutend:

Ich fürchte, Evchen, er ist noch nicht ganz nüchtern!

Nun — schmollte die Novize — Deine Art zu urtheilen ist heute auch nicht gerade ein Muster der Weisheit!

Was willst Du, Liebe, es liegt in der Familie, der schöne Fritz, er, ich, sind Alle bezaubert, verhext! — —

Paul lachte so herzlich, daß der Hauptmann mit „dem braven Mann“ seine Leistungen unterbrach und den Kopf mitlachend in's Zimmer steckte, ohne zu fragen, auf wessen Unkosten diese Heiterkeit sich erginge. (Schluß folgt.)

Das Großherzogthum Toscana,

geschildert von Dr. H. A. Daniel im demnächst erscheinenden zweiten Band seines Handbuchs der Geographie.

Etrurien, Tuscien, Toscana, die drei Namen bezeichnen für diese Landschaft Alterthum, Mittelalter, neue Zeit, wiewohl der zweite Name auch schon im Alterthum im Brauche war. *)

*) Seb. Frank: „Thus, das ist der weyrauch, ist bei yrer religion so gemeyn gewesen, daß das landt daher Tuscia genannt sei, von vielen geacht wirt.“

Das alte Etrurien hatte weitern Umfang als der moderne Staat; es erstreckte sich vom Magra bis zur Tiber. Wahrscheinlich aus den rhätischen Alpen war das Volk der Rasenae oder Etrusker eingewandert, eigenthümlich an Sprache, Sitte und Bildung, und allen andern italischen Urvölkern weit überlegen. Neben Ackerbau blühte bei ihnen Industrie, als Wollenspinnerei und Weberei, Töpferkunst und Vasenmalerei u. s. w. Ihre Bauwerke (Riesenmauern, Wasserbauten am Po) waren kolossal, ihr Handel ausgedehnt; so ging ein durch lange Gewohnheit befestigter Handelsweg von der Ostsee zu den Etruskern. Das Land, in viele kleine Landschaften von besonderem Charakter geschieden, begünstigte die Einzelentwickelung städtischer Gebiete; alle Etrusker bildeten einen aus zwölf Städten bestehenden Bundesstaat mit aristokratischer Verfassung. Sieben dauern in modernen Städten fort: Pisae als Pisa, Arretium als Arezzo, Volaterrae als Volterra, Clusium als Chiusi, Perusia als Perugia, Volsinii als Volsena, Cortona besteht unter gleichem Namen fort. Von andern Städten zeigt man die Ruinen. Cyklopische Mauerreste, Begräbnißgrotten mit gebrannten Vasen u. s. w. bezeichnen die Stätten der Großstädte von Etrurien. Vom 8. bis 6. Jahrhundert waren die Etrusker das herrschende Volk in Mittel- und Ober-Italien. Seit dem 6. Jahrhundert wurden sie durch die Celten auf Mittel-Italien zurückgedrängt und im 3. Jahrhundert unterlagen sie Rom, das früher selbst viel etruskischen Einfluß erfahren hat. Viele Institute haben die Römer von den Etruskern herübergenommen, religiösen Brauch, die Kunst die Zukunft zu erforschen, den Pomp der Triumphe, alles was die Magistrate mit einem Schein von Hoheit zu umkleiden diente.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wurde der südliche Theil von Tuscien als Tuscia Romana zum Herzogthum Rom gerechnet, der nördliche, etwa mit den Grenzen des heutigen Großherzogthums in Uebereinstimmung, gehört nach einander zum Reiche der Longobarden, Franken und Deutschen. Schon seit Karls des Großen Zeit gab es Markgrafen von Tuscien. Ihr Gebiet erstreckte sich über Modena, Reggio, Ferrara, Mantua. Die berühmte Markgräfin Mathilde, die so treu zu Gregor VII. hielt, vermachte ihr Besitzthum der Kirche. Lange Zeit war diese mathildische Erbschaft ein Zankapfel zwischen Papst und Kaiser. Der Kirche gelang es nicht, den Besitz anzutreten, aber auch die Kaisermacht wurde bald, wie in der Lombardei, von dem freistädtischen Element überflügelt. Ganz Tuscien löste sich in eine Anzahl unabhängiger städtischer Gebiete auf; die bedeutendsten unter diesen Republiken sind Florenz, Pisa, Siena, Pistoja, Lucca, Volterra, Cortona, Arezzo, und zwei Städte, die später an den Kirchenstaat gekommen sind, Perugia und Orvieto. Auch in Tuscien und gerade hier wüthete der Parteikampf der Welfen und Ghibellinen, und der Parteiunterschied wurde bis in die kleinsten Lebensäußerungen hineingezogen:

„man konnte, wie einer den Tisch deckte oder das Brod schnitt, sehen, ob er Welfe oder Ghibelline sei."

Nach Leo's Ansicht wäre ohne die Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche Pisa, der Punkt, durch welchen die Landschaft am freiesten und geschicktesten mit der Welt in Verkehr trat, die Hauptstadt von Toscana geworden. „Allein die Verbindung der Herrscher in Deutschland mit der Kirche in Rom, die Verbindung des deutschen Königthums und römischen Kaiserthums machte einen Uebergangspunkt am Arno, dem einzigen bedeutenden Flusse zwischen dem Po und der Tiber, nothwendig, und die militärische Bedeutung seiner Lage ist es vorzüglich, die Florenz zuerst gehoben hat. Die Sage läßt einstimmig Florenz von Karl dem Großen und den Römern gemeinschaftlich wieder erbauen; dies ist nun zwar buchstäblich genommen unwahr, es finden sich Spuren, daß Florenz früher, obwohl nach Untergang des Römerreichs, bestand, und wenn irgendwo, so hielten sich gerade in der Gegend von Florenz Reste jener durch die Oströmer in Italien wieder besiegten Gothen; allein die Sage scheint andeuten zu wollen, daß Florenz den deutschen Königen wie den Römern gleich wichtig gewesen und durch deren beiderseitiges Verhältniß zu einander außerordentlich gehoben worden sei. Von mehreren deutschen Königen wird erzählt, daß sie Florenz besonders geliebt haben; unter Otto dem Großen sollen sich viele deutsche Ritter in Florenz angesiedelt haben, und auch in der spätern Zeit beriefen sich mehrere hochangesehene florentinische Adelsgeschlechter auf eine deutsche Abkunft." Im Jahre 1282 wurde die Adelsherrschaft in den kriegerischen Zeiten wie von selbst geboten, gestürzt und eine neue zünftische Verfassung gegeben. Doch unterschied man den Popolo grasso, die Großen der höhern Zünfte, von dem geringen Volke, dem Popolo minuto oder den Ciompi. Inzwischen waren schon manche Nachbarlandschaften unterworfen, die Stadt so volkreich, daß, als die von Boccaccio meisterhaft geschilderte Pest 1349 96,000 Menschen weggerafft hatte, die Stadt zur Vertheidigung ihrer Freiheit und Herrschaft noch stark genug blieb. Florenz, „die Stadt, von welcher der Floreno, der Gulden, den Namen hat", wurde aus einer Geburtsaristokratie eine Geldaristokratie. Bankiergeschäfte bildeten die Hauptbeschäftigung des Popolo grasso, Bankiergeschäfte waren die Quellen des Reichthums und der Maßstab politischen Einflusses — ganz natürlich, daß die Stadt endlich ihre Freiheit an die erste und einflußreichste Bankierfirma verlor.

Die Medici, deren Namen und Wappen (fünf Kugeln oder Pillen?) nach Einigen sich an ursprünglich ärztliche Beschäftigung knüpft, kommen zuerst im 12. Jahrhundert vor. Sie gehören bereits zum Popolo grasso, treten aber häufig als Patrone der Ciompi gegen die regierenden Geldfürsten auf. Bald folgten auch sie dem Zuge auf Handel und Wechselgeschäfte, und mit ungeheurem Erfolge. Zur Zeit des Costnitzer Concils war ihr Haus schon eine

Geldmacht in Europa; Cosimo Medici hatte in allen drei Erdtheilen 128 Factoreien und Comptoire auf seinen Namen, selbst Türken und Aegypter duldeten seine Factore. Die herrschende Bankier-Coterie hatte das Geschlecht in seinen Kreis zugelassen, aber Eifersucht über sein entschiedenes Principat bewirkte 1433 Casimo's Verbannung. Aber bald stockten die Geschäfte von Florenz; die Medici kamen 1443 zurück, nun doppelt mächtig. Der große Bankier und Staatsmann wurde nun als „florentinischer Pericles" auch der große Förderer von Wissenschaft und Kunst, das ganze Geschlecht blieb dieser Richtung treu, und Florenz wurde auch die Stadt der Gelehrten und Philosophen, der Maler und Bildhauer. (Schluß folgt.)

Napoleon III. über den Frieden. *)

Man wiederholt unablässig, daß der Friede eine Wohlthat und der Krieg eine (Plage) Geisel ist; Niemand zweifelt an dieser Wahrheit. — Allein was man nicht oft genug sagt, ist, daß, wenn der Krieg oft eine Nothwendigkeit ist, wenn man eine große Angelegenheit zu vertheidigen hat, im Gegentheil es ein Verbrechen ist, dieses aus Laune zu thun, ohne einen großen Erfolg als Ziel, einen unermeßlichen Gewinn als Grund zu haben.

Nun aber sichert die Regierung den Frieden und macht sie denselben dem Lande vortheilbringend? setzt sie dasselbe nicht jeden Tag in Verlegenheit?

Das ist eine Frage, welche zu prüfen es sich wohl der Mühe lohnt.

Die Macht rühmt sich der bestehenden Ruhe; allein ein Volk tödten, indem man es in einen Todesschlaf versenkt; dasselbe mit seinem vergangenem Ruhme wie mit einem Todtentuche umhüllen, es durch die Bestechung verwirren, und überdieß, diesen Schlaf zu einem erkünstelten, diese Verwirrung so scheußlich machen, daß alle mit Furcht, aber mit Gewißheit den Augenblick des Erwachens voraussehen, das Alles heißt nicht den Frieden begründen; das ist nichts anders, als augenblicklich in dem Lande die Ruhe des Kirchhofes herstellen!

In unseren Augen ist der Friede die Uebereinstimmung, welche aus geebneten Schwierigkeiten, aus entgegengesetzten aber befriedigten Interessen hervorgeht; er ist das vollständigste, in der Gesellschaft herrschende Sicherheitsgefühl.

Von Allem dem finden wir heute keine Spur. — Die Regierung hat die sich darbietenden Schwierigkeiten nicht überwunden; sie hat dieselben beseitigt, indem sie die einen auf die anderen häufte, so daß, da keine Frage gelöst ist, ein Tag kommen wird, wo diese aufbewahrten Verlegenheiten und Hindernisse die sie zurückhaltenden Dämme zerbrechend, die ungeschickte Politik des französischen Cabinets überschwemmen werden. Auch sind alle Gemüther hinsichtlich der Zukunft beunruhigt.

Um dem Frieden eine sichere Grundlage zu geben, muß man ein gemachtes und erhabenes System verfolgen, dasselbe frei und offen zu bekennen und mit Kraft zu vertheidigen den Muth haben; man muß dem Fremden einen hohen Begriff der Aufrichtigkeit und der Macht Frankreichs geben, indem man zugeich durch die That selbst beweist, daß Frankreich keine Eroberungsgelüste hat.

Nun aber hat die Regierung seit vierzehn Jahren einen ganz entgegengesetzten Gang eingeschlagen; statt sich, hinsichtlich der Erhaltung ihrer Rechte unbeugsam und unerschütterlich

*) Werke Napoleon's III. Aus dem Französischen übersetzt von August Victor Richard. (Leipzig, Voigt und Günther, 1859. 4 Bde.) Zweiter Band. S. 29. ff.

zu zeigen, dieselben jedesmal aufgegeben, wenn sie in Frage gestellt wurden; statt Europa durch ihr Benehmen zu beruhigen, hat sie dasselbe stets dadurch beunruhigt, daß sie irgend eine Eroberung oder eine Untersuchung anfing, welche die allgemeine Harmonie störten, ohne den Einfluß unseres Vaterlandes zu vergrößern.

Durch diese falsche Politik hat sich das französische Cabinet mit Recht das Mißtrauen Frankreichs und das der Fremdlinge zugezogen, es hat eine Eifersucht und einen Haß geweckt, die erloschen waren.

Im Auslande klagte man über Treubruch einer Regierung, die ohngeachtet ihrer Verheißungen Lissabon bombardirte, Ancona einnahm, die Seehäfen Mexiko's beschoß, den Pascha von Egypten zur Empörung reizte, in Spanien die Ruhestörung förderte, sich der Markisen und Tahiti bemächtigte, und ohne Nothwendigkeit Tanger und Mogados bombardirte.

Die fremden Staatsmänner riefen aus: „Seht diese Franzosen! sie werden immer von demselben Ehrgeize geplagt; das einzige Mittel sie zu regieren besteht darin, ihre Augen durch den militärischen Ruhm zu blenden. Haben wir keine Beweise dafür, wenn wir sehen wie ihre jetzigen Regierenden, überaus friedliche Männer, um sich selbst zu halten, benöthigt sind, auf jedem Festlande wie auf allen Meeren, irgend welche kleine militärische Erfolge zu suchen?"

Im Inneren warf man der Regierung ihre Schwäche und ihre Feigheit vor; denn, indem man sie stets vor ihren eigenen Handlungen zurückweichen, bei der ersten Drohung des Fremden nachgeben und durch diese vergeblichen Unternehmungen unsere Würde, unsere Ehre, unsere Interessen aufs Spiel setzen sah, erwachte die alte Rachsucht und man sagte sich in Frankreich: „Sehet jene Fremden! sie sind stets von demselben Geiste beseelt, welcher alle Bündnisse gegen das Vaterland geschlossen hat. Nie hatten wir an unserer Spitze demüthigere und nachgiebigere Männer, und doch, wenn sie als geringste Willenskraft unseren Einfluß in der Welt geltend zu machen äußern, sind sie in demselben Augenblick durch den Haß, welchen man gegen uns hegt, genöthigt, auf ihre Forderungen zu verzichten und unsere Fahne zu senken!"

Nichts trägt mehr dazu bei die Fragen zu vergällen, die Lage schwieriger zu machen, die Geister irre zu leiten, als eine Bastard-Politik, die ohne Würde und ohne Folge ist, die nicht weiß, was sie will, weil sie es niemals wagt zu wollen.

Den Frieden fest begründen, heißt nicht während einigen Jahren eine erkünstelte Ruhe erhalten; nein, dahin streben, den Haß zwischen den Völkern verschwinden zu lassen, indem man die Interessen begünstigt, sowie die Bestrebungen jedes Volkes; ein gerechtes Gleichgewicht zwischen den großen Mächten schaffen; in einem Worte der Politik Heinrich's des IV. und nicht dem verderblichen Gange der Stuarts und Ludwigs des XV. folgen.

Schlagt die Denkschriften von Sully auf, und seht, welches die großen Gedanken des Mannes waren, der Frankreich den Frieden gegeben und die religiöse Freiheit begründet hatte! Um das europäische Gleichgewicht auf einer festen Grundlage zu erbauen, sah Heinrich IV. voraus, daß alle Völker hinsichtlich der Macht gleich stark sein müßten, und daß Keines durch sein Uebergewicht das Andere beherrschen sollte; er sah voraus, daß für die Völker wie für die Individuen nur die Gleichheit die Quelle aller Gerechtigkeit ist. Heinrich dem IV. war es gelungen, den größten Theil Europas zu bestimmen, ihn in seinen menschenfreundlichen Absichten zu unterstützen; und als der Stahl eines feigen Mörders einem so kostbaren Leben ein Ende machte, hatte er ein unermeßliches Heer aus europäischen Contingenten gebildet, das sich als letztes Ziel, nicht eine fruchtlose Eroberung, aber den allgemeinen Frieden zu erlangen, vorgesetzt hatte. Er war im Begriff Spanien zu zwingen die Gleichheit und die Unabhängigkeit der Völker anzuerkennen, und er würde eine Art Areopag eingesetzt haben, der berufen gewesen wäre, durch die Vernunft und nicht durch die rohe Gewalt die Zwistigkeiten von Volk zu Volk zu entscheiden. — Heinrich IV., wenn er länger gelebt hätte, konnte mit Recht der Friedensheld genannt werden.

Stellen wir neben diesen großen Entwurf die kleinliche Politik der letzten Stuart. Diese, indem sie das, der Revolutionen müde England in einen Zustand unwürdiger Starrheit versetzen, überlassen dem Fremden die Interessen und die Ehre ihres Landes; sie regieren durch den Frieden; allein ihr, dem Volksleben entgegentretendes Benehmen führte, wie dieses geschehen mußte, eine Reaction herbei, aus welcher ein fünfundzwanzigjähriger Krieg hervorging.

Die Geschichte hält uns tausend Beispiele eines unwürdigen Friedens vor, dem jedesmal ein heftiger Krieg folgte. Im Jahre 1763 wurde unter Ludwig XV. ein Friede geschlossen, dem man den Namen „Schandfriede" gab; dieser Waffenstillstand dauerte achtundzwanzig Jahre, aber er erzeugte jene großartige Reaction, welche man die französische Revolution nennt und welche Europa während fünfundzwanzig Jahren mit Blutströmen überfluthete. — Wohlan! die jetzige Regierung bereitet uns dasselbe Unglück; ihre Friedensliebe ist ein selbstsüchtiges Gefühl, welches allen Denen Verlegenheiten bereitet, deren Bund es sucht. Die Thaten liegen zu Tage. — Vor einigen Jahren gab es keine Eifersucht zwischen Frankreich und England; diese beiden Völker schienen berufen zu sein, neben einander auf der Bahn des Fortschrittes wandeln zu sollen; heute hat die Regierung es wohl verstanden, einerseits durch ihren Angriff und andererseits durch ihre Nachgiebigkeit die Gefühle der Eifersucht zwischen beiden Völkern zu wecken; sie hat alle alten Klagen von Neuem ins Leben gerufen; und wenn je der Brand beginnt, wird sie den ersten Grund dazu gelegt haben, weil alle Brennstoffe von ihr zusammengetragen wurden.

Sagen wir also schließlich Denen, welche uns regieren: „Ihr seid keine Männer des Friedens; denn ihr seid nicht im Stande, einen einzigen jener großen Entwürfe, die die Ruhe der Welt sichern, weder zu fassen noch auszuführen. Ihr habt die Zukunft Frankreichs aufs Spiel gesetzt, indem Ihr es vereinzelt dastehend in Europa ließt, und indem Ihr das Land durch Kriegszurüstungen ausbeutet, welche nicht einmal den Krieg als Gegenstand haben; im Inneren habt Ihr uns getrennt; im Auslande habt Ihr alle unsere Feinde in einem Gefühle des Mißtrauens und des Hasses gegen uns vereinigt."

„Alle großen Fragen habt Ihr unentschieden gelassen, und doch, wie Ihr es wohl wißt, gibt es Unabhängigkeits- und Ehrenfragen, die früher oder später beantwortet werden müssen und die man nicht unterdrücken kann.

„Ihr seid keine Männer des Friedens; denn ohne Unterlaß sucht Ihr die Gelegenheiten auf vergebliche Weise das französische Blut zu vergießen. Einst wird das Land von Euch Rechenschaft verlangen über die hunderttausend Menschen, die seit 14 Jahren in Algerien umgekommen sind, ohne daß diese Opfer unsere Herrschaft gesichert hätten.

„Abd-el-Kader ist der wahre Phönix der Fabel, der stets aus seiner Asche ersteht; und sobald ein Kanonenschuß in Europa vernommen werden wird, müssen wir eine Eroberung aufgeben, die uns so Vieles gekostet hat. — Frankreich wird von Euch Rechenschaft fordern über jene ruhmvoll gestorbenen Männer, wären sie auch nur in geringer Zahl, die aber vergeblich bei allen eueren unfruchtbaren Unternehmungen zu Grunde gehen mußten; denn wenn die Menschheit gestattet, daß man das Leben von Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern dem Zufalle preisgibt, um ihre Nationalität und ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, so brandmarkt und verdammt sie jene unsittlichen Kriege, welche Menschen tödten lassen, nur in der Absicht die öffentliche Meinung zu bestimmen, und unter irgend einem Vorwande eine, immer in Verlegenheit sich befindende Macht zu erhalten.

Nein! Ihr seid keine Männer des Friedens; und wenn einst der Krieg ausbricht, so seid Ihr dafür verantwortlich; denn Ihr werdet denselben unvermeidlich gemacht haben. — Der wirkliche Urheber eines Krieges, sagte ein berühmter Schriftsteller, ist nicht derjenige, welcher denselben erklärt, aber der, welcher ihn durch eine kleinliche, unwürdige, treulose Politik nothwendig gemacht hat.

(Progrès du Pas-de-Calais, 5. Nov. 1844.)

Unterhaltungen.

— **Fräulein Seebach als Anna-Liese.** Zuvörderst einige Worte über das Stück. Die Anlage zeigt von Geschick, die Handlung entwickelt sich rasch, der Dialog ist rein und flüssig, einige Scenen sind sehr wirksam. Dagegen mangelt dem Stücke jeder innere poetische Gehalt; es schildert weder eine Zeitepoche, noch besondere Verhältnisse, noch Menschen; die Zeichnung der Hauptcharaktere ist, wenn man die des Dessauers ausnimmt, der kaum anders zu zeichnen ist, so unwahr, daß man sich unwillkürlich manchmal fragen muß, wie ein Dichter, der die Welt nur einigermaßen kennt, dergleichen schreiben kann. Da ist z. B. die Anna-Liese, ein „festes resolutes Mädel;“ so führte sie uns der Dichter in den beiden ersten Akten vor, und es muß ihm zugestanden werden, in gelungener Weise. Allen Intriguen, allen Einreden zum Trotze, hält sie an dem Glauben fest, daß der Dessauer sie heirathen werde. Da gebraucht nach langen vergeblichen Versuchen der Vater endlich das letzte Mittel, und beweist ihr, daß sie Leopold aus Liebe zu ihm nicht heirathen dürfe, weil die Kinder ihrer Ehe nicht erbberechtigt sein würden, und das angestammte Fürstenhaus in Dessau ausstürbe, und Anna-Liese — entsagt. Ganz richtig! Aber wie geberdet sie sich nun? Dem Dichter war hier die herrliche Gelegenheit geboten zu zeigen, wie ein derbes, kräftiges, urwüchsiges, tiefinnig liebendes Mädchen erscheint, wenn es einem äußeren Nothwendigkeits-Gesetze, den Verhältnissen seine Gefühle zum Opfer bringt, wenn zwischen seine heißesten Wünsche und deren bisher sichergeltende Erfüllung Dinge sich stellen, von dem es keine Ahnung hatte, und die es nicht einmal als s i t t l i c h maßgebend erkennen kann. Was thut nun die Anna-Lise des Herrn Hersch? Sie spricht wie eine sentimentale Berlinerin, sie k l e i d e t sich in Schwarz, „weil sie ihre Jugend begrub“, sie ist nicht mehr das Mädchen von ehedem, sie wandelt als ein elender Schatten auf dem Grabe dessen, was ihr Leben war.“ Und nun der französische Hofmeister des Marquis Chalisac, der immer au désespoir ist über seinen Zögling, nur gebrochen deutsch spricht, und der Herzogin Mutter, nachdem er von aventures d'une certaine originalité spricht, plötzlich im besten poetischen Deutsch erklärt, daß diese „originalité“ ihren Grund hat „in unverdorbenem Gemüthe, im Ueberspruden des frischen frohen Lebens, in Kühnheit und Unerschrockenheit, in frühe seltener Willenskraft, i n a n g e b o r e n e r R i t t e r l i c h k e i t und i m T h a t e n d u r s t s t ü r m e n d e r J u g e n d“, und das Madame ist mehr werth als die élégance und die zarte geleckte Art unserer feinen Welt (wörtlich!!) Nun fragen wir, spricht so ein französischer Hofmeister des 17ten Jahrhunderts, den der Dichter als einen Typus der Gattung hinstellt, oder ein Berliner Professor der neueren Geschichte? Doch genug! Fräulein Seebach entfaltete in der Hauptrolle alle feinen Nüancen ihres geistreichen Spieles; die erste Begegnung mit Leopold, die erste Scene des zweiten Aktes waren ganz unübertrefflich gegeben; in den sentimentalen Stellen war sie eben so wenig natürlich als die Worte, die sie zu sprechen hat. Eine höchst anerkennenswerthe Leistung war die des Herrn Schneider als Leopold v. Dessau.

— **Das französische Lustspiel in der Kaiserzeit.** W. H. R i e h l in seinen Culturstudien aus drei Jahrhunderten. (Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag, 1859), sagt: Als Platen seine Lustspiele geschrieben, stand in unseren Feuilletons geraume Zeit in stehenden Lettern die Klage zu lesen, daß unsere Komödie nur noch für die rein literarische Satire Raum biete, und daraus wurde — nicht mit Unrecht — ein Schluß auf die Abgestorbenheit des öffentlichen Lebens gezogen. Ganz dieselbe Erscheinung finden wir aber auch in der Napoleonischen Kaiserzeit. Hier handelt es sich nicht einmal um blos gedruckte Lustspiele, sondern die rein literarische Satire droht sogar die Bühne zu beherrschen. Ein großer Theil der neuen Komödien, namentlich der doch so volksthümlich ursprünglichen Vaudevilles, sind bloße Parodien der ernsten Stücke des Théâtre français und der großen Oper.

Es war eine recht drollige Bettlerwirthschaft. Die Tragödie war so arm geworden, und das Lustspiel so arm, daß das Lustspiel nichts Besseres zu thun wußte, als sich lustig zu machen über die Armseligkeit der Tragödie. Dadurch zeigte es aber, daß es eigentlich noch ärmer sei, als jene. Besonders wurden die schwerwuchtigen heroischen Süjets — Brunhild, der Tod Adams, der Triumph des Trajan, Tamerlan, Abel rc. — mit denen sich ein kaiserlich französisches Publikum gleichsam officiell langweilen zu müssen glaubte, weil es selber in einem so heroischen Zeitalter lebte, auf dem Vaudeville-Theater gehörig durchgehechelt. Weil man die Kritik des öffentlichen Lebens in der Komödie nicht spielen durfte, spielte man Literaturkritik. Ja man begnügte sich nicht einmal mit der Parodie einzelner literarischer Erscheinungen. Wie die Journalisten zu Zeiten durch Collektivkritiken auf ihrem Büchertisch aufräumen und ein Halbdutzend neuer Bücher gleich in einem Artikel abthun, — sogenannte Hinrichtungen — so finden wir hier auch Komödien, die sich als Collektivkritiken darstellen, und in einem einzigen Akt eine ganze Reihe dramatischer Novitäten mit Spott beziehen. 1810 erschien z. B. auf dem Pariser Vaudeville-Theater ein Stück: „die Herberge in den Wolken“, welches sich schon im Untertitel als „petite revue de quelques grandes pièces“ ankündigte und nicht weniger als sechs neue Opern und Schauspiele auf einmal persiflirte. Als Nicolo Isouards Aschenbrödel so glänzenden Erfolg gewann, erschienen Dutzende von Parodien; jedes Theater wollte ein eigenes Aschenbrödel für sich geben, und zuletzt brachte man eine Posse auf das Vaudeville-Theater, in welcher „die ganze Familie der Aschenbrödel“, die selbst schon zum Theil Parodie waren, gemeinsam wieder parodirt und kritisirt wurden. Aecht französisch hatten an dieser Komödie, die sich eine ganze Sammlung anderer Komödien zum Gegenstand genommen, auch nicht weniger als drei genannte Verfasser gearbeitet.

Aschenbrödel ist überhaupt für die kulturgeschichtliche Charakteristik der Glanzjahre des Kaiserthums sehr interessant. Das Stück wurde ursprünglich (1810) für die vierzehnjährige Alexandrine St. Aubin geschrieben, welche mit demselben das Theater Feydeau vor dem Bankerott rettete. Das Textbuch, das kecke Wagniß, ein altes Kindermärchen für die Oper zu bearbeiten und einem vierzehnjährigen Kind die Hauptrolle darin zuzutheilen, verrückte anfänglich den Parisern förmlich die Köpfe; die Musik wurde weniger beachtet. Bei den zwanzig ersten Vorstellungen sollen 110,000 Livres eingegangen sein.

— **Ueber das Nationalbewußtsein** schreibt Riehl in demselben Werke: Je klarer ein Volk sich seiner selbst als Nation bewußt wird, um so höher wird es nicht nur in seiner allgemeinen Gesittung, sondern namentlich auch in aller historischen Erkenntniß steigen. Jedem Volke geht eine neue Welt auf mit dem bewußten Erfassen seiner eigenen Nationalität; es tritt mit dieser Thatsache in ein neues Lebensalter. So hat das Wiedererwachen des im Elende des siebzehnten Jahrhunderts eingeschlummerten deutschen Nationalitätsbewußtseins in der neueren Zeit auch eine ganz neue Epoche der deutschen Literatur und Wissenschaft, des deutschen politischen und socialen Lebens hervorgerufen. Die Rechtswissenschaft hat sich verjüngt in der Erforschung des Rechtslebens unseres alten Volksthums; die Volkswirthschaftslehre gewann einen neuen Boden und unabsehbare Erweiterung in der Erkenntniß, daß die Gesetze aller Wirthschaft Hand in Hand gehen mit den Naturgesetzen der historischen Volksentwickelung, und auf Grund der Culturgeschichte und der Volkskunde versucht man jetzt neue Systeme der Nationalökonomie aufzubauen. Die Staatswissenschaft erblickt gegenwärtig einen Theil ihrer Wurzeln in der Lehre vom Volk, sie verjüngt sich durch diese Thatsache. Der todte, abstrakte Rechtsstaat wird erst beseelt, indem er sich zum socialen und nationalen Rechtsstaate erweitert. Die Volkskunde selber aber ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, so lange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat; darum nannte ich sie im Eingange geradezu eine neue Wissenschaft, eine Schöpfung der letzten hundert Jahre; denn in dieser Zeit hat sie allmählich erst jenen Mittelpunkt wiedergefunden, und damit zugleich eine Fülle der Ideen und des Stoffes, eine Selbstständigkeit und

Schöpfungskraft gewonnen, wie sie bei den, allerdings auch schon von der Idee der Nationalität getragenen Ethnographen der antiken Welt nicht entfernt vorhanden war.

— **Statistisches aus Italien.** Der Annuario Statistico-Italiano für 1858 veröffentlicht die folgenden bei den jetzigen Zeitverhältnissen interessanten Details: Die Bevölkerung von ganz Italien beträgt nicht weniger als 27,107,047 Seelen. Sie sind in 15 Landschaften vertheilt. Acht davon mit 19,913,304 Einwohnern sind unter italienischer, die andern sieben mit 7,193,743 Einwohnern unter fremder Herrschaft. Italien hat 110 Provinzen und 10,012 Communen und ist eines der Länder, welche die meisten großen Städte aufzuweisen haben; 19 derselben haben mehr als 50,000 Einwohner und acht, Rom, Neapel, Palermo, Venedig, Florenz, Mailand, Genua und Turin erreichen die Bevölkerungszahl von Hunderttausend. Obwohl die katholische Kirche die allgemeine ist, leben doch 36,676 Bekenner anderer christlicher Glaubenssekten und 41,497 Juden dort. Das Verhältniß der Geistlichkeit zu den Einwohnern ist wie 1 zu 142. In Sicilien ist die Geistlichkeit mehr als in irgend einem andern italienischen Lande vertreten, und dort ist die Zahl der Priester, Mönche und Nonnen 33,266, oder das Verhältniß dieser zu den Einwohnern wie 1 zu 69. In Italien werden nahezu 300 Journale veröffentlicht, von welchen 117 in den sardinischen Staaten, obgleich diese nur $\frac{1}{5}$ der Totalbevölkerung umschließen, erscheinen. Im Jahre 1858 besaß Italien 1757 Kilometer ($\frac{5}{4}$ auf die Meile) vollendeter Eisenbahnen, 2339 K. waren im Bau begriffen und 634 K. erhielten neue Concession. Einer der hauptsächlichsten Industriezweige, die Seidenproduktion, die in gewöhnlichen Jahren einen Werth von 200 — 230 Millionen Franken repräsentirt. Die Lombardei allein, die kaum den 15. Theil des Landes ausmacht, produeirt $\frac{1}{3}$ der Ernte. Das Einkommen der verschiedenen italienischen Staaten beträgt 600 Millionen und die Ausgaben 640 Millionen Franken in runder Summe. Die Staatsschuld ist 2000 Millionen Franken.

— **Länderkunde.** In der letzten Sitzung der franz. Akademie der Wissenschaften verlas Elie de Beaumont einen Brief von Durocher, in welchem der Letztere gewisse Beobachtungen, die an der Küste von Central-Amerika und der Mündung des Rio San Juan bei Norte wahrgenommen wurden, mittheilt. Südlich des 28 Breitegrades treffen Schiffer große Blätter an, welche Schüsseln ähneln und einer Art Fucus, tropische Trauben genannt, angehören. Manche dieser Dißken waren bis zu 100 Meter lang und hatten in größeren Partthien zusammen das Aussehen von schwimmenden Inseln. Fliegende Fische fangen an in derselben Breite zu erscheinen. Von dem 28 ° 19 ° Breite nimmt sowohl die Temperatur des Wassers als der Luft regelmäßig zu; in tieferen Breitegraden läßt dies hingegen nach. Colon (Panama), wo die Eisenbahnstation der neuen Stadt Colon oder Aspinwall gebaut wird, besteht aus einem Conglomerat von korallenartigen Zoophyten, meist aus der Gruppe der Astroiden. Der Rio San Juan ist ein beträchtlicher Fluß in Anbetracht seiner großen Wassermenge; er bildet an der Mündung ein großes Delta mit verschiedenen Lagunen, an deren einer Greytown gebaut ist. Die Einfahrt in den Hafen war vor einem Jahre beinahe 200 Meter breit, hat sich jedoch jetzt zu 60 Meter verschmälert, während ihre Tiefe von $6\frac{1}{2}$ auf $5\frac{1}{2}$ Meter gesunken ist.

— **Louis Blanc**, der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre, hat vor Kurzem zwei Bände unter dem Titel Révélations historiques erscheinen lassen. Das Buch ist reich an neuen Thatsachen und erweckt im höchsten Grade Interesse. Die Charaktere (Portraits) darin sind meisterhaft gezeichnet und die Sprache fließend und schön.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Sachsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 20. Frankfurt a/M., den 14. Mai. 1859.

Unsere gegenwärtige Lage.

Louis Bonaparte ist nach Italien abgereist; wir werden nun bald von einer Hauptschlacht hören. Jetzt muß es sich zeigen, ob in dem Neffen auch ein Stück von dem Feldherrngenie des Onkels lebt, oder ob bloß das friedliche Talent der Arglist, Heuchelei und Intrigue sich auf ihn vererbt hat.

Es wäre müßig, Vermuthungen über die nächsten Schicksale des italienischen Krieges aufzustellen. Es wird, bei dem ziemlichen Gleichgewicht der Kräfte beider Kämpfer, ein furchtbares, unerhörtes Ringen werden; aber wer kann sagen, wie sein Ausgang sein wird? Die Franzosen sind ohne Zweifel überlegen in der Offensive, wenigstens für den Anfang, aber die Oesterreicher haben den Vortheil ausgezeichneter Stellungen. Gewiß ist nur so viel: L. Bonaparte muß rasche und glänzende Erfolge haben, er muß die erste Schlacht gewinnen, sonst könnte er mit ihr leicht Alles verlieren. Es würde sich dann rächen, daß die corrumpirte Pariser Presse dem französischen Publikum so beharrlich vorgespiegelt hat, diese Oesterreicher seien nichts als morsches, mit Mühe zusammengehaltenes Gesindel, das keinem ernsten Anprall widerstehen könne. Natürlich würde nun alle Schuld des Mißlingens dem Ungeschick des Feldherrn zugeschrieben — die Franzosen haben ja, laut ihrer Geschichtschreiber,

ohnehin noch nie eine Schlacht verloren, es sei denn in Folge von Verrath, Unfähigkeit der Führer oder sonstiger unvorhergesehener Zufälle. L. Bonaparte wird übrigens, daran ist nicht zu zweifeln, getrosten Muthes den Kampf eröffnen, schon darum, weil es ihm, nach einer sehr glaubwürdigen Quelle, seiner Zeit durch dieselbe Zigeunerin, die ihm die Kaiserkrone weissagte, prophezeit wurde, daß er in Italien eine große Schlacht gewinnen werde; denn abergläubisch ist er bekanntlich, wie viele großen Männer und alle alten Weiber. —

Selbst für den Fall jedoch, daß die Franzosen geschlagen würden, und in Folge davon L. Bonaparte ins Gedränge, vielleicht gar um seine Stelle käme, würde es allzu sanguinisch sein, von dieser Wendung die sofortige Wiederherstellung des Friedens zu erwarten. Wenn einmal die Waffenehre Frankreichs engagirt ist, dann wird der in diesem Punkte sehr respektable, wenn auch über Gebühr gesteigerte Nationalstolz des französischen Volkes ganz sicherlich Alles aufbieten, um die Scharte wieder auszuwetzen. Der Krieg würde also fürs Erste seinen Fortgang haben, und er könnte leicht sogar einen noch gefährlicheren Charakter annehmen; denn wie nach übereinstimmenden Berichten aus Paris die Dinge dort stehen, würden nach dem Sturze des Bonapartismus in diesem Augenblicke schwerlich die Mittelklassen, also auch nicht deren Vertreter, die Orleans, sondern allem Vermuthen nach die in wachsender Gährung befindlichen demokratischen Massen die Oberhand bekommen, und diese dann sofort die Parole der revolutionären Propaganda und vielleicht auch sogleich der natürlichen Grenzen auf ihr Kriegsbanner schreiben. Der einzig denkbare unbedingt günstige, aber auch nicht sehr wahrscheinliche Fall wäre der, wenn mehrere Pronunziamento's, etwa von rivalisirenden Generalen, gleichzeitig sich erhöben und auf diese Weise Frankreichs Kraft durch den Bürgerkrieg gelähmt würde.

Von allen Erwartungen dürfte indeß keine grundloser sein als diejenige, in welche sich so eben ein großer Theil des Publikums wieder einzuwiegen beginnt, die nämlich, daß der Krieg „lokalisirt", d. h. auf den Boden Italiens beschränkt bleiben werde. Sie wird wohl eben so enttäuscht werden, wie die dem nämlichen Quell, dem Glauben des Menschen an seine Wünsche, entstammte Hoffnung, womit man bis vor Kurzem so hartnäckig und allen Thatsachen zum Trotz auf die Erhaltung des Friedens gebaut hatte. Man hört dafür in der Regel auch keine weiteren Gründe angeben, als höchstens diesen nur allzu schwächlichen: weil es bis jetzt so ist, wird es hoffentlich auch so bleiben. Aber man überlege doch ein wenig. Louis Bonaparte hat in seinem Manifest als Ziel des Krieges ganz unumwunden die Vertreibung der Oesterreicher aus der Lombardei proklamirt. Von den mittelitalienischen Verträgen ist bereits keine Rede mehr — wozu auch noch das Mäntelchen, nachdem der Dolch darunter hervor ist? Jeder Friede sonach,

den er um einen geringeren als diesen Preis schlösse, würde eine entschiedene und unbedingte Niederlage, der Anfang des Endes für ihn sein. Auf der anderen Seite wird Oesterreich seinen Besitzstand in Italien selbstverständlich nicht aufgeben, außer unter dem Druck einer absoluten Nothwendigkeit. Es ist nun kaum anzunehmen, daß ihm eine solche Nothwendigkeit durch einen auf die lombardischen Gefilde beschränkten Krieg auferlegt werden wird. Selbst gesetzt, die österreichischen Truppen würden aus Italien gänzlich herausgeschlagen, so wäre Oesterreich hiemit noch lange nicht genöthigt, durch einen feierlichen und förmlichen Akt auf die italienischen Provinzen Verzicht zu leisten; es würde vielmehr mit verdoppelten Anstrengungen an ihrer Wiedereroberung arbeiten. Man kennt die Hartnäckigkeit des Wiener Cabinets hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß es von diesem Bestreben nur im Falle vollkommener und offenbarer Unmöglichkeit seiner Erreichung Abstand nehmen wird. So wird denn L. Bonaparte, er mag wollen oder nicht, zuletzt dahin gedrängt werden, den Krieg nach Deutschland zu spielen, um Oesterreich, das er durch Abreißen des italienischen Glieds nicht kampfunfähig machen kann, endlich in seine Herzmitte zu treffen. Dies ist aber nicht anders möglich, als indem die Franzosen, sei es, daß sie von der Etsch aus operiren, sei es, daß sie am Oberrhein hereinstoßen, deutsches Bundesgebiet betreten. Der in der Bundesakte vorgesehene Kriegsfall wäre hiemit gegeben. Nur beiläufig sei übrigens hier noch bemerkt, daß, wie eben erst wieder ein französischer Militär erinnert hat, auch in den früheren österreichisch-französischen Kriegen der Feldzug von Seite Frankreichs niemals bloß mit einer italienischen, sondern stets zugleich von einer mit dieser korrespondirenden deutschen, an der Donau hin operirenden Armee geführt worden ist — eine Thatsache, welche ihre Erklärung in der augenscheinlichen Natur der Verhältnisse findet.

Freilich, Louis Bonaparte hat, wie man dies alle Tage aus seiner offiziellen Presse entnehmen kann, auch ein sehr starkes Interesse daran, Deutschland wo möglich während des ganzen Tanzes mit Oesterreich in seiner Neutralität festzuhalten und unsere Theilnahme am Kampfe zu verhindern. Er wird also sein Möglichstes aufbieten, um nicht in die Lage zu kommen, uns zur Aktive mit Oesterreich geradezu herauszufordern. Aber wenn ihm dies eben nicht gelingt, wenn er mit Oesterreich auf der italienischen Arena nicht fertig wird, dann wird ihn das stärkere Interesse, das Interesse eines Triumphes um jeden Preis, zum Vorgehen drängen, auch auf die Gefahr hin, mit ganz Deutschland anbinden zu müssen. Vielleicht, daß er sich dabei mit der Hoffnung schmeichelt, daß der deutsche Bund, wenn er so weit kommt, sich thatsächlich auflöse und nur Süddeutschland mit Oesterreich zusammenhandeln, Preußen aber mit verschränkten Armen bei Seite stehen werde. Nicht umsonst wird Preußen vom Constitutionnel und dem übrigen Gelichter fortwährend mit dem ehrenrührigsten Lobe überhäuft, einem Lobe, das es, davon

sind wir fest überzeugt, nicht im Mindesten verdient und niemals zu verdienen suchen wird. Für alle Fälle aber ist ja dann Rußland da; es wird im rechten Augenblicke schon einspringen.

Man erlaube uns ein scheinbares Paradoxon: es wäre nicht unmöglich, daß die Redensarten, die man jetzt so häufig zu hören bekommt, Rußland sei durch den letzten Krieg ganz außerordentlich erschöpft, es könne auch wegen seiner inneren Verlegenheiten sich in keinen neuen Kampf stürzen u. dgl. — daß dergleichen Gerede von russischen Agenten genährt und verbreitet wurde, zu dem Zwecke, uns so lange als möglich in unserem Sicherheitsschlummer zu erhalten. Wir haben wenigstens Aeußerungen dieser Art oft genug in Correspondenzen gefunden, von denen wir auch sonst Gründe hatten anzunehmen, daß sie aus rubelinspirirten Quellen geflossen seien. Jedenfalls, meinen wir, wenn die russischen Bauern durch die ins Stocken gerathenen Emancipationsversuche wirklich in Gährung versetzt worden sein sollten, so gibt es kaum ein einfacheres Mittel, um alle Gefahr zu beseitigen, als dies, ihrer möglichst viele in die Armee zu stecken. Kurzum, Rußland wird, erscheint es erst auf dem Wahlplatz, ein immer noch hinlänglich furchtbarer Feind für uns sein, wenn wir auch, im Vereine mit England und vor Allem unter uns selbst einig, an einem für Deutschland günstigen Ausgang des Kampfes nicht im Mindesten zu zweifeln brauchen. Das Schlimme bei der Sache ist nur, daß Rußland schwerlich eher herankommen wird, als bis es hoffen darf, ein möglichst starkes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Vorerst wird es sich auf die Verfolgung seiner südöstlichen Umtriebe beschränken. Aber gerade in dem Wunsche, daß dem Feind im Osten nicht die Zeit gelassen werde, sich in aller Gemächlichkeit zur Führung eines entscheidenden Schlages vorzubereiten, liegt der Grund, warum wir so bald als möglich ganz Deutschland betheiligt sehen möchten in diesem Kampfe, dem wir uns auf die Länge doch nicht entschlagen können.

Wir werden auf diesen Punkt noch öfter und ausführlicher zurückkommen müssen.

Alexander von Humboldt

verschied am 6. Mai in Berlin in seinem 90. Jahre. Wir wollen keine Klage über seinen Tod erheben, er selbst hatte mit seinem Wirken abgeschlossen, und nach einer großen, reichen Vergangenheit war sein Scheiden gerade in jenem Augenblicke erfolgt, als seine Thätigkeit der endlichen Ruhe die Hand bot. Er hat ein glückliches Leben gelebt und wir blicken mit Freude und Stolz auf diesen ruhmgekrönten Deutschen, der als letzter jener Heroen der großen Zeit unseres geistigen Aufschwungs zugleich in wissenschaftlicher Beziehung der bedeutendste war.

Humboldt wurde am 14. September 1769 in Berlin geboren und entstammt einer alten pommerischen Adelsfamilie, die im Fürstenthume Camin

und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Sein Vater Alexander Georg diente im siebenjährigen Kriege als Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und wurde nach Beendigung des Krieges vom Könige von Preußen zum Kammerherrn ernannt. Seine Mutter, eine Nichte des Fürsten Blücher, entstammte einer französischen Familie Colomb, die nach dem Edikte von Nantes ihr Vaterland verlassen hatte, und war in erster Ehe mit einem Barone von Holwede vermählt.

Alexander verlebte mit seinem Bruder Wilhelm seine Kindheit auf dem Schlosse Tegel an der Havel, bei Berlin, welches einst ein Jagdschloß des großen Churfürsten war, später aber in den Besitz der Familie Humboldt überging. Unter den Augen seiner Eltern und der Leitung des Jugendschriftstellers Campe und G. J. Christian Kunth's, eines ausgezeichneten Gelehrten, der bis zu seinem Tode seine Anhänglichkeit an den Schüler bewahrte, genoß Humboldt eine treffliche Erziehung. Im Jahre 1783 ging er mit seinem Bruder Wilhelm nach Berlin, um seine Studien zu beenden, und erhielt Privatunterricht von den ausgezeichnetsten Professoren der Stadt: von Loeffler und Fischer in den alten Sprachen, von Ernst Ludwig Heim und Wildenow in den Naturwissenschaften und von Engel, Klein und Dohm in Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Nachdem er Berlin verlassen und noch zwei Jahre auf der Universität in Frankfurt a. O., 1786—1788, geblieben war, ging er in letzterem Jahre nach Göttingen, wo gerade Blumenbach, Heine, Eichhorn und Schlözer den Naturwissenschaften, der Philologie und Geschichte neuen Aufschwung vorbereiteten und verschafften. Hier schrieb er seine erste Abhandlung „über die Art, wie die Griechen ihre Stoffe wirkten.“ In Göttingen schloß er sich eng an Georg Forster an, welcher Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitet hatte, und welcher bald den Wunsch in ihm aufweckte, die tropischen Zonen zu besuchen. Indem er sich noch mit seinen wissenschaftlichen Studien für eine solche Excursion vorbereitete, trat er mit Forster 1790 seine erste Erforschungsreise an, deren Resultat ein Werk: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein“ (Berlin 1790) war. Den Wünschen seiner Eltern gemäß wollte er sich nun den Cameralstudien widmen und ging zu Ende desselben Jahres nach Hamburg und besuchte die dort von Busch und Ebeling geleitete Handelsschule.

Von hier aus zog ihn sowohl der Ruf Werner's als die Anwesenheit Leopold von Buch's nach der Bergacademie Freiberg. Dort blieb er vom Juli 1791 bis März 1792 und trat dann als Assessor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin in den Staatsdienst. Er wurde bald nach Bayreuth versetzt und arbeitete hier an seinen Werken: Flora subterranea Fribergensis et aphorismi ex physiologia chimica plantarum. — Flora Fribergensis specimen und Flora Fribergensis prodromus (Berlin 1793). Die erste dieser Publicationen zog die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf ihn,

da sie originelle Ideen über die Pflanzen enthielt, welche er später bei seinen kühnen Annahmen über den geognostischen Bau der Erde weiter ausführte. Nun besuchte er Jena, wo er wieder mit seinem Bruder Wilhelm zusammen traf, hier hörte er die anatomischen Vorlesungen des Professors Loder und setzte seine Studien über den Galvanismus und das thierische Leben fort. Bald erschien denn auch seine Schrift „Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfaser" deren Herausgabe Blumenbach (Berlin 1797 — 1799) besorgte. Der Tod seiner Mutter (20. November 1796) hatte ihn vorerst von seinen großen Reise-Plänen zurückgehalten, nachdem er indeß die Hinterlassenschaft derselben mit seinem Bruder geordnet hatte, wollte er nach Italien, um dort die thätigen Vulkane zu untersuchen, die kriegerischen Zustände zwischen Oesterreich und Frankreich ließen ihn jedoch nicht seinen Plan ausführen. Er brach nun nach der Schweiz auf, traf aber in Salzburg seinen alten Freund Leopold von Buch. Mit diesem verweilte er hier den ganzen Winter und beschäftigte sich hauptsächlich mit meteorologischen Beobachtungen.

Von hier begab er sich nach Paris, da ihm die Nachricht geworden war, daß das französische Nationalmuseum unter der Leitung Baudin's eine Expedition nach der südlichen Halbkugel veranstaltete. Humboldt wurde freudig als Theilhaber zugelassen. Er lernte bei dieser Gelegenheit Aimé Bonpland, seinen ihm vor Kurzem im Tode vorangegangenen Freund kennen. Diese Expedition, sowie eine zweite nach Aegypten kam aber nicht zu Stande und Humboldt begab sich mit Bonpland nach Spanien, um sich nach Algier und Aegypten einzuschiffen. In Madrid fanden sie einflußreiche Gönner in dem sächsischen Gesandten Grafen Forell und dem spanischen Minister Don Mariano Luis de Urquijo, welcher Letztere sie dem Könige vorstellte, ihnen die Erlaubniß auswirkte, auf die unbeschränkteste Weise alle spanischen Besitzungen in Amerika bereisen zu dürfen und ihnen die ausgedehnteste Hülfe zusicherte. Im Monat Mai 1799 verließen sie Madrid, schifften sich in Corunna ein und sahen am 5. Juni von der Corvette „Pizarro" aus das europäische Festland ihren Blicken verschwinden. Nachdem sie Teneriffa besucht hatten, langten sie am 16. Juli desselben Jahres endlich in Cumana an.

In dieser Stadt beobachteten die beiden Reisenden zum ersten Male ein Erdbeben; sie beschäftigten sich mehrere Monate mit der Erforschung jener Provinzen, welche das eigentliche Venezuela bilden. Nachdem sie 65 Tage in einem indianischen Canoe den Apure, den Orinoko, den Atrabago, den Rio Negro, den Cassiquiare durchschifft hatten, hielten sie in Angostura, wo sie im Juni 1800 anlangten, Rast, um sich von ihren Beschwerden zu erholen. Die astronomische Bestimmung des gabelförmigen Laufes des Orinoko waren, abgesehen von den Beobachtungen im Gebiete der Botanik, Mineralogie, Geologie, Astronomie, Bodenbeschaffenheit und Lebensweise der Einwohner die beträchtlichsten Resultate dieser ersten großen Reise.

Nachdem sie neue Studien über Cumana gemacht hatten, wo sie die englische Blokade zwei und einen halben Monat zurückhielt, reisten die beiden Freunde nach der Habana und hielten sich mehrere Monate auf, um auch dort ihren Forschungen nachzuhängen.

Die falsche Nachricht, daß Capitain Baudin, welchem sich anzuschließen Humboldt versprochen hatte, nach Cap Horn unter Segel ging und seine Fahrt längs den Küsten von Chili und Peru machen würde, veranlaßte die Reisenden, nach Carthagena zu gehen, um von dort Panama zu erreichen. Die Gewißheit, bei schlechter Witterung nichts dorthin unternehmen zu können, bestimmte sie nun Quito zu besuchen, welches sie auch nach einer 54tägigen Fahrt auf dem Amazonenstrom am 6. Januar 1802 erreichten. Sie widmeten 5 Monate der Erforschung der Umgegend jener Stadt und führten am 23 Juni, von Carlos Montafar begleitet, die merkwürdige Besteigung des Chimbarazo bis zu einer Höhe von 6072 Meter über dem Meere aus, ein bisher unbekanntes Wagniß. Von hier wandten sie sich nach Peru und blieben einige Tage in Lima. Gegen Ende des Decembers 1802 schifften sie sich nach Guayaquil ein, kamen am 23. März des nächsten Jahres nach Acapulco und landeten im Monat April in Mexico. Während eines Jahres hatten sie ganz Mexico und die benachbarten Provinzen bereist und ihre Forschungen angestellt. Mitte März 1804 kehrte Humboldt nach der Habana zurück, um weitere Materiale für sein Werk über die Insel Cuba zu sammeln, und verließ, nachdem er noch Philadelphia und Washington besucht hatte, Amerika am 9. Juli 1804, mit Sammlungen und Beobachtungen ausgestattet, wie sie kein Reisender vor ihm aufweisen konnte. Am 3. August 1804 kam er in Bordeaux an.

Humboldt begab sich unverzüglich nach Paris, wo er bis zum März 1805 blieb, um seine Notizen zu ordnen. Zu gleicher Zeit stellte er mit Gay-Lussac Versuche über chemische Zusammensetzung der Luftarten an. Im Frühjahr desselben Jahres besuchte er Italien, wo er mit seinem Bruder Wilhelm in Albano zusammentraf, und bestieg im Sommer mit Leopold von Buch und Gay-Lussac den Vesuv. Die beiden folgenden Jahre 1806 und 1807 verlebte er in Berlin und schrieb „die Ansichten der Natur", erschienen 1808 bei Cotta in Stuttgart.

Gegen Ende des Jahres 1807 kehrte Humboldt nach Paris zurück und begann die Herausgabe seines großartigen Reisewerkes, welches den Titel: „Voyage aux régions equinoxiales du nouveau continent par A. de Humboldt et A. Bonpland" führt. Die ausgezeichnetsten Gelehrten arbeiteten an diesem Werke mit: Oltmann (Astronomie), Arago und Gay-Lussac (Chemie und Meteorologie), Cuvier und Latreille (Zoologie), Vauquelin und Klaproth (Mineralogie), Kunth (Botanik) &c. Die Ausstattung dieses Werkes kostete an 300,000 Thaler. Mit Ausnahme gelegentlicher Reisen in Europa, blieb

Humboldt von nun an beständig in Paris, welches er erst im Frühjahr 1827 verließ, um nach Berlin überzusiedeln. Im Winter 1827 auf 1828 begann er seine Vorlesungen über physische Weltbeschreibung, er hielt deren 61, die so besucht waren, daß er bald den Universitätssaal mit der großen Halle der Singakademie vertauschen mußte. Die Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, und der allgemeine Wunsch seiner Zuhörer bestimmten ihn, diese Vorträge im Drucke erscheinen zu lassen, was er auch ausführte und so die Welt mit seinem Hauptwerke dem „Kosmos" beschenkte, an dem er bis zu seinem Lebensende gearbeitet und in welchem die Erfahrungen und Errungenschaften seiner ganzen wissenschaftlichen Wirksamkeit niedergelegt sind.

Im Jahre 1829 unternahm er seine Reise nach dem europäischen und asiatischen Rußland, seine Begleiter waren Gustav Rose und Ehrenberg. Er selbst übernahm die astronomischen, magnetischen, physischen und geognostischen Beobachtungen, Ehrenberg die botanischen und zoologischen und Rose die chemischen und mineralogischen Forschungen sowie letzterer die Redaktion ihres Reisejournals. Ebenen und Berge, Seen und Vulkane, Steppen und Abhänge, Bergwerke und Wasserströme, Phänomene, klimatische Verhältniße, Pflanzen, Thiere u. s. w. wurden mit der größten Sorgfalt erforscht und genau bestimmt. Nachdem die Reisenden neun Monaten zwischen Petersburg, der chinesischen Grenze und dem Caspischen Meere, 2320 geographische Meilen, durchwandert hatten, langten sie wieder am 28. December in Berlin an. Die Resultate dieser Reise neben den reichhaltigen Sammlungen waren das Werk Rose's: Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Caspischen Meere (Berlin 1837 — 42. 2 Bde.) und Humboldt's Schriften: Fragmens de géologie et de climatologie asiatique 2 Bde. und das größere Asie centrale, recherches sur les chaines des montagnes et la climatologie comparée. 3 Bde.

Von 1830 — 1848 lebte Humboldt abwechselnd in Berlin und Paris und widmete sich nach dem Tode seines Bruders Wilhelm (1835) umsomehr der tröstenden Wissenschaft, als ihm dieser Verlust ein herber war. Er besorgte die Herausgabe von dessen gesammelten Werken, so wie von dessen großem Werke über die Kawi-Sprache. Im October des Jahres 1847 ging Humboldt zum letzten Male nach Paris und verließ Frankreich nur wenige Wochen vor der Revolution von 1848; von nun an bis zu seinem Tode lebte er den wissenschaftlichen Arbeiten und den erweiterten Forschungen der Naturkunde. Der Kosmos, sein unsterblichstes Werk ist es, das ihn in seinem Lebensabende beschäftigte und welchen zu vollenden ihm die Vorsehung erlaubte.

Fast alle gelehrten Gesellschaften der ganzen Erde schätzten es sich zur Ehre, Humboldt als Mitglied begrüßen zu können, und die zahlreichsten Zeichen der Anerkennung und allgemeinen Verehrung wurden ihm während seiner großen Laufbahn zu Theil. Sein Tod überraschte nicht, er hatte ein seltenes

Alter erreicht und stets war sein Geist klar geblieben. Sein Name wird nur mit der höchsten Achtung von allen civilisirten Nationen der Welt genannt, und wo er erschallt, repräsentirt er am würdigsten die geistige Größe des deutschen Volks, dessen Sohn er ist.

Der erste und der letzte Tag im Noviziat.

Novelle von E. von Dincklage.

(Schluß.)

Der schöne Fritz war, wie erwähnt wurde, vor Eröffnung des Capitels mißmuthig fortgeritten, dann und wann folgte der Fuchs, der ihn trug, lange seiner eignen Fantasie, die ihm eingab, irgend einem Chausseestein zu Ehren in einen kurzen, unregelmäßigen Trab zu fallen, bald bedächtig wie ein Bürgermeister im Ornate einherzuschreiten, endlich einer innern Melancholie nachgebend den Kopf zu senken, und ein Hamlet unter den Pferden, alles zu verachten, bis auf die Stechfliegen und zwei alte unscheinbare Krippen an der Thür einer Schenke. Diese elegische Stimmung ward durch einen Druck der Sporen unterbrochen, welche ganz dieselbe Wirkung äußerten, wie die Mahnung edler Mütter an ihre Töchter: Tenez vous droite, les officiers vous regardent! Der Fuchs erinnerte sich, daß er ein Schulpferd sei, und sprang sofort in einen eleganten, wiegenden Galopp über. Nicht genug — murmelte indeß der Reiter — daß ich mich jammervoll blamirt habe, es scheint ein allgemeiner Wolkenbruch über mir zu stehen; die Tante ist erbittert, selbst wenn ihre Liebe für mich ihre natürliche Gehässigkeit besiegt, darf ich nur mit großer Vorsicht in die alte Position zurücktreten, denn sich abhängig zeigen, hieße ihrer Herrschsucht rathlos verfallen. Ich habe den Muth Alles zu wagen — aber der Welt sagen: ich bin arm, habe mein Hab und Gut verschleudert! o pfui! — Freilich — sagte der Baron nach einer Pause, die der Fuchs schelmisch benutzte, in einen grünen Zweig zu beißen — freilich Erich kann und wird mir helfen, aber ihn kann ich nicht bitten! Meine selbstlose Treue für ihn ist die einzige wahre Perle in der Flitterkrone meines Ehrgeizes, nein, ihn kann ich nicht bitten: Bezahl mir's, daß ich das Herz eines Bruders hatte und zeigte! Dies gute Gefühl ermunterte den Reiter, seine Züge wurden zuversichtlicher, und er tröstete sich: Nein, die Tante wird den Guerilla-Krieg gegen mich nicht entbehren können, sie erdrückt schwache Gegner, aber schont die ebenbürtigen!

Um vier Uhr Nachmittags verfolgte ein Reitknecht denselben Weg, den Baron Röhritz am Morgen zurückgelegt hatte, er trug in der Tasche einen Brief der Abtissin an ihren Neffen, mit dem kurz ausgesprochenen Wunsch, derselbe möge sofort zum Stifte zurückkehren, nebst einer zwei Bogen langen Zuschrift des Hauptmannes. Der schöne Fritz, welcher in der Veranda vor

seinem Gartenhause ausgestreckt lag, nahm nach Empfang des Billets eine bequemere Stellung ein, und erwiederte: Sag, ich würde kommen! mit der Miene eines Millionärs, der einen Gulden verschenkt. Jeden Falls war seine Eile nicht groß, das Versprechen zu erfüllen, denn es wurde bereits sieben, eh' er die halbe Meile bis zum Stifte zurückgelegt hatte. Die Hochwürdige trat nie unmittelbar an's Fenster, aber von ihrem Schreibtisch aus beherrschte ihr Blick einen Theil der Landstraße, sie schrieb, so oft die Kammerfrau eintrat, aber diese bemerkte, daß die gebietende Hand immer auf demselben Breiten- und Längengrade des großen und liniirten Rechnungsbuches ruhte, und also die Zwischenzeit mit andern Gedanken ausgefüllt wurde. Endlich, nach zweistündiger Beschäftigung der Art, rollte ein leichter Wagen heran mit zwei Braunen bespannt, er hielt mitten vor der Einfahrt und der Kutscher blieb auf seinem Sitz, wie zu sofortiger Rückkehr. Nach abermals zehn Minuten erschien Fritz auf der Schwelle, den Hut in der Hand.

Du hast befohlen, Tante! sagte er, ohne sonstigen Gruß.

Ich wollte Dir vorschlagen — sprach die Dame — heute Abend hier zu bleiben, ich erwarte das Brautpaar und Deinen Bruder!

Deine Güte und Rücksicht für mich kommt leider etwas verspätet, Du hast vorgezogen, Dir und Deinen Ansichten zu folgen, so gehöre ich ungetheilt den meinigen!

Fritz trat an's Fenster, um dem Kutscher einen Wink zu geben, sich bereit zu halten.

Fritz — begann seine Tante abermals — Dein Betragen wird Aller Blicke auf das lenken, was Dir Unangenehmes widerfahren ist, Deine Klugheit muß Dir rathen, jedes Aufsehen zu vermeiden, welches der Achtung für Dich Eintrag thun wird!

Achtung? — rief der Neffe spöttisch — mich wundert's in der That, Dich einem Fantome nachjagen zu sehen, an das Du selbst nicht glaubst!

Ich halte sie für ein nothwendiges Attribut unsrer Stellung! gab die Hochwürdige zurück. Der Baron verschränkte die Arme und schwieg mit fühlbarer Absichtlichkeit.

Du meinst — fuhr die Abtissin fort und drehte ihren Sessel ein wenig nach dem Zuhörer — Du meinst, man fürchtet mich mehr, als man mich achtet?

Der junge Mann lächelte: Weßhalb fürchten? — fragte er mit scharfer Betonung — hat Dich denn Eva von Haidebrink gefürchtet? Freilich, die ist gleichsam ein feuerfester Charakter, aber auch die Rosthelm fürchtet Dich nicht.

Die Feder, die noch in der Hand der Tante lag, zerknickte durch einen jähen Druck, die Abtissin ward blasser, als man es möglich gehalten, denn sie hatte nie Farbe.

Auch ich fürchte Dich nicht! sagte der mitleidlose Quäler. Ich habe Dich nie gefürchtet, aber bis heute habe ich Dich geachtet, leb' wohl!

Fritz! — keuchte die Dame — ich ließ Dich rufen, um Dir zu sagen, daß ich ihrem — Arabella's Sohn die Hand gereicht habe!

Unfreiwillig! sprach gleichgültig der Baron. Das Gesicht der Abtissin sank in ihre Hände, sie kämpfte mit einem Geständniß, das nicht über die hartnäckigen Lippen wollte.

Fritz — klang es endlich mit unsäglicher Anstrengung — ich habe in den letzten Jahren mehrere Male Blut gehustet, es kann endlich, vielleicht bald, ein letzter Anfall kommen, und wie wird dann meiner gedacht werden?

Der Baron schwieg; die Hochwürdige erhob das Haupt und ging mit gleichmäßigen Schritten und fester Haltung auf ihren Neffen zu.

Ich verstehe Dich, mein Sohn! — sprach sie — nicht weil Du jetzt mir unverholen zeigst, was ich vielleicht nicht verdient habe, durch Dich zu erfahren, sondern weil ich einen Menschen achten gelernt habe!

Eva? rief der Baron. Die Abtissin lächelte schwach:

Sie ist nur das Licht an einer heiligen Flamme entzündet, die lange nach ihrem irdischen Tode noch eine Welt der Güte beleuchtet, bis jetzt haftete noch ein Flecken auf diesem Namen, sie schien der Convenienz geopfert zu haben, was dem Herzen entzogen war, aber jetzt hat sie sich gerechtfertigt!

Tante — sprach nach einer Pause der Baron freundlich — sei einmal aufrichtig, es ist vielleicht doch nicht die Todte, die Dein Herz bewegte, es ist die Sehnsucht, ich möchte sagen die Eifersucht, Theil an der lebenden Eva zu haben!

Du irrst! rief die Abtissin streng.

Ich gehe noch weiter — fügte der Neffe hinzu — es ist die künftige Gräfin Wittnig, auf deren Stirn Du einen Strahl des eignen, verglüht gedachten Morgenroths erblickst!

Um Gottes Willen! bat die Abtissin erregt auf die Thür deutend.

Es hört Dich Niemand, als wir zwei Freunde, Du und ich! — sagte der Baron herzlich — sieh, Tante, ich habe Dich bis heute geachtet, um Dich von heute an zu lieben!

Die Kammerfrau trat mit der Bitte ein, rasch Toilette zu machen, da die Gäste bereits in den Salon geführt würden.

Meine Tante — schnitt Fritz jede Antwort ab — wird ihre Verwandten im Hauskleide und hier im Schreibzimmer empfangen!

So traten sie denn ein; die Abtissin stand ernst und kalt wie immer da; Fritz begrüßte das Brautpaar einfach und verwandtschaftlich, nachdem die Dame des Hauses Paul fast unhörbar als: Dein Vetter! vorgestellt hatte.

Sie sind doch wohl, hochwürdige Frau? fragte Eva besorgt auf sie blickend; die Abtissin zog sie zu sich heran und sagte:

Eva, wenn Sie Ihrer künftigen Schwiegermutter sagen, daß ich eine strenge, harte Frau bin, so vergeßt beide nicht, daß viel Weh dazu gehört, ein liebedurstiges, energisches Gemüth so zu verhärten!

Ja, es ist sehr hart gegen sich selbst! wagte Eva zu erwiedern; und als die gebietende Hand in der ihren ruhen blieb, sagte sie freudebebend: O ich wußte es, daß noch schöne, lebensfrische Klänge in dieser schmerzdurchkrampften Seele wohnten, ich hatte es gewußt, wenn ich sie nie vernehmen konnte, und jetzt? — Sie blickte schüchtern empor und erschrack, an dieses Antlitz solche Worte gerichtet zu haben.

Du hast es gedacht? — fragte die Abtissin mißtrauisch — weßhalb gedacht? — lüge nicht, Eva!

Ich lüge nie! — antwortete Eva — aber ich fühlte, daß ein tiefes Zerwürfniß und ein endlicher noch tieferer Frieden wäre und sein wird!

Die Hochwürdige betrachtete Eva prüfend, und das Mädchen zuckte nicht. Ich traue Dir! war der Schluß dieser Beobachtung, und geräuschlos schritt die Gebietende auf die Männergruppe zu, die beklommen das Zwiegespräch überwachte, welches so Vielen die Versöhnung, einem irrenden, stolzen Herzen aber die durch dreißig Jahre entbehrte Ruhe, den lange, lange verlornen Glauben zurückgeben sollte.

Um den Theetisch gereiht entstand eine Schwüle in der kleinen Gesellschaft dadurch, daß jeder Anwesende seine neue Position recht ins Auge faßte. Die Abtissin schien körperlich abgespannt; Eva kämpfte mit dem Wunsche, den guten Augenblick in der Stimmung der neuen Tante zur Erreichung eines Wiedersehens mit Pauls Mutter zu benutzen, und doch fand sich nie der Faden, ihre Bitte schicklich daran zu knüpfen. Paul fühlte sich, noch gekränkt im Geiste seiner Mutter, zu sehr auf feindlichem Boden, um unbefangen zu sein, oder zu scheinen. Der Hauptmann versank in Träumereien und Fritz, der seiner schönen Begeisterung so edelmüthig genügt hatte, attaquirte mit seiner oft erprobten Conversationsgabe nicht ohne Bitterkeit den Grafen. Einen Augenblick schien er bei allen Behauptungen, die er aufstellte, siegreich, sobald aber Paul sie auf den Grund des wirklichen Wissens herabgedrückt hatte, war letzterer seinem eitlen Cousin stets überlegen, und Eva's Brust hob sich im gerechten Stolze. Beim Abschied brachte die Novize ihre Bitte vor, aber so befangen, daß sie schon deßhalb kurz zurückgewiesen wurde. Paul und Eva sagten einander nichts als: „Gute Nacht!" aber der Hauptmann erbleichte bei diesem Gruß und stieg mit dem dreimal beglückten Liebhaber, dem ein solches Gute Nacht gewünscht wurde, schweigend die Treppen hinunter.

Die Abtissin sagte ihrem Neffen: Er sieht ihm nicht ähnlich, er gleicht seiner Mutter! Fritz nickte nur und verschwand, um noch in derselben Nacht zu Haus zu fahren. — So schloß der letzte Tag im Noviziat.

Seit einigen Jahren trägt Eva, Gräfin Wittnig, statt der Stiftshaube ein sehr coquettes Rosenmützchen; wer sich für sie interessirt, wird gern hören, daß es noch eine unverheirathete Eva gibt, die ihr sehr ähnlich sieht, dieselbe bereitet sich für den künftigen, häuslichen Beruf bereits dadurch vor, daß sie zwei sehr kleine, sehr dicke Hände zusammenklappt und zu singen versucht: Backe, backe Kuchen! — Ihre Großmutter und Großtante hielten sie über die Taufe, und neben andern Pathengeschenken figurirt auch ein silberner Becher in Herzform, durch ein großes Wappen geziert.

Die arme Aurora von Rosthelm, die eigentlich der souffre douleurs der ganzen Begebenheit ist, hat sich wieder aufgerichtet von ihrer Enttäuschung, und da sie bei den folgenden Klatschereien mehr Vorsicht anwandte, ging Alles viel glücklicher, besonders hatte sie die Befriedigung, der Stiftspförtnerin noch allerlei anzuhängen, bis diese, ehe noch die Sache völlig entschieden war, einem frühen Tode erlag.

Das Großherzogthum Toscana,

geschildert von Dr. H. A. Daniel im demnächst erscheinenden zweiten Band seines Handbuchs der Geographie.

(Schluß.)

Cosimo's großer Enkel Lorenzo, „il Magnifico“, welcher der Verschwörung der Pazzi glücklich entgangen, stellte die Staffel der Größe, das Bankiergeschäft, zur Seite; ohne irgend einen Machttitel regierte er Florenz und versammelte als freundlicher Mäcen die feinsten und gelehrtesten Männer um sich. Damals war Florenz ein großartiger Mittelpunkt der Cultur, eine der ersten Industrie- und Handelsstädte Italiens, die Vaterstadt der italienischen Sprache, Sitz von Malerschulen und Schule aller bildenden Künste. Bald nach Lorenzo's Tode 1492 wurden die Medici nochmals auf 18 Jahre vertrieben, der französische König Karl VIII. führte auf seinem italischen Zuge Volksherrschaft zurück und der Dominikaner Savonarola stritt bis zum Scheiterhaufen für politische und religiöse Freiheit. Aber 1512 kehrten die Medici wieder; der vollständige Uebergang von der florentinischen Republik zur mediceischen Erbmonarchie war lange vorbereitet. 1531 ernannte Karl V. Alessandro Medici zum ersten Herzog von Florenz. Das ganze alte Toscana war schon seit längerer Zeit in Florenz aufgegangen. Pisa hatte sich im Kampfe mit Genua geschwächt, war seit 1390 von Mailand, seit 1407 von Florenz abhängig. Mit spanischer Hülfe ward 1557 auch Siena zugefügt. Der neue Titel eines Großherzogthums Toscana schien gerechtfertigt. 1569 erhob der Papst Herzog Cosimo zum Großherzog, und Kaiser Maximilian erkannte 1575 diese Würde unter der ausdrücklichen Bedingung an, daß sich der Großherzog als Vasallen des heili-

gen römischen Reiches ansehe. 1699 gab Kaiser Leopold I. die Anrede „Königliche Hoheit" zu. Mit Johann Gasto starb 1737 das Haus der Medici aus.

Nach dem 1735 zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Frieden trat der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl der österreichischen Erbtochter Maria Theresia, sein deutsches Reichsland an Frankreich ab und erhielt dafür Toscana. Doch versprach er seinen neuen Unterthanen, daß Toscana und Oesterreich nie unter einem Herrscher vereinigt sein sollten. So ward nach seinem Tode 1765 sein zweiter Sohn, Leopold, Großherzog von Toscana, welches zu einer Secundogenitur Oesterreichs erklärt ward. Seine Regierung, von den Aufklärungsprincipien des 18 Jahrhunderts getragen, hat für den materiellen Aufschwung des Landes viel geleistet, vielen Mißbrauch mit zweckmäßigen Reformen vertauscht, freilich auch, wie es dieser „plattverständigen Ansicht von Staatsangelegenheiten" eigen ist, das Historisch-Erwachsene überhaupt gering geachtet. Die in der Kirche versuchten Reformen haben zu keinem bleibenden Ergebniß geführt. Als Leopold 1790 Kaiser wurde, folgte ihm in Toscana sein zweiter Sohn Ferdinand. Bald ward derselbe in den Krieg gegen Frankreich mit verwickelt; 1799 besetzten die Franzosen das ganze Großherzogthum, und Ferdinand wurde später in Deutschland, damals dem allgemeinen Länderspittel für entthronte oder beraubte Fürsten, als Kurfürst von Salzburg, dann als Großherzog von Würzburg versorgt. Inzwischen gab Frankreich, mit Spanien in Freundschaft, dem Infanten Ludwig, frühern Erben von Parma, Hetrurien 1801 als Königreich „für ewige Zeiten", ein Annex der Krone Spanien. Aber die Ewigkeiten der napoleonischen Zeit waren kurz. 1803 starb König Ludwig I., seine Gemahlin Marie Louise regierte für ihren unmündigen Sohn Karl Ludwig. Aber schon 1807 wurde Hetrurien gegen den Köder des nördlichen Portugal von Spanien abgetreten und 1808 mit Frankreich vereinigt (Departements des Arno, Ombrone und des Mittelmeers). Napoleons Schwester Elise erhielt den Titel einer Großherzogin von Toscana und präsidirte dem Generalgouvernement in Florenz. Der Einsturz des Kaiserreichs führte Ferdinand zurück, und er erhielt nicht nur Toscana in den alten Grenzen wieder, sondern dazu den früher neapolitanischen Stato degli Presidj (Piombino, Orbitello, ein Theil der Insel Elba), den Spanien 1557 vom Gebiete der Stadt Siena für sich behalten. Die Erwerbung von Lucca und andere Gebietsveränderungen von 1847 sind erwähnt.

Das Großherzogthum Toscana in seinem jetzigen Umfange begreift das untere Thal des Serchio, das oberste Tiberthal, das ganze Arnothal, den nördlichen Theil der Chianasenke, den toscanischen Sub-Apennin, die Plateaulandschaft und die Maremmen von Toscana. Einige nordöstliche Districte liegen am Osthange des Apennin an Flüssen, die zum adriatischen Meere

gehen. Der Flächeninhalt beträgt 402 □ M. Ein Drittel rechnet man auf Gebirgsland, in dem starke Viehzucht getrieben wird, ein zweites Drittel kommt auf sumpfiges Küstenland, das letzte ist fruchtbares Hügelland, in dem alle Produkte des nördlichen Italiens üppig gedeihen. Ackerbau, Wein- und Olivenbau und Seidenzucht.*)

Einwohner zählte man 1858 1,793,967 (1855 1,817,466), etwa 4400 auf die □M. Sie sind der Abstammung nach romanische Etrusker mit Beimischung germanischen Elements. Außer 1200 Protestanten, 300 Griechen und Armeniern und 7000 Juden (fast alle Akatholiken in Florenz und Livorno) bekennen sich die Einwohner zur römischen Kirche. 4 Erzbischöfe zu Florenz, Lucca, Pisa, Siena; 18 Bischöfe. 1840 145 Mönchs- und 80 Nonnenklöster. 2727 Kirchspiele.

Die Handelsmarine zählte 1858 959 Schiffe, der Werth der Einfuhr betrug 1855 über 90 Mill. Francs, die Ausfuhr 69 Mill. Francs. 1855 besaß Livorno 119, Elba 48, Viareggio 5 Schiffe. Drei Marinedepartements: Livorno, Viareggio, Elba.

Nachdem die Revolution 1848 dem Großherzog eine Constitution abgenöthigt, 1849 ihn für abgesetzt und Toscana als Republik proclamirt hatte, ist nach ihrer Bekämpfung die Verfassung seit 1852 wieder unumschränkt monarchisch. Nach dem Aussterben des Mannsstammes erbt der nächste Prinz des kaiserlich österreichischen Hauses. Großherzog Leopold II., geboren am 3. October 1797, succedirte 1824. Erbgroßherzog Ferdinand, geboren am 10. Juni 1835. Prädicat: Königliche Hoheit. Die Geschwister und Nachkommen führen den Titel Erzherzog. Titel: kaiserlicher Prinz von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, Großherzog von Toscana.

Die Einnahmen betrugen 1858 38,870,000 Lire, die Ausgaben 38,868,365 Lire. Toscana hatte früher keine Schulden, jetzt über 33 Mill. Francs angegeben. Das Heer zählt 17,205 Mann, die Flotte drei Schooner und zwei Kanonenboote.

Unterhaltungen.

— **Die politischen Sekten in Italien.** Der Bund der Carbonari, vielleicht von den Calabresischen Kohlenbrennern, deren viele ihm angehörten, so genannt, ist im Jahre 1811 entstanden. Wo die Carbonari eigentlich herstammen, ob aus dem revolutionären Frankreich, ob aus Deutschland oder Calabrien, ist nicht zu entscheiden. Die Geschichten und Sagen

*) Leo: Die Feldarbeit in Toscana ist mehr Gartenarbeit, Wein- und Olivenpflanzungen machen den Hauptbestandtheil aus; das Meer lockt nicht so wie den küstenbewohnenden Genuesen, und der Einwohner von Toscana ist nicht mit so brutalen Genüssen zufrieden wie der Ligurier; die Folge ist, daß Toscana von einem arbeitsamern, rührigern und folglich auch innerlich gebildetern Volke bewohnt wird als andere Theile Italiens.

über das erste Erscheinen dieser mystischen Gesellschaft klingen unglaublich und märchenhaft. Mürat suchte sie schon für sich zu gewinnen, aber wie er mit Napoleon sowohl als Oesterreich ein zweideutiges Spiel trieb, so spielten auch die Carbonari mit ihm. Die vorher ihm halfen, erhoben sich im Frühjahr 1814, als er am Po stand, gegen ihn, und verbanden sich mit dem Bourbonen Ferdinand in Calabrien. Der Geheimbund verbreitete sich bald über ganz Italien und im Juli 1819 versuchte er einen Aufstand in Macerata, der aber mißglückte. Als die Julirevolution in Frankreich ausbrach, war der Kirchenstaat der Hauptsitz der Carbonari. Der Aufstand brach rasch nach einander in der Romagna, in Modena und Parma aus, von den Carbonari geleitet. Mazzini gründete nun die geheime Gesellschaft „das junge Italien" (La Giovine Italia), deren ersten Mitglieder meist Carbonari waren. Ihre Fahne hatte die italienischen Farben (weiß, roth und grün) und trugen auf der einen Seite die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, auf der andern: Einigkeit, Unabhängigkeit. Die von Mazzini gegründete Gesellschaft, welche sich eng mit der Carbonaria verband, übertrifft an Schlauheit, Thätigkeit und gewissenloser Wahl der Mittel (politischer Mord ꝛc.) alle bisher bekannten Geheimbünde. Ihre Organisation ist vorzüglich und beruht auf einer Stufenleiter von mehr oder minder eingeweiheten Klassen und auf der Zersplitterung der untersten Stufe in eine Masse von kleinen Vereinen. Die fünf Stufen sind: der große Rath, der Generalkreis, der Provinzialkreis, der Bezirkskreis und der Gemeindekreis. Die Mitglieder des großen Rathes und der Generalkreise in Rom und anderen Hauptstädten heißen Groß-unitarier und nur sie kennen alle Zwecke und Mittel der Gesellschaft. Dem großen Rath ist jedes Mitglied unbedingten Gehorsam schuldig; er hat drei Losungsworte; die Unitarier, zu denen alle in die Provinzial- und Bezirkskreise Aufgenommenen gehören, haben deren zwei. Die Gemeindekreise dürfen höchstens aus vierzig Mitgliedern bestehen. In größeren Orten gibt es viele neben einander, aber sie stehen nicht unter sich, sondern nur mit dem vorgesetzten Bezirkskreise in Verbindung. Welche Verschworenen die Verbindung zwischen Stufe und Stufe unterhalten, ist Niemanden als ihnen selbst und ihren Auftraggebern bekannt. Als Mazzini nach London floh, gingen die Vertrautesten mit ihm und wirkten von hier aus durch Flugschriften. Ob Orsini ein Werkzeug der Carbonaria war und wie Louis Napoleon über den Orden dachte, vermag Niemand zu bestimmen. Den Mazzinisten galt die italienische Einheit nur in der Form der einen und untheilbaren Republik. Ihre Gegner waren die Santedisten und Calderari (Kupferschmiede), welche aber nur im Kirchenstaate eine Bedeutung hatten. Hier ergänzten sich die Santedisten aus den niedern Klassen und zeigten gelegentlich durch die That, daß es ihnen Ernst sei mit dem eidlichen Gelöbniß, das jeder bei der Aufnahme in den Bund zu leisten hatte, „den Thron und den Altar aufzurichten auf den Gebeinen der ehrlosen Liberalen, und sie auszurotten ohne Mitleid für das Geschrei der Kinder und die Thränen der Greise und Frauen." Bei den Gebildeteren dieser Partei nahm der Santedismus eine guelfische Färbung an und kam dadurch dem Einheitsgedanken näher. (Vergl. Geschichte Italiens von Dr. Hermann Reuchlin. Erster Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1859, und: Italien. Von Dr. Otto Forster. Leipzig, Verlag von Ernst Schäfer, 1859).

— **Die Oesterreicher in Italien.** In den Preuß. Jahrbüchern 1858, Bd. II. Heft 3, S. 271 befindet sich darüber ein Aufsatz, in dem es heißt: Oesterreich muß jede Bewegung Piemonts überwachen, sei es in Betreff des Thronwechsels, sei es, daß im Lande neue Ideen einschleichen sollten. — Im Fall eines Kriegs mit Frankreich ist kein Augenblick zu versäumen, entweder Piemont durch Schrecken (eines einrückenden Heeres) zu nöthigen, unser Verbündeter zu werden, oder in kühnem Anlaufe es zu überraschen und die Keime seiner Kräfte zu zerstören. Gesch. Italiens von Dr. Hermann Reuchlin. Erster Theil S. 67. —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Nº 21. Frankfurt a/M., den 21. Mai. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Nach kurzer Unterbrechung haben die Elemente ihren Protest gegen den Beginn des frevelhaft heraufbeschworenen Weltkampfes von Neuem aufgenommen; der Regen, melden die Depeschen, fällt wieder in Strömen und hemmt die Operationen. Unter dem Einfluß solcher Witterung beginnen in beiden Armeen schon jetzt Lagerseuchen aufzutreten. Ich habe das Meinige gethan, thut ihr das Eure — wird, wenn der Reigen endlich eröffnet wird, das Fieber zu den Kanonen sagen können.

Von nicht minderer, ja man möchte sagen von noch größerer Bedeutung als das, was in der nächsten Zeit auf dem Kriegstheater vorgehen wird, sind die Verhandlungen, welche gegenwärtig theils vor Aller Augen, theils hinter der Bühne in Deutschland gepflogen werden. Das deutsche Volk hat alle Ursache, seine Augen offen und seine Ohren steif zu halten. Einzig und allein zu dem Zwecke, daß Oesterreich nicht seine erste Schlacht verliere, wollen wir allerdings Deutschland nicht in unabsehbare Gefahren gestürzt sehen. Erklären wir uns deutlicher.

Die von der Regierung Preußens in Uebereinstimmung mit den Kammern abgegebene Erklärung geht bekanntlich dahin, daß sie im geeigneten Augenblicke „selbst über das Maß ihrer Bundespflichten hinaus" für das

Recht und die Interessen Deutschlands eintreten werde. Das Wann dieses geeigneten Zeitpunkts aber zu bestimmen, fügt sie hinzu, müsse ganz allein ihr selbst anheimgegeben werden, keinenfalls werde sie sich den Entschluß zur Theilnahme am Kriege durch eine Bundesmajorität oder überhaupt durch einen „fremden Willen" octroyiren lassen. Verschiedene Redner, namentlich der jetzt s. g. rechten Seite, also der ministeriellen Partei, betonten diesen letzten Punkt, und daß die Regierung hiebei das ganze Land hinter sich habe, mit auffallender Stärke; wir haben einigen Grund zu der Vermuthung, daß hauptsächlich zu dem Zwecke, damit dies öffentlich constatirt werde, die ganze Debatte über die Tagesfrage hervorgerufen wurde. Nun hat aber auf der andern Seite Hannover beim Bund beantragt, ein Observationscorps am Oberrhein aufzustellen; Preußen protestirte hiegegen und entsandte zugleich den General Willisen nach Wien und Herrn von Alvensleben nach München, um an diesen beiden Hauptorten des österreichischen Lagers wo möglich eine Zurücknahme der gefaßten Entschlüsse, welche über die bloße Aufstellung eines Observationscorps leicht noch hinausgehen dürften, zu erwirken. Während wir dies schreiben, ist noch nicht entschieden, ob der Antrag Hannovers in Folge des preußischen Protestes fallen gelassen wird. Wo nicht, und wenn bei der Abstimmung Preußen den Kürzeren ziehen sollte, dann wären wir bei der Sprengung des deutschen Bundes angekommen.

Das ist aber noch nicht der ganze Umfang der Gefahr, welche augenblicklich droht. Das Wiener Cabinet drängt zu Maßregeln des Vorgehens gegen Frankreich aus dem naheliegenden Grunde, um zu verhindern, daß L. Bonaparte noch größere Massen seiner verfügbaren Heereskraft nach Italien dirigire. Man wird, wenn man sich in Oesterreichs Lage versetzt, diesen Wunsch nur natürlich finden; eine andere Frage aber ist die, ob es unserem, dem deutschen Interesse im engeren Sinne, entspricht, es schon jetzt zu einer Aggression gegen Frankreich kommen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß Preußen dem dann auf deutschen Boden sich spielenden Kampfe entweder ganz fern bleibt oder doch nur widerwillig und mit heimlichem Zähneknirschen sich daran betheiligt. Diese Frage müssen wir mit aller Entschiedenheit verneinen. Man wird sich erinnern, daß wir unserntheils, und zwar hauptsächlich im Hinblick auf die Stellung Rußlands, stets für eine möglichst rasche Theilnahme von ganz Deutschland am Kriege gestimmt haben, und vielleicht haben Manche gerade darum unsere Ansichten allzu „österreichisch" gefunden. Wir sind indeß an sich weder österreichisch noch preußisch, sondern lediglich deutsch, das will sagen, wir gehen mit derjenigen von beiden Mächten, welche im gegebenen Falle die Interessen Deutschlands auf ihrer Seite hat. Das Interesse Deutschlands aber erheischt gebieterisch, daß der unselige Gedanke, den Krieg mit Frankreich, es sei denn im Falle gerechter Noth, auch ohne Preußen zu beginnen, sofort und ohne alle Um-

stände aufgegeben wird. Es versteht sich, daß man bei diesem Gedanken sich von der geheimen Hoffnung leiten läßt, Preußen werde, sei der Krieg nur erst einmal da, wohl oder übel doch sofort mitgehen müssen. Hierin könnte man sich aber denn doch gewaltig täuschen.

Es kann nichts helfen, in der gefahrvollen und bedrohten Lage, in der wir sind, noch länger den wirklichen Stand der deutschen Dinge zu bemänteln; sprechen wir die volle, unverschleierte Wahrheit aus, die Wahrheit allein hat befreiende nnd rettende Kraft. Die Zurückhaltung Preußens, gegenüber dem süddeutschen Vorwärtsdrängen, mag so verblendet sein als sie will, sie ist nun einmal Thatsache. Diese Thatsache auf ihren innersten Grund zurückgeführt, beruht darin, daß Preußen, Regierung wie Volk, sich diesem Kriege gegenüber in einer sehr getheilten und gemischten Stimmung befindet. Einestheils begreift man dort die von Frankreich und der Bonaparte'schen Politik des l'un après l'autre drohenden Gefahren vollkommen, das heißt, man begreift, daß man für sich selber sorgt, indem man zu Oesterreich steht. Etwas weniger allgemein und gründlich allerdings scheint die Einsicht über die wahren Pläne und Gedanken Rußlands dort zu sein, Rußlands, das wir unserntheils nicht anstehen, für einen weit gefährlicheren Feind Deutschlands, als zehn Bonaparte's, für unseren wahren „Erbfeind" zu erklären. Konnte sich ja doch u. A. ein Abgeordneter, wo wir nicht irren Riedel, bis zu der Hoffnung versteigen, Rußland werde sich zuletzt doch noch der Coalition gegen Frankreich anschließen! Noch lebhafter wurde der Idee einer Wiederherstellung der heiligen Allianz im Herrenhause das Wort geredet. Man sprach dabei von Rußlands alten Traditionen, von der Ehre, die es ihm verbiete, mit einem Bonaparte und der Revolution zusammen zu marschiren u. s. w. Dergleichen hört man wohl hin und wieder auch im Publikum; aber wie Jemand, der auch nur eine Stunde lang im Buche der Geschichte russischer Politik gelesen hat, solche Naivetäten äußern kann, ist uns absolut unbegreiflich. Niemals hat sich die russische Politik durch Traditionen, durch Rücksichten der Ehre und Reputation, durch sogenannte Grundsätze und überhaupt durch sittliche Bedenken irgend welcher Art abhalten lassen, ihr Staatsinteresse zu verfolgen, niemals! Wer uns den Beweis auch nur eines Falles in der Geschichte Rußlands liefert, dem wollen wir ein öffentlich beglaubigtes Zeugniß unserer vollkommenen politischen Unzurechnungsfähigkeit ausstellen. Wer freilich etwa die Rettung Oesterreichs vom Jahre 1849 als einen Fall der Art, als einen Akt ritterlicher Großmuth (ähnlich wie die „Großmuth" Alexanders gegen Frankreich vom Jahre 1815) ansehen wollte, mit dem würden wir uns in gar keine Debatte einlassen. Sittliche Rücksichten in der Politik nehmen überhaupt nur die Germanen, aber weder die Slaven noch die Romanen; was sich aus dem Grundcharakter dieser beiden Racen erklärt, bei denen die Bedeutung der Persönlichkeit, mithin auch des Ethischen, hinter

die Zwecke des Allgemeinen zurücktritt. Der Jesuitismus mit seinem berüchtigten Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, ist in dieser Hinsicht nur der consequenteste und geistig potenzirteste Ausdruck des Romanenthums. Doch vertiefen wir uns nicht in Reflexionen. Was die Revolution anlangt, so hat sich Rußland mit ihr oft genug schon verbündet und wird sich gegen sie nicht eher wenden, als bis es Ursache zu haben glaubt, von ihr für sich selbst fürchten zu müssen, wozu im Augenblicke doch nicht der geringste Grund vorliegt. Nur in dem einen Falle wäre ein Bündniß Rußlands mit Oesterreich und Deutschland denkbar, wenn es als Preis der Coalition die Donauländer, d. h. Konstantinopel in spe, zugesagt erhielte. Würde Oesterreich diesen Preis gewähren, so beginge es einfach einen Selbstmord und zugleich einen Verrath an Deutschland und dem ganzen Westen. Uebrigens weiß man in Petersburg recht gut, daß Oesterreich, sobald es zu neuen Kräften gekommen wäre, mit aller Macht bestrebt sein mußte, die Russen wieder aus jener Position zu vertreiben; Rußland wird also auch dieser Einsicht gemäß handeln, d. h., Alles was an ihm liegt zur Schwächung der süddeutschen Großmacht aufzubieten suchen. — Also man sieht in Preußen die Gefahr wenigstens von ihrer Westseite; sodann fühlt man dort ohne Zweifel lebhaft genug, daß nicht nur die Bundespflicht, Ehre und Sittlichkeit, sondern eben so sehr das Bedürfniß, „moralische Eroberungen" in Deutschland zu machen, es erheischen, Oesterreich nicht im Stich zu lassen, mag auch dieses selber gegen Preußen von jeher sich noch so schändlich betragen, d. h. von den jeweiligen Vortheilen seiner Stellung stets den umfassendsten Gebrauch gemacht haben. Das ist das Eine. Anderntheils aber ist man sich in Preußen sehr wohl bewußt, erstens wie unfertig, schwach, im besten Falle halbmächtig der preußische Staat ist, so lange er nicht den durch die Nothwendigkeit seiner Lage in ihn gepflanzten Trieb befriedigen kann, die deutsche Führerschaft zu übernehmen und die Lücken seiner Machtstellung durch das Heranziehen der Kräfte des übrigen nichtösterreichischen Deutschlands in den Dienst seiner Staatszwecke auszufüllen. Sodann aber weiß man weiter, daß Oesterreich diese Ausrundung Preußens zu einer wahrhaften, selbständiger Action fähigen, nicht zur bloßen Passivität verurtheilten Macht nimmermehr zugeben wird, es sei denn im Falle äußerster Noth und Bedrängniß, aus welcher es durch Preußen allein errettet werden kann. Preußens einzige Gelegenheit ist sonach Oesterreichs Verlegenheit. Von dieser Seite betrachtet ergibt sich denn bei der gegenwärtigen Krisis für Preußen als heimlicher Wunsch und mehr oder minder bewußter Hintergedanke, die Verhältnisse möchten eine Gestalt annehmen, bei der es ihm gestattet wäre, Bedingungen seiner Hülfeleistung zu stellen, welche jenem Ziele oder doch der Anbahnung desselben entsprechen. Gegenwärtig nun ist die Bedrängniß Oesterreichs lange noch nicht groß genug, als daß sich annehmen ließe, es würde Zugeständnisse der Art bewilligen.

Umgekehrt drängt das Wiener Cabinet deßhalb auf rasche Theilnahme Preußens am Kriege, weil es für dieselbe dermalen noch keinen Preis zu zahlen braucht, und es bedient sich hiebei der deutschen Mittelstaaten als Bundesgenossen, weil diese, die ehemaligen Darmstädter, in diesem Punkt ein verwandtes Interesse haben.

Wenn nun, wie gesagt, Preußen, das heißt der Prinzregent, auch entschlossen sein mag, Oesterreich, sobald seine Machtstellung ernstlich gefährdet erscheint, unter allen Umständen beizuspringen, so ist jene vorhin erörterte Rücksicht doch sehr geeignet, die Kraft des Entschlusses zu lähmen und der preußischen Thatbereitschaft die Spitze abzubrechen. Nur mit Zaudern und Sträuben, es ist dies allzu natürlich, wird Preußen das Blut und Geld seines Volkes daran setzen, lediglich der Vorbeugung einer künftigen, noch nicht unmittelbar vor der Thüre stehenden Gefahr willen, den Machtbesitz Oesterreichs aufrecht zu erhalten, einen Machtbesitz, der so oft in der Richtung gegen Preußen selbst angewendet worden ist. Ein einseitiges Vorgehen aber der mit Oesterreich verbündeten Mittelstaaten könnte es vollends nur als ein Attentat auf seine Selbstständigkeit ansehen. Würde dieser Fall eintreten, so kennen wir die Preußen hinlänglich, um mit großer Sicherheit zu prophezeien, daß dann das Volk Preußens sich noch weit preußischer anlassen würde, als die Regierung; in allen Schichten würde der Ruf ertönen: wir wollen keine Schildknappen und Vasallen Oesterreichs sein, sondern ruhig abwarten — Selbstsucht gegen Selbstsucht, Preußen gegen Oesterreich! Nun mag es gehen wie es wolle, wir bleiben Gewehr bei Fuß stehen, bis sie kommen und uns fußfällig bitten, das Prinzipat über Deutschland anzunehmen! Natürlich würde in solchem Falle Rußland sich sorgfältig hüten, aus seinem Hinterhalt hervorzukommen, es müßte denn Oesterreich, mit Bayern, Würtemberg u. s. w. verbunden, große Vortheile über L. Bonaparte erringen, was nicht allzu wahrscheinlich ist. Und Bonaparte selbst würde Preußen mit noch weit größerer Courtoisie behandeln, als z. B. sein Oheim im Jahre 1805 gethan. . . .

Freilich, bei 1805 denkt Jeder gleich an 1806. Gesetzt nun auch, diese allerdings höchst eindringliche Reminiscenz würde Preußen vermögen, seinen Unmuth zu besiegen und im „Schlepptau" von Oesterreich am Kriege theilzunehmen: was wäre von seiner ohne jeden populären Aufschwung begonnenen Betheiligung dann Großes zu erwarten? Es würde sich ohne Freudigkeit, ohne Sympathie, ohne alle jene Gefühle, wodurch das rohe Kriegshandwerk einigermaßen geadelt wird, lediglich auf die enggezogene Grenze der nothdürftigsten Pflichterfüllung beschränken. Es wäre dann leicht möglich, daß ein furchtbarer und thränenreicher Kampf keine andere Erfolge für Deutschland haben würde, als daß wir mit Mühe und Noth den Angriff eines Feindes zurückgeschlagen hätten, den wir die Kraft besitzen für immer unschädlich zu machen.

Allem nach ist die Lage übel genug und die Entwickelung der deutschen Dinge noch keineswegs in dem Geleise, auf welchem allein ein sicherer und den großen Opfern entsprechender Erfolg sich erwarten läßt. Wenn je, so wäre jetzt der Augenblick gekommen, wo sich, zunächst in den Mittel- und Kleinstaaten eine große **nationale Partei** in Deutschland bilden müßte, um mit allem Nachdruck die Stimme der Nation in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Was müßte etwa das Programm einer solchen Partei sein, welche Ziele hätte sie zu verfolgen?

Die Alpenrose.

Novelle von F. Zehender.

Einsam zieh' ich durch die Straßen
Einer fremden Stadt einher,
Trübe Sehnsucht will mich fassen
In dem öden Häusermeer.
Sieh', ein Geist aus freiern Räumen
Faßt mich leise bei der Hand,
Zieht mich fort an sanften Träumen
In das schöne Schweizerland.

Erstes Kapitel.

Der Professor und sein Töchterlein.

Ehret die Frauen; sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.
Schiller.

In einer schönen Stadt des nördlichen Deutschlands, die, aus öden Sandflächen wie durch Zauberwort an's Licht gerufen, im Glanze ihrer Paläste herrlich prangt und sich mit aller Künste Blüthen schmückt, wohnte an einer der belebtesten Straßen ein ernster Mann der Wissenschaft. Ein Stubengelehrter war er nicht, auch nicht ein Mann der großen Welt; aber ein Gelehrter im ächtesten Sinn des Worts und ein wahrer Weltmann zugleich, wenn der ein solcher genannt werden kann, der das Schöne in der Welt nicht verschmäht, sondern zu den edelsten Zwecken zu benutzen weiß. Die Fenster seines hellen, von hohen Bücherschränken gezierten Zimmers schauten nicht nach der unruhigen Straße hinaus, auf welcher früh und spät das Schauspiel des großstädtischen Lebens sich abwickelte, sondern in einen stillen, freundlichen Garten, der, mit einheimischen und fremden Blumen geschmackvoll bevölkert, den Bewohner des gelehrten Gemaches jederzeit einlud, in seiner Mitte auszuruhen von dem strengen Handwerk der Gedanken. Auch nahm er diese Einladung, oft nur für Minuten und Viertelstunden, oft für ganze Stunden gern an; denn die Weltweisheit, in deren Dienst er schon beinahe grau geworden war, suchte und fand er nicht blos bei seinen Folianten und bandreichen Werken der Gelehrsamkeit, sondern auch in dem Tropfen Morgen-

thau, der im Sonnenstrahl an einem jungen Blatte glänzte, und in der reinen Farbe, mit der die Lilie ihn erfreute. Das wußte seine Tochter, eine liebliche Jungfrau von achtzehn Jahren, (er nannte sie aus alter Gewohnheit gerne sein Töchterlein; ihr Name war Anna); sie wußte dieß sehr gut und pflegte darum selbst des Gartens Blumen mit Liebe und Sorgfalt, hatte darunter ihre bevorzugten Pfleglinge und war eifrig dafür besorgt, die welkenden und altersschwachen stets mit neuen und jugendfrischen Sprößlingen zu vertauschen. Der Garten war ihre kleine Welt, war er doch ihrer frühesten Jugend Paradies gewesen; denn in ihrem Schatten hatte die verstorbene Mutter in den Tagen ihrer Kindheit ihr manche heilige und manche schöne Geschichte erzählt und manches unvergeßliche Wort der ernsten Zucht und Mahnung, sparsamer auch des Lobes und der herzlichen Freude in die Seele gesprochen. Seit einer Reihe von Jahren stand nun sie selbst nicht mehr, nur ihr treues Bild, ihr milder Geist der einzigen Tochter zur Seite, und jedesmal, wenn Letztere in den Garten trat, schien ihr die Mutter bald mit ernsten, bald mit heitern Zügen entgegenzuschweben. Darum verweilte sie so gerne Stunden lang unter ihren Blumen und Gewächsen, und der gelehrte Vater hatte daran sein Wohlgefallen.

Manche Stunde des Tages — das ist wahr — saß dieser hinter seinen Büchern; am frühen Morgen stand er schon an seinem Pulte, am späten Abend beleuchtete die liebe Studiengenossin, die Lampe, oft bis gegen Mitternacht seine hohe Stirn, sein Buch oder Heft und den stattlichen Lehnstuhl, dem er nach des Tages Arbeit gern sich anvertraute. Aber doch war ein anderes Gemach im Hause ihm eben so lieb als die Studierstube, und er fand sich regelmäßig zur bestimmten Stunde darin ein, das Gemach, worin sein Töchterlein schaltete und waltete, wo es früh den Kaffe in porzellanenem Geschirr bereit hielt, wenn der Vater, gerüstet zum Gang nach dem Hörsaal, ernsthaft hereintrat, wo es das Mahl ihm würzte mit freundlichem Gespräch oder mit dem seelenvollen Blick ihrer dunkeln Augen, wenn er, von einem Gedanken voll, ihn dem weiblichen Wesen verständlich mitzutheilen versuchte, — oder auch den Theetisch zierlich zubereitet hatte zum Empfange von Gästen, waren es nun liebe Kollegen, Professoren der gleichen Wissenschaft, oder junge Musensöhne, die er unter Vielen herausgewählt hatte zu näherem Umgang oder von fern her an ihn empfohlen worden waren. War die gelehrte Stube von einem ächt gelehrten Geruche erfüllt, an welchem auch das altgewohnte Pfeifchen einige Schuld trug, so wehte dagegen in dem Zimmer, das die Tochter als ihr kleines Reich betrachtete, ein lieblicher Duft, der Jedermann anzog und dessen Ursprung Niemand verborgen bleiben konnte, welcher das Glück hatte, nur wenige Worte aus dem Munde der jungen Gebieterin zu hören.

Anna war nicht von blendender, schnell hinreißender Schönheit, klein

von Gestalt wie ihr Vater, etwas schüchtern und unsicher im Auftreten. Unbekannten gegenüber hätte sie in der großen Welt nicht leicht eine hervorragende Rolle gespielt; ihre Vorzüge traten nur im kleinen trauten Kreise zu Tage. Hier erschien sie vor Allem als ein Bild jugendlicher Frische, als eine eben aufgehende Rose, von der noch kein rauher Wind den Duft verweht, kein heißer Sonnenstrahl ein Blatt zum Welken gebracht hat. Dieses unverdorbene frische Leben leuchtete aus ihren lebhaften braunen Augen und war ausgegossen über ihre blühenden Wangen, indeß auf ihren Lippen der Ausdruck eines freundlichen und liebreichen Sinnes schwebte, der ihr ohne Absicht viele Herzen gewann. Befand sie sich in wohlbekannter, vertrauter Gesellschaft, so übte sie eine gewisse geistige Ueberlegenheit aus und wußte auf's Gewandteste jedem Gedanken eine einnehmende oder wohltreffende Form zu geben; denn der gelehrte Vater hatte sie von früh auf strenge daran gewöhnt, sich richtig und schön und klar auszudrücken; manchmal dankte sie ihm dies im Stillen, wenn sie mitleidig zuhörte, wie Andere mit der Sprache kämpfen mußten, um den einfachsten Gedanken nur in ein einigermaßen erträgliches Deutsch zu kleiden. Am liebsten übte sie sich, ihrem Vater nachahmend, in der Kunst, Andern ihre Gedanken aus der Tiefe ihrer Seele hervorzulocken und sie durch's Gespräch in diejenige Stimmung zu bringen, in welcher sich die Menschen unverholen geben, wie sie sind. Wo ihr dies gelang, feierte sie bei sich selbst einen stillen Triumph.

Um aller dieser Vorzüge willen wurde sie geliebt, geschätzt und bewundert; sie hatte dieselben aber nicht bloß ihren glücklichen Naturanlagen zu verdanken, sondern eben so sehr der unermüdlichen Sorgfalt, mit welcher der Vater von früh auf an ihrer Erziehung und Bildung gearbeitet hatte. Sie war seine köstliche Perle, sein Augenstern, die Krone seiner alten Tage, der gute Engel, der über seinen ernsten Beruf einen lieblichen Schein verbreitete. Hunderte von Menschen hatte er schon aufmerksam beobachtet in ihrem geistigen Ringen und Wachsen, in ihren Rückschritten und Fortschritten, Hunderten selbst den Weg gewiesen, wie sie wahre Menschen werden könnten; auf seine Tochter nun wandte er die ganze Summe aller Erfahrung, die er schon gesammelt, — sollte sie da nicht ein Musterbild werden in ihrer Art? Seine sittliche Erziehung bestand hauptsächlich darin, daß er in Allem als ein würdiges, untadeliges Vorbild ihr voranleuchtete; er liebte es nicht, viele Worte zu machen; eine kurze, tiefdringende Bemerkung bezeichnete sein Mißfallen, wenn es nöthig war; eine freudige Stimmung sein volles Wohlgefallen. Alle Funken geistigen Lebens in der kindlichen Seele wußte er auf sanfte Weise anzufachen; doch hütete er sich, dieselbe mit Stoff zu überladen; natürlich und nach eigenem innerm Triebe sollte sie sich entwickeln.

Dagegen fast ängstlich hielt er alles Unreine und Gemeine und Unedle von ihr fern, und das besonders in den Jahren, in welchen der kindliche

Sinn allmälig in ein jungfräuliches Wesen überging; der Tochter Seele erschien ihm da als ein reiner sittlicher Tempel, in welchem nur zarte, edle und heilige Gedanken Eintritt erhalten sollten. Darum das Zarteste und Schönste, was er gesammelt hatte auf den Fluren des Geistes, in Werken der Literatur alter, neuer und neuester Zeit, das reichte er der empfänglichen Tochter dar, schärfte ihren Sinn dafür, übte in einläßlichen Gesprächen ihren Geschmack und ihr Urtheil und regte sie auch oft durch tiefsinnige und räthselhafte Fragen an, über geistige Dinge selbst nachzudenken, mit eigenen Gedanken hervorzutreten und sie zu vertheidigen. Bald im Scherz, bald im Ernst ließ er sich dann in Wortgefechte mit ihr ein, die, oft lange mit Witz und Geist von beiden Seiten fortgeführt, meist damit endeten, daß sie die Waffen streckte und den milden Sieger bat, ihr nun den Kern der Sache aufzuschließen. So wurde ihr Geist frisch herumgetummelt auf dem Feld der Gedanken, und in ihren Mußestunden griff sie daher am liebsten nach einem der Bücher, die ihr Vater nach sorgfältiger Auswahl zu lesen anrieth; auch diese boten wieder Stoff genug zur Unterhaltung bei Tisch oder in den schönen Abendstunden. Nicht, daß sie dadurch eine Gelehrte geworden wäre; sie behielt dabei ihren naiven, gesunden Sinn, spottete über allen todten und angelernten Kram von Gelehrsamkeit, übersetzte Alles, was sie las, in die Sprache ihres Geistes und Gemüthes, und wenn sie etwas von dem mittheilte, was sie gelernt, so geschah es wie spielend, ohne je Andere fühlen zu lassen, daß sie wisse, was Jene nicht wüßten, vielmehr, indem sie oft sich in liebenswürdiger Weise verwunderte, daß man ihrem Gerede über solche Dinge aufmerksam zuhören mochte. Oft wußte sie ihren Worten des Scherzes würzendes Salz beizumischen; überhaupt regierte die Fröhlichkeit mehr über sie als der Ernst, und der Vater, weit entfernt, dies zu mißbilligen, freute sich vielmehr darüber, indem er der festen Ueberzeugung war, „die Fröhlichkeit in Ehren" sei, zumal an der Jugend, die gottwohlgefälligste Stimmung. Wer düster in's Zimmer trat, den wußte sie mit ein paar Worten aufzuheitern; einen neuen Ankömmling versetzte sie leicht durch ihre Scherze in eine behagliche Stimmung; auch wenn des Vaters ein düsterer Sinn sich bemächtigte, wußte sie ihn durch den Zauber ihres Wesens zu bannen, und für sich selbst schöpfte sie Freude aus den kleinsten Umständen, aus jedem Blumenkelch, aus jeder Arbeit, die ihr gelang, aus der kindlichen Art, mit der sie die ganze Welt betrachtete, als wäre sie nur zu ihrem Wohl, zu ihrem Besten und ihrer Unterhaltung geschaffen. Das machte sie dankbar für jeden kleinen Genuß, und je mehr solcher Genüsse ihr zu Theil wurden, um so mehr derselben suchte sie Andern zu bereiten, unermüdlich, erfinderisch ohne Ende.

Der Vater, welcher eine solche Tochter erzogen hatte, war ein Original ganz eigener Art und schien viele Gegensätze in sich zu vereinigen. Er hielt genau darauf, daß in der Tagesordnung die für Frühstück, Essen, Thee

bestimmten Stunden präzis und pünktlich eingehalten wurden, und doch war er nichts weniger als ein Pedant; er führte gerne lateinische Sprüchlein im Munde, z. B. Ne quid nimis, Allzuviel ist ungesund, oder: Aurora musis amica, Morgenstund hat Gold im Mund, oder: Hic Rhodus, hic salta, hier ist Rhodus, hier springe! d. h. hier ist die Gelegenheit, deinen Muth zu zeigen! Und so viele andere, und doch war er durchaus kein steifer Stockphilologe; er liebte Geschmack und Luxus bei Tafel und im Schmuck der Zimmer, und doch hatte er eigentlich sehr wenig Bedürfnisse; er ließ sich leicht in die heiterste, jovialste Stimmung versetzen, und doch war sein Inneres der ernstesten Gedanken voll; er sprach äußerst selten von Religion und Christenthum, von Glauben und Liebe, und doch hatte er ein tief religiöses Gemüth, ein äußerst liebevolles Herz. Er hatte wenig Freunde, aber diese waren ächt wie Gold; er hielt zu keiner politischen, keiner religiösen Partei, aber er sprach in allen Dingen eine entschiedene Meinung aus; er haßte die großen Gesellschaften, wo die steife Etikette herrscht, wo Jeder nicht mehr sein, nur mehr scheinen will, als der Andere; aber desto unentbehrlicher war ihm sein Familientisch, um den er gern alte und junge Freunde versammelte. Da zeigte er sich als Meister, den behaglichsten und geselligen Ton hervorzurufen, da trug er, wie ein guter Hausvater, Altes und Neues hervor aus seinem Schatz, da freute er sich mit Herzenslust an dem Stolz seines Alters, an der lieblichen Anna, die zu den geistigen Gaben, mit welchen er die Hausfreunde bewirthete, noch die Erfrischungen des Leibes und, was noch mehr Werth war, weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit herzubrachte. Gerne übernahm er oft die Rolle eines steifen Gelehrten, fuhr mitten in die scherzhaftesten Gespräche hinein mit einer klugen Moral, mit einer tiefphilosophischen Erörterung, doch nur, um seiner Tochter oder andern Gästen Gelegenheit zu geben, gegen ihn aufzutreten mit des Witzes Waffen und die engherzigen oder eckigen oder unbeholfenen Vertreter seines Standes lächerlich zu machen. Alsbald legte er dann wieder die hochgelehrte Miene bei Seite und zeigte, daß er selbst über die Schwächen seines Standes erhaben war. Junge Leute erfuhren so in seiner Umgebung eine gute Zucht; an satyrischem Geschütz fehlte es ihm niemals, wenn er an den ihm empfohlenen Jünglingen etwas bemerkte, das einer ächten und feinen Bildung widerstrebte; er ließ zwar den Eitlen oder den Anmaßenden oder den Furchtsamen oder den Derben und Massiven eine Zeitlang ganz in seiner Weise gewähren und studirte dabei mit psychologischem Tiefblick die Quelle seiner Mängel; aber wenn er eine günstige Gelegenheit ersah, wo es ohne Verletzung geschehen konnte, ließ er seine Mine springen gegen die unbewachte Stelle, und selten verfehlte sie ihre Wirkung. So wirkte er nachhaltiger auf manche Jünglinge, als vom Katheder herab, wiewohl auch durch seine Vorträge manches begeisternde und erleuchtende Wort den Weg in die Seelen fand. Sein Haus war gesucht

von vielen jungen Männern, und gastfreundlich öffnete es sich denselben. Viele suchten es um des geistig bildenden Umgangs willen, den seine Persönlichkeit gewährte, Viele auch, obwohl sie's nicht offen gestanden, um der lieblichen Anna willen, der wenige Töchter von Professoren an die Seite zu stellen waren. Vielmal hatte sich unter den Studenten die Frage erhoben: Wer führt einst des Professors Töchterlein heim? Schon hie und da hatte Einer stille Hoffnungen genährt oder auch eine leise Annäherung versucht, aber stets war ihr Wesen gegen Alle ohne Unterschied so unverändert gleich geblieben, daß die scharfsinnigsten Vermuthungen doch nicht zur Lösung jener Frage führten.

Die erfinderische Art dieser Lösung ist der Inhalt unserer Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Mazzini.

Ob dieser Mann bei der heutigen italienischen Bewegung wieder in den Vordergrund treten wird, ist schwer im Voraus zu bestimmen; im Augenblick scheint es nicht den Anschein zu haben, da er die Freiheit Italiens auf andere Grundsätze fußt, als die streitende piemontesische Partei. Jedenfalls aber ist Mazzini das wahre Musterbild eines politischen Agitators; unermüdlich bis zum Exceß, streng an seinen Principien festhaltend, hatte er lange Jahre die Fäden in der Hand, mit welchen er die Unzufriedenen aller Länder für seine Zwecke stimmte.

Joseph Mazzini ist der Sohn eines angesehenen und vermögenden Arztes in Genua und wurde im Jahre 1805 in dieser Stadt geboren. Er wählte anfänglich das Rechtsstudium, wurde aber bald von seinem stürmischen Patriotismus zur Politik getrieben und widmete sich von nun an der Befreiung und Emancipation seines Vaterlandes. Sein Freund und Studiengenosse Jacopo Ruffini, welcher 1833 in piemontesischer Gefangenschaft starb, theilte die gleiche Gesinnung mit ihm; sie trafen sich zuerst durch botanische Studien auf gleichem Felde, dann durch Studium der nationalen Literatur, bis endlich das gleiche Streben nach der Befreiung Italiens sie vereinte, bis der Tod Ruffini frühzeitig abrief.

Die französische Revolution von 1830 weckte gleiche Bewegungen in Italien, und Piemont war der erste Staat, welcher zu Verhaftungen schritt. Auch Mazzini wurde davon getroffen und wanderte in den Kerker von Savona im Golf von Genua. Die Ursache seiner Verhaftung war Anklage wegen Carbonarismus und die Betheiligung an der Antologia, einem freisinnigen literarischen Journale, welches in Florenz erschien. Niemand durfte ihn anfänglich in seinem Gefängniß besuchen, nur der Mutter wurde erlaubt, für

sein Mahl zu sorgen. Als die polnische Revolution ausbrach, schickte sie ihm in einem Stück Brod ein kleines Papierstreifchen mit den einfachen Worten „Polonia insurrexit." Seine erste Frage, als zwei Monate nachher seine Mutter ihn in seinem Gefängniß besuchen durfte, war nach dem Schicksal des polnischen Aufstandes.

Nach seiner Entlassung nahm er seine Zuflucht nach Frankreich und gründete **1831** in Marseille den Bund: La Giovine Italia. *) Er gab zu gleicher Zeit eine Monatsschrift unter demselben Namen heraus, durch welche er sowohl den politischen als literarischen Aufschwung, mit einem Wort die Wiedergeburt Italiens bezwecken wollte. Von hier aus schrieb er auch gegen das Ende des Jahres **1831** seinen berühmten Brief an Karl Albert von Sardinien, welcher das Motto trug: Se no, no! (wenn nicht, nicht!), worin er den neuen Monarchen aufforderte, einen andern Weg als seine Vorgänger einzuschlagen, und welcher mit den Worten schloß: Die Nachwelt wird in Dir entweder den Ersten der Menschen erkennen, oder den Letzten der Tyrannen Italiens. Wähle!

Während des Jahres **1832** und dem größten Theil von **1833** blieb Mazzini in Marseille als Haupt der neuen italienischen Partei und machte thätig Propaganda für sie und ihre Principien. Der Zuwachs dieser Verbindung war ungeheuer. Ihre Lehren wurden rasch über ganz Italien verbreitet, hauptsächlich, wie Mazzini selbst sagte, durch die Seeleute der Kauffarteischiffe, welche der Sache ergeben waren und enthusiastisch für sie wirkten. Die Aufrufe und Zeitungen wurden jungen Leuten anvertraut, welche Alles wagten, um sie zu ihrer Bestimmung zu bringen und über die Halbinsel zu verbreiten. Der Erfolg ist bekannt. In jedem Winkel Italiens tauchten die Mitglieder und Ansichten des jungen Italiens auf, Emissäre zogen von Provinz zu Provinz und im Innern des Landes entstanden geheime Pressen, die Pamphlete über die Lokalzustände druckten oder Copien der Marseiller Publicationen anfertigten. Von all diesem war Mazzini die Seele.

Die Verfolgungen begannen und die Regierung von Frankreich zog gegen die Verbindung und ihr Organ zu Felde. Mazzini mußte Frankreich verlassen, ging nach Genf, wo er die Herausgabe seiner Zeitung fortsetzte. Im Februar des Jahres **1834** betheiligte er sich als Haupt der Giovine Italia an der Expedition nach Savoyen, bei welcher er als gemeiner Soldat diente. Die Expedition, welche Ramorino, den die savoyischen Patrioten als General erwählt hatten, leitete, mißlang vollständig und Mazzini wurde wegen seiner

*) S. Nr. 20 d. J. Das junge Italien hatte eine eigne Eidesformel oder politisches Glaubensbekenntniß. Das Erkennungszeichen war ein Cypressenzweig als Symbol zum Andenken an das Märtyrerthum und als Bild der Beständigkeit mit den Worten: Ora e sempre (Jetzt und immer).

Theilnahme von Karl Albert zum Tode verurtheilt, dem er durch die Flucht nach der Schweiz entging.

Bald darauf gründete er die Gesellschaft „das junge Europa", womit er die brüderliche Vereinigung der Demokraten aller Völker anstrebte und veröffentlichte sein Pamphlet De l'Initiative Revolutionnaire in französischer Sprache. Im Juli **1835** begann er im Canton Bern eine Zeitung in französischer und deutscher Sprache unter dem Titel La Jeune Suisse herauszugeben, so wie er ein Pamphlet „Ils sont parties" bei Gelegenheit der Ausweisung polnischer und anderer Exilirten und ein anderes „Foi et Avenir" in demselben Jahre schrieb.

Im Jahre **1837** siedelte er nach London über, wo er anhaltend bis zum Jahre **1847** weilte. Er war während dieser Zeit sehr thätig, arbeitete bei den ersten französischen und englischen Zeitschriften mit und beschäftigte sich viel mit der italienischen Literatur. Am **10.** November **1840** gründete er in London eine Elementarschule für die armen Kinder seines Vaterlandes, die sich in England mit Musikmachen und Vorzeigen von Murmelthieren rc. herumtrieben. Er lehrte selbst Geschichte und andere Gegenstände und gewann sich die Liebe und Verehrung der Knaben, die ihn für ihren Vater ansahen. Als einer derselben später nach Italien zurückkehrte, reiste er eigens nach Genua, um der Mutter Mazzini's seine Gefühle für deren Sohn auszudrücken. Zu gleicher Zeit gründete er die Zeitung Apostolo Popolare, von welcher zwischen dem November **1840** und October **1843** zwölf Nummern in unregelmäßigen Zwischenräumen erschienen, und mit seine besten Artikel enthielten u. A.: Von den Pflichten des Menschen gegen Gott und die Humanität. Briefe an die italienische Jugend. Ueber die italienische Einheit und den Einfluß der politischen Institutionen. Von der Volkserziehung und Biographische Skizzen über lebende und todte große Männer aller Nationen.

Im Jahre **1842** leitete er die Herausgabe von Dante's göttlicher Comödie in **4** Bänden, die unter dem Titel La Comedia di Dante Alleghieri, illustrato da Hugo Foscolo erschien, und nach einem Manuscripte, das sich in der Hinterlassenschaft Foscolo's vorfand, gedruckt wurde. Mazzini schrieb die Vorrede dazu. — **1845** veröffentlichte er „Italy, Austria and the Pope, a letter to Sir James Graham", und „Ricordi dei Fratelli Bandiera e dei loro Compagni di Martirio". (Die Brüder Attilio und Emilio Bandiera waren Söhne des österreichischen Flotten-Admirals desselben Namens und wurden am **25.** Juli **1844** zu Cosenza erschossen.) — Im Januar **1846** schrieb er seine Adresse an die Schweizer Conföderation, über die Sitte der Schweizer in päbstliche Dienste zu treten. Gegen Ende desselben Jahres half er in London die Peoples' International League gründen, welcher er Zeit, Eifer und materielle Opfer widmete. Im September **1847** schrieb er seinen Brief an Pabst Pius.

Gegen das Ende von 1847 machte Mazzini einen Besuch in Paris, und kaum wieder nach London zurückgekehrt, traf ihn die Nachricht von der französischen Revolution. Er sah ein neues Feld der Thätigkeit vor sich. Am 29. Februar 1848 ging er nach Frankreich, und am 5. März gründete er schon in Paris Le Circolo nationale. Beim Ausbruch der Insurrection in Mailand ging er nach Italien und sah so nach siebenzehnjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder. Die provisorische Regierung von Mailand berief ihn sogleich, eben so Karl Albert; er aber wollte nichts mit dem Könige zu thun haben, ging nach Bergamo und machte den Zug nach Monza als Musketier in der Avantgarde der 4000 Mann starken Garibaldischen Division mit. Er trug das Banner der Legion mit den Worten Dio e Popolo. Nach beschwerlichem Marsche in Mantua angekommen, hörten sie die Nachricht von der Einnahme Mailand's durch Radetzky. Oesterreichische Reiterei war nach der Garibaldischen Schaar ausgeschickt, und der Parteigänger, welcher sein ganzes Corps nicht preisgeben wollte, zog sich nach Como zurück. Am 4. August hatte Mailand kapitulirt. Der fernere Widerstand war hoffnungslos. Von Como überschritt Mazzini, von nur 2 oder 3 Freunden begleitet, die Alpen und begab sich nach Lugano im Canton Tessin. Hier blieb er bis zur Flucht des Großherzogs von Toscana am 7. Februar, ging dann nach Florenz, wo ihn Guerrazzi nicht zu den Regierungsgeschäften zuließ. Von hier begab er sich nach Rom, wo die Mazzinische Partei von dem Volksredner Ciceruacchio vertreten war; er wurde hier am 18. März 1849 zu dem Triumphirat gewählt, das Armellini und Saffi mit ihm theilten, und verlebte in dieser Eigenschaft die Tage bis zum 2. Juli. Als Rom gefallen war, schritt Mazzini bleich, matt und schweigsam durch die Straßen, wie das Gespenst der Republik. Die Anstrengungen, schlaflose Tage hatten ihn krank gemacht, in den letzten Tagen waren sogar seine Haare gebleicht. Er verließ Rom ohne Paß, vertraute sich einem italienischen Kauffahrer an und erreichte Marseille, entwischte auch hier der Wachsamkeit der Behörden und ging nach Lausanne, wo er seinen Freund Saffi und andere Flüchtlinge traf. Hier begann er sogleich seine monatlichen Veröffentlichungen der Zeitschrift Italia del Popolo, unter welchem Titel er schon zur Zeit des lombardischen Aufstandes ein tägliches Blatt in Mailand herausgegeben hatte. Während seines Aufenthaltes in der Schweiz schrieb er noch seine Briefe an die Herren de Tocqueville und de Falloux, Minister von Frankreich, und an Herrn de Montalembert. Um diese Zeit entstanden auch die beiden Schriftchen „Le Pape au dixneuvieme siècle“ und „Republik und Königthum in Italien“, Letzteres in italienischer Sprache.

Bald war Mazzini genöthigt, wieder sein Asyl in England zu suchen; er ward Präsident des italienischen National-Comités in London und schrieb in dieser Eigenschaft einen Brief an die Pariser National-Versammlung.

Mit Kossuth und Ledru-Rollin an der Spitze des Central-Revolutions-Comités unterzeichnete er 1851 das berühmte Mazzinische Anlehen von £ 250,000 zur Unterstützung einer neuen italienischen Insurrection. Am 6. Februar 1853 brachen auch wirklich Unruhen in Mailand aus, die indessen bald von den Oesterreichern gedämpft wurden und zur Folge hatten, daß das Land in Belagerungszustand erklärt wurde. Mazzini war selbst in Italien und entschlüpfte den Augen der Polizei. In London angelangt, war er bald wieder thätig und immer bereit die Revolution heraufzubeschwören. Im Jahr 1857 erschien er plötzlich in Genua, kehrte aber bald wieder nach seinem Asyle zurück. Von dem französischen Assisenhofe wurde er mit Ledru-Rollin, wegen Theilnahme an einem Mordanschlag auf Kaiser Napoleon, in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt.

In neuester Zeit ist die Rede, daß Mazzini eine Erklärung gegen den jetzigen italienischen Krieg ausgesprochen habe. Es liegt dies in seinen Principien. Die Freiheit Italiens ist ihm die Republik und er sträubt sich gegen die Hülfe der Fürsten, vor Allem gegen die Hülfe Napoleons, der für ihn der Mörder der Republik ist. — Ob sich Mazzini überlebt hat? — — — Garibaldi, Guerrazzi, Gioberti, Manin, Montanelli und andere italienische Flüchtlinge nennen ihn den bösen Genius von Italien. — Jedenfalls bleibt er ein Bild der festesten Energie und der Rührigkeit, mag er nun einer guten oder schlimmen Sache dienen.

Unterhaltungen.

— **Die Armstrong-Kanone.** Durch die Construktion dieser Kanone hat die Geschützkunde einen neuen Sieg errungen, indem sie das seither nur auf das Handgewehr angewandte Prinzip des gezogenen Rohrs auch auf das Schwergeschütz übertrug. Es ist möglich, daß wir in nächster Zeit von ihrer Tauglichkeit im Feldbienst hören werden, so viel ist aber gewiß, daß in Shoeburyneß angestellte Versuche trefflich gelangen, da auf eine Entfernung von 9000 Fuß von 25 Schüssen jeder in das Centrum ging. Andere dort gemachte Versuche zeigten, daß ein 52 Pfünder aus der Armstrong-Kanone geschossen bei einer Entfernung von 5 englischen Meilen keinen Zoll fehlte, wobei nur 5 Pfund Pulver wirkten, die Hälfte, die man bei einem gewöhnlichen 32 Pfünder für ein Ziel von 1¾ engl. Meilen Entfernung anwandte. — Die Construktion ist die Erfindung eines englischen Civil-Ingenieurs Armstrong, dem die Regierung zum Danke die Baronetswürde ertheilte. Die Anfertigung ist kein Geheimniß mehr und geschieht jetzt offen in den großen Geschützgießereien in Woolwich und Newcastle-on-Tyne. Nach dem anfänglichen Plan Armstrongs sollte sie aus Stahl bestehen, der außen durch einen Cylinder von Schmiedeisen, welcher an den Stahl geschweißt würde, verstärkt werden sollte. In neuester Zeit fertigt man sie jedoch ganz von Schmiedeisen, und wenn ihre Construktion auch nicht absolut neu ist, so ist sie doch äußerst sinnreich. Die innere Röhre wird angefertigt, indem man rothglühende Eisendrähte spiralförmig um eine polirte Metalltrommel von angegebener Demension windet. Diese Spirale werden alsdann gepreßt und aneinander geschweißt. Um diese Röhre geht ein zweiter Cylinder, der fest an die Seele geschweißt wird.

Er verhindert die allzugroße Expansion der innern Röhre und macht sie stärker als die Gußeisenkanone, obgleich nur die Hälfte des Metalls angewandt ist. Der innere Cylinder hat 30 Züge von 1/16" Breite und 1/10" Tiefe, die bis zu der Mündung eine vollständige Drehung machen. Im Bodenstücke der Kanone ist eine Oeffnung, die in der Achse der Seele liegt, und welche in ihrer Länge mit der Länge der Kugel und Patrone übereinstimmt, ihr Durchmesser ist wenig größer als der Durchmesser des innern Cylinders. Durch diese Oeffnung wird das Geschütz geladen. Ist dies geschehen, so wird die Kanone mit einem beweglichen Theil des Bodenstücks, 4 — 5" groß, der mit zwei Handhaben versehen ist, genau paßt und mit einer starken Schraube angepreßt wird, verschlossen. Um das Entweichen der Pulvergase zu verhindern, ist eine Kupferplatte an der vorderen Fläche des Verschlußstücks angebracht, deren Ränder vorstehen und welche bei der durch die Explosion erzeugten Hitze expandirt und die Zwischenräume des Verschlusses vollständig schließt. — Das Geschoß ist von Gußeisen und gleich der Minié-Kugel cylindrisch und am Kopfe abgerundet. Der Länge nach hat es zwei Falzen eingeschnitten, welche mit Blei ausgegossen sind, das etwa 1/4" über die Oberfläche des Projektils ragt. Das Geschoß schmiegt sich bei der Explosion mit seiner Bleibekleidung genau in die Züge der Seele, folgt ihnen und erhält bei seiner Luftdurchschneidung die wirksame rotirende Bewegung der Büchsenkugel. Durch das feste Anschmiegen der Bleibekleidung in die Züge ist eine Entweichung von Pulvergasen unmöglich, und so behält das Geschoß seinen ganzen Trieb, bis es die Mündung verlassen.

— **Der General-Stab der französischen Armeen.** Die Führer des heutigen französischen Heeres haben sämmtlich in den algierischen und orientalischen Kriegen eine mehr oder minder hervorragende Rolle gespielt und sind theilweise mit Siegesruhm beladen in ihr Vaterland zurückgekehrt. Von ihren Thaten hat die Mitwelt in den letzten Jahren genügende Kunde erhalten, und wir begnügen uns, die einzelnen Persönlichkeiten, welche als Leiter der verschiedenen Armeecorps erwähnt sind, mit kurzen Worten hier aufzuzählen.

Marschall Magnan, Kommandant der Pariser Armee, geb. 1791 zu Paris, dient seit 1809 im Heer und wurde nach dem Staatsstreich zum Marschall ernannt. — Marschall Pélissier, Herzog von Malakoff, Kommandant des Observationsheers von Nancy, ist 1794 in Maromme (Seine-Inférieure) geboren, dient seit 1815 in der Armee. — Marschall de Castellane, Kommandant der Lyoner Armee, ist 1788 in Paris geboren, trat 1804 in den Militairdienst als gemeiner Soldat und erhielt 1852 die Würde als Marschall. — Marschall Baraguay-d'Hilliers, Kommandant des ersten Corps der Alpenarmee, diente schon 1813 im Napoleonischen Heere, wurde 1855 mit der Expedition nach dem baltischen Meere vertraut, welche mit der Einnahme von Bomarsund endete und ihm die Marschallswürde einbrachte. — Der Divisions-General Mac-Mahon, Kommandant des 2. Corps der Alpenarmee, ist 1807 zu Autun geboren, ihm verdankt man hauptsächlich die Einnahme des Malakoff-Thurmes. — Marschall Canrobert, Kommandant des 3. Corps der Alpenarmee, ist ein Bretagner, ist seit 1856 Marschall. — Der Divisions-General Niel, Adjutant des Kaisers, Kommandant des 4. Corps der Alpenarmee, ist 1802 geboren. — Prinz Napoleon, Kommandant eines eigenen Corps, ist 1822 in Triest geboren, wurde 1849 zum bevollmächtigten Minister zu Madrid erwählt und 1858 mit dem Ministerium von Algier und den Colonien betraut. — Marschall Randon ist zu Grenoble 1795 geboren, war 1850 eine kurze Zeit Kriegsminister, dann General-Gouverneur von Algier, welche Würde 1858 in eine Commandantur der militärischen Kräfte zu Land und See verwandelt wurde.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 22. Frankfurt a/M., den 28. Mai. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Noch immer keine Hauptschlacht. Mittlerweile hat der Neffe das Recognoscirungsgefecht bei Montebello recht artig zu einem großen Sieg herausgeputzt; schade, daß ein Herzog dieses Dorfnamens schon da ist, sonst wäre ein Posten für Forey offen. Uebrigens werden diese denn doch gar zu abgeschmackten Prahlereien und Aufschneidereien mit Nächstem die längste Zeit gewährt haben; denn werden einmal ernsthafte Schlachten geschlagen, so kann man ja aus den Bewegungen der Heere nach jeder Schlacht hinlänglich schließen, welcher Theil den Kürzeren gezogen hat.

Wie die Zeitungen melden, hätte die Sendung Willisen's nach Wien und an die bei dem Projekt einer Aufstellung am Oberrhein zunächst betheiligten süddeutschen Höfe den günstigsten Erfolg gehabt. Oesterreich und Preußen sollen sich nach den Einen über die Bildung zweier Observationscorps, nach den Andern sogar auch noch darüber verständigt haben, daß bei einem Krieg am Rhein Preußen die militärische Führung in die Hand gegeben werde. So sehr wir wünschen, daß namentlich das Letztere wahr wäre, so haben wir doch nur allzuviel Grund, die Richtigkeit dieser Nachrichten zu bezweifeln. Wir fürchten, daß ein definitives Arrangement zwischen beiden deutschen Großmächten zur Zeit noch nicht zu Stande gekommen ist und daß

Oesterreich den Gedanken, erforderlichen Falls auch ohne die Mitwirkung Preußens einen Conflikt zwischen Frankreich und Deutschland herbeizuführen, noch keineswegs aufgegeben hat. Willisen dürfte kaum mehr erlangt haben, als eine Vertagung der Ausführung jenes Vorhabens, etwa bis die erste große Schlacht geschlagen ist. Sollte diese für die Oesterreicher ungünstig ausfallen, dann dürfte man die Stunde für gekommen erachten, um die Sache ins Werk zu setzen. So leichten Kaufs läßt man sich in Wien von seinen Vorsätzen nicht abwendig machen, besonders wenn dabei ein Wille im Spiel ist, von welchem es keine weitere Berufung gibt. Um so weniger, als man dort, Dank sei es den zehn Jahren der erbarmungswürdigen Manteuffel'schen Staatsleitung, in Preußen sich eine Macht gegenüber zu haben glaubt, welche, trotz alles Sträubens und Protestirens, schließlich doch überall hin ziehen läßt, wohin man sie haben will. Und daß Oesterreich in der Verfolgung seiner staatlichen Interessen sich nicht durch etwaige sentimentale Rücksichten beirren läßt, z. B. nicht aus Liebe und Freundschaft für Deutschland Anstand nehmen wird, die größere Last und Gefahr des Kampfes auf unsere Schultern abzuwälzen, ist doch wohl eine selbstverständliche Sache. Nun wird zwar durch die Aufstellung von Observationscorps noch lange nicht der Krieg erklärt; auch dürfen wir keinen Augenblick damit warten, und auch Preußen kann dies nicht wollen, wenn, wie es jetzt allen Anschein hat, das Pelissier'sche Armeecorps thatsächlich zusammengezogen wird. Wie aber, wenn es den Oesterreichern, die ja, wie man sagt, am Oberrhein das Kommando führen sollen, einfallen würde, einen kleinen Streifzug auf das französische Gebiet zu improvisiren, natürlich nicht in ernstlicher Absicht, sondern lediglich zu dem Zwecke, um die Franzosen zu einem Angriffe auf deutsches Bundesgebiet herauszufordern und dadurch ganz Deutschland zu engagiren? Man sollte freilich glauben, auch Oesterreich eilte es nicht so sehr, den Krieg nach Deutschland zu spielen: denn wenn es dadurch auch Luft in Italien bekäme, so wäre doch zugleich der Kampf und damit die Gefahr dem Mittelpunkt der österreichischen Monarchie um so viel näher gerückt. Allein, wie gesagt, in Wien rechnet man darauf, daß Preußen, schon durch den Andrang der öffentlichen Meinung, dann zur sofortigen Theilnahme getrieben werde; und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die vereinigte und einheitlich geführte Macht Deutschlands, wenn auch vielleicht nach Entrichtung einigen Lehrgeldes, das unsere Heere für ihre Neulingsschaft im Kriegshandwerk zu bezahlen haben würden, doch sehr bald die Franzosen nöthigen dürfte, uns ihre Rückseite zuzuwenden, noch ehe sie Zeit gehabt, sich unser schönes Land genauer anzusehen. Und dann vergesse man nicht: wenn auch die Oesterreicher in Italien den Franzosen vollständig gewachsen sind und die Kette der Minziofestungen eine der stärksten Vertheidigungslinien der Welt bildet, so hat Oesterreich doch einen inneren Feind, der es durch täglich stärkeres Anschwellen zur Eile drängt —

die Erschöpfung seiner Finanzen. Nach Allem, was man von Wien hört, bereitet sich dort eine vollständige finanzielle Auflösung vor, und ist vor Allem das Valutafieber, das gerade im täglichen Verkehr so große Verheerungen anrichtet, in raschem Steigen begriffen. Die Aussicht auf einen Feldzug von längerer Dauer, auf die Nothwendigkeit, vielleicht ein paar Jahre lang ein Heer von 2 – 300,000 Mann in Italien erhalten zu müssen, kann einen Staat in solcher Geldklemme schon zu Entschlüssen der Verzweiflung treiben.

Umgekehrt wünscht Preußen das Eintreten Deutschlands in dem Kampf so lange als möglich hinzuzögern, und es wird bei diesem Wunsche wohl in erster Linie von der Hoffnung geleitet, daß dieses Eintreten überhaupt abgewendet und der Krieg, etwa mit Hülfe irgend eines unvorhergesehenen Ereignisses, auf ein Duell zwischen Oesterreich und Frankreich beschränkt bleibt, ohne in eine allgemeine europäische Rauferei auszulaufen. Wenn man in Berlin dies hofft, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß man alle Ursache hat, es zu wünschen. So wie die Dinge stehen, hat Preußen von dem Kriege, durch den es überdies sehr unsanft aus der Beschäftigung mit den dringendsten inneren Reformen herausgerissen wird, vorerst keinen weiteren Gewinn zu erwarten, als die Abwendung von Gefahren, die bis jetzt noch im Reiche der Möglichkeiten und Vermuthungen, wenn auch sehr wohl begründeter Vermuthungen, liegen. Wie wenig es ferner, vom specifisch preußischen Gesichtspunkt aus, ein Interesse daran hat, die österreichische Machtstellung stützen zu helfen, haben wir bereits hervorgehoben.

Also dies wünscht Preußen, und jenes Oesterreich; was hat nun aber die deutsche Nation zu wünschen? Für sie, scheint uns, stellt sich die Sache so. Jeder, der nicht durch irgend ein Einzelinteresse, das seinen Blick einnimmt und beschränkt, gehindert wird, die Lage zu überschauen wie sie ist, muß begreifen, daß nach menschlichem Ermessen, und wenn nicht Umstände eintreten, die sich gar nicht in einen prospektiven Calcul aufnehmen lassen, der Krieg nicht auf den Boden Italiens beschränkt bleiben wird, schon darum nicht, weil er, bloß auf diesem Boden geführt, nach keiner Seite hin eine Entscheidung bringen kann. Louis Bonaparte vermöchte wohl die Oesterreicher aus der Lombardei herauszuschlagen, nicht aber sie von dort aus zum Frieden zu zwingen. Umgekehrt ist an einen dauerhaften Frieden mit ihm selber nicht zu denken, so lange man ihm nicht die Mittel, Krieg zu führen und neue Händel anzufangen, gänzlich entzogen, z. B. nach Cayenne geschickt hat. Sind wir aber einmal überzeugt, daß wir dem Kriege doch nicht entgehen, so thun wir weise nicht zu warten, bis er an uns kommt und wir ihn führen müssen, sondern uns Zeit und Gelegenheit selber auszuwählen. Und daß wir mit unserer Wahl nicht allzulange zögern, daran mahnt uns, man kann es nicht oft genug wiederholen, vor Allem der Hinblick auf das lauernde Rußland, für das jeder Tag mehr, den wir verlieren, ein höchst erwünschter

Gewinn ist. Was aber England anlangt, so ist doch kaum zu hoffen, daß es früher am Kampfe theilnimmt, und wenn wir auch noch so lange warten wollen, als bis wir selbst eingetreten sind; thun wir nur erst unsere Schuldigkeit, dann wird es auch die seinige thun. So weit also lassen wir uns das Drängen Oesterreichs gefallen. Aber nicht weiter, und durchaus nicht so weit, daß es in Oesterreichs Belieben gestellt werden soll, den Tag zu bestimmen, wo der blutige Tanz am Rhein eröffnet wird. Denn so wie wir die Politik der Wiener Hofburg kennen, möchte sie uns gar zu leicht als ihr Vorland behandeln und lieber uns preisgeben, als ihren Besitzstand in Italien. Deutschlands Interesse erheischt es, die Machtstellung Oesterreichs aufrecht zu erhalten, aber eben darum, weil wir den Handel vom Standpunkt des deutschen, und nicht des ausschließlich österreichischen Interesse ansehen, müssen wir auch zu bestimmen haben, wann dieses, das deutsche Interesse, den Eintritt in den Kampf gebietet. Und da die deutsche Nation dermalen keine Gesammtvertretung hat, in welcher ihr Wille zum Ausdruck kommen könnte, so müssen wir uns wohl oder übel an denjenigen Staat halten, welcher allein von allen übrigen als Vertreter der Selbständigkeit Deutschlands gegenüber von Oesterreich gelten kann, an Preußen.

Aber bewegen wir uns nicht im Kreise? Wir kommen wieder bei Preußen an, und sind doch davon ausgegangen, daß auch Preußen so gut wie Oesterreich ein Sonderinterresse habe, das möglicher Weise mit demjenigen der gesammten Nation in Widerstreit gerathen möchte. Es wäre z. B. denkbar, daß gerade ein zu langes Zögern und Zaudern Preußens Oesterreich und seine Basallen zu Handlungen der Ueberstürzung treiben könnte. Wie ließe sich überhaupt der Gefahr vorbeugen, daß durch das preußische Bestreben, den Frieden so bald als möglich wieder hergestellt zu sehen und am liebsten ihn für Deutschland ganz zu erhalten, nicht erst eine recht bösartige und gefährliche Verwickelung ins Leben gerufen wird? Nun, die Antwort lautet zunächst einfach dahin, daß wir es in dieser Hinsicht ja machen können, wie bisher, nämlich, indem wir auf Preußen einen moralischen Druck ausüben. Seiner ganzen Lage nach ist es darauf angewiesen, die Stimme der Nation, d. h. vor Allem Kleindeutschland, zu beachten, und wenn sie recht einmüthig und vernehmlich erschallt, ihr wenigstens bis zu einem gewissen Punkte Folge zu geben. Es wäre schwerlich zur Kriegsbereitschaft und dem, was darum und daran hängt, so bald gekommen, ohne das Drängen der kleindeutschen Presse. Indeß macht sich neuerdings eine gewisse Gegenströmung gegen die „süddeutsche Exaltation" in Preußen bemerklich, und es könnte leicht sein, daß das Mittel in die Länge sich verbrauchte. Um so mehr, als gar nicht geleugnet werden kann, daß die unter uns nach Hülfe für Oesterreich rufende Gesellschaft von äußerst gemischter Beschaffenheit ist. Neben einer großen Menge aufrichtig patriotischer Männer marschiren z. B. allerlei Gestalten, unter deren langen

schwarzen Röcken schwerlich Herzen schlagen, die gerade für Deutschland am heißesten glühen. Es kann daher nicht fehlen, daß sich einiges Mißtrauen gegen die von daher kommenden Rufe zu bilden anfängt, und man erst genauer zuhören will, um unterscheiden zu können, wer eigentlich gerufen hat.

Ganz anders stände die Sache, wenn wir Preußen eine Bürgschaft geben könnten, daß jene Rufer in der That nichts im Auge haben, als das Heil der deutschen Nation, deren bedeutendsten Theil ja Preußen selber ausmacht. Eine Bürgschaft, die zugleich ein Mittel wäre, um in Preußens Augen den Krieg nicht mehr wie bisher als ein bloßes, im besten Falle nothwendiges Uebel, sondern als den Weg zum Ziele erscheinen zu lassen. Eine solche Bürgschaft aber würde Preußen haben, wenn sich unter uns eine große, in den angesehensten Elementen der bürgerlichen Bevölkerung wurzelnde Partei bildete, mit einem Programm, das sich etwa in folgende kurze Sätze zusammendrängen ließe:

„Der Zweck des Krieges, den Deutschland zu führen hat, ist die „„Wiederherstellung eines Friedens auf dauernden Grundlagen."" Der Friede in Europa hat aber keine Garantie der Dauer und kann von jedem hergelaufenen Abenteurer umgestürzt werden, so lange Deutschland nicht constituirt ist. Wäre Deutschland constituirt, das will sagen, hätte jeder muthwillige Friedensstörer mit Sicherheit zu erwarten, daß ihm die Militärmacht eines einigen Volkes von 70 Millionen über den Hals kommt, statt wie jetzt immer mit mehr oder minder Aussicht auf Erfolg, auf unsere Zerfahrenheit und zwiespaltige Schwäche spekuliren zu können, dann wäre von allen Onkeln und Neffen der ganzen Welt nichts mehr zu besorgen. Aber wie soll Deutschland constituirt werden? Bundesreform, Volksvertretung u. s. w.? Man reformire an der Bundesverfassung herum so viel man will, so lange die alten thatsächlichen Verhältnisse bleiben, wird im Wesen immer das Nämliche herauskommen. Und die Volksvertretung hat nur einen Sinn neben einer einheitlichen Vollziehungsgewalt. Oder wollen wir tabula rasa machen, Oesterreich und Preußen zerschlagen und den Idealstaat deutscher Nation errichten? Ein Traum, nichts weiter — eben in diesem Augenblick zeigt es sich wieder recht deutlich, daß sowohl Oesterreich als Preußen nicht bloß durch die Staatsgewalt zusammengehaltene Existenzen, sondern in den Köpfen und Herzen der Bevölkerungen selber lebendig sind. Dabei würde es sich sehr fragen, ob die deutsche Nation mit Frankfurt als Mittelpunkt die politische Kraft besäße, so wie Oesterreich jetzt thut, etwa 30 Millionen Fremder unter ihrer Botmäßigkeit zu behaupten. Und doch dürfen wir, was vor Allem den Osten betrifft, Nichts verlieren, wohl aber ist es Noth, daß wir noch dazu erobern. Also Oesterreich muß bleiben, das ist ein Bedürfniß der deutschen Macht. Aber außer diesem besteht auch noch das der Einheit und Freiheit; ohne ihre Befriedigung ist es mit dem Constituiren nichts. Was bleibt nach Alle-

dem noch übrig? Es gibt nur einen politisch haltbaren Bauplan, das ist das Gagern'sche Programm, seinen wesentlichsten Grundzügen nach; Preußen als Vorort des deutschen Bundes, mit Bunde ministerium und Parlament, in seiner Hand der Oberbefehl über die gesammte Bundesmacht; im Uebrigen die thunlichste Selbständigkeit für die Einzelstaaten. Daneben Oesterreich zu dem bundesstaatlichen Deutschland im Verhältniß einer Allianz, deren Innigkeit durch die Natur unserer Lage zwischen Ost und West von selbst verbürgt ist. —

Man könnte sagen: Nun das wäre ja so ziemlich der alte Gothaismus. Von ihm müßte sich indeß diese neue Partei vor Allem dadurch unterscheiden, daß sie die Allianz mit Oesterreich stärker betonte, dann aber auch keine so ausschließliche und enggezogene Stellung in den inneren Verfassungsfragen einnähme, wie sie jenem durch seine bisherige, nicht eben sehr glanzvolle Geschichte vorgeschrieben ist. Sie müßte weitherziger sein und sich nicht so spröde von den größeren Volkskreisen absperren. Wenn nun eine solche Partei sich bildete und zu einer wirklichen Macht erstarkte, so könnte sie für Preußen sicherlich ein Sporn werden, endlich einmal muthig vorwärts zu gehen, in dem Bewußtsein, den besten Theil der Nation als Reserve hinter sich zu haben.

Dies sind nur Striche; wir müssen abbrechen, da wir den uns gesetzten Raum bereits weit überschritten haben, behalten uns jedoch vor, einzelne Punkte gelegentlich weiter auszuführen.

Die Alpenrose.

Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Sohn des Aesculap.

> Ein ganzes Herz mußt du hingeben,
> um ein ganzes Herz zu erlangen.

Unter den vielen jungen Männern, die in des Professors Haus aus- und eingingen, war auch ein junger Mediziner von schönem Wuchs, feinen Zügen, gewandten Sitten und stets untadelhafter Toilette. Auf diesen zeigten manchmal die Finger, wenn man von der liebenswürdigen Anna sprach. Sein Name war Ritter, seine Heimat der Harz; schon viele Jahre hatte er auf Universitäten zugebracht, doch nicht eben so viele durchstudirt; bereits hatte der studentische Geist wie junger Wein in seinem Innern ausgegährt, freilich mitunter in ungestümen Ausbrüchen, und hatte sich nicht in wissenschaftlichen Eifer, nein, vielmehr in eine feine Weltklugheit verwandelt, vermittelst welcher er nichts für unmöglich hielt, was ihm zur Unterhaltung, zur Erheiterung

seines Lebens dienen konnte. Denn an Zerstreuung war er nun einmal gewöhnt; immer mußte er etwas haben, was seinen Erfindungsgeist, seinen Witz, seine Unternehmungssucht in neuen Plänen beschäftigte. Auf der Hochschule, von der er zuletzt herkam, hatte er eine Zeitlang für ein junges Mädchen von gutem Hause geschwärmt, ihr alle Huldigungen dargebracht, aus denen sie auf eine ächte Liebe schließen konnte; aber nach kurzer Zeit erschien sie ihm eintönig, langweilig; er wurde seltener im Hause, er reiste aus der Stadt ab, ohne Abschied zu nehmen, und schlug sich die arme Getäuschte aus dem Kopfe. Vortheil für sich wollte er aus den Menschen ziehen, nicht aber für sie leben, nichts für sie opfern. So wählte er das schöne, genußreiche Berlin für sein letztes akademisches Jahr und kam dahin besonders mit der Absicht, sich zu zerstreuen. Bei seiner Gewandtheit, an Leute sich anzuschließen und ihr Vertrauen zu gewinnen, hatte er bald in verschiedenen Studentenkreisen Aufnahme gefunden und in einem derselben auch von des Professors Töchterlein begeistert reden und die Frage erörtern hören, wer wohl einst der Glückliche sein möchte, dem sie ihre Hand geben werde. Es müsse ein Mann von allen lobenswerthen Eigenschaften sein, hörte er hinzufügen. Das war Wasser auf seine Mühle, Stoff zu einer neuen, reizenden, spannenden Unternehmung. Du mußt der Glückliche sein, sprach er zu sich selbst, und sann Tag und Nacht über die Mittel nach, wie sein Plan auszuführen wäre. Es war ihm ein Leichtes, von einem neugewonnenen Freunde im Hause sich einführen zu lassen und durch lebhafte Unterhaltung und durch feinen Ton die Aufmerksamkeit, ja auch Gewogenheit sowohl des freundlichen Alten als seiner Tochter sich zuzuwenden. Anna's Wesen gefiel ihm je länger je mehr; doch verbarg er im Anfang sorgfältig jede Absicht, that, als ob ihm besonders um des Philosophen Umgang zu thun wäre, sprach mit ihm seine Sätze durch, die er im Colleg aufgestellt hatte, erzählte ihm in anschaulicher Schilderung von seinen Reisen und legte ihm seine Ansichten über die Kunst vor, welche er sich durch vieles Anschauen von Gemälden und Werken der Bildhauerei gebildet hatte. Das war ein Lieblingsfeld des Professors; manche Stunde versenkte er sich darüber in's eifrigste Gespräch mit dem scheinbar so wißbegierigem Jünger. Er lud ihn oft allein zum Thee, wenn keine andere Gesellschaft da war, und zog auch, wie er's stets pflegte, die Tochter mit in's Gespräch. Nun dachte der Sohn Aesculaps, den jedoch sein Schutzgott selten in seinen Tempeln, im Krankenhause oder in der Anatomie sah, nun sitzest du fest genug im Sattel, um einige Sprünge zu wagen, und versuchte durch allerlei Aufmerksamkeiten Anna's Neigung zu gewinnen. Bald brachte er seltene Pflanzen aus dem botanischen Garten, das freundliche Plätzchen hinter des Alten Studierstube damit zu zieren, bald ließ er eine neue interessante Lektüre zurück, bald trug er etwas vor auf dem Klavier und begleitete es mit seiner vollklingenden Stimme, bald bemühte er sich, wenn ein größerer Kreis sich

einfand, durch Erzählungen und Scherze die ganze Gesellschaft angenehm zu unterhalten. Anna erwiederte freilich seine Aufmerksamkeiten nicht, zeichnete ihn nie vor Andern aus; aber, geistig lebhaft und leicht aufgeregt wie sie war, ließ sie sich oft in langdauernde Gespräche und Disputationen mit ihm ein und entfaltete dabei ihren reichen Geist und ihre Liebenswürdigkeit so, daß er bald glauben mochte, er habe gewonnenes Spiel, es werde ihm gelingen, was bisher noch Keinem gelungen war.

Das kluge Töchterlein stellte aber auch seine Betrachtungen über ihn an. Vieles hat er gesehen, so dachte sie, trefflich weiß er über Alles zu reden, fast kein Gebiet gibt es, keine Wissenschaft, keine Kunst, worüber er nicht augenblicklich in Enthusiasmus gerathen könnte; aber ist er denn wirklich für Alles auf gleiche Weise begeistert? Das wäre ja keine Begeisterung mehr. Brennt nicht für eine Kunst, für einen Beruf, für eine Wissenschaft eine besonders kräftige Flamme in ihm? Sie konnte davon nichts bemerken; das schien ihr ein leerer Raum in seiner Seele zu sein. In diesem Punkte glaubte freilich ihr Bewerber am allerwenigsten ausgeforscht zu werden; war er aber klug, so war sie noch klüger, und so entdeckte sie bald an ihm noch eine andere Schattenseite. Waren viele Gäste da, stets führte er das große Wort; selbst ältere Herren kamen vor seiner Rede Strom nicht recht zum Wort; in dem Wahne, mit seiner Unterhaltung Alles zu beleben, bemerkte er nicht, daß er bisweilen dadurch die rechte behaglich Stimmung fortscheuchte, und die Pausen, welche dann eintraten, betrachtete er nur als neue Aufforderungen, das Wort wieder zu ergreifen. Nur dem feinen Takte der gewandten Wirthin gelang es in solchen Fällen, eine merklichere Mißstimmung in der Gesellschaft zu verhüten. Von ihrem vorlauten Gaste aber dachte sie, es fehle ihm an der wahren Achtung vor den Menschen und darum auch an der wahren Liebe, sonst würde er nicht auf seine Gedanken so großen Werth legen und darüber vergessen, daß ein Anderer vielleicht die Sache von anderer Sache beleuchten und ein Dritter, wenn auch weniger begabt, auch kein Bedürfniß haben könnte, seine Meinungen oder Erlebnisse zur Prüfung vorzulegen. Er schien aber dafür blind zu sein und wurde dadurch manchmal sogar fast lästig.

Es wunderte ihn nicht wenig, daß alle seine Bemühungen bisher nur so schwache Erfolge hatten; noch nie hatte er ein Wort von besonderer Freundlichkeit aus Anna's Mund gehört. Er dachte daher auf eine ganz außerordentliche Ueberraschung, wodurch er ihrem Herzen näher zu kommen hoffte.

Er erfuhr ihren Geburtstag und vernahm zugleich, daß derselbe auf Veranstaltung des Vaters gewöhnlich sehr feierlich begangen werde. Auf einem Abendspaziergang vor den Thoren der Residenz traf er einst zufällig zwei allerliebste, doch sehr ärmlich gekleidete Kinder; diese brachten ihn plötzlich auf einen Gedanken. Er dachte sich die beiden Kinder, einen Knaben und

ein Mädchen, in der buntfarbigen Tracht seiner Heimat im nordwestlichen Theile des Harzes, dachte sich ein Gelegenheitsgedicht dazu von seiner Composition, das sie vortragen sollten, und sein Entschluß war gefaßt. Er suchte rasch der Kinder Eltern auf, versprach ihnen ein ansehnliches Geschenk, wenn sie ihm erlaubten, die beabsichtigte Vorstellung mit ihnen einzuüben und an dem festlichen Tage aufzuführen, bestellte ein geschmackvolles, idealisirtes Kostüm jener Landestracht und entwarf und glättete auf's Feinste zwei Gedichtchen, durch welche ein junger Bauer und eine Bäuerin dem gelehrten Fräulein das Leben auf dem Lande und in des Harzes gesunder Luft anpreisen und sie einladen sollten, einige Zeit in den freundlichen Thälern und auf den grünen Höhen jener Gegend zuzubringen oder gar das Leben der unruhvollen Hauptstadt ganz mit der ländlichen Stille zu vertauschen.

Die Kinder übten ihre Verse gelehrig ein; die bäuerische Tracht kleidete sie allerliebst; der feine Bewerber glaubte bei der letzten Probe seines Erfolges ganz sicher zu sein. Nach der Tafel ließ er an dem sehnlichst erwarteten Tage seine kleinen Schauspieler hinführen, nachdem er sie genau unterrichtet hatte, wie sie sich hinstellen, wie langsam und wie laut sie reden sollten. Gegen Abend wollte er dann selbst hingehen, seine Gratulationen anzubringen. Kaum konnte er die Stunde erwarten, die er sich selbst dazu festgesetzt hatte.

Die Kinder spielten ihre Rollen trefflich; der alte Herr war über die Maßen entzückt und Anna theilte ihnen reichlich mit von dem Geburtstagskuchen. Ein solches Zimmer hatten die Kleinen noch nie gesehen, solche gute Bissen noch nie geschmeckt, und von einer so liebreichen Jungfrau waren sie noch nie begrüßt worden; sie mußten sie im Nachhausegehen immer wieder mit einem Engel vergleichen. Anna errieth augenblicklich die Quelle der Ueberraschung und theilte ihre Vermuthung dem Vater mit, welcher den Spaß für sehr gut ausgedacht erklärte, aber nichts weiter hinter demselben suchte. Sie aber errieth die Absicht gar bald; statt sich jedoch dadurch angezogen zu fühlen, war es ihr auf einmal, als ob sie nun dem gewandten Weltmann noch viel ferner stünde. Sie mochte wohl seine vielseitigen Talente bewundern, aber nun sah sie auf einmal rückwärts in seinem ganzen Benehmen, in seinen Geschenken und seiner Unterhaltung so viel Absicht und Berechnung, daß sie es fast bereute, ihm so oft und so aufmerksam Gehör geschenkt zu haben. Sie war nun fest entschlossen, ihn zwar nach wie vor mit Höflichkeit zu behandeln, jedoch ihm gegenüber nie ein Wort über ihre Lippen kommen zu lassen, aus welchem er auf eine Herzensneigung hätte schließen können. So wollte sie ihn auch heute empfangen.

Nach einigen Stunden ließ er sich bei dem Herrn Professor und seiner Tochter anmelden. Er gab sich alle Mühe, so unbefangen als möglich hereinzutreten und seine Glückwünsche mit gewohnter Geläufigkeit abzustatten. Einige Spannung und Verlegenheit konnte er aber doch nicht verbergen. Dieß be-

nutzend unterbrach ihn das kluge Fräulein, welches auch einen Tropfen satyrischen Blutes von ihrem Vater ererbt hatte: „Geben Sie sich keine Mühe, Sie sind schon verrathen! Ihre dichterischen Vorboten haben schon alles offenherzig ausgeplaudert, was Sie etwa noch sagen könnten; Schöneres können Sie doch nichts mehr hinzufügen!" und knüpfte daran die höflichsten Komplimente über die fein ausgedachte Ueberraschung, in welche der alte Herr mit überaus reichem Lobe einstimmte. Im Uebrigen hielt sie sich aber in allen Fragen und Antworten in gemessener Höhe und Entfernung, und die hohen Erwartungen des stolzen Musensohnes, der überall gewohnt gewesen war, zu siegen, wurden allmählig sehr herabgestimmt. Es kämpften in ihm Hoffnungen und Aerger; ihre ersten Worte konnte er doppelt deuten, aber ihr gemessener Ton gerade an diesem Tage erschien ihm doch räthselhaft. Zum ersten Mal in seinem Leben fand er die rechten Ausdrücke für das, was er sagen wollte, nur langsam oder oft gar nicht. Dieß mißstimmte ihn noch mehr, er empfahl sich bald und ging in unmuthigen Gedanken nach Hause. Von da trieb es ihn fort in die entlegensten Gänge des Thiergartens, wo er sich zerquälte mit grübelnden Gedanken, den Grund zu erforschen, warum doch alle seine Bemühungen zu keinem Ziele geführt. Tausend Gründe fand er und verwarf sie wieder, den wahren aber fand er nicht, daß eine tiefe, jungfräuliche Seele auch nur dem sich hingeben kann, der ein volles, ganzes und tiefes Herz ihr entgegenbringt. Neue Pläne schmiedete er, um ihre Neigung doch noch zu gewinnen; aber nun trat noch ein zweiter Held auf den Kampfplatz mit gleichen Absichten, in seinen Augen zwar kein gefährlicher Nebenbuhler, der aber doch dahin wirken mußte, in Anna's Augen den gewandten Weltmann noch mehr in den Schatten zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Osterwoche in Rom.

Geschildert von H. A. Daniel.

Am Palmsonntage theilt der Papst in St. Peter die geweihten Palmen aus. An den Nachmittagen des Mittwoch, Donnerstag und Freitag wird nach katholischem Ritus der Frühgottesdienst (Matutinum) des folgenden Tages anticipirt und unter ganz eigenthümlichen Ceremonien abgehalten. Stücke aus den Klageliedern Jeremiä (Lamentationes), der 51. Psalm (Miserere mei Deus) kommen darin vor. Papst und Cardinäle halten die Trauermette in der Sixtinischen Kapelle des Vatican. Das Hochfeierliche dieses Versammlungsortes wird durch die darin herrschende Dämmerung noch ergreifender. An der einen Wand ist eine mit Fenstern versehene wenig hervortretende Loge für die Sänger, so daß sie gewissermaßen verborgen sind und die Töne wie

aus einer unsichtbaren Region kommen. Den ganzen innern Raum nehmen die Cardinäle ein, in weitem Kreise geordnet, jeder mit einem geistlichen Diener, der vor ihm auf einer niedern Stufe sitzt. In der Tiefe der Kapelle ist der Traueraltar, nur mit zwei hohen Wachskerzen besetzt; ihm zur Rechten sitzt der Papst in violettem Talare auf seinem Throne. Links vom Altare ist ein Candelaber mit 13 kleinen pyramidalisch aufgestellten Kerzen. Gegen 5 Uhr beginnt der Gesang. Einfache Choräle von einzelnen Sopran-, Alt- und Baßstimmen gesungen machen die Einleitung. Es folgen zusammengesetzte Partien, zwischen welchen Psalmen halb gesprochen, halb gesungen werden. Zwischen jedem Gesangabschnitte wird auf dem Candelaber ein Licht ausgelöscht. Endlich verlöscht auch die letzte Kerze und alles liegt in Dämmerung versenkt, nur die Gestalten der Cardinäle und Prälaten, unbeweglich wie Bildsäulen sitzend, leuchten durch das Dunkel. Tiefe Stille auf einen Augenblick. Da erhebt der Chor der unsichtbaren Sänger kraftvoll und durchdringend seine Stimme: Miserere mei Deus etc., den von Allegri gesetzten und von 32 Stimmen vorgetragenen Psalm. Wie aus heiliger Nacht herab quillt der Feiergesang gleich einem Strome von Harmonien, der alle Herzen umschlingt, und es entwickelt sich ein Wechsel, ein Verschmelzen, ein Sinken und Erheben der Töne, welches bald das Gemüth in tiefe Rührung auflöst, bald zur höchsten andachtvollsten Entzückung begeistert. Aus der Sixtinischen Kapelle begeben sich der Papst und die Cardinäle in die Paulinische Kapelle. Der stille Zug geht durch die Sala regia; es eröffnen sich die Flügelthüren; eine strahlende Beleuchtung ergießt sich. Die Kapelle ist wie von einer zusammengeflossenen Lichtmasse erfüllt; Wachskerzen, vom Fußboden bis zur Decke hinauf, bekleiden die Wände mit blendendem Glanze, der durch transparente Verstärkung das Grab des Heilandes in der größten Verklärungsglorie erscheinen läßt. Um die feierliche Stelle knien zunächst stillbetend der Papst und die Cardinäle, hinter ihnen die übrige Versammlung. Von da begibt sich der ernste Zug zur Peterskirche hinab, wo aus tiefer Ferne ein Lichtpunkt hervorglänzt und das Dunkel umher wunderbar erhellt. Ein 24' hohes und 12' breites Kreuz schwebt aus der Kuppel der Kirche über dem Grabe des Apostels Petrus herab, an dem der Papst, die Cardinäle und das Volk still betend knien. Dieses Kreuz ist auf jeder Seite mit mehr als 300 Doppellampen besetzt, durch deren Schimmer in der tiefen Finsterniß des unermeßlichen Tempels ein Halbdunkel von der außerordentlichsten Wirkung erzeugt wird.

Am grünen Donnerstag früh findet in einer Seitenkapelle von St. Peter die Ceremonie der Fußwaschung statt. Der Papst mit leinenem Schurz wäscht 12 Greisen, welche die Apostel vorstellen, die Füße, und bedient sie dann bei einem nachfolgenden Mahle. Am Charfreitag früh findet wieder in der Sixtina die Anbetung des Kreuzes statt. Der päpstliche Thron ist

ohne Bekleidung und ohne Baldachin, die Bänke der Cardinäle sind von den Teppichen entblößt, Papst und Cardinäle haben ihre Ringe abgelegt, und erscheinen in violetten Chorhemden aus dem einfachsten Stoff; die vorgetragenen Scepter sind zur Erde gekehrt. Der Papst wirft sich mit entblößtem Haupte und nackten Füßen anbetend vor dem auf den Boden, der am Holze gehangen; Cardinäle und Prälaten thun es ihm nach.

Mit dem Gloria im Hochamte des Ostersonnabends endet die Trauerzeit: alle Glocken läuten, die Kanonen der Engelsburg werden gelöst. Am ersten Ostertage hält der Papst, nun im höchsten Glanze der Erscheinung, das Hochamt in St. Peter: es gilt die Glorie des siegenden Christus darzustellen. Die Erhebung der Hostie nach der Wandlung ist der feierliche Moment. Alles liegt auf den Knien, der Papst steht allein aufrecht vor dem Altare und erhebt das Sacrament; in das tiefe andächtige Schweigen dröhnt Posaunenschall aus der Kuppel. Nach geendigtem Hochamt ertheilt der Papst von der Loggia den Segen. Hunderttausende von Christen, aus allen Theilen der Erde herbeigeströmt, bedecken den Platz vor dem Vatican; alle Glocken in Rom lassen ihre Töne erklingen; die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papst macht über das Volk dreimal das Zeichen des Kreuzes und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herab zu flehen. Am Abend des Ostersonntages findet die Illumination der Peterskirche nach einem von M. Angelo angegebenen Plane statt. In langen wagerechten Parallelreihen schweben an den erhabenen Umrissen, Bogen, Pfeilern und Kränzen Lampen (4400) mit zartem Silberschein bis hoch in den Himmel hinauf, gleichsam frei in der Luft; denn man kann die Masse des Gebäudes, an dem sie befestigt sind, von dem rasch dunkelnden Hintergrunde des Himmels nicht unterscheiden. Immermehr nachtet es nun, da plötzlich mit dem Glockenschlag acht tritt die Verwandlung ein: alle diese mildflimmernden, blaßgoldenen Lichter verschwinden, eine Flamme erscheint unter dem leuchtenden Kreuze der Kuppel, und wie tausend Lauffeuer ergießt sich im Nu der blendende hochrothe Brand unzähliger Pechfackeln senkrecht von Kreuz und Kuppel herab über die ganze Façade der Kirche und beide Colonnaden. Nun strahlt das ganze ungeheure Gebäude in einem Feuermeere. Die vorher nur hörbaren Fontänen des Petersplatzes stäuben nun sichtbar ihre Wasserwogen gen Himmel; das Auf- und Abfluthen der unzählbaren Menschenmasse wird erkennbar, und zum Glanze des Lichtes fällt nun auch das Läuten der Glocken mit feierlicher Macht ein. Bis tief in die Nacht lodern die Fackeln und Feuerbecken. Den Beschluß sämmtlicher Feste macht am Ostermontag die sogenannte Girandola, das Feuerwerk, welches auf der Engelsburg abgebrannt wird. Abends gegen 10 Uhr erlöschen mit einem Male die Lichter des Engelsburg; es donnert die Signalkanone; einzelne Raketen eröffnen das Zauberspiel, und mehr und mehr schlagen die Flammen und Lichtkegel in einan-

der, bis plötzlich sich feurige Linien entzünden und der ganze Halbzirkel der alten Burg in seinen architektonischen Umrissen unter einer Krone von Brillantfeuer sichtbar wird. Jetzt drängt sich Scene an Scene, es beginnen ungeheure Feuerräder, Schwärmer und Leuchtkugeln ihren bunten, mit jedem Augenblick wechselnden Reigen in ununterbrochener, verschwenderischer Pracht. Bald ist ein phantastisches Schloß von lauter Diamanten aufgebaut; bald rieseln goldene Bäche über einen rubinrothen Felsen; bald springen silberne Fontänen, seltsam verschlungen, in allen Richtungen auseinander; bald steigt eine flammende Aehrengarbe empor, und blaue und rothe Schmetterlinge, Mohn- und Kornblumen fliegen aus ihr heraus und um sie her; bald blitzen Millionen Sterne, und zwischen ihnen hindurch schießen langgeschweift, eilfertige Kometen. Da erscheint die erste stäubende, kolossale Girandola, mit ungeheurer Gewalt die ganze Masse des Castells in einem lodernden, sprühenden Feuerregen überwölbend und einhüllend. Von Neuem, immer durch das Krachen der Kanonen unterbrochen, erhebt sich nun das Spiel der Leuchtkugeln; Reihen brennender Namenszüge erscheinen von tanzenden Flackerlichtern umgeben, die gewaltigen Linien des alten Baues flammen bald roth, bald weiß, während Feuerbecken die Engelsbrücke erhellen und unzählige Fackeln auf den Kähnen der Tiber den Fluß in einen brennenden Strom zu verwandeln scheinen. Nach vielfachem Wechsel zierlicher Erfindungen dieser feurigsten aller Künste geht nun endlich vorn über dem Thore des Castells eine zweite riesige Girandola auf, und kaum ist dieser Vulkan zu einer dicken Rauchwolke erloschen, so bringt höher oben und hinter dieser Wolke der ungeheure Raketenstrauß der dritten und größten Girandola von Tausenden von Raketen auf. — Dieselbe Erleuchtung der Kirche und Burg findet auch am Peter-Paulsfeste, den 29. Juni, statt.

Unterhaltungen.

— **Stärke der Armeen Oesterreichs und Preußens.** Ein höherer Militär a. D. hat eine Broschüre, Separatabdruck aus der Deutschen Vierteljahrs-Schrift Nr. 86. über „die militärische Stellung Frankreichs Deutschland gegenüber" erscheinen lassen. Da die Angaben von einem, wie es scheint wohlunterrichteten Manne herrühren, so entnehmen wir ihnen Folgendes:

Die Oesterreichische Armee zählt im Frieden 62 Linien-Infanterie-Regimenter mit 175,500 Mann, im Kriege 243,000 Mann. 14 Grenz-Infanterie-Regimenter mit 40,000 Mann im Frieden und 56,300 Mann im Krieg. 25 Jäger-Bataillone mit 20,300 Mann im Frieden und 33,000 Mann im Krieg. 14 Sanitäts-Compagnien mit 2700 Mann im Frieden und 3500 Mann im Krieg. Total der Infanterie 238,000 Mann im Frieden und 335,000 Mann im Krieg. 8 Kürassier-Regimenter, 8 Dragoner-Regimenter, 12 Husaren-Regimenter, 12 Uhlanen-Regimenter. Total in 40 Regimentern 61,000 Mann im Frieden und 71,000 im Krieg mit 56,000 oder 67,000 Pferden, davon zwei Drittel leicht. 16 Feld-Artillerie-Regimenter mit 1152 oder 1344 Geschützen. 1 Küsten-Artillerie-Regiment. 1 Raketeur-Regiment. Total der Artillerie 28,000 oder 54,500 Mann nebst 4900 oder 30,000

Pferden, davon ein Drittel fahrend. 12 Bataillone Genie-Truppen. 6 Bataillone Pioniere mit 11,000 oder 21,000 Mann und 3600 Pferden im Krieg, dazu noch das Fuhrwesen. Total der ganzen österreichischen Armee 400,000 Mann im Frieden und 7 — 800,000 Mann im Krieg mit 1344 Geschützen. Die preußische Armee zählt 45 Regimenter und 18 Bataillone Infanterie mit 75,500 Mann im Frieden und 147,500 Mann im Krieg, davon ein Zwölftel leicht. 38 Regimenter Kavallerie mit 28500 Mann im Frieden und 24000 Mann im Krieg, davon drei Fünftel leicht. 9 Regimenter Artillerie mit 16000 Mann im Frieden oder 23600 Mann im Krieg mit 1004 Geschützen, davon ein Sechstel reitend. Pioniere 3600 Mann im Frieden und 8300 Mann im Krieg. Total 140,000 Mann ohne Offiziere im Frieden, im Krieg 225,000 Mann; dazu die Landwehr ersten Aufgebots mit 116 Bataillonen Infanterie, 114 Schwadronen Kavallerie, und die Landwehr zweiten Aufgebots mit 116 Bataillonen Infanterie und 104 Schwadronen Kavallerie. Total der ganzen preußischen Armee 161,000 Mann im Frieden und 541,000 Mann im Krieg mit 1004 Geschützen. Bestand der beiden Armeen im Krieg über 1,300,000 Mann mit mehr als 2300 Geschützen.

— **Ban Jellachich.** Graf Joseph Jellachich von Buzim starb am 20. Mai in Agram. Er ist ein Sohn des 1810 verstorbenen Feldmarschallleutenants Baron Franz Jellachich von Buzim und wurde am 16. October 1801 zu Peterwardein geboren Nachdem er die Militärschule in Wien durchgemacht, trat er 1819 als Unterlieutenant in einem Dragoner-Regimente in österreichische Dienste. Er zeichnete sich durch Geist und Talente aus, und machte sich bei seinen Genossen als Dichter bekannt; (seine Gedichte erschienen 1850 in Wien). Im Jahre 1830 wurde er Hauptmann in dem Grenzregimente Ogulini. Das folgende Jahr verbrachte er in Italien. 1835 nach Bosnien versetzt, wurde er bald darauf Major im 48. Infanterie-Regimente und Adjutant des österreichischen Gouvernements in Dalmatien 1841 ward er zum Oberstlieutenant und 1842 zum Obersten ernannt. 1845 machte er den Feldzug in Bosnien mit und zeichnete sich im Treffen von Pozvisd aus. Fürst Metternich verlieh ihm 1848 das Banat von Croatien und den Titel eines Feldmarschall-lieutenant und Commandanten der Grenzstädte Warasdin und Carlstadt. Von hier datiren die Schritte, die ihn dem übrigen Europa bekannt machten. Er provozirte eine croatische Revolution gegen Ungarn, und als er vom Kaiser seiner Würde entsetzt wurde, machte er Miene sich den Russen in die Arme zu werfen, gebärdete sich als unabhängig von Oesterreich und berief einen Reichstag der Slaven nach Agram, begab sich indessen schon im Juni 1848 nach Inspruck zum Kaiser, zog im October desselben Jahres neben Windischgrätz gegen die aufständische Hauptstadt, und als diese gefallen, gegen Ungarn. Das Hauptquartier der beiden Heerführer wurde nach Raab, dann nach Buda und zuletzt nach Pest verlegt; von dort durch die vereinigten Kräfte Perczel's, Görgey's und Dembinski's zurückgedrängt, warf sich Jellachich mit der Südarmee nach Siebenbürgen, dem polnischen General Bem entgegen, von welchem er am 14. Juli im Treffen von Hegyes geschlagen wurde. Er nahm von da ab keinen Theil mehr an dem ungarischen Kriege und zog sich nach Agram zurück. Hier wurde er vom Kaiser aufs Neue mit dem Banate belehnt und erhielt den neuen Titel eines Militär-Gouverneurs des Landes. Im October 1853, nach dem Krieg mit den Montenegrinern, wurde er mit dem Commando eines Observationscorps an der Donau betraut. 1854 erhielt er den Grafentitel. Der Ban lebte seit 1850 in kinderloser Ehe mit der Gräfin Sophie Stockau, einer Hofdame der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

— **General Oudinot und die Freiheit in Rom.** Am 30. April 1849 trug Oudinot, wie es in der Proklamation hieß, „die Fahne des Friedens, der Ordnung, der Versöhnung, der wahren Freiheit" von Civita Vecchia gegen Rom, mit 9000 Mann. Vor seinem Abmarsche that er die Aeußerung: „die Römer werden sich nicht schlagen." Für ihn war die Hauptsache, den Oesterreichern in der friedlichen Besetzung Roms zuvorzukommen.

Vor den Mauern wurde er mit Schießen aus Geschützen und Büchsen empfangen. Die Franzosen stürmten und wurden zurückgeworfen. Eine Abtheilung sprengte Garibaldi durch einen Bajonettangriff, eine andere gerieth vor eine verdeckte Batterie und wurde theils zusammengeschossen, theils gefangen. Das ganze Heer war genöthigt, schnell den Rückzug anzutreten. Die Römer verfolgten sie nicht, bewirtheten die Gefangenen festlich, zeigten ihnen die Merkwürdigkeiten Roms und schickten sie Oudinot zurück. Nachdem dessen Plan also gänzlich verfehlt war, knüpfte er Unterhandlungen an. Am 31. Mai wurde mit den Triumvirn ein Vertrag abgeschlossen, der die französische Armee als eine befreundete und zur Mitvertheidigung des römischen Gebietes bestimmte bezeichnete und der französischen Regierung die Garantie der Republik Rom gegen jeden fremden Angriff zur Pflicht machte. Der Vertrag, den des Generals Begleiter Lessep verfaßt hatte, war schon unterzeichnet, als Oudinot ihn verwarf. Der General hatte andere Anweisungen erhalten, als der Diplomat. Er hatte den Befehl erhalten, sich fasart in den Besitz von Rom zu setzen. Oudinot konnte bereits über 30,000 Mann und einen sehr zahlreichen Artilleriepark verfügen, der mit dem nöthigen Belagerungsgeschütz versehen war. Trotz dieser Macht richtete er mit den Sturmangriffen nichts aus, sondern mußte zu einer förmlichen Belagerung übergehen, welcher die Stadt auf die Länge nicht widerstehen konnte. — In den Abendstunden des 3. Juli 1849 zogen die Franzosen ein. Die Straßen waren leer, nur auf dem Corso erblickte man noch dichte Menschentruppen, welche die dreifarbige Fahne mit dem Rufe begrüßten: Es lebe die römische Republik! Es lebe das arme Italien." (Vergl. Dr. Otto Forster's Italien.)

— **Oesterreichische Strenge.** Gegenüber den Fabeln, welche die piemontesischen Blätter über die Strenge der Oesterreicher in Italien verbreiten, möge folgende Thatsache aus dem Hauptquartier in Italien sprechen. Ein Bürger und Hausbesitzer von Mortara, Besitzer einer Maschinenfabrik und Lieutenant der Nationalgarde, hatte sich der Verbindung mit dem Feinde verdächtig gemacht, und dann zwei Leuten unsrer Mannschaft, die er zur Desertion verleiten wollte, den Weg nach Turin und die Stellung der Armee auf ein Blatt Papier aufgezeichnet, glänzende Verheißungen beifügend. Außerdem fand man schwer gravirende Papiere bei ihm, und so wurde er zum Tode verurtheilt. Schon bei seiner Gefangennehmung mußte sich derselbe seiner schrecklichen Lage bewußt sein, denn unter herzzerreißendem Jammer brach er, als er zum Gefängniß geführt wurde, in die Ausrufe aus: „Ich bin des Todes, mein Vaterland, ich sehe dich nicht mehr!" warf sich auf die Knie und hatte schon jede Spur von Muth und Besinnung verloren. Er war bis jetzt ein sehr geachteter Bürger und brachte durch sein unbesonnenes Verbrechen seine Mutter und Familie an den Rand der Verzweiflung. Nachts 12 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündet, und einer unserer Feldcaplane spendete ihm die letzten Tröstungen. Standhafter als bei der Arretirung schritt der Delinquent zum Tode. Ohne Trommelschlag und in aller Stille schritt er zwischen dem Auditor und Geistlichen, escortirt von einer Division (160 Rotten à 2 Glieder) Hessen-Infanterie, vor das Thor gegen Novara. Ein Quarré wurde gebildet und die eine Seite desselben sodann geöffnet. Der Delinquent kniete nieder, riß sich die Binde von den Augen und umfaßte die Knie des Feldcaplans, der ihm Muth zusprach. Gefaßter ergab er sich seinem Schicksal; die Binde war wieder um seine Augen gelegt; 12 Schützen vor, des Commandowortes „Feuer" harrend, als aus dem Munde des commandirenden Majors Töpli das bedeutungsvolle Wort erschallte: Pardon! Mit dem lauten Aufschrei Grazia stürzte der Delinquent gegen den Geistlichen, dessen Knie, Dankesthränen weinend, er wieder umklammerte. Er durfte bereits heute früh (18. Mai) im Stabsstockhause, wo er vor der Hand desgnirt bleibt, die Besuche seiner jetzt überglücklichen Familie empfangen. Dankesworte gegen den milden und gerechten Armee-Commandanten waren das Erste, was sie hervorzubringen vermochten.

— **Ein Charakterzug Radetzky's.** Ein Major in einem lombardischen Regimente war später zu den italienischen Insurgenten übergetreten und bei der Einnahme von Mailand mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden. Das Kriegsgericht hatte ihn zum Tode verurtheilt. Sein Weib und seine Kinder durften ihn im Gefängniß besuchen. Das Weib suchte ihn zu trösten und sprach von der Milde des Feldmarschalls und von Begnadigung. „Er ist wie die Andern, mein letztes Wort soll ein Fluch über die Barbaren sein", war die wilde Antwort des Gefangenen. „Dein letztes Wort soll ein Gebet sein", sagte das Weib. Der Verurtheilte wurde ruhiger und bat beim Abschiede von seinem Weibe: „Bete für mich, morgen um acht Uhr ist Alles vorbei." — Am nächsten Morgen, nach schlaflos durchbrachter Nacht, lag das Weib auf den Knieen vor dem Bilde der Madonna, als ihr der Offizier, welcher sie zu ihrem Manne geleitet hatte, gemeldet wurde. Er überreichte ihr ein Schreiben mit der eigenhändigen Unterschrift des Feldmarschalls. Es enthielt die Begnadigung ihres Gemahls; die Todesstrafe war in Landesverweisung verwandelt worden. „Gott segne den edlen Mann", sagte sie, indem sie die Unterschrift küßte, „er hat nicht einem, er hat drei Menschen das Leben geschenkt."

— **Französische Bulletins.** Um die offiziellen Pariser und Turiner Kriegsberichte in ein gehöriges Licht zu setzen, möge folgender Vorfall vom Jahre 1809 bei Gelegenheit des Treffens von Lützenreuth, wovon Wirth in seiner Geschichte der deutschen Staaten Bd. I. S. 441 berichtet, ins Gedächtniß gerufen werden. Junot war bei seinem Ausrücken aus Baireuth des Sieges über die Oesterreicher so gewiß, daß er im Voraus über die bevorstehende Schlacht ein Bulletin abfaßte, darin den Sieg der Franzosen berichtete und genau angab, wie viele Gefangenen, Kanonen und Fahnen sie erbeutet hatten. Es war unter Anderem auch gesagt, daß die Oesterreicher eilfertig geflohen und die Sieger in den folgenden Tagen in Prag eingezogen seien. Dieses Bulletin schickte Junot in das Bureau der Baireuther Zeitung mit dem Befehle, dasselbe in die nächste Nummer aufzunehmen. Als die letztere am andern Tage Abends in der Stadt ausgetragen wurde und die Einwohner mit Verwunderung die Beschreibung des Siegs der Franzosen lasen, kamen gerade die ersten Flüchtlinge vom Schlachtfelde an, denen Junot mit dem Hauptheere und alsbald österreichische Uhlanen auf dem Fuße folgten. Einstimmiges Gelächter erhob sich nun in den geselligen Kreisen von Baireuth über den seltsamen Sieg der Franzosen und deren Vorrücken bis Prag.

— **Ferdinand II. König von Neapel** starb am 22. dieses Monats um 1 Uhr des Morgens. Er wurde am 12. Januar 1810 geboren und war somit 49 Jahre und 4 Monate alt. Er war zuletzt mit der Erzherzogin Marie Therese Isabella von Oesterreich, der Tochter des Erzherzogs Karl, geboren den 31. Juli 1816, verheirathet. Aus seiner Ehe mit Marie Christine, der Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, hinterließ er den Kronprinzen Franz Maria Leopold, Herzog von Calabrien; aus zweiter Ehe 5 Söhne und 4 Töchter. Vier seiner Brüder leben noch: der Prinz von Capua und die Herzöge von Syracusa, Aquilla und Trapani. Der Herzog von Calabrien, welcher als Franz II. den Thron seines Vaters bestieg, ist am 16. Januar 1836 geboren und demnach erst 23 Jahre und 4 Monate alt.

— **Kaiser Ludwig Napoleon** beantwortete am 29. April 1855 eine Beglückwünschung des Senats dahin, daß er sich für ein Werkzeug Gottes erklärt in folgenden Worten: „Ich danke dem Senate für die Gefühle, welche derselbe ausgesprochen hat. Ich fürchte nichts von den Versuchen der Mörder. Es gibt Wesen, welche Werkzeuge des göttlichen Willens sind. So lange ich meine Sendung nicht erfüllt habe, laufe ich keine Gefahr."

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 23. Frankfurt a/M., den 4. Juni. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Die große Schlacht, auf welche wir so lange warteten, scheint begonnen zu haben. Ueber ihren Ausgang ist in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, noch nichts Sicheres bekannt. Wie er auch ausfalle, von entscheidender Bedeutung wird er schwerlich sein, trotzdem daß sich zwei Kaiser nebst einem König mit ein paar Hunderttausenden von Soldaten einander gegenüberstehen. Indeß könnte es leicht geschehen, daß die Oesterreicher durch die Diversion von Toscana aus genöthigt würden, ihre gegenwärtige Position zu räumen und sich auf die Minciolinie zurückzuziehen. Natürlich würde Bonaparte nicht verfehlen, diesen Rückzug wo möglich als die Folge eines großen von ihm erfochtenen Sieges auszuposaunen.

Das Garibaldi'sche Spektakelstück hat, wenn die neuesten Nachrichten nicht lügen, vorläufig ausgespielt. Es versteht sich, daß man auf Seite der Franko-Sarden bemüht sein wird, es in möglichst vielen Wiederholungen in Scene zu setzen. Dagegen werden die Oesterreicher Alles aufbieten, um es vom Repertoire der lombardischen Schaubühne verschwinden zu machen und wenigstens ihren lombardischen Unterthanen die Lust an der Mitwirkung gründlich zu vertreiben. Die Einwohnerschaft des Veltlin mag sich auf eine sehr harte Züchtigung gefaßt machen. Man wird auch die äußerste Strenge

den Oesterreichern kaum verargen dürfen; sie erscheint in diesem Falle vielmehr als Humanität. Denn außerdem würde der Brand bald hier bald dort wieder aufglimmen, und schließlich müßte an Tausenden und aber Tausenden gesühnt werden, was sich jetzt, durch den Dämpfer eines heilsamen Schreckens, in dem Blute von einigen Hundert ersticken läßt. Es müßte so weit kommen, daß die lombardischen Bauern selbst sich gegen die Freischaaren erhöben, wenn diese den österreichischen Boden aufs Neue betreten.

Wenn Garibaldi gelegentlich im Stiche gelassen wird, so liegt der Verdacht nahe, und es ist, wie man von Paris schreibt, in den dortigen Faubourgs auch bereits laut geworden, daß hiebei eine Absicht, ein „Verrath" im Spiele sei. Daß es L. Bonaparte und einem Theil der französischen Armee nur erwünscht sein kann, den lästigen Genossen, der seiner Zeit einer guten Anzahl von Mitgliedern der großen Nation selber den Garaus gemacht hat, so bald als möglich los zu werden, läßt sich unschwer begreifen. Ueberhaupt aber darf man ohne Anspruch auf Prophetengabe voraussagen, daß das friedliche Nebeneinanderhergehen Bonaparte's und der Revolution, der Geschäftsbetrieb auf gemeinschaftliche Rechnung, nicht von allzulanger Dauer sein wird. Einer von beiden Theilen muß über den andern Herr werden. Vorläufig hält Bonaparte, sowohl aus Rücksicht für die Italianissimi, als für die Großmächte, namentlich England, noch zurück; der prinzliche Vetter hat Toscana lediglich „aus strategischen Rücksichten" betreten. Aber die Zeit möchte bald kommen, wo die Secundogeniturvelleitäten unverhüllter hervortreten; natürlich würde von diesem Augenblick an die Feindschaft in dem vereinigten Lager des Imperialismus und der Revolution zum offenen Ausbruch kommen.

Es wäre denkbar, daß Bonaparte den Eroberungsgelüsten auf italienischem Boden gezwungen entsagte. Ob er der Mann ist, wie sein Onkel, um die Revolution sich zu Füßen zu legen und ihre Kräfte für seine persönlichen Machtzwecke auszubeuten, steht sehr dahin. Leicht möglich, daß sie über ihn triumphirte, sei es in der Weise, daß er sich bescheiden müßte, als ihr oberster General zu fungiren, die bloße Vollziehungsmaschine ihrer Dekrete zu sein, oder daß sie gänzlich über ihn hinwegschritte. Letzteres würde freilich wohl nur dann eintreten, wenn er sich als schlechter Feldherr erwiese, und in Paris eine demokratische Massenbewegung der italienischen Erhebung die Hand reichte. Im französischen Heere selbst ist bekanntlich das demokratisch-revolutionäre Element ziemlich stark vertreten. Wir müssen abwarten; erringt er keine namhaften militärischen Erfolge, dann möchte sich leicht die Metternichsche Prophezeiung erfüllen, daß er als Revolutionskaiser in Italien zu Grunde gehen werde. Mittlerweile hat ihm Mazzini im Namen seiner Partei einen Brief geschrieben, worin er ihn mit einer wahren Fluth von Haß und Verachtung überschüttet. In seinem jetzt eingegangenen Blatt hat er außer-

dem erklärt, daß das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland darauf angelegt sei, die Freiheit und Civilisation des ganzen Continentes zu begraben. Bei all seinem excentrischen Wesen hat Mazzini sich stets als ein Mann von hellem und scharfem Verstande gezeigt, während Kossuth, der sich jetzt zum bonaparte'schen Agenten hergibt, nicht viel mehr als ein Held der Phrase und Deklamation ist. Uebrigens hat Mazzini sein Leben lang eben so gut romanische, d. h. durch keine sittlichen Schranken gebundene Politik getrieben, als sie L. Bonaparte treibt; doch unterscheidet er sich von diesem dadurch, daß sein Herz von aufrichtiger Vaterlandsliebe glüht, während Bonaparte's Götze nur er selber und höchstens noch sein Onkel, d. h. der Dämon der Rache ist.

Das Hauptinteresse für uns Deutsche bietet noch immer die Frage dar: was macht die Verständigung zwischen Wien und Berlin? Man konnte in den letzten Wochen wechselnde Strömungen in dieser Hinsicht bemerken. Zuerst hieß es ziemlich allgemein, die Sendung Willisens sei vollständig gelungen; dann auf einmal, ganz wie wir das letztemal vermuthet hatten, Oesterreich zeige sich wieder minder bereitwillig, auf Preußens Wünsche einzugehen, und halte sich sammt seinen Verbündeten für stark genug, den Kampf zur Noth auch ohne Preußen aufzunehmen. Daß im Augenblick die Spannung noch fortdauert, beweist die offiziöse Notiz der „Preußischen Zeitung", welche die Mittheilungen österreichischer Blätter, als ob sich die preußischen Anträge in Wien auf Bundesreform bezögen, mit Entschiedenheit, obendrein als Tendenzlügen, dementirt. Wir unsererseits waren niemals im Zweifel, daß die Sendung Willisens vorzugsweise die Frage der militärischen Führung, so wie die der „Initiative" zum Gegenstand hat. Uebrigens kann man sich den plötzlichen Umschlag der Wiener Politik zur alten Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit leicht erklären, wenn man die gleichzeitigen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz in Betracht nimmt. Bis zu dem Recognoscirungsgefecht von Montebello war die Stimmung in Wien offenbar keine besonders gehobene; man scheint insgeheim doch an eine ziemliche Ueberlegenheit der französischen Waffen geglaubt zu haben. Dies beweisen u. A. die damals fast täglich in der A. A. Zeitung erschienenen militärischen Betrachtungen, welche durchgängig einen sehr resignirten Ton anschlugen und wonach es schon alles Jubels werth erklärt wurde, wenn die Oesterreicher in der ersten Schlacht keine entschiedene Niederlage erleiden würden. Dies änderte sich sofort, nachdem der wahre Verlauf der Montebello'schen Affaire bekannt geworden war, das österreichische Selbstgefühl steigerte sich wieder, man erklärt, Oesterreich ist stark genug u. s. w. So steht es jetzt; in ein paar Tagen kann wieder ein neuer Umschlag eintreten.

Zum Heile des Vaterlandes wollen wir jedoch hoffen, daß dieses Spiel nicht allzu lange mehr fortgetrieben wird, es könnte sonst leicht in vollkommene Entzweiung auslaufen. Jetzt, dächten wir, wäre es hohe Zeit,

daß überall und überall die öffentliche Meinung Deutschlands fest und einstimmig erklärte: Allerdings, Preußen muß vorwärts, und es darf sich weder durch das Warten auf England noch die Impertinenzen Rußlands beirren und hindern lassen, seine Pflicht zu thun, aber Ihr, Oesterreich sammt Darmstädtern, müßt ihm die militärische Führung des nichtösterreichischen Deutschland überlassen, darauf besteht die gesammte Nation! Und dieser Wille müßte nöthigenfalls mit allen gesetzlichen Mitteln, durch Adressen, Versammlungen u. s. w. zur Geltung gebracht werden. Denken diese Herren, die in München die schwarzrothgoldne Fahne durch ihre Büttel haben wegnehmen lassen, das deutsche Volk werde sein Gut und Blut in die Schanze schlagen für Nichts und wieder Nichts als die löcherigen Verträge von 1815 und die Erhaltung der Bundesverfassung mit ihrer kläglichen Maschinerie? Dann würden sie sich wahrlich stark verrechnen!

Die Alpenrose.

Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Ritter der Gerechtigkeit.

Lieb' ist ein Feu'r, von dem die Augen leuchten.
Shakspeare.

Die Hitze eines warmen Sommertages fing zögernd an aus den staubigen Straßen Berlins vor der kühleren Abendluft zu weichen; die Sonnenstrahlen erreichten noch die Wipfel der Linden und die Giebel der Dächer in der großen Hauptstraße; da bewegte sich eine breite, stämmige Gestalt gemessenen Schrittes vorwärts auf den Granitplatten des Trottoirs, als ob sie ganz allein die belebte Straße dahinwandelte. Der Strom der Spaziergänger brach sich an ihr, wie die Wellen an einem Felsenriff, theilte sich mit Widerstreben, um sich vor ihr oder hinter ihr rasch wieder zusammenzuschließen; sie aber schien davon nichts zu bemerken und ließ sich durch all' das Gewimmel in ihrem ernsten Gange nicht stören, auch nicht durch den Witz der Straßenjungen, der sie bereits auf's Korn genommen hatte. Es war auch ein Musensohn, der erst seit Kurzem die schöne Residenz betreten; sein Hut war nicht nach der Mode, seine Kleidung roch nach der Provinz; aber er war auf einem schweren Gang begriffen, dem ersten zu einem feinen und hochgelehrten Berliner Professor, dem er sich durch einen Brief und durch seine eigene stattliche Person empfehlen sollte. Auf diese Person nämlich schien er nicht wenig zu halten; er wußte es nicht nur, sondern er war stolz darauf, daß er aus Pommern stammte, daß er eines reichen Rittergutsbesitzers Sohn war, daß er seine paar tausend Thaler im Jahr verwenden durfte auf seine Ausbildung

zum Dienst seines Königs, um einmal auf der Leiter der Würden des Staates von einer Stufe zur andern emporzusteigen. Sein Lebensweg war ihm vorgeschrieben und gebahnt; er hatte darüber keine Sorgen; einige Jahre Studienzeit lagen schon hinter ihm; die Pandekten- und Institutionen-Vorlesungen standen schön eingebunden auf seinem Arbeitspulte; zum ersten Examen sich vorzubereiten, dazu war er in die Residenz gekommen.

Sein Vater hatte einst denselben Weg durchgemacht, den er den Sohn nun gehen hieß, hatte auch im letzten Studienjahr die schöne Residenz noch liebgewonnen, dort noch manchen Jugendfreund kennen gelernt, und einer derselben war jener Professor der Philosophie, den wir schon kennen; nach dessen Hause lenkte der zukünftige Ritter der Gerechtigkeit, den Brief des Vaters in der Seitentasche des Rockes, unter welcher sein sonst ruhiges Herz doch in einige Bewegung gekommen war, seine schweren, bedächtigen Schritte. Geist leuchtete nicht aus seinen Zügen, und Schönheit zierte weder sein Antlitz noch seinen ganzen Wuchs; aber Biederkeit und Geradheit war in seinem ganzen Wesen ausgeprägt, freilich in so unzweideutiger Weise, daß sie dem feinen Berliner leicht als Derbheit oder Plumpheit erscheinen konnte. Seine Studien betrieb er handwerksmäßig; in den Büchern der Wissenschaft wohnten nicht seine Ideale, eher zwischen den hochgefüllten Scheunen und reichbesetzten Ställen des väterlichen Gutes. Daß er studiren mußte, betrachtete er als zu seinem Stande gehörig, manchmal beinahe als ein nothwendiges Uebel, in welches er sich aber, da er eine große Gabe Resignation besaß, geduldig ergab, nebenbei dem Studentenleben möglichst viel behagliches Vergnügen abgewinnend. Er liebte das Bierglas und die Karten, doch beides nicht zum Uebermaß; er ritt einen guten Trab; das Tanzen widerstrebte seiner Natur, und gegen das schöne Geschlecht verhielt er sich völlig gleichgültig; einen Tag lang mußte er sich besinnen, wenn er nothgedrungen in den seltenen Fall kam, einem Fräulein eine Artigkeit zu sagen. Darum war es ihm eine harte Nuß, dem feinen Berliner Professor den ersten Besuch abzustatten, besonders da er vernommen hatte, wie gern er die Gäste in Gesellschaft seiner Tochter empfange; gern hätte er einen Andern an seiner Statt geschickt; acht Tage lang hatte er den Besuch nun schon verschoben; aber da es sein Vater bestimmt wünschte und er gewohnt war, ohne Widerrede zu gehorchen, so hatte er sich endlich dazu gezwungen, das Herz in beide Hände genommen und für den schlimmsten Fall auch eine passende Anrede an das gepriesene Fräulein eingeübt. Wäre nur die kommende Stunde schon vorüber! dachte er von Zeit zu Zeit; dann tröstete er sich wieder damit, er, der würdige, wohlgebaute Sprosse seines respektablen Vaters, werde doch keinen allzu schlimmen Eindruck hervorrufen, und am Ende, dachte er weiter, muß dir nicht so viel daran gelegen sein, was dieses gelehrte Haus von dir denkt, und noch weniger daran, was sein gelehrtes Gänschen; du bleibst deßwegen

doch der Erbe des großen Rittergutes von Wolfsbrunnen; denn das war der Name seiner Heimat und zugleich der seines Geschlechts, und auf seinem Wappen war ein Wolf an einer Quelle stehend abgebildet.

Nun stand er vor dem Hause, das er gesucht hatte, schien einen Augenblick zu schwanken, ob er nicht lieber wieder umkehren wolle; hätte er's gethan, er hätte sich manchen Aerger, manche schlaflose Nacht erspart; aber das ließ ihm sein pommerisches Ehrgefühl nicht zu. Also nahm er noch einmal all seinen Muth zusammen, schritt rasch voran durch die Hausflur, festen Trittes die Treppe empor, daß der Boden dröhnte unter ihm, und zog nach erhaltener Anweisung an der Thüre, welche ein Schildchen mit der Aufschrift des bekannten Professors trug, herzhaft die Klingel. Sogleich wurde geöffnet, und auf seine Frage, ob der Herr Professor allein zu sprechen sei, wurde er ohne Weiteres in den uns bekannten Empfangs- und Thee-Salon eingeführt, wo aber zu seinem Schrecken des Professors Töchterlein ihn empfing und ihn bat, sich niederzulassen, ihr Vater werde in wenig Augenblicken erscheinen. Der kräftige Bursche, der auf dem Fechtboden schon so manchen tüchtigen Hieb mit hohem Muth ausgetheilt, aber noch nie in solcher Einsamkeit einem so gelehrten und, wie er sich hinterher auch gestehen mußte, so schönen Fräulein sich gegenüber befunden hatte, stand da, seinen Hut in der Hand, in unaussprechlicher Verlegenheit; er wußte nicht, war es höflicher und galanter, daß er stehen bliebe oder daß er sich auf den angebotenen Fauteuil niedersetzte, verlangte es der gute Ton, daß er das Fräulein anschaute oder eher in dem schönen Zimmer sich umsehe; sie unterhalten sollte er, dessen erinnerte er sich als einer Hauptregel, die ihm sein Vater für ähnliche Fälle gegeben; aber womit? Das fand er um keinen Preis; Gedächtniß und Mund waren ihm wie versiegelt; er brachte nichts heraus. Lieber wäre er in dichtem Kugelregen gestanden, als vor dem Fauteuil in dem verwünschten Salon, und doch konnte er nicht von der Stätte entrinnen, bis er dem Professor seines Vaters Brief überreicht. Glücklicherweise war er nicht der Erste, den Anna in ähnlichen Aengsten gesehen; sie war daher auf solche Augenblicke schon gefaßt, führte den unbekannten Gast vor ein schönes Madonnabild, welches auf einer Seite an der Wand hing, und fragte ihn wohlwollend, ob er Freund der Kunst sei, vielleicht Kenner, und was er von dem Bilde halte? Zum ersten Mal freilich in seinem Leben sollte er ein ästhetisches Urtheil abgeben; was konnte er Besseres thun, als rühmen und preisen? Dazu wäre ihm aber der Stoff von Gedanken alsbald ausgegangen, hätte das Gespräch länger dauern sollen; denn im Grunde verstand er die Freude an einem schönen Kunstwerk nicht; wie froh war er daher, als die ehrwürdige und heitere Gestalt des Professors hereintrat, ihn freundlich begrüßte und, als er den ihm überreichten Brief durchschaut, ihn mit den wohlwollendsten Ausdrücken willkommen hieß.

So war er nun aus dem ersten Fegfeuer erlöst; aber es wartete seiner noch ein zweites, dessen Pein sogar noch länger dauerte, als die des ersten.

Natürlich fragte ihn der Professor über seine bisherigen Studien, und am nächsten lag ihm zu fragen, was er bisher über Philosophie gelernt und welche Lehrer derselben ihm am besten gefallen hätten. Da war er mit seiner Weisheit wieder gar bald zu Ende; denn die Philosophie, damit hatte er sich immer getröstet, brauche er einst nicht auf seinem Rittergute; darum machte sie heute zum ersten Mal ihm eine saure Stunde. Einige Namen waren Alles, was er im Schweiße seines Angesichtes zusammenbrachte; unglücklicher Weise hörte auch das gelehrte Fräulein dabei zu, so daß er die Philosophie über alle Berge bis ins Land des Pfeffers verwünschte. Was wird die von dir denken! stieg's ihm heimlich auf. Wie froh war er, als der gutmüthige Alte, der schon bemerkt hatte, woher der Wind wehte bei seines Freundes ihm jetzt empfohlenen Sohn, auf gute Reitpferde die Rede lenkte und nach dem Ertrag der väterlichen Güter fragte; da war er nun wohlbeschlagen und gab bereitwillig reichliche Auskunft auch über solche Dinge, die in der Umgebung des feinduftenden Salons besser weggeblieben wären.

Durch die herablassende Freundlichkeit des Gelehrten, den er sich vorher als einen Halbgott vorgestellt hatte, himmelweit verschieden von den übrigen Menschenkindern, wuchs nun sein Muth, und da auch das gelehrte Fräulein hie und da ein menschliches Wort über ganz gewöhnliche Dinge in das Gespräch mischte, ward er so kühn, daß er gegen seinen eigentlichen Vorsatz, als der Professor ihn einlud, eine Tasse Thee mit ihm zu genießen, sogleich mit Freuden zusagte. Freilich warteten sein dabei neue nicht vorausgesehene Plagen. Indeß Anna den Theetisch in Bereitschaft setzte, unterhielt sich ihr Vater mit dem nun allmälig erwarmten Ankömmling über seines alten Jugendfreundes Lebensgang und wünschte ihm Glück dazu, einen solchen Vater zu haben. Eben wollten sie nun, von der liebenswürdigen Wirthin aufgefordert, sich zur Tafel setzen, da ward der alte Hausfreund, der weltgewandte junge Doktor (denn mittlerweile hatte er sein medizinisches Doktor-Examen bestanden) angemeldet. Auch er war bei dem freundlichen Alten willkommen, und als er hereintrat, ward er von jenem sogleich mit den Worten empfangen: „Wohlan, nun soll die Rechtsgelehrsamkeit zu meiner Rechten und die Medizin zu meiner Linken Platz nehmen, und die Weltweisheit wird zwischen beiden Freundschaft schließen.“ So stellte er die jungen Männer einander vor und man setzte sich.

Es entwickelte sich nun ein eigenthümliches Schauspiel. Zwei verschiedenere Naturen nach innen und außen ließen sich nicht leicht denken, als die der beiden Musensöhne, die jetzt einander gegenüber saßen. Der junge Doktor, schlank gewachsen, nach der feinsten Mode gekleidet, gewandt in der Unterhaltung und in Komplimenten und Artigkeiten jeder Art; der Herr von

Wolfsbrunnen dagegen von fast herkulischem Gliederbau, langsam beweglich, dazu einsylbig und das um so mehr, je deutlicher er des Andern Gewandtheit erkannte, ein Neuling in Berlin und überhaupt in den Künsten des geselligen Lebens. Bei Ritter's (so haben wir den Mediziner genannt) Lust zum Spott, besonders über „unkultivirte" Leute, wie er Alle zu tituliren pflegte, die sich in einer Gesellschaft nicht zu bewegen wußten, konnte ein Geplänkel zwischen den beiden Gästen nicht lange ausbleiben, und daß der auf solche Gefechte nicht eingeübte Pommer dabei den Kürzern ziehen mußte, war vorauszusehen.

Bei dem Gespräch, das sich entspann, während Anna freundlich die Tassen anbot, hatte Ritter schnell des neuen Bekannten Schwächen ausgefunden, und zwei davon nahm er alsbald besonders auf das Korn: seine Blödigkeit in Gegenwart von Damen und seine Unbeholfenheit, über wissenschaftliche Dinge sich geläufig auszudrücken. In Beidem fühlte er sich weit überlegen, und mit diesem übermüthigen Gefühle regierte er nun die Unterhaltung zugleich mit der Absicht, dabei zu zeigen, daß doch nicht leicht Einer so glänzende Eigenschaften in sich vereinige wie er. Er hatte hierin freilich leichtes Spiel; bald stieß der Unglückliche, der seinem scharfen Blicke nun ausgesetzt war, mit der Tasse an der Zuckerbüchse an, bald vergaß er einen ihm präsentirten Teller mit Zwieback oder Butterbrod weiter zu reichen, bald überhörte er, daß der Professor eine Frage an ihn richtete, indeß er einen Kupferstich an der Wand oder einen Blumenstock anstarrte, und sein unbarmherziger Beobachter unterließ nicht, ihn durch Fragen und sathrische Anspielungen noch mehr in Verlegenheit zu bringen, so daß er zuletzt wie auf Kohlen saß und endlich auf einen Vorwand dachte, um sich aus dem Hause wieder zu entfernen.

Der Doktor aber brachte durch sein Benehmen eine ganz andere Wirkung hervor, als er beabsichtigte. Anna, die früher durch ihre Schüchternheit in großen Gesellschaften einige Male ähnliche Situationen hatte durchmachen müssen, hatte ein aufrichtiges Mitleid mit dem Geplagten, und als es ihr trotz aller Versuche nicht gelang, dem Gespräch eine erquicklichere Wendung zu geben, nahm sie endlich, was sie selten that, auch zu den Waffen des Spottes ihre Zuflucht und sagte plötzlich mit entschiedenem Tone zu dem unbarmherzigen Spottvogel: „Herr Doktor, seitdem Sie den Doktorhut sich aufgesetzt haben, scheinen Sie noch einmal so übermüthig geworden zu sein, als Sie vorher schon waren; wer weiß, wo Sie heute alle die Schüsse von Witz und Spott geladen haben, die Sie in unser Haus mitbrachten; wohl thäten Sie besser, ein anderes Mal sie in freier Luft abzudrücken, dort knallen sie viel besser als in unserm friedlichen Theezimmer!"

Der Getroffene wollte mit gleicher Münze antworten, doch da er sich eben getroffen fühlte, gelang es ihm nicht, und die Reihe kam nun an ihn, sich unbehaglich zu fühlen. Denn Anna wandte sich nun in der Unterhaltung so entschieden ihrem Schützling zu und sprach so eifrig mit ihm vom Gemüsebau

und von der Obstzucht, worauf er sich wohl zu verstehen schien, daß der Spötter gar nicht mehr zu Worte kam, und der alte Herr war, durch des klugen Töchterleins Worte darauf aufmerksam gemacht, woher die Disharmonie im Gespräche kam, stumm und still geworden. So mußte der Weltmann bitter fühlen, daß diesmal seine oft erprobten Künste, statt ihm Gunst und Ehre einzutragen, ihn nur noch weiter von dem ersehnten Ziele abgebracht hatten, dem er immer noch mit vollen Segeln zusteuerte.

Auf den treuherzigen Sohn der pommerschen Erde aber hatte diese Wendung der Dinge eine plötzliche, ganz merkwürdige Wirkung, wie er nichts Aehnliches in seinem Leben erfahren. Wie ein guter Engel, der da hilft aus großer Noth, erschien ihm nun das mitleidige Fräulein; es regte sich etwas in ihm, was er noch nie gefühlt und was ihn leise innerlich zu ihr hinzog; seine gewöhnlich in der Tiefe schlummernden Lebensgeister wachten auf; lebhaft, freilich in seiner etwas schwerfälligen Manier, erzählte er von der ländlichen Umgebung seines Heimatortes und von ihrem Unterschied von dem Häusermeer der großen Stadt. Anna stimmte in das Lob des ländlichen Lebens mit ein; des Jünglings Augen, der solche Ehre noch nie erfahren, mit eines Professors so gelehrter Tochter so vertraut sich zu unterhalten, leuchteten heller; er verwunderte sich über sich selbst, wie beredtsam er sich nun auszudrücken verstehe, und feierte dabei über seinen gänzlich verstummten Gegner einen stillen Triumph.

Bald gab nun dieser die Losung zum Aufbruch. Beide Musensöhne gingen stumm mit einander die Treppe hinunter; vor dem Hause trennten sie sich kalt, der Eine ging rechts, der Andere links; Ritter unmuthig gegen sich selbst und einen Stachel des Widerwillens gegen seinen Nebenbuhler im Herzen; dieser aber bewegte sich viel leichteren Schrittes nach Hause als er gekommen war, überredete sich leicht, er habe einen ganz guten Eindruck zurückgelassen, und sah eine Zeitlang vor sich, neben sich und über sich nichts als des Professors Töchterlein.

Viertes Kapitel.

Das arme Studentlein.

Wir werden lieben! — Schone Dämmerzeit!
Die Luft ist still, nur schauerts in den Bäumen,
Erröthend dehnt der Himmel sich so weit,
Die Vögel schlafen noch, die Blumen träumen
Und duften aus dem Traum. Weit und breit
Zieh'n blaue Nebel an den Bergessäumen;
Doch Alles kündet schon, daß strahlenvoll
Der Sonne Gruß die Welt entzünden soll.

Geibel.

In einem Stübchen des obersten Stockes eines großen Eckhauses, an welchem die Friedrichsstraße mit der Dorotheenstraße sich kreuzt, stand um

Mitternacht beim Schein einer vielgebrauchten Lampe eine kleine schmächtige Gestalt am Schreibpult; ein Heft lag vor ihr, einzelne Blätter Papier daneben; bald sah sie in das Heft, bald zeichnete ihre gewandte Hand kurze Bemerkungen auf die kleinen Blätter. Die Augen leuchteten hell und ruhig, als zögen sie begierig der Erkenntniß Licht aus dem vollgeschriebenen Hefte, eine ungewöhnlich hohe Stirn wölbte sich darüber, Klarheit und ein gewisser Adel ruhten auf dem wohlproportionirten Gesicht, Milde umschwebte den sanften Mund. Nicht besonders wohlgebildet war die übrige Gestalt; sie schien die Spuren von mancherlei erfahrenem Druck, von Entbehrungen und schweren Sorgen deutlich an sich zu tragen.

Das enge Stübchen war sehr dürftig möblirt; außer dem Schreibepult und einem Waschtisch, über welchem ein befleckter Spiegel hing, bildeten zwei alte Strohsessel und ein für die Nacht zum Bett umgewandeltes Sopha die ganze stumme Bevölkerung des Zimmers; die Bücher waren unter dem Schreibepult aufgestellt.

Niemand außer dem eifrigen Bewohner dieser einfachen Zelle war mehr wach im Hause; der Wächter rief zwölf auf der Straße und stieß in sein Horn; nichts störte den emsigen Arbeiter in seinem Fleiße. Jetzt hielt er plötzlich inne, legte die Feder aus der Hand, ging gedankenvoll einigemal im Zimmer auf und ab, stand vor dem Pult wieder still und sah sein Heft von Neuem an. Endlich sagte er wie zu sich selbst: „Ihn mußt du fragen, ihn selbst, sonst findest du keine Ruh!“ und wieder auf- und abgehend wiederholte er dies noch mehrere Male. „Aber wie wird er dich empfangen, der vornehme Herr? Hier in Berlin, wo Alles so steif und so fein her- und zugeht! Du hast ja keine Empfehlung an ihn, nicht einmal einen feinen Anzug, wie er bei Besuchen hier nöthig ist! Es geht nicht, laß es nur bleiben!“ Und wieder ging er einige Male auf und ab und wieder blieb er stehen mit den Worten: „Und es muß doch sein, sonst findest du keine Ruh! Diese Frage muß er selbst dir lösen. Ich werde hingehen mit all' meiner Schüchternheit, in all' der Dürftigkeit meines Aufzugs, auch auf die Gefahr hin abgewiesen zu werden; es wird ja nicht gleich den Kopf kosten. Ist der Mann ein würdiger Priester seiner hohen Wissenschaft, wie er mir aus seinen Vorlesungen erscheint, so wird er mir mit Liebe meine Zweifel lösen; ist er's nicht, so habe ich nichts verloren, wenn ich von ihm abgewiesen werde und bin dann um eine Erfahrung in der Menschenkenntniß reicher!“ So sprach er, und der Entschluß war gefaßt; am folgenden Morgen vor der Stunde des Essens wollte er zu dem Professor der Philosophie gehen, den er täglich hörte, um von ihm sich einige Zweifel lösen zu lassen, die ihn schon lange plagten bei Tag und bei Nacht. Nun aber meldete sich der wohlthätige Gast, der über alle Sorgen und Zweifel einen sanften Schleier zieht; er wies ihn nicht mehr ab, löschte seine vielgeliebte Lampe und legte sich müde zur Ruh.

Indeß er ruht von seinen vielen schweren Sorgen, lassen wir uns seine bisherige Geschichte erzählen. In einem rauhen Bergland der schönen Schweiz geboren, empfand er früh den heißesten Durst nach Wissen und Erkenntniß. Durch Fleiß und Entbehrung aller Art rang er sich zum Lehrer einer kleinen Schule empor und gab darin um kärglichen Lohn im Rechnen, Lesen und Schreiben Unterricht, doch fand er dabei keine Ruhe. Und abermals durch Mühe und Fleiß und bittere Entbehrungen rang er sich zum Studenten der Theologie empor, und wohlthätige Leute, die seine Talente erkannten, sandten ihn an die weltberühmte hohe Schule zu Berlin, daß, wenn noch etwas Höheres aus ihm werden sollte, es daselbst noch gar zur Entwicklung reife. Und wirklich, beim Theologen allein sollte es nicht bleiben; viele andere Gebiete des Wissens zogen ihn ebenfalls an, und mit heißem Verlangen suchte er in der Philosophie Antwort auf seine tiefsten Fragen. Jener Professor, den wir schon kennen, hatte ihn durch seine Klarheit, durch seine redlichen Erklärungen darüber, was man noch nicht wissen könne, angezogen; mit großem Eifer repetirte er darum seine Vorlesungen über das Wesen der menschlichen Seele; denn das war sein Lieblingsstudium. Nun aber war ihm eine Behauptung, die er aus des Professors Mund gehört, gänzlich dunkel; das ließ ihm keine Ruhe und trieb ihn eben, wie wir gesehen, zu dem Entschluß, sich bei dem Dozenten selber Raths zu erholen.

Als er am andern Morgen erwacht war, sein Butterbrod mit einem Glas frischen Wassers gefrühstückt und einige Collegien besucht hatte, konnte er die Stunde kaum erwarten, in welcher er den Professor um eine Audienz zu bitten versuchen wollte. Bevor wir ihn dahin begleiten, wollen wir noch einige Züge seines Charakters näher bezeichnen. Er war eine fein organisirte Natur, die aber von Jugend auf vielfach, wo sie sich in ihrem feinen und zarten Wesen frei entwickeln wollte, von der harten und rauhen Außenwelt zurückgestoßen wurde; davon waren ihr manche tief eingegrabene Narben und Schwielen, manche empfindliche Stellen geblieben, und selten hatte sie sich recht heimisch fühlen können in der Welt. In frühen Jahren schon darauf angewiesen, sein Brod selbst zu verdienen, und lange gewohnt, nur in untergeordneten Verhältnissen sich zu bewegen, war der eifrigstrebende Jüngling, der vor keiner Aufgabe des Wissens zurückschreckte, von einer eigentlichen Menschenscheu verfolgt; äußerst schwer wurde es ihm, in Gegenwart von Unbekannten nur ein Wort zu sprechen; daher suchte er am liebsten die Einsamkeit und lebte oft Wochenlang fast wie ein Einsiedler. Auch in seinen leiblichen Bedürfnissen that er's oft einem Einsiedler gleich; fast schien es, als verstünde er von der Luft zu leben, mit so Wenigem konnte er sich begnügen; dagegen konnte seinem Gedächtniß kaum Nahrung genug geboten werden, und mit dankbarer Treue, fast Zähigkeit hielt dasselbe fest, was ihm einmal dargereicht worden war. Klar und musterhaft geordnet konnte er in Lehrstunden

das mittheilen, was er selber wußte, begeistert in schöner Sprache, die Herzen bewegend, muthig von der Kanzel herab sprechen; aber in der Unterhaltung spielte er in der Regel eine stumme Rolle, nicht weil er nichts zu sagen gewußt hätte, sondern weil er sich die Gabe nicht zutraute, für die Gedanken, die ihn bewegten, die rechten Worte zu treffen.

Auf seine äußere Erscheinung verwandte er wenig Sorgfalt, theils weil er die Mittel dazu nicht besaß, theils weil er immer den Sinn von höheren Gedanken voll hatte und jede Minute als Zeitverschwendung betrachtete, die man auf Handschuhanziehen, Halstuchknüpfen, Frisiren u. s. w. verwenden mußte. Kein Wunder daher, daß er sehr unscheinbar und niedrig erschien in der eleganten Berliner Welt; doch darum kümmerte er sich nicht, hatte er sich doch um wichtigere Dinge zu kümmern. Unter seinem etwas verwitterten Hute kämpften oft düstere und helle Gedanken mit einander. „Ist es denn nur eine Täuschung, daß dir Kräfte gegeben sind von Gott, etwas Gutes zu wirken, oder hast du sie wirklich und werden sie noch Anerkennung finden?" Solche Fragen jagten sich oft stürmisch in seinem Sinn hin und her; oft siegten die düstern Gedanken, besonders wenn er sich einmal wieder unter die Menschen gewagt und es nicht über sich gebracht hatte, die Schüchternheit zu überwinden; dann sank seine Meinung über sich selbst tief unter Null; er klagte seine Verhältnisse an, die seine Gaben nicht zur rechten Entwicklung hätten kommen lassen; er kam bis an eine finstere Grenze, wo er an einer gerechten Weltregierung hätte zweifeln mögen, und der Unmuth und Trübsinn nagten an seiner Seele. Wenn er aber dann wieder daran dachte, wie hoch aus niedrigen Verhältnissen er eigentlich schon gestiegen sei und wie oft es ihm schon gelungen, durch sein Wort menschliche Herzen zu bewegen, dann gewann sein von Natur kindliches und warmes Gemüth wieder den Sieg über den kalten, grübelnden Verstand, und Ruhe, Frieden, Milde verklärten wieder seine Züge. Liegt in der Kraft des Verstandes oder im tiefen Schooß des Gemüthes der menschlichen Seele Mittelpunkt und Lebensquell? Diese Frage hatte er sich hundertmal schon vorgelegt und nicht zu entscheiden gewußt; heute hatte sie der Professor behandelt und zu Gunsten des Gemüthes entschieden; die Gründe dafür aber hatten den sinnenden Geist des verborgenen Zweiflers nicht befriedigt, und weil es ihm aufrichtig und ehrlich um die Wahrheit zu thun war, so wollte er sich bei dem gelehrten Manne selbst Raths erholen. (Fortsetzung folgt.)

Reiseerinnerungen von Kolenati.

Zweiter Theil. Circassien. Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze, 1859.

Während der erste in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs unsers Museums angezeigte Theil der Reiseerinnerungen Kolenati's den Ausflug des Verfassers nach Hocharmenien und Elisa-

bethopol zum Gegenstand einer gründlichen und tiefeingehenden Besprechung hatte, widmet sich der so eben erschienene zweite Theil jenes Reisewerks, welches man von den auf flüchtiger Skizzirung beruhenden und durch oberflächliche Natur- und Sittenanschauung gewonnenen Schilderungen gewöhnlicher Touristen wohl zu unterscheiden hat, denjenigen Eindrücken und Forschungen zu, wozu eine Bereisung des an Naturschönheiten, geognostischen Vorkommenheiten und ethnographischen Verhältnissen so überreichen und durch die so eben errungenen Siege der Russen über die Bergvölker so bedeutsam in den historischen Vordergrund tretenden cireassischen Landes Gelegenheit bot. Melden uns doch die erst in diesen Tagen nach der nordischen Zarenstadt gelangten Berichte des Obercommandirenden im Kaukasus, welche das ganze russische Reich in Jubel versetzt haben und für die Bevölkerung Rußlands selbst im Augenblick das Interesse für die Westeuropa erschütternden Kämpfe in den Hintergrund zu drängen vollmächtig genug waren, die endliche Einnahme Webens, jenes letzten Asyls der Schamil'schen Macht, um dessen Erwerbung, weil sich daran die Unterjochung der Tschetschna knüpfte, 14 Jahre hindurch von Seiten Rußlands blutig und vergebens gestritten wurde, bis es dem tapfern Russengeneral Jewdokimow gelang, die für uneinnehmbar gehaltene Festung durch den Heldenmuth seiner Truppen und die Vorzüge, welche der europäischen Waffenkunst eigen sind, zu erstürmen. Da würde ein Buch interessant erscheinen, welches einen Blick fallen läßt auf die Grenzen des tscherkessischen Völkervereins, und welches die dem Fall Webens vorangehenden Kämpfe des „weißen Zaren" mit seinen todesmuthigen Feinden schildert, selbst wenn es minder anziehend geschrieben wäre und keinen so reichhaltigen Stoff bespräche als das vorliegende Werk. Hier aber ist alles Leben, Fülle, Wärme, Charakteristik, was geboten wird, größte Mannichfaltigkeit und buntester Wechsel, ein Aufrollen der verschiedensten Bilder, wo dennoch ein gemeinsames Band der Einheit nicht gebricht, und der wichtige Ariadnefaden nicht fehlt, der durch das Labyrinth der Darstellungen leitet. Wie stoffreich die vorliegende „Bereisung Cireassiens" sei, lehrt ein einfacher Blick auf das dem Werke beigegebene Inhaltsverzeichniß. Zum Theil trefflich ausgeführte Holzschnitte, die dem Werke beigegeben sind, erleichtern das Verständniß. Der wichtigste Abschnitt ist unstreitig die lebensvolle Schilderung jener russischerseits nach dem Lande der Tscherkessen ausgeführten Militär-Expedition, an welcher der Verfasser als Arzt theilnahm. Hier hatte der geistreiche Forscher, welchem die Gabe verliehen ist, selbst die fremdartigsten Verhältnisse in den Brennpunkt einer ruhigen Anschauung aufzufassen und wieder ausstrahlen zu lassen, willkommene Gelegenheit, ein Terrain zu durchbringen, dessen bloße Berührung sonst schon europäischen Reisenden höchlich erschwert ist. Was uns Kolenati in jenem Kapitel von den Sangweisen jener freien Söhne der Berge überliefert, ist von hohem kulturhistorischem Interesse und ohne Zweifel selbst von hohem poetischem Werth. Wir meinen den Lesern des Museums einen Dienst zu erweisen, wenn wir denselben einiges aus der dichterischen Lese mittheilen, welche der Verfasser an Ort und Stelle gesammelt hat, und deren Ursprünglichkeit selbst nichts eingebüßt zu haben scheint, trotzdem jene tscherkessischen Dichtungen erst durch ein doppeltes Medium — mittelst russischer und deutscher Paraphrase — zu unserm Verständniß gelangen. Auf S. 45 theilt Kolenati ein Gedicht mit, welches die Reize einer jungen Tscherkessin feiert, die das Unglück hatte, ihren Bruder im Kampfe mit den Russen zu verlieren. Omar, der Dolmetscher des russischen Generals Besobrasow, machte sich hierbei durch Uebertragung des tscherkessischen Idioms in die russische Sprache verdient. Die zarte Dichtung lautet:

Mild, ja mild wie Maiensonn
Ist des Baschlibeis Tochter,
Ausgeschmückt mit jeder Blüthe
Keuscher Sitte, holder Anmuth.
Welche Lieblichkeit und Hoheit
Winket aus dem Augenaufschlag!

Gleich dem Stern, der durch die Dämmrung
Dunkler Wolkensäume leuchtet,
In das Herz ein süßes Ahnen
Herrlicher Gefühle senkend,
Die im Busen träumend schlummern,
Bis sie weckt ein gold'ner Morgen.

Rosig blühen ihre Wangen,
Wie ein Beet von weißen Lilien,
Duftig überhaucht vom ersten
Strahlenkuß der Morgenröthe.
Und der Mund, dies blüh'nde Eden,
Lächelt drein, wie Kinder lächeln
An der Brust der Mutterliebe.

Dennoch fliegt oft banger Sehnsucht
Wolkenschatten, trüb und dunkel,
Ob dem Kelch der Lippenrosen,
Als ob hauchten sie die Frage:
Ist nicht Trug des Herzens Freude,
Nicht ein Gaukelbild der Lüge?

Doch in Freude, wie im Leide
Knospet stets der Flaum der Lippe
Auf zum Kelche zarter Anmuth,
Um die Perlen milder Rede
Sanften Klangs hervorzutönen.

Alles ist Musik voll Einklang
Zwischen Körper, zwischen Seele;
Und zu Sphärenmelodien
Fließen Form und Geist zusammen.

Ja ein Weib, wie Gottes Urbild,
Blühet sie in Urups Thälern,
Und ein flammend Sehnen wühlet
In dem Herzen jedes Jünglings,
Sanft in ihrer Locken Nächten,
In dem Mondschein ihrer Glieder
Bis ins Paradies zu träumen.
Daß das Ich aufhört zu leben,
Da das Andre nur im Ich lebt!

Wahrlich dieses Sichverlieren
Und in Dschenet*) Wiederfinden
Werthet schon allein das Leben.
Wohl der armen Jünglingsseele,
Die in trüben Wintertagen
Einen solchen Maitag feiert!

*) Dies ist der Name der besungenen Schönen, ein im Tscherkessenlande vielverbreiteter Name, wie schon Klaproth berichtet. Zu deutsch: Seligkeit. Die weiblichen Namen haben fast sämmtlich eine liebliche Deutung, die männlichen dagegen eine auf den harten Kriegerstand bezügliche. Wir treffen da auf Namen wie Arslanbek (Löwenfürst), Tschatemir (Eisenseele) u. s. w.

Wohl auch euch, Tscherkessenkrieger,
Wenn, eh' durch der Wunde Pforten
Eures Blutes Wogen stürzen,
Sich des Lebens heiße Ströme
Einen mit dem Meer der Liebe! —

Nicht alle Poesien der Tscherkessen tragen eine so duftige Farbe. Die meisten sind rauh, wild, kriegerisch, blutroth, voll Todeshaß gegen die Russen. Sie besitzen viele Barden, nach Art der alten Germanen, welche vor Beginn der Schlacht durch ihren Tyrtäussang zu kühner That begeistern, und die Leidenschaften des stets unruhvollen Volkes noch mehr anstacheln. Solchen Fanatismus athmen die Lieder Ali Charsis, eines ihrer gefeiertsten National-Dichter. Kolenati theilt einige mit. Fast unheimlich wird uns beim Anhören derselben zu Muthe.

Mit solch grimmen Feinden ist schlecht kämpfen. Das haben die Russen bitter erfahren. Dennoch erlag die Hauptmacht der Tscherkessen, wie wir oben gemeldet, dem überlegenen Heere der Angreifer. Weden fiel. Schamil aber lebt noch. Und wohin die russischen Kanonen nicht dringen, da ist auch heut noch, kann man sagen, bei dem tiefeingewurzelten Hasse der Tscherkessen, ein der Zarengewalt feindseliges Terrain. Abgesehen aber von aller Politik scheint es immerhin von Interesse, dem Westen Europas Proben einer Poesie vorzulegen, welche schon dadurch an Werth und Bedeutsamkeit gewinnt, daß sie zu Vergleichen zwischen germanischem, althellenischem und tscherkessischem Bardenthum Raum läßt, und auf den völkerhistorischen Zusammenhang zwischen Europa und Asien aufs Neue hinweist. Und dieses ist ein weiteres Verdienst des Kolenatischen Werkes! Dr. J. Altmann.

Unterhaltungen.

— **Charles Robert Leslie** wurde im Jahre 1794 in dem Kirchspiel Clerkenwell in England geboren, wo damals seine Eltern, beide, so viel bekannt ist, Amerikaner, wohnten. In seinem fünften Jahre zogen diese nach den Vereinigten Staaten, und Charles Robert kam zu einem New-Yorker Buchhändler in die Lehre. Hier wurde er mit den illustrirten Ausgaben englischer und amerikanischer Schriftsteller bekannt und fand an den artistischen Arbeiten Stothard's, Smirke's, Cook's, Uwins' u. a. Geschmack und Anfeuerung zu eigenem derartigem Schaffen. Noch während seiner Lehrzeit zeichnete er das Portrait des Tragöden Cooke für Tuckerman's „Artist Life or Sketches of American Painters." Im Jahre 1811 ging er, von Freunden aufgemuntert, nach England zurück und wurde Schüler der Royal-Akademy. Seine ersten Lehrer waren zwei Amerikaner, der Präsident West und Washington Allston. Er wohnte in London in einer bescheidenen Dachstube in Buckingham-Street, Fitzroy-Square. Hier malte er anfänglich Portraits, dann auch historische und genreartige Bilder. Aus dieser Zeit befindet sich ein Gemälde Saul und die Hexe von Endor im Besitz des Lords De Tabley. Er wählte seine Gegenstände bald aus den Dichtungen Shakespeare's und Sterne's, bald aus denen Moliere's und Cervantes. Zu seinen frühesten Bildern gehören die folgenden: Sir Roger de Coverley, im Begriff mit seinen Pächtern zur Kirche zu gehen. Anne Page und Slender. Maitag unter der Regierung der Königin Elisabeth. 1821 wurde Leslie zum Mitglied der Royal-Akademie erwählt und wurde 1826 wirklicher Akademiker. 1824 malte er seinen Sucho Panza und die Herzogin. 1826 sein Bild Don Quixote, der sich nach Sierra Morena zurückzog, um Buße zu thun. 1827 Lady Jane Grey, bewogen die Krone anzunehmen. 1831 Onkel Toby. Im Jahre 1833 traf den jetzt namhaften Künstler der Ruf als Professor der Zeichenkunst bei der Militär-Akademie von West-Point in den Vereinigten Staaten. Er hatte diesen Posten nur ein Jahr lang und ging 1834 nach England zurück. 1835 malte er Columbus mit dem Ei, Gulliver vor der Königin von Brobignag. 1832 für

den Marquis von Westminster die Bildnisse der Glieder des edlen Hauses von Grosvenor. Von seinen spätern Bildern nennen wir: Die Königin empfängt das heil. Sakrament bei ihrer Krönung. Christus und die Jünger von Capernaum. Hotspur und Lady Perei. Jeannie Deans und Königin Caroline. Portrait von Addison und die Portraite von Lord und Lady Holland. Im Jahre 1848 wurde Leslie zum Professor der Malerei an der Royal-Akademy angestellt und wirkte hier bis 1851. Auch auf literarischem Felde hatte sich Leslie versucht, so erschien 1845 sein „Life of Constable", und später seine Vorlesungen bei der Akademie unter dem Titel „A Handbook for young Pointers." Leslie starb am 5. Mai d. J. 65 Jahre alt in seinem Haus in St. John's-Wood.

— **Die Engländer und Haydn.** Im Anfang dieses Jahrhunderts waren der deutsche Componist Haydn und der englische Dichter Sheridan zur Aufnahme als Mitglieder dem französischen Nationalinstitut vorgeschlagen. Haydn erhielt den Vorzug. Die Engländer waren nicht wenig darüber unmuthig und die Presse machte sich Luft in verschiedenen Artikeln, worin Sätze wie die Folgenden vorkamen: „Haydn ist zwar ein großer Tonkünstler, aber die Musik ist selbst nur eine Begleiterin der Dichtkunst, und soll diese nur mehr hervorheben. Einen Musikus an die Spitze der Literatur und schönen Künste zu stellen, ist beinahe eben so, als wenn man dem Leinwandweber oder Rahmmacher einen Preis zuschlagen wollte, welcher allein einem großen Maler gehört." Zahlreiche Epigramme und Schmähgedichte auf das Institut und Haydn wurden publizirt. So heißt eines:

Haydn a pious dirge compos'd
To which, by puffs, the town were dos'd
To sullen resignation;
The barb'rous Canticle was sung,
Was gargled from each German tongue,
And nick-nam'd, The Creation.

Die Ueberhebung Sheridan's nahm kein Ende und der Aerger diktirte Lächerlichkeiten, wie:

'Twas just beyond dispute,
And worthy of the Institute:
Sound taste! which to Apollo's lyre
Preferr'd — a German flute!

oder:

Poet, thy time is past — subdue thy pride —
Go, be the fidler's lacquey — not his guide,
So the wise Institute of France decide.

Indessen hat das englische Volk längst den hohen Genius erkannt und die Schöpfung, das erhabene Oratorium, wird nicht mehr in England ein „barb'rous Canticle nick-nam'd The Creation" genannt.

— **Jules Sandeau.** Der Verfasser verschiedener gehaltvoller Novellen und Romane, unter denen Madame de Sommerville, Marianna, Le Docteur Herbeau u. a., so wie vieler mit Erfolg aufgeführter Schauspiele, wie Mademoiselle de la Seiglière, Le Gendre de M. Poirier, La Ceinture dorée wurde vor Kurzem an die Stelle des verstorbenen Akademikers Brifant zum Mitglied der Academie Française gewählt. Er ist im Jahre 1810 zu Riot geboren und ging frühzeitig nach Paris, um die Rechte zu studiren; bald aber wandte er sich den schönen Wissenschaften zu und beschäftigte sich literarisch. Seine ersten Arbeiten lieferte er der humoristischen Zeitung Figaro, welche Verbindung er indessen bald wieder abbrach und zu dem Felde des Romans schritt. Seine erste größere Publikation war der Roman „Madame de Sommerville." In diesem wie in allen folgenden machte er es sich zur Aufgabe, die Zeit und ihre Sitten zu geißeln und moralisch auf die Leser einzuwirken. Sein literarischer Ruf verbreitete sich rasch in Frankreich, und heute steht sein Name in der Liste der ersten neuern Schriftsteller seines Volkes. Er ist verheirathet mit der Tochter eines ehemaligen Staatsbeamten von Nantes. Sandeau ist Ritter der Ehrenlegion und begleitet eine Curatorenstelle der berühmten Mazarine-Bibliothek.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.



Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Fünfter Jahrgang.



Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 24. Frankfurt a/M., den 11. Juni. 1859.

Unsere gegenwärtige Lage.

Das waren ein paar aufregende Tage! Ein so rascher Wechsel der Empfindungen ist schon lange nicht mehr vorgekommen. Erst der Eindruck der Nachricht, daß die österreichische Armee, aus ihrer bisherigen Stellung herausmanövrirt, in der Flanke gefaßt und aufs Haupt geschlagen sei. Man mußte dem Pariser Telegramme um so mehr Glauben schenken, als gleichzeitig von Wien die Meldung eintraf, die Armee ziehe sich nach Lodi und werde versuchen, an der Adda Stellung zu nehmen. Das klang wie das Eingeständniß unbedingter und entscheidender Niederlage. Ein paar Stunden darauf neues Telegramm: die Franzosen sind hinter den Ticino geworfen. Nun erwies sich zwar auch diese Nachricht alsbald als tartarisch, aber gewiß war doch sofort dies, daß die Franzosen einen furchtbaren Preis ihres Vordringens haben bezahlen müssen, und daß die Aufrollung der österreichischen Linie, die man versucht hatte, an der Tapferkeit der Armee gescheitert ist.

Es gibt in Deutschland Leute genug, deren Verstand in dieser Sache sich im Widerspruch mit dem Gefühl befindet. Der Verstand sagt: die Oesterreicher müssen Anfangs Schläge bekommen, damit sie Preußen die unumgänglichsten Zugeständnisse machen. Das Gefühl dagegen wünscht den sofor-

tigen und glänzendsten Sieg der Oesterreicher über die prahlerischen Franzosen. In Augenblicken nun wie die der letzten Tage waren, erhält das Gefühl die Uebermacht; wenigstens glauben wir, daß bei den Allermeisten der Aerger und die Kränkung über diese, wie es schien so eklatante Niederlage, wenn auch nur herbeigeführt durch die schlechte Führung, die vorherrschende Stimmung war. Jedenfalls war die Freude, daß das Alles doch so schlimm nicht gewesen, eine ganz ungetheilte; denn sauer, sehr sauer muß den Franzosen das Vordringen gemacht werden, schon der ungeheuren moralischen Wirkung wegen, die ein so wohlfeil erkaufter Einzug in der lombardischen Hauptstadt auf ganz Europa geübt haben würde.

Was die Lage in Deutschland anlangt, so scheint jetzt endlich eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen, wenigstens bis innerhalb eines gewissen Termins und unter gewissen Vorbehalten angebahnt worden zu sein. Indeß darf man sich nicht darüber täuschen, daß das gute Einvernehmen zwischen den beiden deutschen Großmächten noch immer auf ziemlich schwachen Füßen steht und ihre Dauerhaftigkeit in so lange nicht gesichert ist, so lange die deutschen Mittelstaaten in ihrer dermaligen preußenfeindlichen Haltung beharren. Dieser Haltung liegt natürlich nicht sowohl besonderer patriotischer Kriegseifer zu Grunde, als die Furcht, die gegenwärtige Erregung der Gemüther in Kleindeutschland möchte, wenn sie nicht bald eine kräftige Ableitung nach außen erhielte, eine dem Partikularismus und der reaktionären inneren Politik gefährliche Richtung nehmen. Und daß solche Furcht gleichbedeutend ist mit der Furcht vor Preußen, brauchen wir wohl nicht des Breiteren auszuführen. Merkwürdig, alle reaktionären Parteien in Deutschland, die Kreuzzeitungsjunker wie die hannöverschen Absolutisten, die rheinischen Ultramontanen u. s. w. drängen auf möglichst beschleunigtes Losschlagen. Dies soll uns indeß in unserer Ueberzeugung nicht irre machen, nicht nur daß das Eintreten Deutschlands in den Krieg unvermeidlich ist, sondern auch, daß der „geeignete Augenblick“ dazu möglicher Weise sehr bald erscheinen kann. Wenn ein bekanntes rheinisches Blatt, das vorwiegend die Interessen des goldenen Kalbes vertritt und deßhalb naturgemäß von der heißesten Friedensliebe erfüllt ist, in einer seiner neuesten Nummern sogar so weit geht, seinen Lesern einreden zu wollen, Frankreich und Rußland wünschten die Theilnahme Deutschlands am Kriege, also dürften wir sie nicht wollen: so weiß man in der That nicht, was man zu so seltsamer Umdrehung der thatsächlichen Wahrheit sagen soll. Oder beweist nicht jede Nummer des Constitutionnel und des Nord, beweist nicht so eben wieder die neueste russische Circulardepesche, daß das gerade Gegentheil der Fall ist? Nein, die Isolirung Oesterreichs, die „Lokalisirung“ des Krieges bleibt nach wie vor der heißeste Wunsch der französisch-russischen Politik. Ginge dieser Wunsch in Erfüllung, bliebe Deutschland dem Kampfe fern, könnte es ihm fern bleiben,

dann müßte eine von drei Möglichkeiten eintreten. Entweder Oesterreich geht siegreich aus dem Kampfe hervor, es vertreibt nicht nur die Franzosen aus Italien, sondern wehrt sich auch der im Osten drohenden Gefahren. Dies ist wohl der unwahrscheinlichste Fall; sollte er jedoch durch eine besondere Gunst des Glückes ins Leben treten, so würde Oesterreich die Vortheile eines Sieges, den es allein erfochten, natürlich auch allein einernten, ja es könnte dann leicht von seiner, bei aller sonstigen Erschöpfung durch diesen Sieg bewirkten Steigerung seiner Machtstellung auch in der Richtung gegen Deutschland Gebrauch zu machen sich anschicken. Oder es verblutete sich, von uns beharrlich im Stiche gelassen, schließlich zu Tode; der Toast des Großfürsten Constantin, die Vernichtung Oesterreichs, würde zur Wahrheit — dann würden wohl die bornirten Anhänger des abstrakten Nationalitätenprincips, deren wir ja auch in Deutschland so viele haben, ein großes Jubelgeschrei aufschlagen; aber jeder Politiker, der die Kinderschuhe ausgetreten hat, müßte sich dann sagen, daß mit Oesterreich das Hauptbollwerk des Abendlandes gegen den Andrang des Russenthums gefallen, und der Anfang des Ende. für das germanische Element in Europa gekommen sei. Oder endlich, die Hoffnung unserer und der englischen Elihu Burrits erfüllte sich und Oesterreich und Frankreich schlössen nach einigen großen Schlachten Frieden, etwa in der Art, daß Oesterreich die Lombardei bis zur Minciolinie an Piemont abträte, in Bezug auf das übrige Italien aber irgend ein Arrangement mit möglichster Rücksichtnahme auf die nationalen Wünsche Italiens zu Stande käme. Wir gestehen, daß wir diese Wendung unter allen dreien für die unseligste halten würden. Was dann weiter käme, getrauten wir uns in der Hauptsache mit aller Bestimmtheit vorauszusagen. Oder glaubt man, daß das stolze Oesterreich, dem nun einmal die Lombardei als die Perle seiner Krone gilt, sie, gezwungen durch einen Bonaparte, preisgäbe, ohne Aussicht auf eine anderweite reiche Entschädigung? — Für diesmal sei uns darüber nur so viel zu sagen gestattet, daß ein Friede, unter solchen Modalitäten abgeschlossen, das eigentliche Ziel Bonaparte's ist. Auf einen Weltkrieg ist er zwar eventuell gefaßt und vorbereitet, aber daß er ihn nicht wünscht, geht aus allen seinen Maßnahmen unzweifelhaft hervor. Sein politischer Feldzugsplan läßt sich vielmehr leicht errathen, wenn man einfach annimmt, daß er — fortfährt, wie er angefangen hat. Er war anfänglich in Europa isolirt, und zwar fand er zwei Gruppen von Gegnern vor: England auf der einen, und die Allianz der drei Ostmächte auf der anderen Seite. Es galt nun zunächst einen Alliirten zu bekommen; da lieferte Rußland die erwünschte Veranlassung. Mit Hülfe Englands, das er im Grund seines Herzens von Allen am bittersten haßt, gelang es ihm, Rußland zu demüthigen, die nordische Allianz zu sprengen und der östlichen Macht den Vortheil der Freundschaft Frankreichs, seiner Freundschaft, durch eine große Thatsache klar zu machen.

Neue Gruppirung; Oesterreich kommt an die Reihe. England steht im Hintergrund; durch den orientalischen Krieg hatte es nichts geerntet, als den ingrimmigen Haß Rußlands und eine bedenkliche Bloßlegung seiner militärischen und diplomatischen Schwächen. Der letzte Gegner, Rußland, ist jetzt der Alliirte. Wie geht es nun weiter? Natürlich so, daß diesmal Rußland die Rolle Englands zu spielen bekommt, vor Allem aber mit Oesterreich ein neuer Pariser Friede abgeschlossen und die „herzliche Freundschaft" mit dieser Macht angebahnt wird. Dann kommt wieder ein Neujahr herbei, und dem Grafen Pourtalis wird eine Gratulation zu Theil. Doch wir wollen die weitere Ausmalung dem Leser überlassen. Fragen würde es sich hierbei nur, ob Rußland sich so gutwillig wie England dupiren ließe. Möglich aber auch, daß man es durch Concessionen im Südosten abfinden würde, wobei ja die neuen Alliirten, welche in der lateinischen Kirche den trefflichsten Kitt ihres Bündnisses haben würden, den Hintergedanken hegen könnten, später schon auch mit Rußland und dann endlich jeder von beiden mit den Andern fertig zu werden.

Nun wir hoffen nicht und Gott wolle verhüten, daß eine solche Combination je zur Wirklichkeit würde. Sie könnte es aber dennoch, wenn Oesterreich, von Deutschland verlassen, in steigende Verbitterung gegen uns auf den Gedanken geriethe, daß Bonaparte's Freundschaft, als von activer Natur, doch wohl mehr werth sei, als die thatlose Deutschlands. Es liegt hierin eine Gefahr, welche man ja nicht unterschätzen darf. Wir könnten Beweise liefern, daß der geheimste Traum des Ultramontanismus schon vor zehn Jahren ein Kampf des gesammten katholischen Südens von Europa gegen die Schismatiker des Nordens gewesen ist. Welche Politik Angesichts solcher Eventualitäten für Deutschland in der gegenwärtigen Krisis die richtige sein wird, leuchtet von selbst ein. Wir dürfen Oesterreich um keinen Preis im Stiche lassen, vor Allem darf Preußen, wenn es etwa im Verlaufe des Krieges zu Friedensverhandlungen kommen sollte, ja nicht auf Oesterreich einen Druck zur Abtretung der Lombardei ausüben, wenn es von ihm auch immerhin Bürgschaften verlangen mag, ja sie verlangen muß, daß nach einem siegreichen Kriege endlich die bloße Unterdrückungspolitik in Italien vollständig aufgegeben wird. Oesterreich könnte überhaupt nichts Klügeres thun, als in Italien ehrlich die Aufgabe übernehmen, welche jetzt L. Napoleon dem Scheine nach lösen zu wollen verheißt. Es würde dann an dem italienischen Volke, statt wie jetzt den grimmigsten Todfeind, den treuesten Verbündeten besitzen. Auf der andern Seite müssen wir aber auch Oesterreich so stark als möglich selbst bei dem Kampfe zu engagiren suchen.

Abergläubische Leute möchten wir schließlich auf zwei seltsame Omen aufmerksam machen. Im vorigen Jahre, am 13. September, ging die Austria in Feuer auf. Am 4. Juni dieses Jahres, also am Anfangstage der Schlacht

von Magenta, flog der Eastern Monarch (Ostmonarch) dicht vor dem Hafen von Portsmouth in die Luft. Also zwei Vorzeichen des Untergangs von Oesterreich hintereinander! Wer schon mit kabbalistischen Spielereien sich beschäftigt hat, der könnte überdies aus den Beziehungen der Daten beider Ereignisse zu gewissen anderen geschichtlichen Thatsachen höchst merkwürdige Dinge herausfinden. Wir wollen indeß unsere Leser damit verschonen. Sollten übrigens die Feinde — L. Napoleon ist ja ein großer Zeichen- und Tagdeuter — dieses Omen für sich ausbeuten wollen, so machen wir es wie Scipio und verwandeln es in ein gutes. Austria, Eastern Monarch, sind fremdländische Bezeichnungen für Oesterreich, die eine ganz, die andere wenigstens halb romanisch: so mag uns denn das Omen bedeuten, daß die romanisirte nur allzuviel nach fremden undeutschen Regierungsgrundsätzen huldigende Austria in diesem Kampfe untergehen, dafür aber ein deutsches, ausschließlich den germanischen Interessen dienstbares Oesterreich aus seinen Wogen auferstehen möge!

Die Alpenrose.

Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Joseph Kummer, so hieß der arme Student, den wir nun in das uns schon wohlbekannte Haus begleiten (zu Hause hatte man ihn lange stets den „geschickten Seppli" genannt) ging voll innern Muthes, doch mit äußerm Zagen, mit seiner besten Halsbinde geschmückt, die Worte einstudirend, mit welchen er sein Anliegen vorbringen wollte, die grünen Linden entlang auf des Professors Wohnung los; ihr gegenüber angelangt, kehrte er unschlüssig noch einmal um, sich selbst überredend, er müsse seine Anrede noch fester einstudiren, und stand endlich vor dem Universitätsgebäude am andern Ende der Linden, als ihm einfiel, wenn er jetzt nicht rasch sich entschließe, so werde die Stunde der Audienz vorübergehen und sein eifrig gefaßter Vorsatz, wie schon so mancher, durch seine leidige Schüchternheit, unausgeführt bleiben. Drum sich schämend vor sich selbst faßte er neuen Muth, raschen Schrittes durchmaß er jetzt die Allee, und ohne sich ein weiteres Besinnen zu erlauben, trat er in das geschmackvolle Haus mit einem geheimen Schauer ein und bat in äußerster Bescheidenheit, den Herrn Professor sprechen zu dürfen. Dieser, der junge Musensöhne, zumal wenn sie seine Zuhörer waren, niemals abwies, empfing den schüchternen Fremdling in seinem Garten; da war der Frühling vor Kurzem eingezogen in seiner vollen Pracht; die Fliederbüsche blühten weiß und blau, und das Geisblatt fing schon an mit jungen Blättern die Laube zu beschatten. Der fremde Blumenflor prangte hier in lieblichen und sanften, dort in brennenden und grellen Farben.

Zaghaft genug rückte unser Studentlein mit seinem wohlausgedachten Anfangsspruch und seinem Anliegen heraus und fügte sogleich hinzu, wenn es irgendwie dem Herrn Professor jetzt ungelegen sei, so wolle er ja gerne ein ander Mal wiederkommen und ihn ja nicht belästigen. Je bescheidener aber des sonderbaren Fremdlings Worte lauteten, gerade um so wohlwollender war die Begrüßung von Seite des ehrwürdigen Gelehrten „Es gibt für mich keine größere Freude", sagte er alsbald mit warmem Nachdruck, „als die, denkende Jünglinge vor mir zu haben, die mich in das Kämpfen und Gähren ihrer Gedanken hineinschauen lassen, und was ich irgend dazu thun kann, sie zu meiner Ruhe und Festigkeit zu bringen, thue ich mit Freuden. Mir ist selbst dieser Dienst von einem treuen Lehrer geleistet worden; drum bin ich verpflichtet, an meinen Schülern dasselbe zu thun. Drum danke ich Ihnen von Herzen für Ihr Zutrauen; rücken Sie frei heraus mit der Sprache!"

Nun war dem wahrheitsdurstigen Jüngling plötzlich die Zunge gelöst; er fühlte, hier stand er in warmer Luft der Liebe, die seinem gedrückten Wesen so wohlthat; hier konnte seine Seele ihre Fühlfäden entfalten, ohne unsanft zurückgestoßen zu werden, und beredt wie noch nie setzte er seine Gedanken über die Vorlesung des vorigen Tages auseinander. Mit innerlichem Erstaunen über die Gewandtheit, mit welcher sich der junge Freund (denn schon hatte der Alte eine gewisse Zuneigung zu ihm gefaßt) unter den feinsten und zartesten Gedanken hin- und herbewegte, hörte er gespannt seinen Worten zu und dachte sogleich bei sich selbst: „So ärmlich und unscheinbar der junge Mann hier vor mir steht, ein äußerst klarer und heller Kopf muß er sein, und auch sein Herz hat er an der richtigen Stelle, sonst würde er nicht mit so heißem Verlangen nach Lösung seiner Zweifel sich sehnen. Und nun ging er wohlwollend und gründlich in alle Fragen ein. Wir wollen das tiefsinnige Gespräch hier nicht in seine Windungen und Krümmungen verfolgen; an ein Ende kamen sie nicht, aber es hatten sich verwandte Geister kennen gelernt. „Nur wenn sie mich recht oft besuchen", sagte der Professor, „wozu ich Sie, hoffentlich nicht ohne Erfolg, einlade, können wir über alle diese Fragen, die Sie mir nun vorlegten, einiger werden; damit Sie aber nun wissen, wer zu meinem Hause gehört und wie es darin zugeht auch in den Dingen, welche nicht zwischen Himmel und Erde im Reiche der Philosophie schweben, so bitte ich Sie, sogleich heute mein einfaches Mittagsmahl mit mir zu theilen; vielleicht fällt uns dabei, wie's oft geschieht, noch Manches ein, was wir in der Hitze des Gesprächs etwa übersehen haben."

Der arme Sohn der Berge wußte nicht, wie ihm geschah bei diesen Worten; so liebreich und so achtungsvoll zugleich war man ihm in seinem ganzen Leben noch niemals begegnet; es war ihm, als athmete er auf einmal in einer andern Welt, in der, wohin er seinem Wesen nach eigentlich gehörte, nur der geschmackvoll angeordnete Garten und der Anblick der fremden Blumen

erhöhte noch seine traumähnliche Stimmung. Gerne hätte er, seinem Genius folgend, sogleich zugesagt; doch sein alter Geist der Furcht flüsterte ihm zu, vielleicht bestehe des Professors Familie aus vielen Gliedern (denn er war damit nicht bekannt), vielleicht gar aus einigen jungen Damen; da werde seine Befangenheit den guten Eindruck wieder zerstören, den er jetzt zurücklasse; zudem sei es unverschämt, wenn man vor Tisch gekommen sei, sich sogleich mit zur Tafel zu setzen, als hätte man nur darauf gewartet. Darum weigerte und sträubte er sich auf alle Weise; aber endlich konnte er dem siegreichen Wohlwollen des freundlichen Alten nicht widerstehen, er sagte zu, wenn auch mit innerlichen Zweifeln, ob es nicht dennoch besser wäre zu gehn; der Hausherr ließ den Gast nur einige Zeit allein in seiner Bibliothek und brachte seiner Tochter die Anmeldung und nähere Beschreibung des angeworbenen Tischgenossen.

So begierig sonst unser Joseph von früh auf nach Büchern gegriffen hatte, wie das Kind nach den Kirschen, so übten sie doch in diesem Augenblick nicht ihre gewohnte Anziehungskraft auf ihn. Mechanisch zog er einige heraus und stellte sie wieder an ihren Ort, aber sein Sinn war nicht dabei. Der schweifte hin zu seiner geliebten Mutter in der niedrigen Hütte auf rauhem Berge; was würde die sagen, dachte er, wenn sie jetzt wüßte, daß ich mit einem so vornehmen Herrn und seiner Familie an Einem Tische essen soll! Und nun schwärmte er in der ihm noch so unbekannten Welt eines vornehmen Hauses in der glänzenden Residenz, und seine lebhafte Phantasie führte ihm eine ganze Tafel voll unbekannter, fast überirdischer Gestalten vor und dann durchrieselte es ihn wieder kalt, wenn er dran dachte, daß er da seine gewohnte stumme Rolle werde spielen müssen. Aber doch, der gute Muth, das Vertrauen auf seinen guten Genius siegte diesmal, ein feierliches Gefühl erhob sein ganzes Wesen, als stünde er am Thore einer neuen Welt.

Der alte Herr erschien wieder so freundlich als er gegangen war und erkundigte sich nun wohlwollend nach den äußern Verhältnissen seines Gastes, den ihm, so drückte er sich aus, ein guter Stern zum Troste zugeführt habe, nach widrigen Erfahrungen, die er in letzter Zeit an andern Gästen, auch Studenten, gemacht. Dem Schüchternen erleichterte er noch das Herz durch die Mittheilung, daß die ganze Tischgesellschaft nur aus ihm selbst, dem willkommenen Gaste und seiner Tochter Anna bestehen werde, die es sich stets zur Ehre rechne, ihres Vaters Zuhörer an gastlichem Tisch zu empfangen.

Man rief zur Tafel; mit hochschlagendem Herzen trat Joseph von dem freundlichem Professor geleitet in den feindekorirten Salon, dessen Kupferstiche, Spiegel und schöne Blumenvasen fast seine Augen blendeten. Die Art, wie er sich nach allen Seiten umsah, verrieth, daß er noch selten solche Räume betreten; aber ein innerer Stolz regte sich zugleich bei ihm, darüber, daß

ohne Empfehlung, ohne anderweitige fremde Hülfe allein durch sein redlich Streben nach der Wahrheit der Weg zu dieser Herrlichkeit ihm gebahnt worden, das hob seine Stimmung höher als gewöhnlich; es leuchtete eine stille Freude aus seinen Augen, die auch durch den etwas bangen Gedanken nicht gedämpft wurde, über welche Gegenstände er nun wohl mit des Professors Tochter sich unterhalten könnte, um doch nicht gar zu steif und unbeholfen zu erscheinen; denn mit einem Fräulein solchen Standes hatte er noch nie drei Worte gewechselt. Gleicht sie dem Vater, so tröstete er sich, so wird sie nicht einzig und allein auf Kleidung und Komplimente und Bewegung sehen und meiner nicht spotten. — In dem Augenblicke trat Anna herein in seiner, aber einfacher Toilette; ein hellblaues Kleid stand vortrefflich zu dem reinen Weiß ihrer Gesichtszüge; das Haar trug sie gegen die herrschende Mode in reichen schwarzen Locken, die frei auf den weißen Hals herunter fielen. Sie grüßte mit wenigen, aber herzlichen Worten, gab dem Vater wie gewohnt den Kuß zum Gruße und lud zum Mahle an den kleinen runden Tisch.

Ein niedlich gruppirter Blumenstrauß stand in der Mitte des runden Tisches und strömte süße Düfte aus nach allen Seiten. Mit der Pracht seiner Farben und den zierlichen Formen seiner Blumen wetteiferten die geschmackvollen silbernen und porzellanenen Geräthschaften, welche symmetrisch über den Tisch vertheilt waren; eine behagliche Kühle wehte durch's Zimmer, grüne Jalousien hielten die Strahlen der Mittagssonne ab, so daß eine trauliche Dämmerung den Raum erfüllte. Alles dieß vereinigte sich, um diejenige Stimmung hervorzubringen, welche einem wohlbereiteten Mahle erst den rechten Duft und Reiz verleiht. Der bescheidene Gast, obschon an solche Reize sonst nicht gewöhnt, verspürte doch davon einige Wirkung auf die Temperatur seines Gemüthes. Und als nun die liebliche Wirthin jedes Gericht mit einigen freundlichen Worten begleitete und der ehrwürdige Hausherr ihm so wacker mit gutem Appetit voranging und ihn unermüdlich zu gleich tapferer Nachfolge ermunterte und hie und da auch seine Worte mit seinem Salze würzte, da sprangen nach und nach die Bänder, welche gewöhnlich in Gesellschaft seine Zunge fesselten, und die letzte Wolke zog von seiner Stirn davon; denn unter solchen Leuten war es ihm ganz wohl, da fand sich seine Seele gleichsam in ihrer geistigen Heimat. Man sprach von der schönen Stadt Berlin und ihren Schätzen der Kunst und munterte ihn auf, so lange er sich da aufhalte, doch auch die Gemäldegallerien, die Konzerte, selbst das Schauspiel zu besuchen, wenn classische Stücke gegeben würden, und er dagegen erzählte, immer mehr begeistert schon durch einige Tropfen edlen Rheinweins, den er gekostet hatte, von dem herrlichen Rigi und den blauen Seen zu seinen Füßen, von Sitte und Lebensart im Schweizerland, von seiner harten Jugendzeit im einsamen Bergdorf. Da war vorzüglich das Fräulein eine besonders aufmerksame Zuhörerin, fiel hie und da mit wißbegierigen Fragen in die Rede und zog den

nun so redseligen Erzähler fort im Gespräch. Er wußte nicht, wie ihm geschah, nur merkte er, wie ihm die Worte reichlich und wohlgewählt aus dem Munde flossen und daß ihm des Professors Töchterlein so aufmerksam und gespannt zuhörte, als erzählte er Mährchen aus Tausend und einer Nacht. Und wenn er hie und da einmal innehielt und sich besann, wo er eigentlich war, da flog's ihm wie ein Lichtstrahl durch den Sinn, es sei doch ein ganz eigenes, von ihm bisher noch kaum geahntes Vergnügen, einem solchen geistig lebhaften Mädchen frei in die klugen Augen zu schauen und schon durch seinen Anblick in eine so mittheilsame, so wohlgemuthe Stimmung versetzt zu werden. Von solcher Wonne hatte er bisher keine Ahnung gehabt; junge Damen hatte er fast noch nie gesprochen; wo er sie traf, war er ihnen ausgewichen, und wo er nicht mehr ausweichen konnte, hatte er sich stets sehr bald überzeugt, daß sie an seinem schüchternen Wesen kein großes Gefallen fanden. Er nahm die Schuld davon stets auf seine eigenen Schultern und drückte dadurch noch mehr sein an sich schon schwaches Selbstgefühl herunter; ohne Zweifel mochte die Schuld auch gar manchmal in dem zu großen Selbstgefühl der Fräuleins liegen, in deren Gesellschaft etwa das arme Studentlein verschlagen wurde.

An diesem Tische aber wehte Wohlwollen und Freundlichkeit; solchem Sonnenstrahl entgegen öffneten die zarten Blüthen seines Geistes und Gemüthes ihre Kelche, und um so schöner, da sie oft so lange, außer etwa im ganz vertrauten Kreise, ohne Licht und Wärme trauern mußten. Kein Wunder, daß auf diese köstlichen Blüthen der edle Menschenkenner oben am Tisch und sein klaräugiges Töchterlein aufmerksam wurden, sie schon im Stillen bewunderten und auf Mittel dachten, wie sie dieselben noch oft in ihrer Nähe zum frohen Aufgehen bringen könnten.

Nach der Tafel servirte Anna in einem kleinen Pavillon des Gartens schwarzen Kaffe, des armen Studentleins Leib- und Lieblingstrank; hier mundete er ihm noch besser, als je in stiller Zelle beim gelehrtesten Buch. Zugleich weckte er seine Reminiscenzen an Studien aller Art, über die er begeistert seinem Lehrer Rechenschaft ablegte. Immer hielt ihn dieser zurück, als er gehen wollte; er mußte versprechen, jede Woche an einem bestimmten Tage das Mittagsmahl bei seinen neuen Freunden zu nehmen; auch sonst sollte das Haus ihm jederzeit offen stehen.

Wie leichten Schrittes, wie innerlich stolz kehrte er in sein enges Stübchen zurück! Welche Welt war vor ihm aufgegangen und fing an vor seinen Augen sich auszubreiten wie eine sonnige Landschaft! — Und Anna konnte das Schweizerland und den armen Sohn der Berge nicht vergessen; sie zählte die Tage bis zu jenem, an dem er versprochen hatte, seine edlen Gastfreunde wieder zu besuchen.

Fünftes Kapitel.

Drei Wanderer nach Einem Ziel.

O kenntest du die inn're Kraft der Liebe,
Du möchtest eh' mit Schnee ein Feuer zünden,
Als Liebesgluth durch Worte löschen wollen.
Shakespeare.

In drei Gemüther hatte nun des Professors harmloses Töchterlein Funken geworfen, die von Tag zu Tag stärker aufflammten und da und dort in helle Flamme aufloderten. Ein ganz sanftes und stilles Feuer zwar war dasjenige, welches in des armen Studenten Seele, ihm fast unbewußt, leise entzündet worden war, aber doch ein Feuer, das sich nicht geduldig löschen ließ durch den bei ihm oft und ernst aufsteigenden Gedanken, eine himmelhohe Kluft bestehe ja zwischen seinem Stand und dem feinen Haus der Residenz, und es wäre Verwegenheit, an einen einstigen Besitz jenes kostbaren Kleinods nur von fern zu denken. Der Liebe Macht läßt sich eben durch die verständigsten Gründe oft nicht widerlegen, und mit jedem Male, da er das freundliche Haus betrat, was wenigstens einmal in der Woche geschah, wurden jene Gegengründe siegreicher aus dem Felde geschlagen, wenn er ihr wieder gegenüber saß und merkte, wie sie gewandt war in der Kunst, die Gewebe seiner Gedanken zusammenzusetzen und wieder aus einanderzulösen; wie sie das besaß, was er nach bisheriger Erfahrung im weiblichen Wesen gar nicht vermuthete, Freude an ächten, tiefen geistigen Genüssen, und wie sie mit diesen Gaben einen so liebreichen, so herablassenden Sinn verband. Mit dem Professor verstand er sich außerordentlich gut, philosophirte manche Stunde mit ihm bei der Tasse Kaffe und der rauchenden Cigarre im umgrünten Pavillon, und seine besonnenen, der Vernunft angemessenen und doch dem religiösen Bedürfniß des Menschen nicht widersprechenden Lehren legten allmälig den Sturm in des Jünglings Seele und führten eine Harmonie in seine Ueberzeugungen zurück. Daß er allmälig entschieden in die Lehre einstimmte, das Gemüth sei eine edlere und tiefere Kraft im Menschen als der Verstand, weil in ihm wie im tiefsten Schooß gleichsam alle Geisteskräfte zusammenmündeten, daran war auch der Umstand Schuld, daß sein eigenes Gemüth in der letzten Zeit zu besonderm Leben erwacht war, daß noch nie gehörte Weisen drin erklangen und daß es ihm beim Nachdenken über sich selbst oft vorkam, als flössen die höchsten und edelsten Gedanken, die er aus den Wissenschaften gewonnen, mit jenen innern Weisen harmonisch zusammen.

Auch in seinem äußern Wesen zeigten sich die Spuren einer Veränderung. Bevor er zum zweiten Mal bei dem alten Herrn zum Mahle sich einfand, sprach er nach einer langen Berathung mit sich selbst seinem vielgebrauchten Hute, der schon mehrere Examen gesehen, das Urtheil der Absetzung und schaffte sich einen neuen an, dessen Preis ihn freilich einige Tage lang fast „hintersinnig" machte, wie man in seinem Vaterlande sagt; dennoch wagte

er sich auch ein Paar neue schwarze Lederhandschuhe und eine neumodische Halsbinde, obgleich er den Betrag des Preises durch mehrwöchentliches Fasten sich abdarben mußte. Man sah ihn nun in diesem Kostüm von Zeit zu Zeit das Theater, Konzerte und die Gemäldegallerien besuchen; auch manchmal Abends oder im Mondschein allein den Thiergarten durchwandeln. Er war redseliger gegen seine Landsleute und Studiengenossen, denen er jedoch von seinem glücklichen Abentener noch nichts mittheilte, kam sogar manchmal mit ihnen (früher hatte er das für großen Zeitverlust und Verschwendung gehalten) am Abend in ein Bierhaus, und sie meinten, die große Stadt habe durch ihren eigenthümlichen Zauber, durch den ihr innewohnenden Universalgeist, dem Niemand widerstehen könne, diese Wandlung in ihm hervorgebracht. Kam er in des Weltweisen Haus, so bestrebte er sich merklich, in Worten und Manieren höflicher und gewandter zu erscheinen; manchmal stolperte er noch dabei und es kam komisch heraus; die Komplimente waren zu sorgsam ausgefeilt; manchmal gelang es ihm auch vortrefflich, und seine Fortschritte blieben weder seinem ehrwürdigen Gönner, noch dessen klugem Töchterlein verborgen.

Am Theetisch in dem befreundeten Hause traf er mehrmals mit dem Herrn v. Wolfsbrunnen, mit dem stolzen Sohn des Aesculap und einmal mit beiden zugleich zusammen; auf sehr ehrenvolle Weise war er beiden vom Hausherrn vorgestellt und ihrer Freundschaft empfohlen worden. Daß Anna ihn ebenfalls hochschätzte, war ihren eifersüchtigen Augen nicht entgangen; aber dennoch betrachteten sie ihn als einen ganz ungefährlichen Nebenbuhler, wenn sie theils seine unscheinbare äußere Gestalt, theils seine Verhältnisse, über die sie sich erkundigt hatten, in Anschlag brachten. Verfolgen wir nun einen Augenblick, wie weit es bei ihnen gekommen mit den feurigen Funken, die aus ächt weiblicher Seele in ihre Gemüther gefallen waren. Dem Mediziner ließ es sein Ehrgeiz nicht zu, von dem Unternehmen abzulassen, welches er nun einmal mit so großer Energie begonnen; doch das hatte er klar eingesehen, daß er durch Uebermuth und hochfahrendes Wesen sich nur selbst sein Spiel verderbe. Darum beschloß er, sich Gewalt anzuthun, sein Betragen zu ändern und seine Spottsucht zu beherrschen; ja er brachte es über sich, seinem Nebenbuhler, den er so grausam mit seinen Witzen in Verlegenheit gesetzt und dadurch gewaltig gegen sich aufgebracht hatte, einen Besuch auf seinem Zimmer abzustatten, ihn um Verzeihung zu bitten und aufzufordern, hie und da Ausflüge in die Umgegend Berlins mit ihm zu unternehmen, damit sie die dürftigen Schönheiten jener Gegend und zugleich sich selbst gegenseitig näher kennen lernten. Des pommerischen Musensohnes treuherzige Natur witterte nichts Arges hinter diesem Vorschlage, war vielmehr bewegt von der Friedfertigkeit des sonst so übermüthigen Studenten, und so kam ein näherer Umgang zwischen ihnen zu Stande. Am Tische des gemeinsamen Gastfreundes zeigte sich nun stets zwi-

schen ihnen das beste Einverständniß; Ritter wußte geschickt das Gespräch auf Gegenstände zu leiten, die noch innerhalb des Horizontes seines neuen Freundes lagen; der alte Herr bezeugte offen seine Freude darüber und Anna war freigebig mit Complimenten gegen den gewandten Weltmann, nur um den Geist des Unfriedens aus dem Bereiche ihres Hauses fern zu halten. Daraus schloß Ritter, wie er zu sich selbst zu sagen pflegte, seine Aktien hätten wieder einen höhern Kurs erhalten, und er fuhr unermüdlich fort, mit neuen fremden Pflanzen, Muscheln, ausgestopften Vögeln und Neuigkeiten der Literatur die Dame, der er diente, zu überraschen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus Terracina.

Aus Otto Speyer's „Bilder italienischen Landes und Lebens."

Es war spät am Abend. Meine Reisegefährten, ermüdet von unserer Morgenfahrt durch die pontinischen Sümpfe und von den langen Wanderungen am Meerstrand, durch die engen steilen Straßen und zwischen den schroffen Felsen Terracina's, hatten sich längst in ihre Zimmer zurückgezogen. Ich allein konnte nicht scheiden von den Zaubern des mondbeglänzten Strandes. Ausgestreckt auf dem warmen, weichen Sande, ruhte mein Blick träumerisch auf der weiten, leise wogenden Fläche des Mittelmeers. Es war eine wonnige, wolkenlose Frühlingsnacht. Nur das harmonische Murmeln der Wellen, wie sie sich in regelmäßigen Zwischenräumen am Strande brachen, unterbrach das tiefe Schweigen, wenn nicht ein leichter Hauch, vom Lande daherziehend, in den Terebinthenbüschen am Fuße der Felsen flüsterte. Die goldne Scheibe des vollen Mondes schwebte hoch im Süden und goß ihr mildes Licht über Land und Meer. In dem feuchten, bewegten Spiegel erschien ihr Bild als ein langer Streifen flüssigen Silbers. Eine leuchtende Krone verklärte von Minute zu Minute den scharfen Kamm der brechenden Woge, mit Blitzesschnelle erscheinend und verschwindend. Im Norden glänzte das Mondlicht auf dem weißen Scheitel des Vorgebirges der Circe, das, einer schlafenden Sphinx vergleichbar, seinen Riesenfels am äußersten Rande der pontinischen Sümpfe wie mitten aus den Meeresfluthen zu schwindelnder Höhe erhebt. Hinter mir stiegen senkrechte Felsmassen in allerlei wunderlichen Gestalten empor, in deren einer, die sich scharf von dem erleuchteten Südhimmel abhob, die Phantasie die Züge eines riesigen Greisenprofils erkennen konnte. Hoch über mir auf dem Bergkamme ragten die grauen, düstern Trümmer vom alten Schlosse des großen Theodorich. Die Stadt selbst mit ihren Palmen und Agaven lag im tiefen Dunkel des östlichen Abhangs verborgen, aber die Düfte ihrer Orangengärten erfüllten ringsher die Nachtluft.

Die liebliche Ruhe, die ungestörte Harmonie, die mich umgab, übten einen unwiderstehlichen Einfluß auf mich aus. Alle die zahllosen, wechselnden

Eindrücke, die mich in den letzten Tagen meiner Reise zuweilen fast gequält und geängstigt hatten, verschwammen vor meinem innern Auge zu einem harmonischen Bilde, in dem zwar keine bestimmten Farben und Formen hervortraten, aber in dessen Anschauen ich mit dem vollen Behagen des gegenwärtigen, gewissen Genusses schwelgte.

Leise und rasche Fußtritte in meiner Nähe weckten mich aus meinen verzückten Träumen. Ich wandte mich um und sah eine weibliche Gestalt rasch und flüchtig von der Straße her dem Strande zuschreiten. Als sie meiner ansichtig ward, schrak sie sichtlich zusammen und blieb stehen, als ob sie ungewiß wäre, ob sie weiter gehen oder umkehren solle. Ich stand auf, trat näher und bot ihr einen guten Abend. Der Klang meiner Worte, der ihr leicht den Fremden verrieth, schien sie einigermaßen zu beruhigen. Mit zitternder Stimme beantwortete sie meinen Gruß in dem landesüblichen Dialecte. Auch ihre Tracht, das herabhängende, zierlich gefaltete Kopftuch, das knapp anliegende Mieder, die grelle Farbe des Kleides deuteten auf eine Bewohnerin Terracina's. Als das volle Mondlicht auf ihr Gesicht fiel, beleuchtete es ein jugendliches Antlitz von jenen edel schönen Zügen, wie wir sie im Norden nur auf den antiken Gemmen und Cameen erblicken, die uns der Süden zusendet. Der Eindruck war um so größer, als was ich bisher von den Frauen Terracina's gesehen, mir von der Schönheit der Eingebornen nichts weniger als hohe Begriffe beigebracht hatte. Südlich vom Albanergebirge scheint die classische Schönheit wieder zu verschwinden. Ist doch die Häßlichkeit der Bewohnerinnen der pontinischen Sümpfe sprichwörtlich geworden. Aber was ich hier sah, konnte sich dreist den gefeiertsten Schönheiten Genzano's, Subiaco's und Albano's an die Seite stellen.

Meine Versuche, ein Gespräch mit der einsamen Nachtwandlerin anzuknüpfen, blieben erfolglos. Nachdem sie ein paar Minuten lang wie sinnend dagestanden, wandte sie sich von mir ab und ging rasch dem Strande zu, während ich meinen verlassenen Posten wieder einnahm. Etwa hundert Schritte entfernt von mir sah ich sie mit ungleichen Schritten, bald rasch, bald langsam am Ufer auf- und abgehen. Zuweilen blieb sie stehen, das Antlitz dem Meere zugewendet. Endlich gewahrte ich, wie sie ihr weißes Taschentuch erhob und im Mondlicht flattern ließ. Ich schaute nach dem Meere hin und erblickte einen kleinen Kahn, von einem Manne gerudert, der in gerader Linie dem Strande zueilte. Der Schiffer schien das ihm geltende Zeichen nicht bemerkt zu haben — noch ein kräftiger Ruderschlag, und der leichte Nachen saß, kaum zehn Schritte von mir entfernt, auf dem Sande fest. Im gleichen Augenblick kam das Mädchen auf dem Landungsplatze an und fiel dem Ausgestiegenen mit leidenschaftlicher Bewegung laut schluchzend um den Hals. Der Mann schien sie mit leisen, zärtlichen Worten, die ich nicht verstehen konnte, zu beruhigen und suchte sie mit sich in den Kahn zu ziehen. Sie

widerstand und deutete mit abgewendetem Antlitz auf mich. Ihr Gefährte wandte sich mit rascher Bewegung nach mir und stieß einen halb unterdrückten Ruf des Unwillens und der Ueberraschung aus, indem er im Begriff schien, auf mich loszugehen. Aber das Mädchen hielt ihn zurück, und ich hörte, wie sie ihm zuflüsterte: E forestiero. Eine kurze und leise, aber mit lebhaftem Geberdenspiel begleitete Besprechung folgte. Nach einigen Minuten trat der Ankömmling auf mich zu und blieb einen Augenblick schweigend vor mir, der ich aufgestanden war, stehen, als sei er verlegen, wie er seine Rede beginnen solle. Ich hatte inzwischen Muße, ihn zu betrachten. Es war eine schlanke, kräftige Gestalt in Fischertracht, mit der rothen, malerischen Filzmütze, gestreifter Jacke und kurzen, eng anliegenden weißen Beinkleidern. Trotz der von der Sonne des Südens braun gebrannten Gesichtsfarbe hatten seine Züge etwas Weiches, fast Kindliches; um den vollen Mund, dessen Oberlippe kaum der erste Flaum bedeckte, spielte ein halb verlegenes Lächeln, während es doch hell aus den dunklen Augen blitzte. Endlich frug er: E forestiero il Signore? — Si Signore, son oltremontano. — Bene; mi vuol fare una grazia? — Che sarebbe a dire? — Di non dire a nessuno qui quel che ha visto stasera? *) — Und als er mich einigermaßen zögern sah, fuhr er, eifriger werdend, fort: „Sehen Sie, Herr, das ist meine Nunziatina, sie ist mein und mir anverlobt seit lange, und wir haben uns lieb und können nicht länger von einander bleiben. Aber die Eltern wollen sie mir nicht geben, weil ich ihnen nicht reich genug bin; da hat sie mir denn endlich versprochen, heimlich mit mir zu kommen; morgen früh werden wir in Fondi getraut. Dann mögen es Alle wissen; bis dahin aber Niemand. Der Herr wird nicht zwei arme junge Leute unglücklich machen wollen." Ich reichte dem treuherzig Bittenden die Hand und versprach, was er verlangte. „Aber es ist doch Ernst mit der Trauung morgen?" fügte ich hinzu. „Bei meiner Seelen Seligkeit, Herr!" rief er, „ehe morgen früh die Sonne steht, wo jetzt der Mond, sind wir Mann und Frau." Damit wandte er sich zu seiner Geliebten, die schüchtern zur Seite getreten war, und rief ihr zu: L'ha promesso! **) Sie ließ sich nun ohne Widerstand von ihm zu dem Boote führen, und als sie an mir vorbeischritt, sagte sie leise: Felicissima notte, Signore. — Dio gliela rimeriti. ***) — Eine Minute später durchschnitt der Kahn die leichte silberglänzende Brandung. Ich stand noch einen Augenblick und blickte ihm nach, bis er allmälig mit den Wogen verschwamm und die Ruderschläge wie ein fernes Echo verhall-

*) „Der Herr ist ein Fremder?" — „Ja, ich bin von jenseit der Berge." — „Gut, wollen Sie mir einen Gefallen thun?" — „Das wäre?" — „Niemandem zu sagen, was Sie heute Abend gesehen haben."

**) Er hat es versprochen.

***) Gute Nacht, Herr; Gott vergelte es Ihnen.

ten. Schon war er meinen Blicken entschwunden, da war es mir, als hörte ich die Klänge eines neapolitanischen Liebesliedes über die See dertönen. Aber es war vielleicht nur der Widerhall der leise rauschenden See und meiner eigenen Gedanken.

Die Uhr der alten Kathedrale schlug die Mitternachtsstunde, als ich mich seufzend entschloß, mein enges, heißes Schlafzimmer aufzusuchen.

Unterhaltungen.

— **Die Misericordia.** Obwohl durch ganz Italien verbreitet, hat diese Genossenschaft doch ihren hauptsächlichsten Sitz in Toscana. Alle bedeutenderen Städte des Großherzogthums, Pisa, Livorno, Siena, Lucca, Arezzo und Pistoja, haben dem Beispiele Florenz, wo sie gestiftet wurde, nachgeahmt und sich so ein treffliches, segensreiches Institut erschaffen. Die Misericordia ist ein freiwilliger Verein von Priestern und Laien. Der Zweck dieser Brüderschaft ist Verunglückten und plötzlich Erkrankten Hülfe zu leisten, Krankenpflege, Geleiten der Kranken nach dem Hospitale und das Begraben der Todten, Alles ohne jede Vergütung. Häufig sogar empfangen arme Kranke oder Verunglückte noch reichliche Geldspenden von den wohlthätigen Mitgliedern des Vereins. Den ersten Grund zur Bildung der Misericordia im Jahre 1244 gaben die häufigen Pestfälle in Florenz, die zum Theil auf offener Straße vorkamen, wo sich Niemand finden wollte, die Unglücklichen in ihre Wohnung oder ins Lazareth zu bringen. Sie erwarb sich in der oft von Seuchen heimgesuchten Stadt unnennbare Verdienste, wenn sie auch bei dem furchtbaren Wüthen des schwarzen Todes im Jahre 1348, dem die größere Hälfte der Bewohner zum Opfer fiel, sich als unzureichend erwies. Im Jahre 1425 aufgehoben, wurde sie auf den allgemeinen Wunsch der Bürger schon gegen Ende desselben Jahrhunderts erneuert und hat seitdem ununterbrochen bestanden. Wer sich von ihrem segensreichen Wirken überzeugen will, braucht nur ihre, auch für die Kulturgeschichte höchst interessanten, seit fast vier Jahrhunderten regelmäßig geführten Bücher nachzuschlagen. Die Zahl ihrer Mitglieder in Florenz ist sehr bedeutend, zwischen denselben findet eine hierarchische Gliederung statt. Es sind 72 Capi di guardia, von denen 10 Prälaten und graduirte Priester, 20 nicht graduirte, 14 Edelleute (gentiluomini), 28 Handwerker (artisti); dann 105 Dienstthuende (giornanti), von denen 15 täglich im Dienst sind; endlich die Stracciafogli, die später als Giornanti eintreten. Männer von allen Classen, vom Großherzoge selbst (der sich im Dienste natürlich vertreten läßt) bis zu dem letzten Handwerker finden sich darunter. Ihre Namen bleiben dem Publikum unbekannt; sie erscheinen öffentlich und tief verhüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, Alle in der gleichen Ordenstracht. Als Krankenpfleger haben sie einen solchen Ruf, daß vornehme Leidende es sich als eine ganz besondere Gunst erbitten, von den Brüdern der Misericordia gepflegt zu werden. Der Orden hat durch Vermächtnisse und Schenkungen ein bedeutendes Vermögen erworben, das aber nur seinen frommen Zwecken und keineswegs seinen Mitgliedern zu Gute kommt. Das einzige Vorrecht derselben ist ebenfalls freie Verpflegung in Krankheitsfällen und ein kostenfreies Begräbniß auf dem Kirchhofe der Brüderschaft vor der Porta Pinti. (Vergl. Otto Speyer's Bilder Italienischen Landes und Lebens. Berlin, 1859.)

— **Torquato Tasso's Grab und Sterbezelle.** Otto Speyer in seinen Bildern Italienischen Landes und Lebens (Berlin 1859) gibt eine Beschreibung des Grabes Torquato Tasso's, der wir Folgendes entnehmen. Eine pompöse und bombastische Inschrift vom Cardinal Bevilacqua verfaßt, verkündet an der Wand der Klosterkirche von Sant' Onofrio am

Abhange des Janiculus in Rom, daß die Füße des Lesenden hier auf Tasso's Grabe ruhen. Am Boden liest man auf einer kleinen Marmortafel in einfachen, aber eben deßhalb unendlich eindrucksvolleren Worten, wie die Klosterbrüder diesen Stein über dem Grabe eingefügt, damit die Nachwelt die Ruhestätte des großen Dichters nicht vergebens suche: Torquati Tassi ossa hic jacent. Hoc ne nescius esses hospes fratres hujus eccl. p. p. MDCI. —

Geht man der Klostertreppe hinauf, an einem lieblichen Madonnenbilde Leonardo da Vinci's, das den Gang zu der Thüre der Sterbezelle ziert, vorüber, so tritt man in ein luftiges und geräumiges Gemach, von dem man einen Ausblick auf das Häusermeer der Stadt, St. Peter's Dom, den Monte Mario und die Tiberufer bis zum Hochgebirge hin hat. In der Mitte des Zimmers steht die Wachsbüste des Dichters, nach seiner Todtenmaske abgeformt. In einem Ofenschranke an der Wand stehen und hängen Reliquien aus seinem Leben: das hölzerne Tintenfaß, in das er seine Feder getaucht, die mit dem schwarzen Stoff in so glühenden Farben zu malen verstand; die Brustschärpe, mit der er sein Gewand gürtete, und ein Spiegel, dessen er sich zu bedienen pflegte. Auch die plumpen, alterthümlichen Sessel und der Schrein mit den seltsamen Holzfiguren gehörten schon zum Hausraih des Gemaches, als Tasso hier die letzten 25 Tage seines Lebens verbrachte. An der Wand hängt ein modernes und mittelmäßiges Bild, seinen Tod vorstellend, ein Bruchstück eines Briefes von seiner Hand, worin er einem Freunde ein Liebeszeichen sendet (nach dem Inhalt ein Gedicht); eine Zeichnung der Eiche, deren entlaubter und gebrochener Stamm im Klostergarten noch immer den Namen der Tasso-Eiche trägt und ein Entwurf des Denkmals, das man ihm zu setzen beabsichtigt. Auch frische Lorbeerkränze sind rings aufgehängt; denn man hat vor Kurzem hier den Jahrestag seines Todes (25. April 1595) feierlich begangen.

— **Die Simplon-Straße.** Die Anlegung einer Straße über den Simplon beschäftigte Napoleon I. schon nach der Schlacht bei Marengo, als ihm das schwierige und gefahrvolle Ueberschreiten der Alpen über den großen St. Bernhard (heute eine der leichtesten Passagen) noch in frischem Andenken war. Der Plan und die Anlage der Straße wurde dem Ingenieur Céard überlassen, und unter dessen Leitung geschah auch der größte Theil des Baues. Die Straße wurde auf Italienischer Seite im Jahre 1800 und auf Schweizer Seite im Jahre 1801 begonnen, und ihr Bau dauerte nahe 6 Jahre, denn erst 1805 war sie leidlich gangbar gemacht. Mehr als 30,000 Menschen arbeiteten auf einmal an ihr. Man kann sich einen Begriff von dem Unternehmen machen, wenn die großen und kleinen Brücken, die sie nöthig macht, zwischen Brieg und Sesto allein 611 betragen. Meilenweit wurden Terrassen von massivem Mauerwerk gemacht. 10 Gallerien sind entweder in den Felsen gehauen oder von solidem Steine gemauert und 20 Zufluchtshäuser für Reisende und Wegarbeiter stehen ihr entlang. Die Breite der Straße beträgt überall wenigstens 20 und an manchen Stellen 30 Fuß. Die Steigung ist 6 Zoll auf 6½ Fuß.

— **Die Zouaven.** Der Constitutionnel theilt in einem Briefe von Novara vom 3. Juni Folgendes mit: Ich besuchte gestern das Lager der Turkos. Ihre Sitten sind höchst eigenthümlich. Obgleich sie Zelten besitzen, schlafen sie doch außerhalb derselben, und die militärische Disciplin fordert von ihnen nicht ausdrücklich, sich der Luft zu entziehen. Wenn die Zeit des Mittagsmahls kommt, wird ein Ochse geschlachtet und das Fleisch, während es noch warm ist, vertheilt. Mancher Kabyle aber wartet nicht, bis seine Portion gekocht ist, sondern verzehrt es roh. „Sie setzen großes Vertrauen in diese Soldaten?“ sagte ich zu einem Offizier. „Ich fürchte einzig Reiterei für sie“, antwortete er, „sie stürzen sich auf die Mündungen der Kanonen, sie drücken ganze Infanteriereihen nieder, aber ein Mann zu Pferd stößt ihnen eine gewisse Furcht ein.“

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

N° 25. **Frankfurt a/M.,** den 18. Juni. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Die beiden Hauptereignisse der Woche sind der Einzug der Franko-Sarden in Mailand und der Sturz des Ministeriums Derby. Das eine wie das andere lehrt, daß der Glücksstern L. Napoleons noch in ungetrübtem Glanze strahlt und keineswegs im Niedergang begriffen ist. Und wir glauben, daß dies noch eine gute Weile dauern kann; denn dieser Mann scheint uns allerdings eine „Mission" zu haben, wenn auch keineswegs die von ihm geträumte.

Der Einzug in die lombardische Hauptstadt, die vor bald **700** Jahren (**1. März 1162**) der alte Barbarossa schleifen ließ, hat allerdings, wie man besonders von österreichischer Seite hervorhebt, keine strategische, aber sie hat eine desto größere moralische Bedeutung. Mag immerhin die Entscheidung des Kampfes in Italien erst an der Minciolinie fallen: Mailand ist nun einmal der politische Mittelpunkt Oberitaliens, und wer es besitzt, darf sich als dessen Herrn betrachten. Die Räumung des ganzen westlichen Theils der Lombardei, dazu der Rückzug aus Parma, Modena und dem Kirchenstaat, welcher damit Hand in Hand gegangen ist, zieht aber auch Folgen von unmittelbarer militärischer Wichtigkeit nach sich. Je größer das Gebiet wird, welches die Verbündeten inne haben, desto mehr breitet sich die Revolutioni-

rung Italiens aus und desto stärker schwellen die Wehrkräfte der Franko-Sarden an. Natürlich, daß L. Napoleon den revolutionären und patriotischen Elementen nicht gestattet, sich zu selbständigen Freicorps zu organisiren, sondern er steckt sie in reguläre Regimenter. Es ist somit ein Zuwachs von eben so viel Soldaten, welche die Feinde der Oesterreicher an der patriotischen Jugend Italiens erhalten.

Was sollen wir zu dem englischen Ministerwechsel sagen? Freilich, vorerst wird die Geschichte, was die auswärtige Politik anlangt, im Wesentlichen die alte bleiben. Neutralität und Frieden um jeden Preis; Flauheit unter Derby, Flauheit unter Palmerston. Daß der Letztere die Interessen Englands je so stark verletzen würde, und, wenn er auch wollte, die Macht dazu hätte, dem Bonapartismus irgend eine thätige Handreichung zu leisten, daran ist natürlich nicht zu denken. Wohl aber wäre sehr möglich, daß er bei seiner bekannten Denkungsart sich von L. Napoleon gebrauchen ließe, um schon in der nächsten Zeit allerlei Vermittlungsvorschläge und Friedensanträge an Oesterreich zu stellen, z. B. Herausgebung der Lombardei bis zur Minciolinie u. dgl. In Wien würde man voraussichtlich darauf nicht eingehen, und das Geschrei in England über die Hartnäckigkeit Oesterreichs ginge von Neuem los, und die Aussicht auf den englischen Beistand rückte in noch weitere Ferne. Gibt es ja doch auch in Deutschland Leute genug, ja selbst öffentliche Organe, welche täglich predigen, Oesterreich solle doch die Lombardei gutwillig herausgeben; was ihm denn diese „unverbesserlich meuterische" Provinz eintrüge? Daß es sich hier nicht sowohl um Tauschwerthe, als, von der Frage der Machtstellung und Mittelmeerpolitik ganz abgesehen, vor Allem um die Ehre handelt, scheinen diese Herren gänzlich zu vergessen. Kann mir Ehre ein Bein ansetzen? fragt der bekannte Ritter von Steifleinen. Daß freilich den Engländern und Seiner ehrenwerthen Lordschaft an ihrer Spitze die Ehre Oesterreichs und Deutschlands ein sehr gleichgültiges Ding ist, kann man ihnen weiter nicht übel nehmen.

Wohl aber die ans Unglaubliche streifende Kurzsichtigkeit ihrer auswärtigen Politik. Viele meinen, die gegenwärtige Haltung Englands wäre nur Maske, die es abwerfen würde, sobald es seine Verrichtungen vollendet habe; aber die letzten Debatten im Parlament haben sonnenklar dargethan, daß die Mehrzahl der englischen Politiker dieser großen europäischen Krisis gegenüber wirklich mit dem schwarzen Staar behaftet ist. Außer den Reden von ein paar Lords im Oberhause, vor Allen Ellenborough's, die an den Traditionen der großen Politik Englands festhalten, kam überall der kläglichste und erbarmungswürdigste Unverstand zu Tage. Häusser hat neulich in einem jener ausgezeichnetsten Artikel, die er von Zeit zu Zeit über die Tagespresse schreibt, von den Sympathieen der deutschen Piepmeyer für die Italiener gesprochen; aber was ist das deutsche Piepmeyerthum gegen diese englischen Sympathie-

philister? Wir haben, sagen sie, große Sympathieen für die Sache Italiens, doch fällt uns nicht ein, irgend Etwas für sie zu thun, wie wir ja auch niemals Etwas dafür gethan haben; dagegen hegen wir eben so große Antipathieen gegen den Kaiser Napoleon, doch hüten wir uns, Etwas gegen ihn zu thun — also unbedingte Neutralität, striktestes Nichtsthun! Dann stecken sie die Hände in die Hosentasche und sind so vergnügt wie der Vogel Strauß, wenn er den Kopf im Sand verbirgt.

Man kann sich, bei einem Blick auf die neueste europäische Geschichte, hin und wieder sehr trüber Betrachtungen kaum entschlagen. Ist es nicht richtig, daß die auswärtige Politik Englands von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr von ihrer früheren Kraft und Größe verliert? Es ist wahr, auch von dem ersten Napoleon haben sich die Engländer lange genug dupiren und hinhalten lassen; aber man sollte denken, aus den Erfahrungen von damals hätten sie Einiges lernen können, und dann, so stark wie heute war die Verblendung und die kurzsichtige Friedenssucht bei weitem nicht. Und wie traurig war, Alles in Allem genommen, die Rolle, welche England während der orientalischen Krisis spielte! Wie tief ist England herabgestiegen von der Höhe, die es unter der Königin Elisabeth und dem größten germanischen Helden Cromwell inne hatte! Worin mag dieser Verfall seinen Grund haben? Man erlaube uns eine vielleicht gewagt scheinende Hypothese aufzustellen, die wir hier natürlich nur andeutungsweise begründen können. Es ist ein ziemlich allgemein anerkannter Satz, daß die sämmtlichen gemischten Völker, deren Nationalität durch das Ineinanderleben von Eroberern und Unterworfenen gebildet wurde, im Laufe der Jahrhunderte die von den Ersteren hereingetragenen Elemente immer mehr ausscheiden und die ursprünglichen Charakteranlagen der Besiegten immer reiner ausprägen. Daß England immer sächsischer wird, hat nicht bloß Herr Disraeli gefunden; in gleichem Maße wird Frankreich immer gallischer und romanischer, Rußland immer slavischer. Auch Deutschland immer deutscher; freilich fand und findet hier nicht eine Ausscheidung fremden B l u t e s, sondern fremder Prinzipien — der romanischen — statt. Aehnlich ist es theilweise mit Rußland, obwohl dort durch die Waräger das Germanische auch der Race nach inoknlirt wurde. Nun weiter. Was ist im Grunde auswärtige Politik? Die Elihu Burritt's, die Nationalökonomen, die Humanisten und Culturprediger möchten sie wo möglich ganz abschaffen (sie nennen sie die „Politik alten Schlags") und sie haben von ihrem Standpunkt aus ganz Recht. Eine auswärtige Politik, die diesen Namen verdient, ist wesentlich von e r o b e r n d e m, aggressivem, übergreifendem Charakter. Sie sucht die Machtstellung ihres Staates nicht nur zu behaupten, sondern fortwährend zu verstärken. Wenn sich alle Staaten darauf beschränkten, sich zu Hause so wohnlich als möglich einzurichten, dann brauchte man in der That keine auswärtige Politik, es gäbe bloß friedliche,

kaufmännische Beziehungen zwischen den Staaten, und das Ideal der Freihändler wäre erreicht. Die wohlverstandenen Interessen von Käufern und Verkäufern, Consumenten und Producenten gleichen sich aus durch die gegenseitige Bedürftigkeit. Unglücklicherweise ist es etwas Anderes mit den Machtinteressen; hier gibt es, wo diese in Collision gerathen, keine denkbare Ausgleichung, sondern nur Kampf, Sieg oder Niederlage.

Nun sind aber die Germanen von Haus aus friedliche und genügsame Leute, die Anderen nicht gerne unrecht thun und nicht durch Raub von fremdem Gute, sondern durch ihre eigene ehrliche Arbeit ihren Besitz zu begründen und zu vermehren streben. Man führe uns nicht die Politik der ersten deutschen Kaiser als Gegenbeweis an, denn unser Kaiserthum war eben von der romanischen Weltherrschaftsidee durchdrungen. Trägt man den Charakter der Individuen auf den Staat über, so ergibt sich, daß die auswärtige Politik der Germanen wesentlich eine auf die bloße Defensive gerichtete sein wird, und dies um so mehr, je reiner das germanische Element sich ausprägt. Dazu kommt aber noch Eines. Der Germane ruht auf dem sicheren Grunde der freien, zugleich aber sittlich bestimmten Persönlichkeit; er hat deßhalb nicht nur eine tiefe Achtung vor den Rechten dritter Persönlichkeiten, sondern er glaubt seine eigene Sittlichkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit auch bei den Andern voraussetzen zu dürfen. Im Verkehr mit Ränkeschmieden, Plänemachern, moralischen Banditen wird er daher stets den Kürzeren ziehen und ihre Anschläge regelmäßig nicht eher durchschauen, als bis sie schon halb ausgeführt sind.

Die Consequenz dieser Thatsache auf die Staatsleitung liegt auf der Hand, und der Beweis ist eben jetzt wieder ganz augenfällig geliefert worden. Wie sehr steht die auswärtige Politik Englands und Preußens hinter derjenigen Frankreichs und Rußlands zurück! Wie haben sie sich überlisten, wie haben sie sich beschwatzen lassen! Welche Mühe hat es allem Anschein nach in Preußen gekostet, bis man sich von den heimtückischen Absichten Rußlands überzeugte! Nur Oesterreich witterte was im Werke war, Oesterreich, das überall seine Spione und Agenten hat; aber Oesterreich ist auch mindestens halbromanisch.

Wäre ganz Europa germanisch, dann hätten unsere Friedensfreunde gewonnenes Spiel. Aber sowohl das Romanen- als das Slaventhum sind durch und durch erobernder Natur; da sie in sich selbst nicht die nöthige Befriedigung finden, so wenden sie sich von Zeit zu Zeit nach Außen. Die Franzosen thun dies regelmäßig dann, wenn auch in ihrer inneren Politik die Herrschaft des Romanismus, die Centralisation und Diktatur, am unbedingtesten ist. Die Politik Louis Philipps war wesentlich germanisch, also friedlich; aber das war auch die Hauptursache seines Sturzes. Wenn nun diesen Beiden gegenüber die Germanen sich stets nur auf der Defensive hal-

ten, so kann das Ende nicht zweifelhaft sein; wo bei ungefähr gleichen Kräften der Eine immer angreift, der Andere bloß vertheidigt, wird diesen schließlich der Erstere von Schritt zu Schritt aus allen seinen Positionen verdrängt haben. Es geht nicht anders, die Germanen müssen diesen Mangel dadurch ersetzen, daß sie sich, wie das Cromwell und Wilhelm von Oranien thaten, unter dem Banner eines großen Prinzips zusammenschaaren und dann endlich von Grund aus Ordnung in Europa schaffen. —

Dieser Aufsatz war schon angefangen, als uns die Nachricht von der theilweisen Mobilmachung in Preußen zukam. Wie ernst und von wie großer Bedeutung dieser Schritt ist, weiß Jedermann, der die preußischen Wehrverhältnisse kennt. Wir dürfen bald auf schwere Ereignisse gefaßt sein. Zugleich aber scheint daraus hervorzugehen, daß die Frage der „Initiative“ in erwünschter Weise erledigt ist. Es bleibt dann nur noch übrig, Preußen das weitere Zugeständniß zu machen, daß es die militärische Führung des ganzen nichtösterreichischen Deutschlands in dem bevorstehenden Kriege erhält. Dann können wir den kommenden Dingen mit der Beruhigung entgegensehen, daß wenigstens das Unumgänglichste geschehen ist, um eine ersprießliche Kriegführung möglich zu machen.

Die Alpenrose.

Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Mit dem breiten und stattlichen Herrn v. Wolfsbrunnen aber war seit dem Tage, da er den Brief in des Professors Haus überreicht, eine ganz urplötzliche Veränderung vorgegangen. Sonst genoß er des festesten Schlafes, so daß ein Kanonenschuß ihn kaum daraus hätte erwecken mögen; jetzt konnte er Nächte hindurch kein Auge schließen, und gelang es ihm einmal, so schlug er im Schlafe mit den Armen um sich, als wäre er in der heftigsten Schlägerei begriffen. Am Tage nach jenem Besuche ließ er einen Schneider oder vielmehr einen renommirten Kleiderkünstler kommen, welcher das Maß nehmen mußte zu einigen ganz neuen vollständigen Kleidungen vom Kopf bis zum Fuß. Nie fehlte er in der Vorlesung des von ihm nun hochverehrten Philosophen; auch die anderen Collegien besuchte er gegen seine bisherige Gewohnheit mit gewissenhaftem Fleiß. Mit saurer Mühe zwang er sich dazu, wenn auch draußen die Sonne noch so schön am Himmel stand und zur Spazierfahrt einlud, seine Hefte zu repetiren und philosophische Werke zu lesen, wenn er auch nur den zehnten Theil des Inhalts verstand, und obwohl ihm dieß Gericht nicht besser behagen konnte, als etwa einem Wolfe das Heu oder einer Katze die Heuschrecken. Manchmal standen ihm Schweißtropfen auf der Stirn, wenn sein Freund Ritter ihn überraschte, um ihn zu einem Aus-

fluge zu bewegen. Mit ernsthafter Miene bestärkte ihn dieser in seinem Ochsenfleiße; nur sagte er, sei es seine Pflicht als Mediziner, ihn darauf aufmerksam zu machen, man dürfe die Sorge für des Leibes Wohl auch nicht ganz vergessen.

Woher kam diese Veränderung? Wir können es uns denken. Als ein Naturkind, welches alle menschlichen Empfindungen in voller Stärke durchmacht, mußte auch die Gemüthsbewegung, welche ihn durch jenen Abend in des Professors Haus ergriff, eine gewaltige, unwiderstehliche Wirkung auf ihn üben; alle Gedanken waren auf einmal in ihren Dienst genommen, und nach seiner Weise dachte er sich einen Operationsplan aus, um den köstlichen Schatz zu erobern, den er so unverhofft entdeckt. Ins Haus mußte er öfters kommen, drum studirte er so eifrig, um mit mehr Glück als das erste Mal mit dem Professor von der Weltweisheit reden zu können; dem Fräulein mußte er gefallen und zugleich eine hohe Meinung von seines Vaters Glücksgütern erwecken, darum verwendete er so viel auf seinen Anzug. Aber auch besondere Huldigungen wollte er darbringen, wie er's an seinem Nebenbuhler sah; darum versorgte er insgeheim, doch so, daß man die Quelle errathen konnte, die Küche des gastlichen Hauses mit pommerschen Gänsebrüsten, die er sich von Hause schicken ließ, mit Wildpret und feinem Geflügel, und von kostbaren Weinen spedirte er hie und da eine Reihe von Flaschen in den Keller des Gelehrten. Wo es am Theetisch dazu Gelegenheit gab, erzählte er große Dinge von seines Vaters weit ausgedehntem Rittergut und deutete, wie man zu sagen pflegt, mit dem Holzschlegel darauf hin, welch ein Glück es sein müsse, als Gebieterin über eine so weit ausgedehnte Strecke von Ländereien wie über ein Fürstenthum zu herrschen, den Segen in die Scheunen, die Vorrathshäuser und bis in die Küche daherströmen zu sehen, und wie es nach ländlich genossenem Sommer noch ein viel größeres Vergnügen sein müsse, etwa einen Winter in der Residenz zuzubringen. Kurz, hätte Anna nur den zehnten Theil von dem Verstand besessen, den sie wirklich besaß, sie hätte es unzweideutig erkennen müssen, daß sie durch ihre freundlichen Worte absichtslos auch diesem Musensohne Kopf und Herz aus der gewöhnlichen Ordnung gerückt habe.

Aber sowohl die Huldigungen des jungen Doktors als die des künftigen Rittergutsbesitzers gingen an ihrem Herzen vorüber und brachten keinerlei tiefere Bewegung darin hervor. Jedoch seitdem der junge Forscher nach Wahrheit, der unscheinbare Fremdling aus dem Bergland ins Haus kam, da ward zuerst der sonst ruhig glatte Spiegel ihrer Seele in sanfte Wellenschwingungen versetzt, und die Wellen wurden höher, wenn wieder der Tag nahte, an welchem er mit seinem Lehrer den Tisch theilte, und noch höher, wenn er wieder gegangen war. Keine Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, in welchen die gegenseitige Neigung sich hätte kundgeben können;

aber wenn Anna am Morgen ihre lieben Pfleglinge, die Blumen, begoß, so drängten sich unwillkürlich helle Liederweisen aus ihrer Brust hervor; wenn sie mit ihrem Vater am Frühstück saß, so lenkte sie gerne das Gespräch auf den armen, talentvollen, wissensdurstigen Zuhörer seiner Collegien, der ihn doch am besten zu verstehen scheine, und war der Vater zur Universität gegangen und sie saß allein bei ihrer Stickerei im blumenduftenden Zimmer, so träumte sie vom schönen Schweizerlande.

Sechstes Kapitel.

Das Räthsel.

Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schaalen.
Sp. Sal. 25, 11.

Der ehrwürdige Gelehrte kam eines Morgens mit besonders heiterm Antlitz aus der Studierstube in das Zimmer, wo die geliebte Tochter das Frühstück bereit hielt. Sein Auge ruhte auf ihr beim Morgengruße mit besonderm Wohlgefallen; und sie merkte bald, es bewegte ihm etwas das Herz, was er ihr mittheilen mußte. Sie ahnte auch, was es sei; der Vater kam aber nach seiner gewohnten Weise nur auf einem Umwege, auf welchem ihm erst das Herz recht warm wurde, zu der Angelegenheit, von welcher er mit der Tochter sprechen wollte.

„In einer Woche kehrt mein Hochzeitstag wieder einmal zurück im Kreislauf des Jahres", so begann er, nachdem er sich an den trauten Tisch gesetzt hatte. „Es ist der 16. August; meinst Du nicht, wir sollten, wie alljährlich, ihn durch ein kleines Fest im stillen häuslichen Kreise verherrlichen? Gewiß würden unsere lieben Hausfreunde uns gerne darin beistehen?"

„Unmöglich dürfen wir diesen Tag vorbeigehen lassen", erwiederte Anna sogleich sehr lebhaft, „ohne ihn feierlich zu begehen; mir ist, der verewigten Mutter würde etwas fehlen in ihrer himmlischen Wohnung, wenn wir den Tag nicht ehrten, auf dessen Feier sie so viel hielt, und uns selbst wäre nicht wohl dabei. Gerne will ich aufbieten, was in meinen Kräften steht, um ein freundliches häusliches Fest zu bereiten."

„Ja, thue das", sagte der Alte, „und lade unsere drei Musensöhne dazu, doch heute noch, damit wenn der Eine oder Andere auch etwa eine Ueberraschung im Sinn hätte, er noch in Muße damit fertig werden könnte. Und vergiß nicht sagen zu lassen, es sei der Gedächtnißtag meines Hochzeitsfestes."

„Warum soll ich denn dieß ausdrücklich ihnen melden lassen?" fragte das Töchterlein forschend.

„Nun, damit sie recht viel frohe Laune und guten Humor mitbringen."

„Väterchen, fast glaub' ich, Du hast dabei noch andere Gedanken im Hinterhalt; nur heraus damit, ich bin ihnen schon auf der Fährte."

„Nun, Du unübertreffliche Weisheit, was witterst Du denn Geheimnißvolles in meinen Worten?"

„Es braucht keine große Weisheit, um dieß zu wittern. Ich seh' Dir's schon lange an, wie sehr Du wünschest, daß ich einmal mit offener Sprache herausrücke gegen die beiden jungen galanten Cavaliere, die mir schon so viele unzweideutige Beweise ihrer Neigung gegeben haben und von denen wahrscheinlich nur darum noch Keiner eine eigentliche Frage an Dich oder mich gestellt, weil Keiner in meinem Benehmen einer Bevorzugung seiner Person hat deutlich erkennen können. Die Frage haben wir beide schon deutlich genug in ihrem heißen Wetteifer, mich zu erfreuen, lesen können, aber auch die Antwort, däucht mich, hätten sie schon lange in meinem Verhalten erkennen können."

„Und wie hätte sie denn gelautet?"

„Daß ich weder dem Einen noch dem Andern als Lebensgefährtin mich anvertrauen will."

„Warum denn nicht?"

„Dem Herrn Doktor nicht, weil er gar zu viel liebt und kennt und schätzt, aber nichts mit voller Hingabe des Herzens; weil er keine wahre Achtung vor den Menschen, besonders nicht vor den Geringen hat, und weil er mit Allem, ich glaube auch sogar mit der Liebe, ein leichtsinniges Spiel treibt, obgleich er's in die gefälligsten Formen einzukleiden weiß."

„Du beurtheilst ihn nicht unrichtig; und warum möchtest Du dem kräftigen Ritter der Gerechtigkeit Dich nicht anvertrauen?"

„Weil er bei all seiner Biederkeit, Treuherzigkeit und seinem Fleiß mir erscheint wie ein Vogel, der mit schweren Schwingen an der Erde hinflattert, der da mit Eifer sein Futter sucht und mit Behagen es verzehrt, aber nie dem Adler gleich mit hellem Blick zu den Wohnungen des Lichtes aufsteigt, noch weniger der Lerche gleich auf den Schwingen innerer Begeisterung die Seele zum Himmel emporträgt. Ein gleichgesinntes Wesen mag er glücklich machen; aber zwischen ihm und mir ist ein wahres Verständniß unmöglich. Du siehst also, ich tauge weder zu einer Frau Doktorin, noch zu einer Rittergutsbesitzerin."

„Aber noch einen Dritten hast Du nun lange um Dich gesehen, der Dir freilich nur ganz unsichtbare und schüchterne Huldigungen dargebracht hat, in dessen Seele aber doch, wie mir scheint, am ächtesten jenes sanfte und stille Feuer brennt, welches die Liebe in edlen und idealen Seelen anzündet; es sollte mich wundern, wenn Dir dies ganz entgangen wäre."

„O mein lieber Vater", fiel ihm hier Anna bewegt in die Rede, erröthend und die Augen niederschlagend, „warum sollt' ich Dir's verhehlen, vor dem meine Seele stets war wie ein klarer Spiegel, — das gleiche stille und sanfte Feuer brennt auch in meiner Seele, und mir ist so ganz besonders

zu Muthe, seitdem ich diese Wärme im Innern spüre. Die Welt erscheint mir doppelt so lieblich und schön wie sonst, und meine reinsten und heiligsten Gedanken müssen vor jenem Feuer nicht fliehen, erhalten vielmehr durch dasselbe nur einen um so kräftigern und höhern Schwung. Auch die Liebe zu Dir hat nicht nachgelassen, weiß ich doch, daß der edle und wahrheitsdurstige Jüngling Dir geworden ist wie ein Sohn."

„Also wäre in Deinem Köpfchen und Herzchen Alles schon rein ausgemacht und entschieden", sagte der Alte hier mit scherzhaftem Lächeln, „und es versteht sich von selbst, daß der gute Papa dazu Ja sagt? Das könnte angehen, wenn wir in einer Welt lebten, die frei wäre von Standes- und Berufsrücksichten, in der man gar nicht sich zu kümmern hätte um das Gerede der Menschen, in der lauter so aufrichtige, kindliche und zugleich klare Geister wohnten, wie unser liebe Fremdling aus den Bergen. Aber bedenke, wo wir wohnen, wie Vieler Augen auf Dich gerichtet sind, wie man von Dir und mir wird Rechenschaft fordern von dem wichtigsten Schritt, den man thun kann im Leben!"

„Aber, mein Vater, in die innersten Angelegenheiten des Herzens wird doch die große Welt mit ihrer niedrigen Weisheit sich nicht einmischen dürfen. Diese gehören ja nur vor Gott; ihm müssen wir darüber Rechenschaft ablegen, sonst Niemand."

„Das ist wohl schön zu sagen und zu hören, liebe Anna, aber läßt sich in unserer verwickelten Welt auch immer schnurgerade und unverrückt darnach handeln? Fasse nur den gegenwärtigen Fall recht scharf in's Auge. Was wird mein alter Universitätsfreund dazu sagen, wenn meine Tochter seinen Sohn so ohne Weiteres abweist und einem armen Unbekannten aus fremdem Land die Hand reicht? Und was werden alle Freunde und Angehörigen unserer Familie einzuwenden haben, wenn Du zwei so wohlhabende Freier abweisest und den dritten, der nichts hat, ihnen vorziehst? Bist Du stark genug, allen Einwendungen, allem Spott, der auch nicht ausbleiben wird, Rede zu stehen? Hast Du Gründe genug, auch jenen Menschen gegenüber freudig und ritterlich Deine Wahl zu rechtfertigen?"

„Mein Hauptgrund wird eben der sein, daß unsere Seelen so harmoniren, als hätte sie Gott ganz besonders für einander geschaffen, und daraus werden sich alle andern mit größter Leichtigkeit und Behendigkeit entwickeln, und für die Vertheidigung meiner Wahl wird mir daher niemals bange sein."

„Du kennst die gewöhnliche Welt noch nicht, meine Tochter, die edlen Beweggründe wiegen darin nicht so schwer, als Du Dir denkst; die Mehrzahl versteht sie gar nicht und wird darum davon nicht überzeugt; man muß für sie Gründe haben, die in die Augen fallen. Dann kommt mir noch ein Bedenken. Es haben Deine beiden ersten Freier nun seit Jahr und Tag manches Opfer gebracht, ihren Zweck zu erreichen; wäre es nicht hart und

undankbar, sie nur mit einem kurzen, kalten Nein fortzuschicken? Das darf nicht geschehen. Bist Du wirklich fest entschlossen, beide abzuweisen und dem Fremdling, der allerdings meinem Herzen am nächsten steht, Deine Hand zu reichen, so muß dies auf eine Art geschehen, die sie nicht kränken, die auf unser Haus kein schlechtes Licht werfen kann, die bei Jedermann, der davon hört, den Eindruck zurückläßt, daß Jedem von ihnen bei der Sache sein Recht geworden sei. Nimm Dir bis zu unserm Festtage noch Bedenkzeit über die Frage selbst, und wenn Du bei Deinem Willen bleibst, dann sporne Deine erfinderische Weisheit an, daß sie uns sage, wie die Sache auf eine allseitig befriedigende, Niemand kränkende Weise zu lösen sei."

Nachdem sie noch eine Weile über die Sache hin- und hergeredet hatten, fand sich allmälig die Tochter in die Gedanken des Vaters hinein, wurde aber durch das ganze Gespräch noch mehr davon überzeugt, daß auch ihr Vater in der Tiefe seines Herzens ihre Wahl billige. Das war ihr ein Sporn mehr, all ihre Klugheit zusammen zu nehmen, um eine Lösung nach seinem Sinn herbeizuführen. Schon während des Gesprächs fiel ihr ein Plan ein, den sie nun sorgfältig noch weiter auszuspinnen dachte; daher sie dem geliebten Vater, als er aufstand, um zur Universität zu gehen, schon mit ziemlicher Zuversicht ankündigte, sie werde ihm einen vollkommen passenden Vorschlag bringen. Den ganzen Tag beschäftigte sie das Aussinnen ihres erfundenen Planes auf's Angenehmste. Die Gäste wurden auf den festlichen Tag eingeladen; auch für dessen äußerliche Verherrlichung traf sie die nöthigen Anordnungen, und schon einige Tage vorher theilte sie dem Vater den bestimmtesten Entschluß mit, dem armen Sohn der Berge ihre Hand zum ewigen Bunde zu geben, wenn er eine Probe bestehen würde, die sie, um die Sache zur gültigen Entscheidung zu bringen, mit sämmtlichen drei Freiern vorzunehmen gedachte. Der erfreute Vater war mit Allem einverstanden. Aller Herzen waren gespannt auf den herannahenden Festtag.

Alle drei Musensöhne hatten aus der Form der Einladung die Vermuthung geschöpft, es werde vielleicht an diesem Tage das vielumworbene Töchterlein des Posessors seine Neigung kund geben; Jeder dachte daher auf seine Weise, gerade an diesem Tage noch sie für sich günstig zu stimmen, Jeder der beiden Wohlbegüterten fast ohne den geringsten Zweifel, er werde die Braut erobern, der zaghafte Joseph aber ganz voller Zweifel; denn es wollte ihm fast vermessen erscheinen, an solch' eine Wendung seines Schicksals nur zu denken. Aber doch sann er, gleichsam instinktmäßig von innerem Zug geführt, darauf, wie er an jenem Tage nicht ganz mit leerer Hand erscheinen möchte. Auch vervollständigte er noch in einigen Stücken seine Garderobe, und eine innere Stimme verkündete ihm, es stehe ihm irgend etwas besonders Freudiges bevor.

Der entscheidungsvolle Tag erschien; die Sonne des August strahlte hell und heiß über die Residenz, auf die staubreichen Straßen, auf die schon

dem Herbst zuwelkende Lindenallee, welche Berlins glanzvollste Straße ziert. Sehen wir, wie jede der handelnden Personen ihr Tagwerk beginnt. Anna — denn sie steht billig obenan — war natürlich schon früh in ihrem Garten zu treffen; wie jedes Jahr wollte sie auch diesmal den geliebten Vater mit einer Auswahl schöner Blumen erfreuen, die sie um das ehemalige Lieblingsplätzchen der Mutter herum geschmackvoll gruppirte. Der Mutter Bild schwebte dabei lebendig um sie her, es flocht sich in die ernsten und hochfreudigen Gedanken, die an diesem Morgen in ihrer Seele mächtig hin- und herwogen mußten. Aber es störte sie nicht, denn von der Mutter hatte sie den einfachen, anspruchslosen Sinn ererbt, der das Aeußere übersehen und drangeben kann, wenn es gilt, ein inneres, ewiges Gut zu gewinnen, von ihr auch die feste Entschiedenheit in der Ausführung, wenn sie etwas als gut und recht erkannt hatte. Sie war dessen gewiß: „Die Mutter hätte gewählt wie ich!“ — Darum begann sie froh den festlichen Tag.

In ihres Vaters Seele stiegen Sorgen auf und ab, obwohl er als Philosoph und Christ wußte, daß Gleichmuth oder Ruhe und Ergebung die des Menschen würdigste Stimmung sei. Wohl freute er sich über den edeln, idealen Sinn der Tochter; aber manche trübe Erfahrung und das Alter hatten ihn sorgsamer und allerlei Kümmernissen zugänglicher gemacht; darum verdunkelten ihm einzelne Wolken die Sonne der Freude; aber die Erinnerung an seinen eigenen schönen Hochzeitstag, der ihn mit einer ganz unbegüterten, aber hochbegabten Jungfrau verbunden hatte, war doch mächtig genug, die Sorgenwolken zu zerstreuen, und so war auch bei ihm zuletzt der Himmel rein und klar.

(Schluß folgt.)

Brief aus München.

Fünf Jahre sind es jetzt, daß unser Glaspalast gebaut wurde; er hat eine reiche Geschichte. Er diente der deutschen Industrie-Ausstellung, und war nach kurzem Glanz und freudigem Leben der verhängnißvolle Herd, von dem aus die Cholera sich rasch nach allen Gegenden der Stadt verbreitete, und bald stand er nach dem bunten festlichen Gewühl verödet unter den schwarzen Trauerzügen, die sich durch die Straßen bewegten. Das Gebäude sollte, wie anfänglich bestimmt war, wieder abgebrochen werden, war aber von seinem Erbauer auf das Stehenbleiben eingerichtet, und da die Kosten des Abbruchs den Werth des Materials übersteigen sollten, blieb es bis auf Weiteres stehen; der König hat neuerdings sich für die Erhaltung entschieden. Und in einer Stadt wie München findet sich immer Gelegenheit für die Benutzung solcher Gebäude, ja große und schöne Unternehmungen werden nur möglich, wenn ihnen eine Stätte geboten ist. So wird ein Theil des Palastes in jedem Frühling zu einem reizenden Garten umgeschaffen und durch eine Blumenausstellung geschmückt, so nimmt er im Herbst beim Octoberfest die landwirthschaftlichen Gewächse und Produkte in sich auf. Vor mehreren Jahren war in dem einen Flügel eine Aufführung von Symphonieen

und Oratorien, bei welchen gegen Tausend Sänger und Spieler mitwirkten; im vorigen Jahr füllten diese Flügel die Werke der deutschen Kunst.

Daß dies Unternehmen nur in München, aber daß es in München möglich war, knüpfte sich an das Gebäude; die Künstlerschaft bedurfte für das Wagniß eines vorhandenen Raumes. Das Werk ward in nationaler Begeisterung unternommen, und die Stimmung, der es entsprang und die es nährte, hat sich in mächtigen und immer weiteren Schwingungen verbreitet. Das Werk des Friedens hatte einen günstigen Stern; jetzt wäre es nicht gelungen. Wir erinnern uns aber, wie auch im vorigen Jahre der Süden in Glauben und Vertrauen voranging, wie die Künstler und die Regierung in Wien freudig und frisch mit eingriffen, während man in Berlin zögerte, bis ein Abgeordneter von hier aus dort persönlich erschien, bis der Prinz-Regent selbst die Förderung der Sache befahl. Wir konnten von Preußen nicht lassen, und Preußen erschien endlich mit Macht und Glanz, und das Unternehmen war gelungen.

Heute ist der Glaspalast ein großes Lager für mehrere Tausend Soldaten; sie liegen unter den Seitengallerieen, der Mittelraum ist frei; den Bürgern bleibt die Einquartierung erspart und die Mannschaft selber freut sich des gemeinsamen Lebens in der lichten Halle; Kriegslieder und Schlachtmusik verkünden ihre Gesinnung für das deutsche Vaterland, seiner Ehre und Freiheit zu kämpfen und zu siegen.

Was man auch sagen möge: es war das gesunde Volksgemüth, dessen sittliches Gefühl sich durch die Lüge und Tyrannei des Bonapartismus verletzt empfand, es war der Patriotismus, der vor allen Dingen kein'n Rheinbund, sondern ein gemeinsames Handeln gegen den Friedensstörer verlangte, was die Wellen der Bewegung hier hoch schlagen ließ; der Ultramontanismus hat es nicht gethan, er hat geschürt und sich gefreut, daß Oesterreich voranging und hier und da ist ein unlauteres Element mit hereingezogen worden und hat den und jenen seiner Privatzwecke gegen das freie wissenschaftliche Leben erreichen wollen, oder in Tagen, wo alle Andern sich als Deutsche fühlten, gegen die „Fremdenlegion“ gehetzt; aber auch das geht vorüber und wird noch mehr vorüber sein, wenn endlich die That kommt. Wir müssen mit Oesterreich den Kampf bestehen, weil der Sieg wie die Niederlage Oesterreichs ohne uns und ohne Preußen und das übrige Deutschland für Beide verhängnißvoll wäre. Die Niederlage, denn sie würde die Franzosen in den eitlen Ruhmesschwindel für längere Zeit hineinreißen und gar bald uns nöthigen, nun auch allein mit ihnen um den Rhein zu kämpfen. Der Sieg, denn er würde die absolutistische und ultramontane Partei in Wien stärken und gegen Deutschland, das nicht geholfen hat, hochmüthig machen; statt der Reform, die der Kaiserstaat so dringend bedarf, würde vielmehr der Druck auf die Nachbarstaaten sich wiederholen. Aber steht Deutschland Oesterreich zur Seite, dann wird hier und dort die Freiheit der Preis des Sieges sein, der deutsche Geist in Oesterreich die Herrschaft erlangen.

Während diese großen politischen Fragen die Gemüther bewegen, ist freilich wenig Sinn und Zeit für die Arbeiten der Kunst und Wissenschaft, und manches Werk, das begonnen oder vollendet ist, harrt der günstigen Stunden, um hervorzutreten. Aber wenn auch die Musen feiern, so athmen sie dafür in frischerer Luft und der Hauch des Nationalgefühls wird neuern Schöpfungen zu gute kommen. Einige artistische Unternehmungen haben freilich die verdiente Aufmerksamkeit jetzt nicht gefunden, aber sie hängen nicht vom Tag ab und können ihre Zeit erwarten. So der nunmehr in drei Blättern vollendete Thäter'sche Stich von Schwind's Aschenbrödel, das in vier größeren und fünf kleineren Compositionen die Geschichte von der endlichen Erhebung und Verherrlichung der verkannten und bedrückten Unschuld und Schönheit gar anmuthig erzählt und mit verwandten Scenen aus der Sage von Amor und Psyche und vom Dornröschen begleitet. So die Umrisse zur Odyssee, die der Bildhauer Widnmann herausgibt und in denen er in reicheren Compositionen und bewegteren Formen als Flaxman, der sich an den Styl der antiken Vasengemälde hielt, die

Gestalten der Homerischen Poesie im Anschluß an den frei entwickelten Reliefstyl der griechischen Kunst veranschaulicht.

Kaulbach hat die braun ausgeführte Untermalung der Schlacht von Salamis beinahe vollendet; der Carton hat noch manche Verbesserung erfahren, alle Gestalten sind individueller und lebendiger durchgebildet, und zugleich tritt der Aufbau des Ganzen so einheitlich und klar hervor, daß vielfach der Wunsch rege wird, es möge dies Werk ähnlich wie die Hunnenschlacht im Besitze Raczinski's in Berlin, unverändert erhalten werden, und die farbige Ausführung erst über einer neu herzustellenden Grundlage stattfinden. In Bezug auf die wundervolle Schöpfung selber erlaube ich mir schließlich ein Gedicht mitzutheilen, mit welchem jüngst Professor Hessemer von Frankfurt aus den Meister begrüßt.

Während Themistokles Sieg von den Göttern erbat bei dem Opfer,
Bebte das Land und es schwoll hoch das befreundete Meer;
Aber als Xerxes thronte gewärtig der Schlacht wie des Schauspiels,
Zog von Eleusis ein Sturm schreckender Stimmen heran;
Drohend erschienen die Schatten der Anakiden, und Glaukos
Warf die Fesseln des Meers spottend dem König zurück.
Freiheit, Furcht vor den Göttern, und herzliche Liebe zur Heimath
Haben da Wunder der Kraft, Wunder des Geistes gethan.
Dieser Sieg ihm verlieh Jahrtausende Leben und Wirkung,
Selbst der geflügelte Ruhm weilet noch heute dabei;
Spätergeborne schau'n, das Herz voll ahnender Sehnsucht,
Noch im Bilde den Glanz jener gewaltigen Zeit;
Wir doch sehen im Meister des Bilds zugleich den Genossen
Einer Gesinnung, die du, heimischer Boden, bedarfst.

⊙

Die patriotischen Schriftsteller Italiens.

Von den patriotischen Schriftstellern Italiens, die thatsächlich eine Bewegung längst heraufbeschworen, welche eben wieder ihre Lösung in dem Schlachtfeld sucht, stehen in vorderer Reihe die Namen Gioberti, Balbo und d'Azeglio. Dr. Hermann Reuchlin stellt in seiner vortrefflichen Geschichte Italiens (Leipzig, S. Hirzel 1859) in scharfen Umrissen die Verhältnisse der italienischen Staaten dar und räumt den obengenannten Männern ihren wahren Standpunkt ein. Wir entnehmen hier nur das Wissenswertheste.

Der Theologe Gioberti hatte in Folge der Bewegungen von 1831 Piemont verlassen müssen und sein philosophisches System in Frankreich und Belgien ausgearbeitet. Im Jahre 1843 erschien sein „Primat Italiens" (primato morale e civile degll' Italiani), welches Buch er Silvio Pellico widmete. Das Buch machte einen gewaltigen Eindruck auf die Bevölkerung Italiens. Italien, sagt er, sei autonom; es dürfe sich nur in seiner Autonomie, in der Einheit der Religion und der Cultur wieder fassen, sich der Abstractionen des französirenden ungläubigen Radicalismus mit seinem Schatten eines italienischen Volkes und seines ebenfalls fremdwüchsigen Ghibellinismus entschlagen; das Papstthum sei noch für Italien der Einheitsknoten, die große Leuchte der Cultur, die Bürgschaft des Siegs der vernünftigen Freiheit. Italien dürfe nur jene fremden Elemente von sich ausstoßen; gegen und ohne den Papst sei Nichts möglich, mit ihm Alles; Piemont aber sei der berufene Schirmvogt des Papstes und Italiens. Wie ein Blitz zündeten diese Worte und die Radicalen kehrten wieder zur Kirche zurück und stimmten mit den Priestern um die Wette zu deren Lobe ein. Erst als Gioberti in seinen Prolegomeni die Jesuiten anklagte, die hohe

sittliche und nationale Stellung des Papstthums gefälscht und verhüllt zu haben, spattete sich die Geistlichkeit und beschuldigte ihn, in einer Linie mit E. Sue's „ewigem Juden" zu stehen. Das Primat wurde überall verboten und nur in Piemont mit Beschränkung erlaubt. Anders als Gioberti trat Graf Cäsar Balbo auf. Soldat und Geschichtschreiber seines Vaterlandes, tritt er wie ein Geharnischter auf den Boden der Wirklichkeit. Waren seine „Hoffnungen Italiens" (Speranze d'Italia) durch den Primato veranlaßt, so waren sie zugleich eine praktische Ausführung, eine Ergänzung, eine feine Correktur desselben. Er deckt im Einzelnen die tiefen Schäden Italiens auf und zeigt Allen ihre Aufgaben an. Auch er bezeichnet Piemont als das Schwert Italiens, die Befreiung von Oesterreich und dem Auslande überhaupt als Ziel. Balbo will die Anerkennung aller italienischen Dynastien, nennt aber die des Hauses Savoyen die älteste und patriotischste. Die Bürgschaft für Recht und nationales Leben will er in einer Verfassung. Die aufständigen Bewegungen des Jahres 1845 von Toscana aus, welche ihre Spitze in Rimini und in dem „Manifeste der Bevölkerungen des Kirchenstaats an die Fürsten und Völker Europa's" hatten, in welch Letzterem die Mißregierung der Priesterschaft an den Pranger und Forderungen gestellt wurden, welche in den civilisirten, nichtconstitutionellen Ländern Europa's in der Hauptsache überall erfüllt sind, gaben dem als Maler und Dichter berühmten Patrioten Massimo d'Azeglio Veranlassung zu seiner Schrift „Casi di Romagna," die er mit persönlicher Gefahr unter seinem Namen herausgab, ein ganz neues Beispiel von Bürgermuth. Von Toscana vertrieben fand er, trotz der Curie, Schutz bei Carl Albert. — So sehr er den persönlichen Muth der Verschworenen anerkennt, zeigt er mit Ueberlegenheit das Unrecht, die Thorheit, die sie an dem einen großen Vaterlande begehen, dessen Befreiung von den Fremden das eine Ziel Aller sein müsse. Aber der Curie sagt er in's Gesicht, daß sie einen großen Theil der Schuld trage. Er wirft die Frage auf, ob die Maxime der Curie: „Man darf um eines guten Zweckes willen Böses thun" — die richtige sei. Die Befreiung Italiens war ihm Sache untrüglicher Ahnung, des Glaubens, Gott habe die Stunde festgesetzt, in welcher die großen Ungerechtigkeiten zusammenstürzen.

Unterhaltungen.

— **Alexis de Tocqueville.** Mit diesem im April dieses Jahres verstorbenen Akademiker hat Frankreich wieder eine seiner besten Zierden verloren. Alexis Charles Henri Clérel de Tocqueville wurde am 29. Juli 1805 zu Verneuil (Seine et Oise) geboren und ist durch seine Mutter ein Urenkel der berühmten Familie Malherbes. Er studirte die Rechte in Paris, wurde Advokat und schon im Jahre 1826 in Berücksichtigung seiner hohen Befähigung als Untersuchungsrichter in Versailles angestellt. Im Jahre 1831 wurde er von dem französischen Gouvernement mit seinem Collegen am Versailler Tribunale M. G. de Beaumont nach den Vereinigten Staaten gesandt, um das dortige Gefängnißwesen zu prüfen und darüber zu berichten. Seine tiefe Beobachtungsgabe und sein scharfer Verstand begnügten sich nicht mit der Vollführung seiner Aufgabe, er fand ein reiches Feld in der Charakterisirung der transatlantischen Zustände, und nach seiner Zurückkunft nach Frankreich ließ er sein Buch La Démocratie en Amérique (2 vol. 8° Paris 1835) erscheinen, welches bedeutendes Aufsehen erregte, zahlreiche Auflagen erlitt, in die meisten neueren Sprachen übersetzt wurde und 1836 den Preis Montyon von der französischen Akademie erhielt. Von Royer Collard wurde es eine Fortsetzung der Werke Montesquieu's genannt. Im nächsten Jahre 1837 wurde Tocque-

ville an der Stelle Laromiguère's in die Académie des sciences morales et politiques und endlich 1841 an der Stelle des Grafen Cessac in die Académie française erwählt.

Von nun an wandte sich Tocqueville ausschließlich der Politik zu. Schon im Jahre 1839 war er von dem Arrondissement von Valogne (La Manche) in die Deputirtenkammer gewählt worden; er vertrat dies bis zum Jahre 1848 und gehörte während dieser Zeit zur gemäßigten Opposition. Im Jahre 1840 zum Mitgliede und Berichterstatter der Commission, welche die Sclavenfrage behandelte, erwählt, leistete er hier und 1847 bei der Annahme des Strafsystems der Vereinigten Staaten bei dem Algierischen Gouvernement dem Staate durch seine Arbeiten und seinen Geist die vorzüglichsten Dienste, zeigte sich aber bald als Gegner der ministeriellen Politik und des Systems der Wahlcorruption unter der Regierung Louis Philipps. Seine Prophezeiung im Januar 1848: „Eine große Revolution ist nahe", erfüllte sich nur zu bald. Unter der republikanischen Regierung wurde Tocqueville mit einer Majorität von 110714 Stimmen, durch die er über 15 Candidaten siegte, von dem Departement La Manche zum Abgeordneten erwählt und trat auf die Seite der sogenannten blauen Republikaner. Er bekämpfte mit aller Macht die socialen Lehren, besonders diejenigen, welche sich auf die Organisation der Arbeit bezogen, und bei der Frage über die Verbannung der Orleans'chen Familie stimmte er stets mit der Rechten. Bei den Conferenzen in Brüssel, wo die italienischen Angelegenheiten geordnet werden sollten, betraute ihn General Cavaignac, das damalige Haupt der Executiv-Gewalt, mit einer diplomatischen Sendung. Nach Auflösung der Constituante in die gesetzgebende Versammlung (assemblée législatif) gewählt, erhielt er am 3. Juni 1849 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, nahm den thätigsten Antheil an der Debatte über die Expedition nach Rom und vertheidigte sie gegen alle Angriffe. Durch die Veröffentlichung des Briefes Louis Napoleons an Edgar Ney wurde er genöthigt, mit den übrigen gemäßigten Oppositionsmännern aus dem Ministerium zu scheiden, und nahm als einfacher Deputirter seine Stelle bei der Opposition gegen die Politik de l'Elisée und blieb einer der letzten Vertheidiger des parlamentarischen Regimes. Er schloß sich den Deputirten an, welche sich bei der Mairie des X. Arrondissements vereinigten, um gegen den Staatsstreich zu protestiren. Mit der Mehrzahl seiner Collegen eingezogen, erhielt er die Freiheit bald wieder und zog sich ins Privatleben zurück, um künftig nur noch seinen literarischen Arbeiten zu leben. Im Jahre 1856 erschien sein treffliches Werk „l'ancien régime et la révolution", in welchem er gegen den heutigen Beherrscher von Frankreich heftige Ausfälle machte. Tocqueville war längere Zeit leidend und mußte seiner Gesundheit wegen nach Nizza, wohin ihn seine Gattin begleitete und ihn pflegte, bis der Tod seine Augen schloß. Tocqueville starb 54 Jahre alt und war Ritter der Ehrenlegion. Von seinen übrigen Arbeiten nennen wir: du système pénitentaire aux États-Unis 1832. 8⁰. mit Karten, welches mehrere Auflagen erlebte und an welchem G. Gustave de Beaumont mitgearbeitet. — Histoire critique du règne de Louis XV. 1847. 2 vol. 8⁰. — des Rapports sur le système pénitentiaire, sur la question d'Orient 1839, sur la question des incompatibilités 1840 und viele Broschüren und akademische Reden.

— **Rühl'scher Verein.** Zum Besten verwundeter deutscher Krieger in Italien wurde am 10. Juni in der Paulskirche vom Rühl'schen Gesang-Verein das 3te Abonnementkonzert mit Zuziehung der Kapelle des herzogl. Theaters zu Wiesbaden gegeben. Die zur Aufführung gebrachten Nummern waren 1) Vater Unser von L. Spohr, eine schöne Composition, welche durch die herrliche Instrumentirung viel gewinnt. Das Ganze hat jedoch des düstern und melancholischen Charakters wegen weniger Interesse geboten. — In N° 2 wurde dem Publikum eine Ave Maria von Arcadelt vorgeführt; eine treffliche zu Herz und Gemüth sprechende Composition, die ohne Begleitung ausgezeichnet exekutirt und äußerst rein intonirt wurde. — Heilig, Lobgesang von Händel als die 3te Nummer des Conzertprogramms,

ist zwar nicht eine der bedeutendsten Sachen des Meisters, läßt ihn aber überall durchblicken. — Das Quartett von Haydn, der Schwanengesang des großen Tonheros bildete die 4te Nummer; einfach und doch von so erschütternder Wirkung hat nur ein Haydn schreiben können; sein ganzes Leben spricht sich darin aus, und wenn er als letzten Gruß der Welt zuruft: „ein harmonischer Gesang war mein Lebenslauf", so zollt die dankende Nachwelt diesem Ruf die vollste Anerkennung. — Der letzten Nummer, der Cherubinischen Messe, gebührt die Palme des genußreichen Conzertabends. Die Profanität der Kirchenmusik in der katholischen Kirche hat vor noch nicht langer Zeit sehr überhand genommen, und haben sogar bedeutende Meister dagegen gesündigt. Cherubini hat sich derlei Sünden nie oder selten zu Schulden kommen lassen. Die Messe in C giebt uns davon Zeugniß. Sie ist eine geniale Schöpfung von der ersten bis zur letzten Note; die Chöre sind voller Feuer und Ausdruck und in harmonischer wie in melodischer Beziehung äußerst musterhaft; die Soli erhaben und dem kirchlichen Charakter entsprechend, und die Instrumentirung effectreich und dem Ganzen genial angepaßt. Die Ausführung von Seite des Chores war eine durchaus meisterhafte, das Orchester that das Möglichste, um dem Chore ebenbürtig zur Seite zu stehen; was die Soli anbelangt, so wurden dieselben recht correct gesungen und zeichneten sich namentlich Fräulein Pfeiff und Herr Hill besonders aus.

— **Frankfurter Kunstverein.** In der Zeit der Kämpfe und politischen Aufregungen zündet nur in seltenen Fällen das stille Feuer der Kunst. So Manches, was dem Gemüthe zu anderer Zeit eine willkommene Anregung bereitet, bleibt unbemerkt und unbeachtet; und dennoch webt und muß die Kunst an ihren wunderbaren Gebilden fortweben, die um so willkommener sein sollten, als mitten aus den aufgeregten Zeitwellen ihre friedliche Aufgabe hervorstahlt. Seit den größeren Ausstellungen im Anfang dieses Jahres hatten wir wenig zu berichten und leider können wir auch heute nur bedauern, daß die Kunst so spärlich sich äußert. In den Localitäten des Frankfurter Kunstvereins haben sich indessen einige Boten einer hoffentlich bald besseren Periode eingefunden. Von den dort ausgestellten Bildern nennen wir Ad. Schreyer's Wirthshaus, das durch seine ruhige Stimmung und einfache Behandlung einen äußerst guten Eindruck auf den Beschauer macht. Von A. Höffler ist eine bekannte Waldparthie ausgestellt, ein Bild voll poetischer Empfindung. Von Beer sahen wir Thomas von Bologna bei Albrecht Dürer. Es ist dies das erste Bild des jungen Künstlers in größerem Style und die Ausführung desselben gibt von dem Talente und der großen Befähigung Beer's den besten Beweis. Die Figuren sind edel gehalten und das Colorit harmonisch. A. Burger bringt den Hofraum eines hiesigen Wirthshauses in dunkler aber wirkungsvoller Behandlung und Alexander Gwinner eine Parthie aus Venedig, ein Bildchen voll wahrer poetischer Stimmung. Schließlich weisen wir noch auf zwei treffliche Aquarellbilder von Prof. J. Becker hier und R. Braun in Stuttgart, beide Erntescenen darstellend, hin.

— **Max Wirth's neuestes Werk** „die deutsche Nationaleinheit" wird nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und hohes Interesse aller Vaterlandsfreunde zu erwecken.

Das „Ceterum censeo" Max Wirth's ist der Ausspruch: „Es bleibt **Eine** Forderung unabwendbar, wie der Wille des Schicksals stehen — **die Wiederherstellung der deutschen Nationalvertretung.**"

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Fünfter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Nº. 26. Frankfurt a/M., den 25. Juni. **1859.**

Unsere gegenwärtige Lage.

Eine große Schlacht, die erste, wobei die Gesammtmacht beider Theile zum Schlagen kommt, scheint bevorzustehen. Vielleicht hat sie im Augenblicke, wo wir dies schreiben, schon begonnen. Daß es vor einem Zusammenstoße der Art zu einem Waffenstillstand und in seinem Gefolge zu diplomatischen Interventionen der neutralen Mächte kommen könnte, halten wir für vollkommen undenkbar. Ob nachher, dies würde natürlich von dem Ausgange der Schlacht selbst abhängen; am meisten Chancen dürfte die Diplomatie haben, wenn dieser unentschieden wäre.

Auf keinen Fall aber, davon sind wir fest überzeugt, werden etwaige Unterhandlungen den ersehnten Frieden bringen. Im Gegentheil deuten alle Anzeichen darauf hin, daß Europa täglich mehr dem allgemeinen Kriege zutreibt. Die Nächsten, welche daran theilnehmen, werden wir sein, und unser Eintritt wird kaum zwei Monate auf sich warten lassen; sodann wird wohl sehr rasch Rußland, und nach ihm und ihm gegenüber, trotz allen Sträubens, England auf der Wahlstatt erscheinen. Warum dies so kommen muß, haben wir oft genug auseinandergesetzt. Die Wucht der Thatsachen wird bald die letzten Zweifel verstummen machen. Dann wird es gelten, nicht nur uns in das Unvermeidliche zu ergeben, denn dies wäre keine Stim-

mung, wie sie dazu gehört um zu siegen, sondern, und wenn auch mit gesammeltem Ernste doch zugleich mit Freudigkeit und gewisser Zuversicht in den Kampf zu gehen für unsere Zukunft und die Zukunft der germanischen Staatenwelt. Vor Allem aber ist strenge Einheit Noth, und sie ist nur möglich, wenn das ganze übrige Deutschland außer Oesterreich sich vertrauensvoll unter den Bannern Preußens sammelt. Diese Forderung muß jetzt das ceterum censeo jedes Patrioten sein. Mit Recht sagt das Programm des Wiesbadener Vaterlandsvereins, daß, bevor dies zweifellos festgestellt, das deutsche Volk nicht in den Krieg eintreten wolle. Denn eine Führung ohne Einheit in der Leitung, mit einem Bundeskriegsrath und unter widersprechenden Commando's würde uns ohne allen Zweifel in verstärktem Grade die Erfahrungen der Oesterreicher machen lassen.

Zuversicht aber und eine gehobene Stimmung werden sich dann unter uns einstellen, wenn wir uns mit der richtigen Einsicht in die wahre Bedeutung erfüllen. Es ist ein Ringen der romanisch-slavischen gegen die germanische Welt um die Herrschaft in Europa — wohl! Aber darin liegt an sich noch kein Prinzip; daß wir uns um unsere Stellung und Unabhängigkeit wehren, ist natürlich; allein unser Recht zu siegen und die Nothwendigkeit unseres Sieges ist damit noch nicht dargethan. Wir könnten ja dem Untergange vom Schicksal geweiht sein; es könnte im Plan der Weltgeschichte liegen, uns als Dünger für neue Entwickelungen zu benutzen. Dieser Kampf könnte unser politischer Todeskampf sein, und wir hätten unsere Auferstehung nur zu erwarten im geistigen Sinne, ungefähr wie das Griechenthum und seine humane Bildung unter uns selber wieder aufgelebt ist. Welche Bürgschaft gibt es, daß wir von dem vereinigten Cäsarenthum, dem modernen Rom und dem modernen Macedonien, nicht schließlich erdrückt werden? Wir sind ihnen mit unseren Heerkräften allerdings gewachsen, wenn auch nicht, wie man so oft sagt, überlegen; denn man vergesse nicht, daß Frankreich schon durch Italien allein einen Zuwachs von ein paarmalhunderttausend Streitern gewinnt, und daß wir nicht wissen, wie es in Ungarn und dem ganzen Südosten gehen kann.

Weit besser als bloß auf Glück und Tapferkeit zu vertrauen, was unsere Feinde eben so gut zu thun das Recht haben, wird es sein, wenn wir uns klar machen, daß es unbedingt die bessere Sache ist, wofür wir streiten, ja daß es sogar ausschließlich berechtigte Prinzipien sind, die wir in Europa vertreten, während die Gegner nichts als ihre ränkevolle Eroberungssucht für sich haben. Zwar auch dieser Gegensatz allein, daß der Vertheidiger im Recht, der Angreifer im Unrecht ist, gibt, wie die Geschichte auf allen ihren Blättern lehrt, noch keineswegs den Ausschlag bei der Frage, wem von Beiden der Sieg zufallen werde. Wohl aber, wenn wir uns sagen dürften, daß wir siegen müssen, soferne eine göttliche Vorsehung die Wege

der menschlichen Geschichte leitet. Daß das Ziel dieser Leitung, der Erziehung unseres Geschlechts, kein anderes sein kann, als der endliche definitive Sieg des Guten und Gerechten über das Schlechte, versteht sich von selbst.

Wer diesen Glauben theilt, wer nicht jener leichtfertigen Weisheit huldigt, in deren Augen Welt und Menschheit nichts ist als eine aus der Nacht des Zufalls aufgestiegene und in diese Nacht wieder verschwindende Blase der Materie: der wird auch einräumen, daß die germanische Welt, daß Deutschland politisch nicht untergehen kann und darf. Denn wenn wir versänken, so versänke der Plan der Vorsehung mit uns; diejenigen, welche nach uns kämen, würden, auch wenn sie ernstlich sich bemühten, unseren geistigen Reichthum in sich aufzunehmen, am Baum der Menschheit keine neuen Blüthen treiben. Es ist kein Volk mehr im Osten, welches bestimmt sein könnte, unsere, die Rolle der Germanen, aufzunehmen; es ist keine zweite Völkerwanderung möglich. Die Russen haben im Lauf ihrer ganzen Geschichte sattsam bewiesen, daß sie kein Volk sind, welches zur Lösung der tieferen Aufgaben der Menschheit Beruf hat. Wäre aber erst einmal in Europa die germanische Race zu Fall gebracht, so würde auch ihre Herrschaft in dem anderen Welttheil sehr bald bedroht werden. Europa ist und bleibt der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Und in Europa hat Deutschland eine besondere Mission, welche kein anderes Volk als wir zu erfüllen im Stande ist, welche aber erfüllt werden muß, wenn anders jenes Ziel der Weltgeschichte erreicht werden soll.

Was für eine Mission aber ist dies? Was für ein Prinzip könnte es sein, unter dessen Banner, wie wir neulich meinten, sich die germanischen Staaten vereinigen und wobei, setzen wir heute hinzu, Deutschland die geistige Führung haben müßte?

Forschen wir nach dem tieferen Grunde des sittlichen Verfalls in Frankreich und des hergebrachten Mangels aller wahren Sittlichkeit in Rußland, so wird man darin die Schuld finden müssen, daß in beiden Staaten diejenige Macht, welche in der modernen Welt, seit sich Licht und Dunkel strenger geschieden haben, als dies in der antiken der Fall war, allein im Stande ist, die Menschen für die Dauer über dem Niveau der Gemeinheit zu erhalten, daß diese Macht hier wie dort theils gar niemals tiefer und in einer ihrer reineren Formen in das Völkerleben eingedrungen, theils im Laufe der Zeit immer mehr daraus verdrängt worden ist. Diese Macht ist — das Christenthum.

Die griechische Kirche, in der cäsaropapistischen Form, die sich in Rußland erhalten hat, ist niemals etwas Anderes als übertünchtes Heidenthum gewesen. Die Frage, wie weit in Frankreich der Katholizismus befreiend (im christlichen Wortsinn) gewirkt hat und ob vielleicht der Ausspruch, Frankreich müsse vor Allem evangelisirt werden, wenn es gesunden solle, eine tiefe Wahrheit enthält, lassen wir hier unerörtert. Aber gewiß ist, daß die ton-

angebenden Klassen, aber auch ein großer Theil der städtischen Arbeiter-Bevölkerung, längst jede ernstliche Anhänglichkeit an das Christenthum verloren haben und im Herzen dem Voltairianismus huldigend, die kirchlichen Gebräuche höchstens der Form wegen noch mitmachen.

Ziehen wir kurz die Consequenzen: Indem die Germanen von allen modernen Völkern allein diejenigen sind, welche ihrer Masse nach (die Wallifer, französischen Reformirten u. s. w. sind verschwindende Minoritäten) das Christenthum wirklich in ihr Inneres aufgenommen haben und indem sie ferner den Beruf haben (wobei den Deutschen die theoretische Vorarbeit übertragen ist), es in seiner reinsten Form auszubilden und es sodann nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei den Andern in's Leben und zur Herrschaft zu führen: so ist der Kampf, den die Romanen und Slaven gegen uns führen, seinem tiefsten Wesen nach ein Kampf des Heidenthums gegen die christliche Religion und Weltordnung. Sollten wir aber in diesem Kampfe vielleicht Anfangs unterliegen, dann wird es gut sein uns zu erinnern, daß wir den Feind sehr stark auch im eigenen Lager haben, daß der ehemalige deutsche Idealismus, der, wenn auch immer ungläubig, doch in seinem Innersten noch religiös war, weil er an das absolute Recht des Guten glaubte, unter uns immer mehr verschwunden und der materialistischen Denkweise gewichen ist; daß aber gegen eine ganze und in sich geschlossene Sache nicht leicht etwas Halbes den Sieg gewinnt, daß über die Hölle nur der Himmel triumphiren kann: dann erst, wenn wir dies eingesehen und unserer Einsicht gemäß gehandelt haben, wird jene höhere Begeisterung uns erfüllen, welche die Bürgschaft gewissen Sieges in sich trägt.

Die Alpenrose.

Novelle von F. Zehender.

(Schluß.)

Den jungen Doktor treffen wir vor dem Potsdamer Thor im botanischen Garten und bald darauf in einer Handlung von Muscheln und andern naturhistorischen Gegenständen, dann wieder an einer Straßenecke vor einer Bude, in welcher Südfrüchte feil standen, und endlich noch in einem Magazin von Modewaaren; sein unruhiger Sinn scheint von vielerlei Gedanken durchkreuzt und ganz in Anspruch genommen von Einem Plan, an dessen glücklichem Erfolg er nicht zweifelt.

Den künftigen Rittergutsbesitzer sehen wir in der Morgensonne auf einem edlen Thier zum Schönhauser Thor hinausreiten; vom Kopf bis zum Fuß prangt er in seiner neuer Toilette; eine schwere goldene Kette blinkt auf der seidenen Weste, auch einige kostbare Ringe zieren die Hand. Er gibt seinem

Rosse tapfer die Sporen, so daß der Staub mächtig hinter ihm aufwirbelt und seinem feinen schwarzen Rock einen weißen Anflug mittheilt. Er hält an in einem Dorfe, dessen Häuser sich halb in grünen Bäumen verbergen, in dessen Nähe ein schönes Landgut mit einem schattigen Park über Felder und Wiesen sich ausdehnt; es scheint, er hat daselbst etwas Wichtiges zu bestellen; wie dieß abgethan ist, reitet er selbstvergnügt nach der Stadt zurück und blickt Jeden, der ihm begegnet, mit einer Miene an, die zu sagen scheint: Du erräthst nicht, welche große Dinge heute auf meine Veranstaltung hin geschehen werden.

Unsern armen Sohn der Berge hatte es beim ersten Vogelgesang aus der dürftigen Zelle hinaus getrieben in des Thiergartens einsame Schatten. Die schwersten Gedanken, die von Zeit zu Zeit ihn heimsuchten, drückten auf seine Stirn. Kaum wußte er sich allein, so wurde sein Schritt langsamer, oft blieb er Minutenlang stehen, dann ging er wieder weiter wie nach raschem Entschluß; hie und da bewegten sich seine Hände fieberhaft, ein schwerer Kampf schien in ihm vorzugehen. Endlich setzte er sich auf eine Bank, nahm ein eng beschriebenes Blatt heraus, las es mit größter Aufmerksamkeit durch, steckte es wieder in die Tasche, stützte den Kopf in die Hand und blieb wohl eine Viertelstunde so unbeweglich sitzen. Er hatte andere Spaziergänger nicht bemerkt, die sich auf die gleiche Bank niedergelassen hatten; endlich schaute er auf, wie aus einem Traum erwachend, bemerkte verlegen seine Nachbarn, stand rasch auf und schlenderte auf Umwegen wieder der Stadt zu. Wie Licht und Schatten auf einer Landschaft bei leichtbewölktem Himmel und bewegter Luft, so wechselten Furcht und Hoffnung auf seinem Antlitz.

Indessen wurde in des Professors Wohnung der wohlbekannte Salon festlich ausgeziert. Kränze fehlten nicht; ein schönes Blumengewinde mußte das Bild der verewigten Gemahlin des Gelehrten schmücken; ein neuer Lehnstuhl, mit Stickereien von der Hand der geschickten Tochter prangend, bezeichnete den Platz des geliebten Vaters. Als die Gäste zur bestimmten Stunde erschienen, Joseph zuletzt, wie immer, in seiner noch nicht überwundenen Schüchternheit, wurden sie vom Hausherrn in der Studierstube empfangen, und nach den üblichen Gratulationen lenkte er das Gespräch auf die neueste philosophische Literatur, um seinem Liebling Gelegenheit zu geben, seine Ueberlegenheit in Dingen der Wissenschaft etwas leuchten zu lassen und dadurch sein Selbstgefühl zu heben. Die beiden Andern freuten sich, als die Stunde des Essens erschien. Der feingeschmückte Salon und der liebenswürdige Gruß der Gebieterin desselben versetzte augenblicklich Alle in die festlich heitere Stimmung. Anna erschien in ihrem blauen Kleide mit halb durchsichtigem weißem Ueberwurf; die schwarz herabwallenden Locken begrenzten in sanften Linien die lilienweißen Wangen, über welche von Zeit zu Zeit eine sanfte Röthe hinschwebte. Die dunkeln Augen leuchteten mit besonderem Glanz,

aber auf den feinen Lippen war ein leises Zittern zu bemerken, das sie mit Mühe zu beherrschen strebte.

Seit langer Zeit war der alte Herr nicht mehr so von ganzem Herzen fröhlich an der Tafel gesessen, wie heute. Unermüdlich versah er des Mundschenken Amt, das er sich niemals nehmen ließ, gegen dessen Gaben aber der enthaltsame Sohn der Berge so lange beharrlich sich sträubte, bis er durch einstimmiges Zureden der ganzen Gesellschaft sich endlich dazu verstand, das grüne Glas mit Rheinwein sich füllen zu lassen. Der Professor ward immer gesprächiger, erzählte manche Schwänke aus seiner Burschenzeit, die alter Zeiten Sinn und Sitten spiegelten; die jungen Musensöhne hielten damit ähnliche Stücklein aus der Gegenwart zusammen, die aber der Alte lange nicht so heroisch fand, wie die alten Studentenstreiche. Unser Joseph konnte nichts derartiges erzählen aus eigener Erfahrung, doch gab er einige Histörchen aus seinem Schulmeisterleben zum Besten, die er sehr naiv und drollig zu erzählen wußte, z. B. wie er mit einer alten Flöte seine erste Kinderherde singen gelehrt, obgleich er selbst keinen Ton rein zu treffen vermochte; wie sein erster Schulmeister noch nebst dem Stock und der Feder auch den Hobel regierte auf der Hobelbank, die in der Schulstube stand u. dgl. Anna war heute nur Zuhörerin, doch ruhten ihre Augen wohlgefällig auf dem ehemaligen Schulmeisterlein, wenn es seine Schicksale erzählte. Der alte Herr konnte herzlich lachen darüber, daß sein stattlicher Lehnstuhl darob erzitterte.

Der Tafel fehlte nichts von seinen Gerichten, und keinen Augenblick stockte die Unterhaltung, bis der Nachtisch erschien. Als dieser aufgetragen wurde, blieb in der Mitte der Tafel ein runder Platz frei, dahin wurde zuletzt ein aus farbigem Zucker schöngearbeiteter Dreifuß gesetzt, welcher eine vergoldete Kapsel trug, die mit einem feinen Schlößchen verschlossen war. Die Gäste sahen einander verwundert an, als das seltsame Geräth erschien, und des Professors Töchterlein steigerte ihre Neugier nur, als sie schalkhaft und feierlich zu ihnen sagte: „Diese Kapsel bleibt verschlossen, bis wir uns heute Abend trennen; da werden Sie daraus einen weisen Spruch erhalten.“ Es entstand hierauf eine Pause, welche der freigebige Mundschenk benutzte, um eine Champagnerflasche zu entpfropfen und mit dem röthlich perlenden Nektar der Tafelgenossen schaalenförmige Gläser zu füllen. Darauf hieß er sie in kurzen würdigen Worten die Gläser leeren auf das Andenken seines Hochzeittages und wünschte Allen einen ähnlichen segensreichen Tag in ihrer Zukunft. Die Gläser berührten sich mit gleichem Laut, aber in den Herzen erklangen dabei sehr verschiedene Töne.

Nachdem diese Töne etwas verklungen, erhob sich der Unscheinbarste der Tischgenossen, dem schon lange ein Wort auf den Lippen geschwebt, mit einer Sicherheit und einem Selbstvertrauen, das man an ihm sonst gar nicht gewohnt war, als ob er in diesem Augenblicke seine Ueberlegenheit über die beiden

ihm äußerlich so überlegenen Genossen recht kräftig fühlte. In wohlgesetzter Rede bat er um Verzeihung für die Kühnheit, in diesem Kreise das Wort zu ergreifen, und um Nachsicht für einen rhetorischen Versuch eines schwachen Anfängers, erhob sich dann zu einem feierlichen Ton und mit einem wundersamen Strom leicht hinfließender Worte verglich er sinnreich einen Lehrer der Weisheit mit einem frischen Quell, der hoch in den Bergen nahe dem Himmel entspringe, mit andern gleich reinen und frischen Quellen sich stärke, durch Wildnisse und Felsen furchtlos seinen Weg sich bahne und nach mannigfaltiger Wanderung durch die verschiedenen Zonen der Erde, durch fruchtbare Gefilde, die er tränke und belebe, an den Städten der Menschen vorüber, deren kunstreiche Werke er treibe, endlich, auf seiner ruhigen Fläche der Sonne Bild oder die ewigen Sterne spiegelnd, in's weite, unendliche Meer sich ergieße. Gewandt entwickelte er in diesem Bilde alle Anstrengung und Mühe des forschenden Weisen, den Flug seines Geistes durch alle Reiche der Welt, den Segen, den er verbreite über alle Gefilde der Wissenschaft und auch über das praktische Leben, und endlich die würdige Ruhe seines Geistes im Alter, wenn die ewigen Wahrheiten klarer und klarer darin widerscheinen, bis er mit dem Urquell aller Weisheit, mit Gott, sich auf ewig vereine, freilich, wie er noch besonders hinzufügte, ohne dadurch sein persönliches Wesen zu verlieren, sondern gerade um dieses zu noch höherer Vollendung zu bringen. Mit dem Wunsche, ein solches Alter und dann eine solche Vollendung möchte dem theuren Lehrer zu Theil werden, schloß er die begeisterte Rede. Mit Thränen in den Augen dankte ihm dafür der erfreute Greis, und von Bewunderung fortgerissen stimmten auch die beiden andern Musensöhne herzlich in den Glückwunsch und in die Danksagung ein.

Das war es, was die kleine Gestalt mit dem weitumfassenden Geist bei sich bewegt hatte in den Schatten des Thiergartens, und kaum hatte er geendet und kaum war die ihm dafür gebrachte Huldigung vorüber, so meldete sich ein fremder Gast, der bei der ganzen Gesellschaft einzutreten wünschte, und eine zweite Frucht der Mühen und Veranstaltungen unserer drei Freier sollte zu Tage treten. Natürlich wurde dem fremden Gast alsbald die Thüre geöffnet und herein trat eine zarte, jugendliche, weißgekleidete Gestalt, die Haare von einem schönen Blumenkranz durchschlungen, in der rechten Hand einen Zauberstab haltend, in der linken einen weiten Korb, der mit einem grünseidenen Band um ihre Schulter befestigt war und allerlei naturhistorische Gegenstände, glänzende Krystalle, zierliche, schönfarbige Muscheln und niedliche, goldschillernde ausgestopfte Kolibri, auch Prachtexemplare von Citronen, Pomeranzen, Feigen, spanischen Trauben und einige verschlossene Kapseln mit lateinischen Aufschriften enthielt. Zitternd und zaghaft begann sie ein Sprüchlein, das besonders an Anna gerichtet schien; erst durch ihre freundlichen Worte aufgemuntert gerieth sie in einigen Schwung, und aus ihren wohlgeordneten

und geglätteten Versen ging hervor, sie sei der Genius der edlen Medizin, sie biete Jedem hundertfachen Genuß, der in das weite Reich ihrer Wissenschaft eintrete. Sie bahne den Weg zu allen Schätzen der Natur, denn ihre Diener seien auch Diener der heut zu Tage so hochgeehrten Königin, der Naturwissenschaft; darum hätten sie auch ein Recht auf alle Wurzeln und Kräuter und zierlichen Blumen der ganzen Welt, auf die funkelnden Gesteine der Tiefe, auf die stummen, geheimnißvollen Bewohner der Meeresfluth und ihre kunstvollen Wohnungen, die Muscheln, auf den Vogel in der Luft, auf die mannigfaltigen Früchte des Nordens und des Südens. Vor Allem aber beherrschten ihre Diener die verborgenen Kräfte, die mit wohlthätiger Gewalt das Welke, das Gebrechliche, das Kranke und Sterbende zu erfrischen, zu heilen, zu beleben vermöchten; den Mächten des Todes zögen sie entgegen mit wundersamen Waffen und im Dienste des Lebens verbreiteten sie Hülfe, Linderung, Erquickung überall in der leidenden Welt. Ihr schönster Ruhm aber sei der, wenn ihre Diener uneigennützig zu den Aermsten und Elendesten sich herabließen und die von Gott ihnen anvertraute Kunst aus Liebe auch an solchen übten, deren sonst Niemand sich annähme. Ein solcher Diener, so schlossen die Verse der allmälig näher zu Anna hintretenden „Medizin“, bedürfe aber, um segensreich in seinem Berufe zu wirken, einer liebreichen Dienerin, welche die Begeisterung für seine Wissenschaft verstünde und den Elenden und Kranken als ein Engel erscheine. Eine solche Dienerin zu werden, dazu sei die Angeredete geschaffen; darum möge sie nicht lange zögern, sich willig in der edeln Medizin menschenfreundlichen Dienst zu begeben. Hierauf legte sie die mitgebrachten Gaben auf ein Seitentischchen des Zimmers, verbeugte sich und verließ mit feierlichen Schritten das Gemach.

So zierlich die Erscheinung ihre Rolle gespielt hatte, so war doch Anna froh, sie gehen zu sehen; denn während ihres Vortrages hatte ihr Gesicht mehrere Male die Farbe gewechselt, besonders wenn der junge Doktor sie fixirte, um die Wirkung seiner Ueberraschung zu beobachten. Kaum hatte sich hinter der Gestalt die Thür geschlossen, so deutete die Angeredete auf die vergoldete Kapsel über dem Dreifuß, der die Tafel zierte, stand auf, die überbrachten Geschenke zu betrachten, reichte eines nach dem andern ihrem Vater, lobte die kleine Schauspielerin und indirekt auch die sinnreiche Anordnung ihrer Worte und dankte in den höflichsten Ausdrücken dem würdigen Sohne des Aesculap für die Freude, womit er den Festtag verherrlicht.

Mit Gesprächen über jene naturhistorischen Gaben verfloß nun einige Zeit, als auf einmal der Herr v. Wolfsbrunnen, welcher der Theaterscene ziemlich theilnahmlos zugeschaut hatte, etwas unruhig wurde auf seinem Sitze und nach seiner Uhr sah, als ob er ungeduldig etwas erwartete. Bei jedem Geräusch, das von der Straße her hörbar wurde, vermehrte sich seine Unruhe. Jetzt hörte man einige Wagen daherfahren und anhalten vor dem Hause.

Er sprang auf von seinem Sitze, ging ans Fenster, warf einen Blick auf die Straße und trat dann in schwerfälliger Gravität vor den Hausherrn hin mit den Worten: „Hochverehrter Herr Professor! Auf daß Ihr Hochzeitstag auch durch eine ländliche Freude verschönert werde, habe ich drei anständige Wagen bestellt, welche, wenn Sie erlauben, Ihre geliebte kleine Familie und deren dankbare Gäste aus der heißen Stadt hinausführen werden in ein schattiges Landgut, wo Ihrer eine kleine Erfrischung wartet. Haben Sie also die Güte, meine Einladung anzunehmen und in die bereitstehenden Wagen einzusteigen."

„Wenn unsere Gäste versprechen wollen, den spätern Abend bei uns zuzubringen, und meine Tochter nichts einzuwenden hat gegen die Spazierfahrt, so ist uns Ihr Vorschlag ganz willkommen", antwortete der fröhlich gelaunte Alte und ermunterte scherzhaft seine Tochter, augenblicklich ihre Toilette für die Fahrt in Ordnung zu bringen, aber doch ja nicht weniger als eine volle Stunde darauf zu verwenden, weil das Warten auf die Damen eine so herzstärkende Geduldsprobe sei.

Auch die andern Gäste ließen sich gerne zu der Spazierfahrt einladen, und des Professors Töchterlein, das des Vaters Wink gar wohl verstand, erschien schon vor Verfluß einer Viertelstunde wieder, in leichtem, hellem Sommerkleid und weitschattigem Strohhut, den einige einfache Blumen schmückten. Der rossekundige Musensohn aus Pommern hatte die besten und schönsten Pferde bestellt, welche aufzutreiben waren, ein Paar Schimmel, ein Paar Braune und ein Paar Rappen. Das erste Gespann sollte die Ehre haben, den würdigen Alten mit seiner klugen Tochter in Sturmeseile davonzutragen, das zweite den weltgewandten Doktor und den weltkundigen Sohn der Berge aufnehmen, und das dritte hatte der künftige Besitzer eines Rittergutes für sich bestimmt, um, wenn die Gesellschaft die Stadt verlassen hätte, seine schwarzen Rosse den beiden andern Wagen vorauszulenken und schneller an Ort und Stelle anzukommen, um in eigener Person den Empfang seiner nunmehrigen Gäste zu leiten.

Lustig flogen die edlen Renner durch die Linden herauf. Viele Neugierige wunderten sich über die drei Equipagen sowohl wie über die Gesellschaft, die sie enthielten, und zerbrachen sich darüber den Kopf. Der alte Herr strahlte noch vor Freude; des Fräuleins Antlitz sah bald nachdenklich aus, bald erheiterte es sich wieder freundlich zum Vater gerichtet. In Kurzem waren noch mehrere menschenwimmelnde Straßen durchmessen und die eleganten Wagen gelangten durchs Schönhauser Thor ins Freie und fuhren in schöner Abendsonne die breite Allee dahin. Hier ließ der Lenker der letzten Karosse seinen Rappen die vollen Zügel, fuhr grüßend an beiden andern vorbei, und diese folgten in langsamem Trabe, behaglich die milde Luft und den Blick ins Grüne genießend. „So schön schien die Sonne an unserm Hochzeitstage",

sagte der Professor zu seiner Tochter und unterhielt sie mit Lieblingserinnerungen jenes Tages und der vorhergehenden schönen Zeit. Auch der Mediziner, welcher einigen Respekt gefaßt vor dem unscheinbaren Menschen, mit welchem er den Wagen theilte, ließ sich freundlich mit demselben in ein Gespräch ein über allerlei, besonders philosophische Studien, und da unser Joseph heute noch keine Ursache hatte, sich über sich selbst zu grämen, so ließ er auch jetzt seine Schüchternheit beiseite und blieb seinem beredten Begleiter auf keine Frage die Antwort, auf keine Einwendung die Erwiderung schuldig.

Nachdem sie an einem Dorfe vorübergekommen waren, fuhren sie nun durch ein mit Blumenkränzen geschmücktes Thor ein. Die Wagen hielten vor einem alten, stattlichen herrschaftlichen Gebäude, vor welchem sich ein feiner Rasenplatz ausbreitete, welcher vorn von Orangen- und Citronenbäumen, im Hintergrunde von einheimischen Baumgruppen eingefaßt war. Der Herr v. Wolfsbrunnen begrüßte die Angekommenen mit selbstzufriedener Miene und lud sie bedeutungsvoll zu einer Promenade durch das Landgut ein, wobei er sich, weil vielleicht an manchen Orten der Weg etwas uneben sei, den Arm von Fräulein Anna ausbat. So ging er voran, die Andern folgten. Sie kamen durch einen schönen Park; am Ende desselben breitete sich eine schöne Wiese aus, und wie durch Zufall kam ihnen hier auf einmal ein großer Zug von Landleuten, Männern und Frauen, Burschen und Mädchen, in bunter, kleidsamer Tracht, mit Sträußchen oder Kränzen ländlicher Blumen geschmückt, entgegen. Einige trugen allerlei Acker- und Gartenwerkzeuge, einige Körbe mit schönen Früchten oder Gemüse, einzelne Mädchen führten Schafe an rothen Bändern, mehrere Kühe mit Schellen um den Hals wurden von kräftigen Burschen dahergeführt; dem ganzen Zug folgte ein hochbeladener Erntewagen, mit starken Stieren bespannt, auf welchem einige niedlich gekleidete Kinder saßen, ein fröhliches Liedchen singend. Zwei besonders hübsche Landmädchen waren an der Spitze des Zuges, und als sie der Gesellschaft sich näherten, ließen sie sich vor dem Paar an der Spitze auf ein Knie nieder, das eine überreichte dem edlen Fräulein einen Rocken Flachs mit blauem Band umwunden, auf welches deutlich die Worte gestickt waren: „Unserer Gebieterin"; das andere setzte ihr einen farbigen Kranz auf, in welchem blaue Cyanen und rothe Mohnblüthen prangten; beide verneigten sich hierauf und der ganze Zug ging, das bekränzte Fräulein sehr aufmerksam grüßend, an der Gesellschaft vorüber.

„Hier haben Sie ein Bild, verehrtes Fräulein", sagte nun der künftige Gutsbesitzer, „von Allem, was das Landleben auf unsern Gütern Schönes bietet." Er fuhr fort, weitläufig besonders das Nützliche, Einträgliche, Gewinnbringende jenes Lebens aufzuzählen, nicht ohne daß die andern Gäste im Stillen seinen Eifer etwas belachten, und Anna hatte alle Mühe, das Gespräch endlich von diesem Gegenstande weg, nachdem sie genugsam ihre Freude

über jene Ueberraschung ausgesprochen, auf die Schönheit der Natur zu lenken, die durch den Wechsel der Himmelsfarben, besonders an hellem Sommerabend, jede, auch die ödeste Gegend wenigstens etwas verkläre. Ihr Kranz wurde ihr schwer; sie ergriff die erste Gelegenheit, als sie die Runde durch das Landgut vollendet hatten und zu einer Erfrischung bei dem Herrschaftshause wieder angelangt waren, ihn mit sammt dem Rocken wieder bei Seite zu legen, da sie nicht eines solchen Reiches Gebieterin zu sein begehrte. Ländliches Schwarzbrod, Butter und Käse, Honig, frische Milch und ausgesuchtes Obst wurden nun von flinken Landmädchen unter eine Laube gebracht, und während die kleine Gesellschaft sich setzte und von dem Einen oder Andern kostete, setzten sich in einiger Entfernung die bunten Gestalten jenes Aufzuges malerisch auf den grünen Rasen, verzehrten Angesichts der Gäste ihr Abendbrod und brachten denselben aus vielhaltigen steinernen Bierkrügen ein Lebehoch nach dem andern.

Alles gelang, wie es der Musensohn mit Anstrengung aller seiner Phantasie, die sonst nicht gar häufig zu seinen Diensten stand, ausgedacht und angeordnet hatte. Trotzdem gewahrte er nicht die Entzückung bei seinen Gästen, am wenigsten bei der Dame seines Herzens, der ja vor Allem diese Demonstration galt, die er sich, in Bewunderung seines eigenen klugen Einfalls, ganz unzweifelhaft prophezeit hatte. Doch gab er noch nicht alle Hoffnung auf und tröstete sich damit, es könne sich wenigstens kein Zug von gesunden, stämmigen, buntgekleideten Leuten wohl mit dem kleinen lustigen Persönchen messen, welches in seines Nebenbuhlers Namen die sonderbaren Geschenke überbracht. Unterdessen war die Sonne hinter den Bäumen des dunkeln Parks verschwunden, die Abendröthe säumte den Horizont und die kühleren Lüfte mahnten zur Heimfahrt.

Also brachen sie auf. Als sie einfuhren in die Stadt, schwirrten schon die Gaslichter wie Leuchtkäfer an ihnen vorüber. Schweigsam saß Anna neben ihrem Vater; der Mediziner setzte, um seine Spannung zu verdecken, mit seinem Gefährten eifrig das philosophische Gespräch fort, und der Herr v. Wolfsbrunnen freute sich an dem frischen Trab seiner muthigen Rappen und murmelte für sich das Sprüchlein: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

Als sie zurück kamen ins Haus an den Linden, war der Salon schöner erleuchtet als je; bald saßen sie wieder um die Tafel wie am Mittag, aber kein rechtes Gespräch wollte in Fluß kommen. Alle warteten gespannt der Eröffnung der vergoldeten Kapsel auf dem zierlichen Dreifuß, der in der Mitte des Tisches stand.

Endlich faßte sich Anna ein Herz, erhob sich feierlich und sprach: „Ich weiß es, Sie Alle bewegt in diesem Augenblick die Frage, wer wohl einmal meine Hand gewinnen werde. Derjenige wird sie gewinnen von Ihnen

Dreien, der meinem Sinn und Herzen am nächsten steht, und wer dies sei, das will ich erkunden durch ein Räthsel, welches die goldene Kapsel hier einschließt. Wer von Ihnen das Räthsel erräth (hiemit öffnete sie die Kapsel, nahm drei Röllchen Papier heraus und überreichte Jedem eines) und mir bis in zwei Monaten dasjenige lebendig bringt, was es bedeutet, dem gebe ich meine Hand zum ewigen Bunde. Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir; nach Verlauf von zwei Monaten hoffe ich Sie hier wieder zu sehen."

Erstaunt und betroffen sahen die Musensöhne einander an, erstaunt besonders der Mediziner und der Jurist darüber, daß noch ein Dritter vielleicht den Rang ihnen streitig machen werde. Bald brachen die Gäste auf, von Neugierde getrieben, was wohl das geheimnißvolle Röllchen enthalte; dankend für den froh verlebten Festtag nahmen sie Abschied; ein Jeder versprach, wenn es möglich sei, in zwei Monaten wieder zu erscheinen. Keiner konnte dem Andern mehr viele Worte gönnen; in Hast eilten sie nach Hause, und Jeder saß sinnend noch einige Stunden beim Lampenschein über dem Räthsel, das sein Schicksal entscheiden sollte.

Das Räthsel aber lautete folgendermaßen:

Wer will erwerben meine Hand,
Der ziehe in das Schweizerland.
Dort wohnet nah' am ew'gen Schnee
Auf freier grüner Alpenhöh',
An Farbe und Gestalt gar schön,
Umrauscht von reiner Lüfte Wehn,
Von zartem Himmelsduft genährt,
Geschätzt von Menschen und geehrt,
Ein Wesen, das seit langer Zeit
Von ferne schon mein Herz erfreut
Es paßt so ganz zu meinem Sinn,
Wär' ein unschätzbarer Gewinn
Für meine Familie zart und klein,
Der will ich Mutter und Pflegerin sein.
Wer nun dies Wesen wird erringen
Und mir's lebendig überbringen,
Dem geb' ich freudig meine Hand
Und schließ' mit ihm der Ehe Band

Siebentes Kapitel.

Die Lösung.

Hier wächst ein geschickter Sohn,
Dort ein' edle Tochter zu;
Eines ist des Andern Kron',
Eines ist des Andern Ruh,
Eines ist des Andern Licht,
Wissen's aber Beide nicht,
Bis, sobald es dem beliebt,
Der die Welt im Schooße hält,
Und zur rechten Stunde gibt
Jedem, was ihm wohlgefällt:
Da erscheint in Werk und That
Der so tief verborg'ne Rath

P. Gerhardt.

Wenn wir wenige Wochen nach jenem verhängnißvollen Tage mit Adlersblicken hoch hätten hinschweben können über verschiedene Gegenden des schönen

Schweizerlandes, so hätten wir daselbst die drei Freier jeden auf einem andern Pfade, jeden mit andern Gedanken und Hoffnungen erfüllt, durch Gebirg und Thal dahinziehen sehen. Der Naturforscher reitet an einem der letzten schönen Sommertage den Rigi hinauf, nachdem er im Thale von Goldau die Abendkühle erwartet. Der Rechtsgelehrte betrachtet sich die schönen Heerden auf einer Alp des Berner Oberlandes und der Sohn der Berge eilt fröhlich seiner väterlichen Hütte entgegen.

Der Erstere sah zum ersten Mal die Wunder des Schweizerlandes; sein Scharfsinn hatte ihm bisher zu seinem Aerger noch keine Lösung des vieldeutigen Räthsels eingegeben, doch hatte er sich damit getröstet: Bist du nur einmal an Ort und Stelle, so wird deinem scharfen Blick und Forschungsgeist das Wesen nicht entgehen, das des Professors verwünscht kluges Töchterlein gemeint hat. Er nahm sich nun vor, mit Jedermann, den er anträfe, besonders mit jedem Bewohner der Gegend, der mit ihm die gleiche Straße zöge, ein Gespräch anzuknüpfen, um wo möglich dadurch dem Gegenstand seiner Forschungen näher zu kommen. Schon war er auf dem wohlgeübten Pferde, welches bedächtig und in gleichmäßigem Takte einen Fuß vor den andern setzte, den geschlängelten Bergpfad hinauf bei der ersten Ruhestation, dem sogenannten „Dächli“, angekommen, schon konnte er durch die Bäume herunter schauen auf die blaue Fläche des Zuger Sees, doch noch war ihm Niemand auf dem Wege begegnet, den er für interessant genug gefunden hätte, um von ihm über die Gegend und Umgebung, über Bevölkerung und Merkwürdigkeiten dieser Berge Erkundigungen einzuziehen. Er ließ sein Pferd etwas ausruhen an dieser ersten Station der Bergfahrt und löschte seinen Durst mit einem Glas Bier, welches ihm auf eine Bank im Freien hingestellt wurde, von der aus er einige schroffe Felszacken der nahen Schwyzer Berge im Auge hatte. Da kam ein Mann mit grünem Hute, sonnverbranntem Gesicht, leichtem Schritt und lebhaftem Blick den Bergpfad daher, blieb eine Weile ihm gegenüber stehen und rief ihm in freimüthigem Tone zu: „Was sieht sich der Herr an diesen grauen Bergspitzen fast die Augen aus? Ja, da haben sich noch Wenige hinaufgewagt, und doch hab' ich schon manchmal von dort aus auf diesen Ort heruntergeschaut!“

Der Reisende dachte sogleich: Du bist vielleicht der Mann, den ich suche! — lud ihn ein, sich neben ihn hinzusetzen und einen Trunk der Erfrischung mit ihm zu theilen. Der redselige Aelpler (denn das schien er zu sein) ließ sich das nicht zweimal sagen und war bald mit dem Fremden im lebhaftesten Gespräch. Er war im Begriff, wie er sagte, Futter für die vielen fremden Vögel da oben auf Kulm den Berg herauf zu tragen und dadurch ein Stück Geld zu verdienen; ein anderes Handwerk aber behagte ihm besser, das war das edle Waidwerk in den Bergen, und kaum konnte er die Zeit erwarten, da er seinen Stutzer wieder umhängen und ausziehen konnte den flüchtigen

Gemsen nach. Begeistert erzählte er von den Gefahren bei dieser kühnen Jagd und von der Lust, nach großem Wagniß endlich ein solch' edles Wild zu erlegen, und schilderte dem begierig fragenden Zuhörer mit Lebendigkeit der Gemsen schlanke, zierliche Gestalt, ihren Wohnsitz auf den höchsten grasbewachsenen Felsen halb in den Wolken, ihre Klugheit und Behendigkeit, und wie so Viele Leib und Leben d'ran wagten, ein solches Thier zu erbeuten. „Jetzt bist du der Sache auf der Spur," dachte der thatendurstige Sohn Aesculaps, und wiegte seinen Muth schon in dem Gedanken, als kühner Gemsjäger die himmelanragenden Felsen zu ersteigen, dem klugen Fräulein zu lieb an den Ufern der Spree; diesen poetischen Gedanken hielt er für vollkommen würdig ihres seinen und hochstrebenden Sinnes. Mit dem kühnen Jäger gemeinschaftlich setzte er die Reise nach dem Rigikulm fort, nahm in lernbegierigem Gespräch bei demselben die ersten Lektionen in der Gemsjagd, theilte ihm endlich, da er einen Meister dieser Kunst in ihm glaubte kennen gelernt zu haben, seinen Wunsch mit, eine lebendige Gemse zu erbeuten (denn daß er das Rechte getroffen, war ihm nun über allen Zweifel erhaben) und versprach ihm reichliche Belohnung, wenn er ihm mit seiner Waidmannserfahrung im Fang einer lebendigen Gemse beistehe.

Der Jäger machte ihm zwar begreiflich, daß dieß nur dann geschehen könne, wenn es gelinge, eine von jungen Gemsen begleitete Mutter zu erlegen und dann eines von den Jungen, die gewöhnlich in diesem Fall von der Mutter sich nicht trennen, zu erhaschen; doch versprach er ihm, Alles aufzubieten, um ihm zum glücklichen Fang eines solchen zierlichen Thierchens zu verhelfen. Nun war des jungen Doktors Kopf plötzlich von keinem andern Gedanken erfüllt, als von der Gemsjagd. Als sie der Höhe des Rigi sich näherten, glaubte er in der Dämmerung auf jedem vorspringenden Felsblock eine Gemse zu erblicken. Von der wundervollen Aussicht sah er nichts, der herrliche Sonnenaufgang vermochte ihn nicht zu rühren; er ließ seinem Lehrer im edlen Waidwerk keine Ruhe, bis er ihn bewogen hatte, sogleich mit ihm nach seinem Heimatdorf in einem Thal des Kantons Schwyz umzukehren. Dort sollte er ihn im Stutzerschießen üben, von dort mit ihm auf die Berge steigen, um beim ersten für die Jagd günstigen Tage des Herbstes die erste Jagd mit ihm zu unternehmen. Er brannte vor Muth und vor Jagdlust; er dachte sich aus, wie seine Geliebte dort im flachen Lande draußen ihn begleite auf seinen kühnen Gängen und wie er mit stolzem Muth einziehen werde in die norddeutsche Residenz mit dem zierlichen und seltenen Thier, das er alsdann mit eigener Lebensgefahr werde erbeutet haben. Dessen war er sicher, keiner seiner Nebenbuhler würde dies Wagstück ihm nachthun. Also schoß er nach der Scheibe, kletterte fleißig auf die Berge, rutschte über die Schneeflächen, stieg barfuß abschüssige Felsen empor und übte sich im Fasten bei Käse und Brod, im Hungern und Dürsten, und wartete mit Sehnsucht

der rauheren Witterung des Oktobers, um noch zur rechten Zeit das für ihn nun doppelt edle Wild zu erjagen.

Indessen war der bedächtige Erbe des pommerischen Ritterguts zuerst nach Hause gereist, um über die ganze Angelegenheit, die ihn bewegte, besonders aber über des Räthsels Lösung, das ihm nur immer dunkler und dunkler wurde, je länger er darüber nachdachte, den erfahreneren Vater zu berathen. Der wurde zuerst auch nicht klug daraus; er berieth den Schullehrer des nächsten Ortes und den Pastor, sie stellten gelehrte Vermuthungen auf und konnten doch nicht einig werden; sie kannten beide das schöne Schweizerland nur aus alten Lehrbüchern der Geographie und dachten beide zuletzt, das müsse irgend ein neues Wunderthier auf den dortigen Bergen sein, von dem wohl schon die gelehrten Professoren in Berlin Kunde hätten, die aber noch nicht bis in die Provinz habe bringen können. „Das sind leidige Tröster," dachte der unglückliche Freier und ging täglich mit grämlicherem Gesicht und matteren Schritten im weiten Gute herum. Da begegnete ihm einst ein alter Schäfer, der sein Lebenlang auf dem Gute die Schafe gehütet, auch manchmal die Kühe zur Weide getrieben hatte und unter diesen Thieren lebte, wie unter seinen Kameraden. Der junge Herr hatte als Knabe manche Stunde in seiner Gesellschaft zugebracht und manche Kriegs- oder Zaubergeschichte von ihm erzählen hören. Voll Mitleid fragte der Alte den traurigen Herrn, der so düster herumschlich, was ihn denn so plage und quäle, und ob er vielleicht nicht helfen könne mit gutem Rath? Da beim Anblick des alten Bekannten aus der Jugend ging dem weichen Jüngling das Herz auf, er erzählte zutraulich all' sein Leid und legte zuletzt auch das dunkle Räthsel vor. „Laßt sehen, junger Herr," rief der gute Alte, nachdem er's gehört, „ob mein schwerer alter Kopf das nicht kann ergründen! Mir scheint fast, ich hab's schon! Ja, wohl kann's nichts Anderes sein, als was ich meine." Und weitläufig erzählte er, wie er schon oft von den prächtigen Kühen gehört im schönen Schweizerland mit schlanken Hörnern, riesenstarken Gliedern, klugen Augen und schönen Farben, und wie er sich's oft schon gewünscht, einmal eine solche ächte Schweizerkuh zu sehen. Und nun zeigte er besser als ein Schullehrer, wie jedes Wort des Räthsels auf ein solches schönes Thier passe, und wie es besonders bei dem Mangel an guter Milch in Berlin für eine kleine Familie ein unschätzbarer Gewinn wäre, und wie man von einer einzigen solchen Kuh mehr Butter und Käse fabriziren könne, als von zehn andern, und noch zehnmal besser, — kurz er wußte alle Vorzüge des Thieres so beredt und deutlich zu schildern, daß dem traurigen Freier das Herz dabei lachte, daß er fest glaubte, die einzig mögliche Auflösung sei nun gefunden, und sogleich beschloß, am folgenden Tag abzureisen in's Berner Oberland und dort die schönste und theuerste Kuh zu kaufen, die zu finden wäre. Den alten weisen Schäfer bestimmte er sich zum Reisebegleiter; er sollte selbst mit

kundigem Blick die Kuh auswählen und ihr auf der Rückreise nach dem Norden alle mögliche Pflege angedeihen lassen, damit sie in voller Schönheit vor dem klugen Fräulein erscheine. Der Vater und die Freunde des Hauses stimmten der einleuchtenden Auslegung bei und verglichen den alten Peter — so hieß der Schäfer — mit Joseph, der des Pharao Traum von den Kühen so trefflich ausgelegt, und zweifelten nicht am Erfolg, und der alte Peter konnte es lange nicht begreifen, daß ihm, dem gemeinen Schafhirten, in seinen alten Tagen noch die Ehre zu Theil werden sollte, in's Schweizerland zu reisen und eine Schweizerkuh von dort nach Hause zu begleiten. Nun zweifelte der Sohn des Rittergutsbesitzers nicht mehr an seinem zukünftigen Glücke, und mit vielen väterlichen Räthen ausgestattet, machte er sich am folgenden Morgen auf zur Reise nach dem Berner Oberland.

In der zarten und edlen Seele unsers Sohns der Berge war aber schon auf dem Heimweg aus des Professors Haus an jenem Freudentage das wahre Licht über dem dunkeln Räthsel aufgegangen. Er erinnerte sich, wie oft in seiner gebirgigen Heimath, wenn er mit andern Knaben auf den höhern Spitzen herumschweifte und an den Felsen emporkletterte, eine schöne Blume seinen Blick auf sich gezogen habe, die nur an wenigen und gefährlichen Stellen zu finden war in jener Gegend, und wie er manchmal Schweiß und Gefahr nicht gescheut, um eine solche Blume zu erbeuten, sie anzuschauen, an ihrer Blätter dunklem Grün und ihrer Blüthen bald dunklem, bald hellerem Roth sich zu erfreuen und seiner Mutter sie nach Hause zu bringen. Die Blume war die liebliche Alpenrose. Oft hatte ihn die Mutter gescholten, daß er so tollkühn an jene Stellen sich hinauswage, aber die Blume hatte für ihn einen geheimen Zauber; wenn er sie sah, er konnte nicht widerstehen, er mußte sie zu erbeuten suchen und es kam ihm manchmal vor, als wäre sein einstiges Schicksal an diese Blume geknüpft. Was Wunder, daß er bei Anna's Räthsel alsbald an diese Blume dachte, war sie doch selbst eine Freundin von Blumen und hatte er sie doch manchmal unwillkührlich im Stillen mit einer Alpenrose verglichen, die zwischen Himmel und Erde in der Mitte auf reinen Höhen wohne und dem Himmel so nahe und von seinem Dufte sich nährend, doch in der Erde wurzle und mit ihren lieblichen Farben sie schmücken helfe. So bedurfte es bei ihm keines langen Kopfzerbrechens, um das Räthsel zu errathen, würde er doch, wenn man ihm aufgetragen hätte, ein Räthsel über die Geberin desselben zu erfinden, kaum ein anderes erfunden haben. War dieß nicht die beste Probe für den innern Zusammenhang beider Seelen?

Von allem Fröhlichen, was er erlebt in den vergangenen Monaten, und von allem Lieblichen, was ihm als Hoffnung vor der Seele stand, war ihm das Herz nun so voll, daß es ihn vor Allem trieb, dasselbe in seiner treuen Eltern Schooß auszuschütten. Kaum waren daher die Vorlesungen geschlossen, so eilte er er in's liebe Heimatland, doch mit dem bestimmten Vorsatz, in

der angesetzten Frist zurückzukehren, um des von Gott ihm so unverhofft bescherten Glücks gewiß zu werden. Oft konnte er die ganze Führung seiner letzten Lebenszeit kaum begreifen, und der Zweifel wollte ihn überfallen, ob er dessen auch werth sei, ob er auch Alles genug überlegt habe; aber dann kam wieder mit solcher Macht die innere Gewißheit, daß seine Seele mit Anna's Seele auf's Tiefste zusammenstimme, daß er nichts Anderes denken konnte, als es sei ihre Verbindung schon längst beschlossen im göttlichen Rathschluß. Mit dieser frohen Gewißheit trat er ein in seiner Eltern Hütte, erzählte Alles mit strömenden Worten, was er erfahren, und sie konnten nur staunen und Gott loben und ihm danken, daß sie niedrige, arme Leute an ihrem Söhnlein solche Ehre und Freude erlebten. Und mit hochschlagendem Herzen ging er wieder an die Stelle, wo in Jugendjahren die Alpenrosen ihm oft ahnungsvoll winkten, und hob sie aus sammt ihrer heimatlichen Erde und zog mit dem kostbaren Schatze wieder fröhlich seiner zweiten Heimat zu.

Und am bestimmten Tage erschien in des Professors Hause der junge Doktor und bat sein Töchterlein, mit ihm einmal im Garten die Runde zu machen, und sieh', da sprang ein zierliches junges Gemslein zwischen den Sträuchen und Blumen umher, und Anna betrachtete es und sagte kein Wort. Alsbald erschien des Rittergutsbesitzers Sohn und bat des Professors Töchterlein, einen Blick durch's Fenster auf die Straße zu werfen, und sieh, da stand an der Hausthür angebunden eine prächtige Schweizerkuh mit bekränzten Hörnern, und ihrer großen Glocke Geläute lockte die Leute von nah und fern zusammen, und Anna betrachtete sie und sagte kein Wort. Nun aber erschien der arme Sohn der Berge und stellte eine blühende Alpenrose, in schweizerische Erde gepflanzt, auf den Tisch; da gab ihm des Professors Töchterlein die Hand und sprach zu allen drei Freiern:

„Nicht strahlende Talente, nicht glänzender Muth, nicht das, was vor der Welt für hoch und herrlich gilt, ist's, was ich suche, auch nicht das Nützliche, das Bequeme, das Behagliche, was unsere alltäglichen Bedürfnisse befriedigt, sondern was ich suche, ist der sanfte und stille Friede, der durch die Harmonie zweier Seelen in den höchsten Dingen besteht; von diesem Frieden sei die sanfte und liebliche Alpenrose mir ein Bild, da sie still aufblüht in des Himmels Nähe und, die sie wohl betrachten, still zum Himmel zieht. So hat mich der Sohn der Berge am besten verstanden, ihm reiche ich daher meine Hand zum ewigen Bunde."

Da gestanden offen die beiden andern Freier, daß sie diesen seinen Sinn des Räthsels niemals gefunden hätten und daß die kluge Anna das, was sie suche, gewiß am besten finde bei dem, der die Alpenrose überbracht, und boten freundlich das Gemslein und die Kuh als Brautgeschenke an. Anna empfing sie herzlich dankend, trat mit ihrem Geliebten vor den hocherfreuten Vater und feierlich sprach dieser über sie mit warmen Worten seinen väter-

lichen Segen. Nach einem Jahre führte der arme Sohn der Berge glücklich des Professors Töchterlein als geliebte Gattin in sein schönes Heimatland, das sie bald als zweites schöneres Vaterland von Herzen lieben lernte, und an ihres Gatten, eines geliebten Pfarrherrn Seite pflückte sie mit eigener Hand manche liebliche Alpenrose auf den Bergen.

Ein sicilianisches Paradies.

Von Otto Speyer. *)

Der Reisende, der das an Spuren uralter Cultur und moderner Barbarei reiche Städtchen Palazzuolo verlassend, den Blick der Meeresküste zugewendet, dem vielverheißenden Syrakus entgegeneilt, gewahrt bald mit Freude einen Wechsel in der ganzen Physiognomie der Landschaft, deren traurige Einförmigkeit ihn während der letzten Tagereisen durch das innere Sicilien so oft mit dem Gefühle des Mißmuthes und herber Enttäuschung erfüllt hat. Zwar führt auch jetzt noch sein Pfad stundenlang über vielfach zerklüfteten Felsboden hin; der kunstlose Weg ist mit losen weißen Kalksteintrümmern hoch bedeckt, voller Löcher und tiefer Spalten, so daß selbst das sicher schreitende Maulthier kaum aus dem Straucheln kommt; aber bald unterbrechen reiche Baumgruppen die einförmige Linie der flachen Bergrücken und Hochebenen, die rings den Horizont begrenzen. Zum ersten Male, vielleicht nach wochenlangem Ritte über sonnverbrannte Flächen und die steinbesäeten Flanken des Gebirges, nimmt ihn ein dichtes Gehölz in seine duftigen Schatten — ein Genuß, von dem sich der Bewohner des kühlen, wälderreichen Nordens kaum eine Vorstellung macht. Mispel- und wilde Oelbäume, blattwechselnde und immergrüne Eichen von hoher Kraftausbildung des Stammes wie des Laubes erscheinen von üppigem Rankengeflechte so umzogen und umwoben, daß die hohen Pfeiler der Baumstämme oft aus natürlichen Lauben emporsteigen, welche die zartgrünen Aeste und Blätter der Clematis tief unter dem düstern Schattendache der Steineichen bilden. Aber nicht Moose und Gräser, sondern hohes Gestäude, meist Euphorbien mit holzigem Stengel und großen röthlichen Blüthenschirmen, bekleidet den Boden des Hochwaldes. Wo derselbe, zu früh für den schattenliebenden Wanderer, plötzlich abbricht, verflachen sich die Höhenzüge, die ihn in stetem Wechsel von steilen Bergen und schluchtartigen Felsenthälern dreißig Miglien weit begleitet, zur weitgedehnten Hochebene. Einzelne kümmerlich vegetirende Getreidefelder wechseln mit weiten Strecken unbebauten Bodens, die mit einem bunten Flore vielfarbiger Disteln bedeckt sind. Zwischen den licht stehenden rissigen Stämmen der Korkeichen

*) Aus des Verfassers interessantem Werke: Bilder Italienischen Landes und Lebens. Zwei Bände. Berlin, Verlag von E. S. Mittler und Sohn. 1859.

und den glatten des immergrünen Wegdorns (Rhamnus alaternus) erscheinen hie und da niedere Gruppen der kleinen gesellig wachsenden Fächerpalme.

Der voranreitende Führer hält das Maulthier an, um euch zu erwarten; dicht vor euch senkt sich die Hochebene, plötzlich steil abfallend, in ein enges Thal. Aber euer Auge schweift, dem ausgestreckten Arme des Führers folgend, über die nächsten niedern Höhenzüge hinweg nach der leicht gewellten Ebene hin, die sich, mit Feldern und Baumgruppen, mit Städten und Dörfern bedeckt, von Flüßchen durchzogen, vom Fuße der Berge ostwärts bis zum Strande des jonischen Meeres erstreckt. Am äußersten Rande, schon rings umkränzt vom dunkelblauen Spiegel der See, schimmern die weißen Mauern und Häuser des modernen Syrakus, der alten Insel Ortygia. Mächtig dehnt sich zur Rechten das weite Becken des großen Hafens, während zur Linken die vielgezackte Küste bis zur weit vorspringenden Landzunge von Thapsus erscheint. Ueber ihren Buchten steigen die wieder mit dem natürlichen Felsgesteine des Bodens in Eins verwachsenen Trümmer der Tyche und Neapolis den mäligen Abhang zur Epipolä hinauf, an deren äußerster Grenze euch der Führer die alte Citadelle des Dionys zu zeigen bemüht ist, die euer Auge doch aus dieser Ferne so wenig zu erkennen vermag wie die Säulen des Jupitertempels oder die Papyrusstauden der Cyanenquelle. Südlich ziehen flache, plötzlich fast senkrecht abgeschnittene Bergzüge, in mehreren parallelen Ketten, nach den fern erscheinenden Häusern von Noto hin. Ueber dem Flachlande schweben brütend die Sonnennebel des Mittags. Ueber den nördlichen Hügeln aber steigt, Alles weithin überragend, der gigantische Kegel des Aetna hoch hinauf in den reinen Aether; mit sanfterem Blau sich leicht abhebend vom schimmernden Hintergrunde des Himmels, den düstern Scheitel von einem Kranze weit leuchtender Schneeflocken umwunden.

Auf rauhem, steinigem Wege, das Thier am Zaume nachziehend, steigt ihr wohl an 800 Fuß tief den steilen Berghang hinab. Erschöpft von der Anstrengung, ermattet von der Hitze des Juninachmittags, werft ihr euch unter den weitschattenden Aesten der Carube zwischen die purpurfarbigen Scabiosen, die den blumigen Abhang bekleiden. Aber bald ist alle Erschöpfung, alles ausgestandene Ungemach des Weges vergessen, denn vor euch liegt ein Paradies des Südens, eine neue Welt, so verschieden von den Schauplätzen, die ihr durchwandert, wie die grünende Oase von dem dürren, ertödtenden Sandmeere der Wüste. Es ist ein enges Thal, offenbar in der Regenzeit kaum zureichend für den Gebirgsstrom, der sich jetzt wie ein Silberfaden, oft unter den mächtigen Geröllblöcken, den Spuren vergangener Verwüstung, verschwindend, hindurchzieht. Gras- und blumenbedeckte Abhänge steigen zu beiden Seiten empor, überragt von 2—300 Fuß hohen senkrechten Felswänden. Der ganze Thalgrund erscheint als ein ungeheures Beet blühender Oleanderbüsche von 3—5 Fuß Höhe. Wunderbar leuchten die rosigen Blü-

thentrauben zwischen den dunkelgrünen Blättermassen hervor. Ueber ihnen wölben sich, den untern Abhängen entsprießend, riesige Johannisbrodbäume, die weit verbreiteten Aeste, Lauben bildend, bis tief zur Erde gesenkt, das dunkle Laub verflossener Jahre mit den jüngst entsprossenen frischgrünen Blättern gemischt. Schlanke Pfefferbäume, die zarten Blattfiedern im Luftzuge wiegend, ragen hoch darüber hinaus, mit weitschirmigen Pinien wechselnd, deren mächtige Stämme und berstende Rinde vielhundertjährige Dauer verrathen. Aus den Gipfeln gewaltiger Wallnußbäume fallen die Ranken der wilden Rebe, die wie eine Riesenschlange den Stamm umwindet, bis auf den Boden herab; zwischen den gefiederten Blättern drängen sich wunderbar die jungen Trauben hervor. Ueppiges Epheugerank verhüllt dem Blicke vollständig den Stamm jener mächtigen Steineiche, klettert von Ast zu Ast und blickt mit den jungen schimmernden Blüthen wie mit lächelnden Augen hoch oben aus dem dichten, düstern Laubwerk seines Beschützers. Baumartige Malvaceen, Granatbäume mit scharlachrothen, weit leuchtenden Blumen bedeckt, und Mannaeschen füllen die Zwischenräume der Riesenstämme. Dichte Bouquets röthlich weißer Kapperblüthen drängen sich aus den Felsenspalten; Myrthenbüsche, Rosmarin- und Lavendelstauden durchwürzen die Luft mit ihrem kräftigen Aroma. Höher hinauf brechen kolossale Rosetten dornblättriger Agaven aus den Fugen der steiler werdenden Felsen, überragt von den schlanken Säulen der Blüthenstengel, die hoch oben ihren Kronleuchter von weißen Blumen entfalten; ungestalte stachlichte Cactus, den Rand der ellenlangen Blätter mit schwefelgelben Blüthen dicht umsäumt, bilden undurchdringliche Dickichte; Epheu, Waldreben, Wein und andere kletternde Pflanzen bekleiden bald die nackten Wände der Felsen, bald schlingen sie lebendige Ketten von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, schwankend und spielend im leichten Luftzuge des Mittags. Höher hinauf wird die Felswand senkrecht und nackt, nur daß sich hie und da noch ein gewaltiger Stamm aus enger Felsenspalte hervordrängt, fast horizontal kühn über den Abgrund hinaushängend und aus seinen Aesten die flatternden Ranken wie Boten bis unten zum Thalgrunde senkend. Die Felswände selbst erscheinen, in schroffem Contraste zu dem grünen Dickicht unterhalb, in brennendem Rothgelb; nur die dunkeln Eingänge zahlreicher Grotten und Höhlen unterbrechen die leuchtende Fläche. Nicht wenige derselben zeigen unverkennbar die Spuren, wenn gleich roher, menschlicher Arbeit; gemauerte Wände verschließen oft den untern Theil der Oeffnungen; andere scheinen künstlich erweitert oder mit rohen Thür- und Fensteröffnungen versehen. Und doch ist nirgends eine Spur von einem Zugange; oben und unten nichts als glatter Fels. Stiegen die Bewohner auf Leitern aus dem Thale empor? ließen sie sich an Stricken von der Höhe hinab? Niemand weiß sie euch zu nennen oder irgend Kunde von ihnen zu geben. Seit Menschengedenken sind die Höhlen verlassen und

öde. Doch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sich uns hier ein verkleinertes Abbild der wunderbaren Höhlenstadt des nahen Thales von Ispica darbietet. Eingeborene aus vorgriechischer Zeit, ein wildes und rohes Kyklopengeschlecht, bewohnte diese Grotten. Es ist bis auf den Namen seit Jahrtausenden von der Erde verschwunden.

Aber das Blüthenmeer des paradiesischen Thales verscheucht rasch die düstern Gedanken, die der Anblick der gähnenden Höhlen im Wanderer hervorrief. Bei jeder Biegung wechseln die herrlichen Bilder: bald heiter und lieblich, wenn die Blüthenbüsche und das rankendurchwobene Blättergeflecht vorherrschen, bald erhaben und großartig, wenn die ernsten Massen der Caruben und die dunklen Schirme der Pinien aus den Spalten der abenteuerlich gestalteten Felspyramiden hervordringen. So begrüßt ihr endlich fast seufzend die lang ersehnte Ebene von Syrakus mit ihren riesenhaften, oft seltsam gewundenen Olivenstämmen. Noch wollt ihr einen letzten Blick zurücksenden in die schöne Einöde, die ihr eben durchwandert; aber schon ist jede Spur von ihr verschwunden, als ob sie in die Erde versunken wäre. So gebt ihr eurem müden Thiere die Sporen und erreicht bald die breiten Straßen des Städtchens Floridia, des letzten Rastortes vor eurem diesmaligen Reiseziel, dem meerumflossenen Syrakus.

Unterhaltungen.

— **Natur und Frieden.** Von Theobald Kerner. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, 1859. Zu einer Zeit, wo die politische Literatur und der Broschürenhandel die Aufmerksamkeit der Lesewelt fast einzig in Anspruch nehmen, wird ein Buch wie das vorliegende, wenigstens für den Augenblick in den Hintergrund treten, und doch — wenn wir in ruhiger Stunde den Inhalt prüfen, müssen wir gestehen, daß gerade diese zartgesponnenen, dem tiefsten Innern entsprungenen Gebilde gegenüber den aufregenden Zeitverhältnissen uns eine wahrhafte Erholung zu bereiten geeignet sind. Theobald Kerner führt uns in das Bauernhäuschen und in die Bauernstube, oder hinaus in grünende Thäler, auf waldige Höhen und zu stillen schweigsamen Wäldern, kurz, überall hin, wo Natur und Frieden thatsächlich schalten und walten. Er gibt keine Erzählungen, keine Novellen, seine Schilderungen sind Aphorismen aus der Natur, Empfindungen wie sie uns in Augenblicken ankommen, wo die Erinnerung an die Kindheit unser Herz beschleicht:

Wenn die Sonne sinkt,
Wenn ihr letzter Schein
Durch die Wolken blinkt,
Wenn durch Flur und Hain
Schwebt die Ruhe nieder,
Da kehrt leis auch wieder
Sie die oft vertrieb'ne
Und doch treu geblieb'ne
Stille Mahnerin, die Sehnsucht.

Mensch gesteh es nur,
Weil du der Natur
Fremd wirst in des Tag's Getriebe,
Wird dir's Abends bang,
Wie dem Kind, das lang
Fern war von der Mutterliebe,
Und das laute Spiel
Wird dir jetzt zu viel,
Sehnst dich heimathswärts,
Und die Sehnsucht lind
Trägt, verirrtes Kind,
Dich aus dem Gewühl
An das Mutterherz.

Seine Bilder: Der alte Martin, Ein Sonntagsmorgen, Heimweh, Der blinde Geiger, Vergänglichkeit, Begegnung, Ein Menschenleben u. a. m. werden in hohem Maße den Lesern eine willkommene Gabe sein. Wir empfehlen das Büchlein als einen willkommenen Vorboten eines baldigen Friedens.

— Les petites soeurs des pauvres in Frankreich. — Die Geschichte dieser Congregation liefert folgende denkwürdige Beispiele. Die Bevölkerung von St. Servan, einer kleinen Stadt in der Bretagne, findet ihre Nahrung auf dem Meere. Seine Stürme machen viele Frauen zu Wittwen. Diese müssen zum Bettelstabe greifen. Die Stadt hat kein Spital. Hier zu helfen war der Tag- und Nachtgedanke des Pfarrers Lepailleur. Da führt er (1840) eines Tages zwei fromme Mädchen zu einer blinden alten Frau, um sie zu pflegen. Mit ihnen verbindet sich die 50jährige Johanna Jugan. Man bezieht deren Wohnung. Zu der alten Blinden kommt noch eine zweite Alte, zu den drei Pflegeschwestern gesellt sich die vierte. Da miethet man einen Saal mit 12 Betten. Alle Leute werden aufgenommen. Der Armenpflegschaftsrath gibt die Almosen, die früher die Alten erhielten, jetzt den Schwestern. Die Schwestern betteln jetzt statt der Alten. Die Gaben fallen bei ihnen reichlicher. Es treten neue Schwestern ein. Der Saal wird zu klein. Man kauft im Jahre 1842 ein Haus um 22,000 Franks. Die Unterstützungen fließen so zahlreich, daß man die Kaufsumme in einem Jahre abzahlt In 18 Monaten ist auch dieses Haus angefüllt. Man muß es baulich erweitern. Es fällt ein Vermächtniß von 7000 Franks, und Johanna Jugan erhält als Tugendpreis von der Akademie 3000 Franks, die sie hergibt. Das Werk war vollendet. Sollte man nicht auch Töchteranstalten gründen? Das Bedürfniß war ja doch auch anderswo ein gleiches! Man gründet zuerst ein Haus in Tours. Drei Schwestern nehmen da 18 Arme auf. Sie sammeln Almosen, wie zu Servan. Sie opfern ihre Jugend, ihre Gesundheit, ihr Leben; sie dulden Rohheiten und selbst Mißhandlungen ihrer Pfleglinge. 1849 entsteht eine gleiche Anstalt in Paris. Die Gründerinnen erhalten in Paris zuerst ihren Unterhalt in der allgemeinen Armenküche, wo sie mit andern Bettlern sich zusammenfinden. Das schreckt sie nicht ab. Nach 5 Monaten schon entsteht das Haus in St. Jakob, welches 150 Arme beherbergt. Jetzt wird eine neue Anstalt in Nantes gegründet. Die Gründerin bezieht mit 4 Franken das gewählte Haus als Mietherin. Nach 3 Monaten sind schon 40 alte Leute hier aufgenommen. Wie anderswo gehen auch hier die Schwestern auf den Victualienmarkt und erhalten von den Händlern freudig und unentgeltlich alle Mittel für den Hausbedarf. Jetzt erhält auch Besançon eine solche Anstalt und im Jahre 1850 werden solche Häuser auch in Angers, Bordeaux, Nancy und Rouen gegründet. Handwerker, insbesondere Metzger, Spezereihändler und Soldaten, bringen ihnen ihre Waaren, Produkte und Ersparnisse als freiwillige Gaben. In Paris entsteht ein zweites Haus, Cardinal Wisemann führt die Schwestern der Armen auch in London ein. Hier treten in die Anstalt alsbald 40 alte Leute

von allen Confessionen ein. Jetzt kommen Laval und Lyon. Armuth und Gottvertrauen sind hier wie sonst die Grundsteine des Baues. Im Jahre 1851 eröffneten die Armenschwestern ein eigenes Haus mit 20 Pfleglingen und jetzt (1853) zählt der Orden 300 Schwestern mit 1500 durch Alter und Noth verkommenen in diese Anstalten aufgenommenen Armen. Im Jahre 1858 wurde das 16. und 17. Haus in Marseille und in Lille eröffnet, und das 18. in der Magdalenen-Pfarrei in Paris. Siehe Dr. Johann Joseph Roßbachs Geschichte der Familie. (Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung, 1859.)

— **Silvio Pellico.** Da die Schicksale dieses Dichters vielfach entstellt aufgezeichnet sind, so mögen die Berichtigungen Reuchlin's, welchem die Briefe Pellico's die G. Stefani sammelte und Ant. Delatour 1857 in Paris übersetzt herausgab, manchen Wink dazu gaben, hier einen Raum finden. Silvio Pellico wurde 1789 in Saluzzo in Piemont geboren, lebte einige Zeit als Hauslehrer bei Porro, früher ein begeisterter Anhänger Foscolo's, ward er mit Manzoni befreundet und arbeitete an dessen Conciliatore mit. Früh mit den Werken Byron's und Schiller's Maria Stuart bekannt, schrieb er in seinem 20sten Jahre nach Dante seine Francesca da Rimini. Durch seine Dichtungen suchte er die italienische Unabhängigkeit zu predigen. Später schrieb er: „Ich hatte im Jahre 1820 einen unausführbaren, aber schönen, aber würdigen, aber reinen Traum." Am 13. October 1820 wurde er in Mailand verhaftet, und nachdem er hier vier Monate und dann nebst 12 Genossen unter den Bleidächern des Dogenpalastes in Venedig gefangen gewesen, wurde er nach der Vorbereitung auf den Tod die berühmte Palasttreppe herab und auf das Schaffot geführt, welches auf der Piazetta errichtet war. Hier wurde ihm das Todesurtheil verlesen und er auf den Spielberg, die Citadelle von Brünn, geführt. Fromm erzogen, nahm er dahin nur seine Bibel und seinen Dante mit. Die Julirevolution öffnete ihm den Kerker. Im Jahre 1832 gab er die treue Erzählung seiner zehnjährigen Gefangenschaft, ihrer Leiden und Freuden („mie prigioni") heraus: da kein Laut der Anklage gegen Oesterreich daraus tönt, erzürnte er damit die hitzigen Patrioten. Ein frommeres, zarteres Stillleben hat kein Maler entworfen. Seine „Pflichten des Menschen" (1834), seine lyrischen Gedichte (1837) erreichten jene Höhe nicht. Er suchte bei diesen Arbeiten und denen, wobei er als „Minister der Wohlthätigkeit" der Gräfin Barolo, Stifterin der Kinderasyle und Schulen, sich betheiligte, unter den Leiden des Asthma „seine Seele zu seinem besten Werke zu machen". Innig mit dem Grafen Cäsar Balbo befreundet, ermunterte er diesen zu seinen bedeutendsten Werken. Pellico wehrte sich 1846 auch gegen Gioberti, aller Theilnahme an den nationalen Hoffnungen, namentlich aller demokratischen; sein Wunsch war ein Bund der italienischen Fürsten. Er folgte mit großer Aufmerksamkeit den neueren poetischen Erzeugnissen seines Vaterlandes und rühmte daran, daß sie der Mythologie den Cultus aufgesagt hätten. Allein nur Manzoni's „Verlobte" erscheinen ihm als ein kolossales Werk; er zweifelt mit Recht, ob die andern Neueren die Werke eines Cesarotti, Alfieri, Parini überragen. Trefflich ist die Bemerkung, daß ihm Alfieri's Tragödien in den Sinn kamen, wenn er eine Militärmusik, namentlich wenn er Trommeln hörte. — Der sanfte Dulder verschied am 31. Januar 1854.

— **Frau von Staël und die heutigen Verhältnisse.** Vor 39 Jahren erschien das Werk der Frau von Staël „zehn Jahre Verbannung *), worin sich Aussprüche finden, die vollständig auf unsre heutige Lage passen. Frau von Staël befand sich, als die französische Armee unter dem ersten Napoleon über die Alpen ging, in der Schweiz. „Während der schönen Sommerabende am Ufer des Genfer Sees, schämte ich mich beinahe, mich im Angesichte dieses schönen Himmels und dieser reinen Fluth so sehr um die Dinge dieser Welt zu bekümmern; allein ich konnte meine innere Bewegung nicht überwinden. Ich wünschte, Bonoparte möchte geschlagen werden, weil dies das einzige Mittel war, den Fortschritten

*) Oeuvres inédites de Mad. la Baronne de Staël. Paris 1820.

seiner Tyrannei Einhalt zu thun; indeß durfte ich diesen Wunsch noch nicht bekennen, und der Präfekt des Lemans, ehemaliger Deputirter der constituirenden Versammlung, der sich der Zeit erinnerte, wo wir zusammen die Hoffnung der Freiheit liebten, schickte mir zu jeder Stunde Couriere, um mir die Fortschritte der Franzosen in Italien anzuzeigen. Es wäre mir schwer geworden, dem Herrn von Eymar begreiflich zu machen, daß das Wohl Frankreichs verlange, es erleide damals Unfälle, und ich nahm die vorgeblich guten Nachrichten, die er mir sandte, auf eine gezwungene Weise an, die mit meinem Charakter nicht wohl übereinstimmte. Mußte man seitdem nicht unaufhörlich die Triumphe desjenigen, der seine Erfolge auf das Haupt aller und eines Jeden zurückfallen ließ, erfahren, und ist aus so vielen Siegen je ein einziges Glück für das traurige Frankreich entstanden?" — Weiter sagt sie: „Der charakteristische Zug von Napoleons Glück sind die Souveräne, die er auf dem Throne fand. Paul I. besonders hat ihm unberechenbare Dienste geleistet; er faßte für ihn den Enthusiasmus, den sein Vater für Friedrich II. fühlte, und verließ Oesterreich in dem Moment, wo es noch zu kämpfen versuchte. Bonaparte überredete ihn, ganz Europa würde auf Jahrhunderte den Frieden genießen, wenn die zwei großen Reiche des Osten und des Westen einig wären; und Paul I., der etwas Ritterliches im Gemüth hatte, ließ sich mit diesen Lügen fangen. Es war ein Schicksalsstreich für Bonaparte, ein so leicht zur Schwärmerei zu bringendes gekröntes Haupt anzutreffen, das Heftigkeit mit Schwäche verband; auch bedauerte er Paul I. sehr, denn kein Mensch war ihm paßlicher zu betrügen.

— **David Zeisberger.** Vor sieben und achtzig Jahren, am 3. Mai 1772 hallten gewandte Axthiebe fleißiger Hände in den Uferwaldungen des Muskingum wider. David Zeisberger, der deutsche Herrnhuter, war mit seinen 27 indianischen Schülern bei der Lichtung der ersten städtischen Ansiedlung in Ohio, bei der Gründung von Schönnbrunn am Werk.

Diese deutsche Stadt wurde bald der Sammelort von Missionären dieser Religion, Heckewelder, Scheboseh, Pyrlach, Büttner, Cammerhof, Sensemann und andern, welche die Gründer neuer deutschen Ansiedlungen in den jetzigen Bezirken von Tuscarawas und Coshocton und damit die Pioniere des großen staatlichen Baues wurden, welcher den Namen Ohio trägt.

Schönbrunn ist das Plymouth Ohios; was die Passagiere der „Mayflower" den New-England Staaten, was William Penn Pennsylvanien, und Daniel Boone Kentucky, das ist David Zeisberger Ohio. Richter Lane in Sandusky besitzt das sorgfältig in deutscher Sprache geschriebene Tagebuch des alten Herrnhuter mit all den merkwürdigen Schicksalen dieser ersten Ansiedelung Ohio's, ein dem gewissenhaften Geschichtsschreiber des Staates höchst werthvoller Schatz. Er beginnt mit dem 3. Mai, dem besonders für die Deutschen denkwürdigen Tage, wo sich das erste bürgerliche Dach in Ohio erhob und das erste Maiskorn in den Boden versenkt wurde, darüber seit Jahrtausenden nur die Wälder gerauscht hatten.

An unsere Leser.

Mit der heutigen Nummer wird das Frankfurter Museum aufhören in der bisherigen Form als Wochenschrift zu erscheinen. Wir behalten uns die Umwandlung des Blattes in eine Revue vor, worüber wir seiner Zeit das Nähere durch einen Prospectus bekannt machen werden.

Die Redaktion.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.